Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Ser. 2 V 18

Volks- und Familien-Ausgabe.

110. u. 111. Lieferung.

II. Serie

Jena,
Hermann Coste[…]
Verlagsbuch[…]dlu[…]

Preis für jede […]
Man bittet die inneren Seite[…]

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Fritz Reuter's sämmtliche Werke.

Volks=Ausgabe in 7 Bänden oder 28 Lieferungen.

Preis jeder Lieferung nur 75 Pf. (7½ Sgr.)

Um dem längst geäußerten Verlangen des Deutschen Volkes zu entsprechen, haben wir von sämmtlichen Werken ritz Reuter's neben der bisherigen Ausgabe in 15 Bänden M. eine **Volks=Ausgabe** in 7 Bänden oder 28 Liefe=ngen zu dem billigen Preise von 75 Pf. für die Liefe=ung veranstaltet. Der Preis der neuen Gesammt=Ausgabe beträgt also noch weniger als die Hälfte des bisherigen Preises. Trotzdem haben wir weder Mühe noch Kosten gespart, diese Volks=Ausgabe nach sorgfältiger Vorbereitung als eine wesentlich verbesserte und in recht guter äußerer Ausstattung erscheinen zu lassen. Zu dem Zwecke wurde nicht nur der Text, so weit möglich, nach den Originalmanuscripten des Verfassers auf's Genaueste revidirt und, so weit bei der gebotenen Schonung der Eigenthümlichkeiten der Reuter'schen Orthographie thunlich, nach bestimmten Gesichtspunkten geregelt, sondern es wurde auch eine reichhaltige Wort= und Sacherklärung unter jeder Seite hinzugefügt, um auch Denjenigen die genußreiche Lectüre der Reuter'schen Werke möglich zu machen, ... mit der plattdeutschen Sprache wenig oder gar t vertraut sind.

... olks=Ausgabe der sämmtlichen Werke Fritz Reuter's
... 1. October 1877 ab monatlich in 2
... à 75 Pf., so daß die vollständige Ausgabe
... o Ende November 1878, in den Händen
... ird. Der Inhalt aller 7 Bände
... net:

... Vorwort und Einleitung. — Fritz
... — Ausgewählte Briefe von Fritz
... mels, 1. Theil.

Fortsetzung auf 3. Seite.

Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Zweite Serie.

Achtzehnter Band.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Unter Palmen und Buchen.



Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

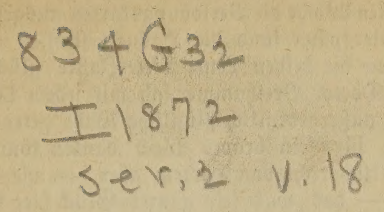
Unter Palmen und Buchen.

Gesammelte Erzählungen

von

Friedrich Gerstäcker.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.



Eine alltägliche Geschichte.

Es war auf einem Balle in der Erholung, daß Doctor Kuno Brethammer Fräulein Bertha Wollmer kennen lernte — oder vielmehr zum ersten Mal sah, und sich sterblich in sie verliebte.

Bertha Wollmer trug ein einfaches weißes Kleid, einen sehr hübschen Kornblumenkranz im blonden Haar und sah wirklich allerliebst aus. Aber es bleibt immer ein gefährlich Ding, wenn sich ein Mann eine Hausfrau auf einem Balle sucht. Der Ballsaal sollte der letzte Ort dazu sein, denn dort ist Alles in Licht gehüllt, und er wird geblendet und berauscht, wo er gerade Augen und Verstand nüchtern und besonnen auf dem rechten Fleck haben müßte.

Diesmal hatte aber Doctor Brethammer seine Wahl nicht zu bereuen, denn Bertha Wollmer war nicht allein ein sehr hübsches Mädchen, das sich mit Geschmack zu kleiden wußte, sondern auch außerdem wacker und brav, ein wirklich edler Charakter und eine, wie sich später herausstellte, vortreffliche Wirthschafterin. — Der Doctor hätte auf der Welt keine bessere Lebensgefährtin finden können.

Gegen ihn selber ließ sich eben so wenig einwenden. Er war etwa vierunddreißig Jahre alt, Advocat mit einer recht guten Praxis, hatte also sein Auskommen, galt in der ganzen Stadt für einen braven, rechtschaffenen Mann, schuldete keinem Menschen einen Pfennig, und als er vierzehn Tage später

um Bertha Wollmer anhielt, sagte das Mädchen nicht Nein, und Vater und Mutter sagten Ja, worauf dann noch in der nächsten Woche die Verlobungskarten ausgeschickt wurden. Zwei Monate später fand die Hochzeit statt.

So lebten die beiden Leute viele Jahre glücklich mit einander, und Doctor Brethammer sah mit jedem Tage mehr ein, daß er eine außerordentlich glückliche Wahl getroffen und Gott nicht genug für sein braves Weib danken könne. Er liebte sie auch wirklich recht von Herzen, aber — wie das oft so im Leben geht — das, was sein ganzes Glück hier bildete, wurde ihm — durch nichts gestört — endlich zur Gewohnheit, und er vernachlässigte, was er hätte hegen und pflegen sollen.

Es mag sein, daß seine Liebe zu der Gattin deshalb nie geringer wurde, aber er vernachlässigte die Form, die in einem gewissen Grade in allen Lebensverhältnissen nöthig ist: er war oft rauh mit seiner Frau, ja heftig, und wenn er auch dabei nicht die Grenzen überschritt, die jeder gebildete Mensch inne halten wird, that er ihr doch oft — gewiß unabsichtlich — recht wehe. Ja manchmal, wenn ihm ein heftiges Wort entfahren war, hätte er es von Herzen gern widerrufen mögen, aber — das ging leider nicht an, denn — er durfte sich an seiner Autorität nichts vergeben.

Nur zu einer Entschuldigung ließ er sich herbei. „Du weißt, ich bin jähzornig," sagte er, „wenn's aber auch oft ein bischen rauh herauskommt, so ist es ja doch nicht so schlimm gemeint und eben so rasch vergessen."

Ja, das war allerdings der Fall; er hatte es eben so rasch vergessen, aber sie nicht, und wenn sie ihm auch nie ein unfreundlich Gesicht zeigte, wenn sie ihn immer bei sich entschuldigte und sein oft mürrisches Wesen auf die Sorgen und den Aerger schob, den er außer dem Hause gehabt — ein kleiner Stachel blieb von jeder dieser Scenen in ihrem Herzen zurück, so viel Mühe sie sich selber gab, die Erinnerung daran zu bannen; einen kleinen Nebelpunkt ließ jede solche Wolke zurück, die an der Sonne ihres häuslichen Glücks, sei es noch so schnell, vorübergezogen, und in einsamen Stunden konnte sie oft recht traurig darüber werden.

Sie hatten zwei Kinder mitsammen, an denen der Vater mit großer und wirklich inniger Liebe hing — und doch, wie wenig gab er sich mit ihnen ab! — Es ist wahr, am Tage war er sehr viel beschäftigt und mußte sich oft gewaltsam die Zeit abringen, um nur zum Mittagessen zu kommen, aber Abends um sechs Uhr hatte er dafür auch jedes Geschäft abgeschüttelt, und dann wäre ihm allerdings Zeit genug geblieben, bei Frau und Kindern zu sitzen, um sich seines häuslichen Glückes zu freuen, aber — „er mußte dann doch ein wenig Zerstreuung haben" — wie er sich selbst vorlog — er mußte den Geschäftsstaub abschütteln und mit einem „Glas Bier" hinunterspülen, und das geschah am besten im Wirthshaus, wo man nicht gezwungen war zu reden — wenn man nicht reden wollte — wo man einmal eine Partie Scat oder Billard spielte, um die ärgerlichen Geschäftsgedanken aus dem Kopf zu bringen — und wie die Ausreden alle hießen, mit denen er allein sich selber betrog, denn seine Frau fühlte besser den wahren Grund.

Er amüsirte sich nicht zu Hause. Er hatte seine Frau und Kinder unendlich lieb und würde Alles für sie gethan, jedes wirklich große Opfer für sie gebracht haben, aber — er verstand nicht, sich mit ihnen zu beschäftigen, und suchte deshalb Unterhaltung bei Karten und Billard.

Und wie verständig und lieb betrug sich seine Frau dabei! Er mochte noch so spät Abends zum Essen kommen, nie zeigte sie ihm ein unfreundliches Gesicht, nie frug sie ihn, wo er heute so lange gewesen. Die Kinder — wenigstens das jüngste — waren dann schon meist zu Bett gebracht; er konnte ihnen nicht einmal mehr „gute Nacht" sagen, und ärgerlich über sich selber — so sehr er auch vermied es sich selber einzugestehen — verzehrte er schweigend sein Abendbrod.

Das waren die Momente, wo ihm der älteste Knabe ängstlich aus dem Wege ging, denn hatte er irgend etwas versäumt, und der Vater erfuhr es in einer solchen Stunde, dann konnte er sehr böse und sehr heftig werden — und die arme Mutter litt besonders schwer darunter.

Wie oft nahm er sich vor, die Abende in seiner Familie, bei den Seinen zuzubringen, und er wußte ja, wie sich seine

Frau darüber gefreut haben würde. So lieb und gut sie dabei mit den Kindern war, so sorgsam sie auf Alles achtete, was dem Gatten eine Freude machen oder zu seiner Bequemlichkeit dienen konnte, so verständig war sie in jeder andern Hinsicht, und es gab nichts, worüber sich nicht ihr Mann hätte mit ihr unterhalten mögen, nichts, worin sie nicht im Stande gewesen wäre, einen vernünftigen Rath zu ertheilen. Er kannte und schätzte diese Eigenschaften an ihr — er liebte sie dafür nur desto mehr, aber — wenn der Abend, wenn die Zeit kam, wo er wußte, daß sich die Spieltische besetzten oder die gewöhnliche quatre tour zusammenkam, dann ließ es ihn nicht länger zu Hause ruhen.

Seine Frau war die letzten Jahre kränklich geworden; da sie aber nie gegen ihn klagte und ein häufiger wiederkehrendes Unwohlsein stets soviel als möglich vor ihm verbarg, um ihm die wenigen kurzen Stunden nicht zu verbittern, die er bei ihnen zubrachte, achtete er selber nicht viel darauf, oder hielt es doch keineswegs für gefährlich. Er hatte in der That sehr viel zu thun und den Kopf zu Zeiten voll genug — nur seine Frau daheim hätte er es nicht sollen entgelten lassen. Sobald er das aber ja einmal fühlte, wollte er es auch stets wieder gut machen, und überhäufte sie mit Geschenken — ja, wo er einen Wunsch an ihren Augen ablesen mochte, erfüllte er ihn — so weit er eben mit Geld erfüllt werden konnte — nur seine Abende widmete er ihr nicht. — Er wollte auch eine Erholung haben, wie er meinte, und in seiner Heftigkeit gegen die Seinen mäßigte er sich eben so wenig.

„Ihr müßt mich nehmen, wie ich nun einmal bin,“ sagte er in einer halben Abwehr, in halber Entschuldigung; „Ihr wißt, wie's gemeint ist,“ und damit war die Sache für ihn abgemacht, aber nicht für die Frau.

Er war auch jetzt zu Zeiten in Gegenwart Fremder heftig gegen sie und fuhr sie rauh an. Er meinte es wirklich nicht so bös, wie die Worte klangen, aber es trieb ihr doch manchmal die Thränen in die Augen, so sehr sie sich auch dagegen stemmte, ihm zu zeigen, wie weh er ihr gethan.

So verging der Winter. Es war eine neue Gesellschaft

in X. gegründet worden und Brethammer Vorstand dabei. Das Local wurde mit einem Ball eröffnet, und er hätte seine Frau gern dort mit eingeführt, ja er kaufte ihr ein ganz prachtvolles Ballkleid und that wirklich Alles, um sie zu überreden, ihm die Freude zu machen. Sie sagte ihm jetzt, daß sie unwohl sei, aber er wollte es ihr nicht glauben, und erst als sie ihm mittheilte, wie viel sie den letzten Herbst gelitten und wie große Mühe sie sich gegeben, es nicht zu zeigen, erschrak er, und jetzt fiel ihm auch ihr bleicheres Aussehen, fielen ihm die eingefallenen Wangen auf. Aber er nahm es trotzdem leicht. Sie war schon oft unwohl gewesen und hatte sich immer wieder erholt, auch diesmal würde es sicher vorübergehen, wenn sie sich nur schonte. Es war unter solchen Umständen jedenfalls das Vernünftigste, daß sie nicht auf den Ball ging.

Der Winter verging, Bertha wurde in der That nicht kränker, aber sie blieb leidend, und ihr Gatte gewöhnte sich zuletzt an diesen Zustand. Er hatte anfangs seine Heftigkeit gemäßigt und sich Gewalt angethan — und ach, wie dankbar war ihm Bertha dafür! — auf die Länge der Zeit aber vergaß er das wieder — es war ja nicht mehr nöthig. Seine quatre tour und Scatpartie versäumte er aber nie und amüsirte sich ganz vortrefflich dabei. Kam er dann Abends nach Hause, — ob er sich auch einmal um eine halbe oder ganze Stunde verspätet hatte — fand er den Tisch gedeckt, und war es so spät geworden, daß die Kinder zu Bett geschickt werden mußten, so setzte sich sein Weib mit ihm allein zum Essen nieder.

Im Frühjahr schienen Bertha's Leiden heftiger wiederzukehren, und der Arzt kam fast täglich, aber auch er sah keine Gefahr darin. Er wußte selber nicht, daß Bertha ihr Leiden leichter nahm, als es wirklich war, oder vielleicht mehr vor ihm verbarg, als sie hätte thun sollen; aber sie fürchtete, dem Gatten das Haus dadurch noch ungemüthlicher zu machen, und trug deshalb lieber Alles allein.

Eines Abends, im Mai, saß Doctor Brethammer wieder am Kartentisch und zwar in einem Garten, etwa drei Viertelstunden Wegs von X. entfernt, wohin die kleine Gesellschaft

bei schönem Wetter allabendlich auswanderte, als ein Bote hereingestürzt kam und ihm einen kleinen Zettel überreichte. Es standen nur wenige Worte darauf:

„Komm zu mir. — Bertha." Aber die Worte waren mit zitternder Hand geschrieben, und den Mann überkam, als er sie gelesen, eine ganz sonderbare Angst.

Was konnte da vorgefallen sein? war Bertha krank geworden? Daß sie fortwährend krank gewesen, wollte er sich gar nicht gestehen, aber der Bote wußte weiter nichts. Man hatte ihn auf der Straße angerufen und gut bezahlt, damit er so schnell wie möglich diesen Brief übergeben sollte. — Mitten im Spiel hörte der Doctor auf, ein Beisitzender mußte dasselbe übernehmen, und so rasch ihn seine Füße trugen, eilte er in die Stadt zurück. Und er hatte nicht zu sehr geeilt — unten im Hause traf er sein Mädchen, die eben aus der Apotheke kam und verweinte Augen hatte.

„Was um Gottes willen ist vorgefallen — meine Frau —?"

„Oh, gehen Sie hinauf, gehen Sie hinauf!" rief das Mädchen. „Sie hat so danach verlangt, Sie noch einmal zu sehen."

Der Mann wußte nicht, wie er die Treppe hinauf kam. Der Arzt stand neben dem Bett, streckte ihm die Hand entgegen, drückte sie leise und verließ das Zimmer, und neben dem Bett kniete der Unglückliche, die kalte Hand seines treuen Weibes mit Küssen und Thränen bedeckend.

„Mein Kuno," flüsterte die zitternde Stimme, „oh wie lieb das von Dir ist, daß Du noch einmal gekommen bist — mir ist nur so kurze Zeit geblieben — das Alles brach so schnell herein."

„Bertha, Bertha, Du kannst — Du darfst mich nicht verlassen," schluchzte der Mann und schlang seinen Arm krampfhaft um sie.

„Du thust mir weh," bat sie leise, „fasse Dich, Kuno, es muß sein — ich muß fort von Dir und den Kindern — oh, sei gut mit ihnen, Kuno — sei nicht so rauh und heftig mehr — sie sind ja lieb und brav, und Du — hast sie ja auch so lieb."

Der Mann konnte nicht sprechen. In der leisen, mit

bebender Stimme gesprochenen Bitte lag ein so furchtbarer Vorwurf für ihn, daß er seinen Gefühlen, seiner Reue, seiner Zerknirschung nicht mehr Worte geben konnte. Nur seine Stirn preßte er neben die Sterbende auf das Bett, und ihre Hand lag auf seinem Haupt und drückte es leise an sich.

„Kuno," hauchte ihre Stimme nach einer langen Pause wieder.

„Bertha, meine Bertha!" rief der Mann, sein Antlitz zu ihr hebend, „fühlst Du Dich besser?"

„Leb' wohl!"

„Bertha!" stöhnte der Unglückliche, „Bertha!"

„Mach' mir den Abschied nicht schwer," bat die Frau, „die Kinder habe ich schon geküßt, ehe Du kamst — ich wollte noch mit Dir allein sein. Laß mich ausreden," flehte sie, „mir bleibt nicht mehr viel Zeit und das Sprechen wird mir schwer — leb' wohl, Kuno — habe noch Dank — tausend Dank für all' das Liebe und Gute, was Du mir gethan — sei mir nicht böse, wenn ich vielleicht —"

„Bertha um Gottes willen, Du brichst mir das Herz —"

„Es ist gut — es ist vorbei — es wird Licht um mich — leb' wohl, Kuno — sei gut mit den Kindern — auf Wiedersehen!"

„Bertha!" — — Es war vorbei. Der Mann kniete neben der Leiche seiner Frau, und es war ihm, als ob das Weltall ausgestorben wäre und er allein und trostlos in einer Wüste stände.

Die nächsten drei Tage vergingen ihm wie ein Traum. Fremde Leute kamen und gingen ein und aus im Hause; er sah sie, wie man gleichgültige Menschen auf offener Straße vorbeipassiren sieht, und selbst als sie die Leiche in den Sarg legten, blieb er still und theilnahmlos. Die Kinder kamen über Tag zu ihm, hingen an seinem Halse und weinten; er preßte sie fest an sich und küßte sie und blieb dann wieder allein bei der Geschiedenen.

Endlich kam die Stunde, wo der Sarg fortgeschafft werden mußte, und jetzt war es, als ob er sich dem widersetzen wolle. Aber es traten eine Masse Leute in's Zimmer; Freunde von ihm dazu, die herzlich mit ihm sprachen und ihm zuredeten,

daß er sich den Unglücksfall nicht so schwer zu Herzen nehmen solle. Er hörte ihre Trostgründe gar nicht, aber er fühlte, daß, was hier geschah — eben geschehen mußte, und duldete Alles.

Nach dem Begräbniß kehrte er mit seinen Kindern nach Hause zurück, schloß sich hier in sein Zimmer ein und weinte sich recht von Herzen aus. Danach wurde ihm etwas leichter — und es ist ein altes und wahres Sprüchwort — die Zeit mildert jeden Schmerz, denn das Menschenherz wäre sonst nicht im Stande zu tragen, was nach und nach ihm aufgehoben bleibt. Die Zeit mildert jeden Schmerz, aber — die Zeit mildert und sühnt keine Schuld.

Den Verlust der Gattin hätte er ertragen — mit bitterem Weh wohl, es ist wahr, denn er hatte sie treu und innig geliebt, aber mit Jahr und Tag wäre die schwere Stunde des Verlustes, das Gefühl, nie mehr ihr treues Auge wieder schauen zu können, mehr in den Hintergrund getreten, und ihm nur die Erinnerung an ihre Liebe und Treue geblieben. Jetzt aber nagte ein anderes Gefühl an seinem Herzen, nicht allein das Gefühl der Schuld, nein auch die Reue über vergangene Zeit mit dem Bewußtsein, diese nie zurückbringen, das Versäumte nie, nie wieder nachholen oder ungeschehen machen zu können, und das bohrte sich ihm in's Herz, nicht mit der Zeit weichend, nein, mit den wachsenden Jahren fester und fester und unzerstörbarer.

Draußen die Welt merkte nichts davon; er war immer ernst und abgeschlossen für sich gewesen, und daß er sich jetzt vielleicht noch etwas zurückgezogener hielt, konnte nicht auffallen, aber daheim in seiner jetzt verödeten Klause, da stieg die Erinnerung an die Geschiedene mahnend vor ihm empor, und je weniger Vorwürfe sie ihm je im Leben gemacht hatte, desto mehr machte er sich jetzt selber.

Wieder und wieder malte er sich die Stunden aus, die er mit vollkommen gleichgültigen Menschen draußen bei den Karten oder hinter dem Wirthstische verbracht, während seine Bertha daheim mit einer wahren Engelsgeduld auf ihn wartete, und so lieb, so freundlich ihn empfing, wenn er endlich zurückkehrte. Wieder und wieder malte er sich die einzelnen Fälle

aus, wo er rauh und heftig gegen sie gewesen, die nie ein rauhes und heftiges Wort zu irgend einer Erwiderung gehabt, und vor Scham und Reue hätte er in die Erde sinken mögen, wenn er sich jetzt überlegte, wie er damals immer — immer Unrecht gehabt, und das nur, wenn er es auch früher eingesehen, nicht früher hatte eingestehen mögen.

Aber das Alles kam jetzt zu spät — zu spät für ihn wenigstens. Er hatte einen Schatz gehalten, und mißachtet, bis er von ihm genommen wurde — keine Reue brachte ihn je zurück, und daß er sich jetzt elend und unglücklich fühlte, war nur die Strafe für eine begangene Sünde.

Für ihn war es zu spät — aber noch nicht für Viele, die diese Zeilen lesen. Viele, Viele halten in gleicher Weise einen ähnlichen Schatz — vernachlässigen, mißhandeln ihn ebenso, und es war der Zweck dieser Zeilen, daß sie sich den Moment jetzt, da es noch für sie Zeit ist, ausmalen möchten, wo die Gattin plötzlich, unvorbereitet abgerufen wurde, und die Reue des Mannes dann zu spät kam, und nie, nie wieder gut gemacht werden konnte.

Die Vision.

1.

Die Sturmnacht.

In Alburg, einer nicht ganz unbedeutenden deutschen Stadt, lebte der Justizrath Bertling in glücklicher und zufriedener Ehe mit seiner jungen Frau.

Bertling war ein ruhiger, behäbiger Charakter, der die Welt gern an sich kommen ließ und nichts weniger liebte, als unnütze und unnöthige Aufregungen. Er hatte in der That besonders deshalb sein Junggesellenleben aufgegeben, um sein Haus gemüthlich zu machen und sich — bisher vermißte — Bequemlichkeiten zu verschaffen; aber er liebte nichtsdestoweniger seine Frau von ganzem Herzen und fühlte sich glücklich in ihrem Besitz.

Auguste paßte auch vortrefflich für ihn, und zwar nicht etwa durch eine Aehnlichkeit ihres Charakters, sondern eher durch einen Gegensatz, durch welchen sich die beiden Gatten vollständig ergänzten, denn man darf ja nicht glauben, daß zu einer glücklichen Ehe stets gleiche Neigungen und Ansichten, gleiche Tugenden und Fehler gehören. Auguste war denn auch, während ihr Mann ganz entschieden dem praktischen und realen Leben angehörte, weit mehr schwärmerischer Natur, ohne jedoch im Geringsten überspannt zu sein. Unermüdlich thätig in ihrem Hausstand, beschäftigte sie sich aber auch gern mit Lectüre, und vorzüglich mit solcher, die einer ideellen Richtung angehörte. Sie phantasirte vortrefflich auf dem Piano, und liebte es sogar, selbst noch nach ihrer Verheirathung — was ihr Gatte ent=

schieden mißbilligte — bei mondhellen Nächten im Garten zu sitzen.

Lebhaft und heiter dabei, mit einem warmen Gefühl für alles Schöne, wob sie bald mit diesen Tugenden und Vorzügen einen ganz eigenen Zauber um ihre Häuslichkeit, dem sich ihr Gatte nicht entziehen konnte und wollte, so daß er bald von anderen Frauen, ihren Männern gegenüber, als das Muster eines vortrefflichen Ehemannes aufgestellt wurde.

So hatten die jungen Leute — denn der Justizrath zählte kaum einunddreißig und seine Frau erst zwanzig Jahre — etwa zwei Jahre in glücklicher, durch nichts gestörte Ehe gelebt, als eine schwere Krankheit — ein damals in Alburg umgehendes Nervenfieber — die junge Frau erfaßte und lange Wochen auf das Lager warf.

Ihr Mann wich in dieser Zeit fast nicht von ihrer Seite, und nur die wichtigsten Geschäfte konnten ihn abrufen — ja oft versäumte er selbst diese, und ganze Nächte hindurch wachte er neben ihrem Bett. Allerdings paßte ihm das nicht zu seinem sonst gewohnten, bequemen Leben, aber die Angst, sein Weib durch irgend eine Vernachlässigung zu verlieren, oder auch nur ihren Zustand gefährlicher zu machen, ließ ihn das Alles nicht achten, und so ward ihm denn auch endlich die wohlverdiente Freude zu Theil, die schlimmste Krisis überstanden und die geliebte Frau nach und nach genesen zu sehen. Aber es dauerte lange — sehr lange, bis sie sich wieder vollständig von dem überstandenen Leiden erholen konnte.

Der Körper gewann dabei noch verhältnißmäßig am schnellsten die frühere Frische wieder, wenn auch die Wangen bleicher, die Augen glänzender schienen, als sie sonst gewesen. Sie hatte aber in ihrer Krankheit besonders viel phantasirt und dabei oft ganz laut und deutlich die tollsten, wunderlichsten Dinge gesprochen. Darum bedurfte es weit längerer Zeit, ehe der Geist wieder Herr über diese Träume wurde, die sich mit der Erinnerung früherer wirklich erlebter Scenen so vermischten, daß sie oft anhaltend nachdenken mußte, um das Wahre von dem Falschen und Eingebildeten oder nur Geträumten zu sondern und auszuscheiden.

Auch das gab sich nach und nach oder stumpfte sich doch

wenigstens ab. Die Erinnerungen an diese Träume wurden unbestimmter, wenn auch einzelne von ihnen noch manchmal wiederkehrten und sie oft, mitten in der Nacht, plötzlich und ängstlich auffahren machten, ja sogar wieder bestimmte Bilder und Eindrücke annahmen.

Bertling behagte das nicht recht, denn er wurde dadurch ein paar Mal sehr nutzloser Weise alarmirt. Einmal — und noch dazu in einer sehr kalten Nacht — behauptete seine Frau nämlich bei ihrem plötzlichen Erwachen, es wäre Jemand im Zimmer und unter das Sopha gekrochen — sie habe es deutlich gehört, ja sogar den Schatten durch das Zimmer gleiten sehen. Bertling protestirte gegen die Möglichkeit, aber es half ihm nichts; um seine Frau nur endlich zu beruhigen, mußte er aufstehen und die Sache untersuchen, was er denn gründlich mit Hülfe einer Elle that. Natürlich fand er nicht das geringste Verdächtige, vielweniger einen dort versteckten Menschen, und Beide lachten nachher über dies kleine Abenteuer, — aber der Justizrath trug doch einen Schnupfen davon, der ihn sogar auf ein paar Tage zwang das Bett zu hüten.

Das andere Mal wollte Auguste im Nebenzimmer ein verdächtiges Flüstern gehört haben, und wenn sich auch dieses nach sorgfältiger nächtlicher Untersuchung, die der Justizrath im Schlafrock, in der Linken das Licht, in der Rechten den Feuerhaken, vornahm, als unbegründet herausstellte, so wurde der Mann doch durch diesen verschiedentlich erweckten Verdacht endlich selber so mißtrauisch gemacht, daß er sich für weitere derartige Fälle stillschweigend rüstete. Er holte nämlich ein Paar alte, schon lange zur Rumpelkammer verurtheilte Sattelpistolen hervor, reinigte und lud sie und gab ihnen einen Platz in der obersten Schieblade seiner Commode, um sie bei einer etwa wieder vorzunehmenden Patrouille wenigstens bei der Hand zu haben.

Wochen vergingen indeß, ohne daß sich eine derartige Scene wiederholt hätte, und Bertling beruhigte sich endlich vollständig mit dem Gedanken, daß jene Ideen nur die Nachwehen der überstandenen Krankheit gewesen seien, der jetzt kräftig gewordene Körper nun aber alle derartigen Phantasiebilder ausgestoßen und für die Zukunft unmöglich gemacht habe.

Auguste war in der That wieder so frisch und lebenslustig als je geworden, wenn ihre Gesichtsfarbe auch etwas „interessanter“ als früher geblieben sein mochte. Sie sah bleicher aus, als sie sonst gethan, aber keineswegs kränklich oder leidend, und besuchte auch wieder gern und oft Gesellschaften und Bälle, wobei es manchmal einige Schwierigkeiten hatte, den etwas phlegmatischen Gatten für solche Vergnügungen mit zu begeistern.

Auch gestern Abend war in der „Erholung“ ein brillanter Ball gewesen, auf dem Auguste bis vier Uhr Morgens getanzt, während ihr Gatte, als treuer Gefährte, bis etwa um zwei Uhr Whist gespielt und noch ein paar Stunden in einer bequemen Sophaecke verträumt hatte. Heute sollte dafür recht früh zu Bett gegangen werden, und die beiden Eheleute saßen Abends allein zusammen in der Stube am Theetisch.

Es war im Februar, aber ein ganz entsetzlich naßkaltes und stürmisches Wetter. Noch vor wenigen Tagen hatte harter Frost die Erde gedeckt, heute peitschte der Regen die kaum aufgethauten Fenster, und die Windsbraut heulte zwischen den Giebeln und riß an Thüren und Fensterflügeln, wie zornig darüber, daß es einen Platz geben solle, in den man ihr, der Gewaltigen, den Eintritt verweigere.

Und wie das draußen durch die Straßen fegte! Der Justizrath war aufgestanden und an's Fenster getreten, denn die Unterhaltung wollte heute nicht recht fließen. Seine Frau war abgespannt, klagte über ein leichtes Kopfweh und Brennen in den Augen, und war schon ein paar Mal wie krampfhaft zusammen gefahren — jedenfalls in Folge des gestrigen Balles.

Unten brannten die Gaslaternen, aber sie erleuchteten die Straße nicht, sondern warfen nur einen matten, flackernden Schein auf das schmutzige, von halbgeschmolzenem Eis bedeckte Pflaster, denn selbst die Glasscheiben schützten die Flammen nicht vor *diesem* Sturm, der sie rastlos hin und her wehte und manchmal auszulöschen drohte. Die Straße selbst war menschenleer, denn wer heute nicht nothgedrungen *mußte*, verließ wohl nicht das schützende Haus, um sich einem solchen Unwetter Preis zu geben. Nur dann und wann floh ein einzelner später Wanderer entweder mit dem Wind durch auf=

spritzenden Schmutz und Schlamm dahin, oder kämpfte — den Oberkörper weit vornüber gebeugt — gegen den Sturm, und dem Wetter in die Zähne, seine beschwerliche Bahn.

In langen Zwischenpausen rollte auch wohl einmal ein festgeschlossener Wagen vorüber, aber das Geräusch desselben machte die gleich nachher wieder eintretende Oede nur noch fühlbarer, als daß es sie unterbrochen hätte.

Der Himmel war mit schweren jagenden Wolken bedeckt, und der hinter ihnen stehende Vollmond konnte nicht mehr thun, als daß er manchmal ihre riesigen, beweglichen Massen in einem matten Phosphorschimmer sichtbar werden ließ. Aber selbst dies geschah nur auf Momente, und jedesmal danach war es, als ob der Sturm nur Athem geholt und neue Kraft gewonnen hätte, um so viel rasender zum Kampf herbei zu eilen.

„Merkwürdig, wie das da draußen tobt und gießt," brach der Justizrath endlich das lange Schweigen, indem er den Rauch seiner Cigarre gegen die Fensterscheiben blies. „Das ist nun Februar mit Mondschein im Kalender, wo man eigentlich eine hellkalte, ruhige Winternacht zu fordern hätte. 's ist aber gerade, als ob die ganze Welt ihre Jahreszeiten umdrehte, denn eingehalten werden sie wahrlich nicht mehr zur rechten Zeit."

Er hatte sich dabei wieder dem Tische zugedreht und sah jetzt, wie seine Frau mit gespannter Aufmerksamkeit auf dem Sopha saß, als ob sie auf irgend etwas horche. Zu gleicher Zeit drang, durch die Wände und Decke aber gedämpft, der Ton einer Menschenstimme zu ihnen herüber, die jedenfalls ein geistliches Lied in lang gezogenen, schnarrenden Tönen sang. Der Justizrath lachte.

„Das ist der verrückte Schuhmacher über uns, der jedesmal bei einem Sturm, aber besonders bei einem Gewitter, den Herr Zebaoth anschreit uud sich als größten Sünder des ganzen Weltalls denuncirt. Wenn diese Narrheit nicht auch ihre komische Seite hätte, könnte es Einem wirklich unheimlich dabei werden."

Der Justizrath hatte Recht. Die Stimme klang in der That unheimlich in diesem Aufruhr der Elemente, und wenn

der Wind dazu durch den Schornstein heulte und in die Schlüssellöcher pfiff, gab es einen Dreiklang, der Einem hätte das Haar zu Berge treiben können. Die Frau schauderte auch in sich selbst zusammen, allein sie erwiderte kein Wort, und der Justizrath, dem ihr Zucken nicht entging, fuhr fort:

„Man kann nur gar nichts dagegen machen, nicht einmal polizeilich verbieten darf ich es ihm, denn geistliche Lieder zu singen ist eben nichts Strafbares, und daß der Mensch so eine gellende Stimme hat, lieber Gott, dafür kann er nichts; ich bezweifle sogar, daß er es selber weiß. Uebrigens — es ist ihm vielleicht in anderer Weise beizukommen, denn seine Frau soll sich auch mit Kartenschlagen und allem möglichen anderen abergläubischen Hocuspocus beschäftigen, und wenn ich darin einmal einen Halt dafür bekomme, dann wollen wir der Geschichte rasch ein Ende machen."

„Was war das?" flüsterte die Frau und fuhr wie erschreckt halb von ihrem Sitz empor.

„Was? — das Klappern?" sagte der Justizrath, „wahrscheinlich hat wieder Jemand die Hausthür unten aufgelassen, und was nicht festgenagelt ist, rasselt bei dem Sturm hin und her. Das wird eine vergnügte Nacht werden."

„Es war mir, als ob Jemand klopfe —"

„Nun jetzt kommt kein Besuch mehr," lachte der Mann, „und wenn —"

In dem Augenblick war es, als ob der Sturm seinen ganzen Angriff nur auf diesen Punkt concentrirt hätte. Mit einem wahren Wuthgeheul fuhr es den Schornstein herunter und riß draußen an den Fenstern. Zu gleicher Zeit flog die Stubenthür auf und der kalte Zug strömte voll in's Zimmer, daß die Lampe hoch und düster aufflackerte.

„Alle Wetter!" rief der Justizrath, erschreckt zur Thür springend und diese wieder schließend, „das wird denn doch beinah zu toll und das alte Nest so windschief, daß weder Fenster noch Thüren länger in ihren Fugen bleiben. Wenn der Wirth das nicht spätestens bis zum Frühjahr aus dem Grunde wieder herstellen läßt, kündige ich ihm wirklich das Logis. Man kann ja die Stuben auch fast gar nicht mehr erheizen."

Die Frau war, als die Thür aufflog, allerdings erschreckt zusammengefahren, hatte sich aber nicht weiter gerührt und saß jetzt still und regungslos. Nur mit ihrem Blick strich sie langsam, als ob sie irgend Jemandem mit den Augen folge, von der Thür fort, durch's Zimmer, bis zu dem Stuhl am Ofen, auf dem er stier und fest haften blieb.

Ihr Mann hatte nicht gleich auf sie geachtet. Er zog die neben der Thür befindliche Klingel, um das Dienstmädchen herbei zu rufen, und befahl diesem dann, nach der Hausthür hinunter zu sehen, wie auch den Hausmann zu bitten, daß er dieselbe heut Abend verschlossen halte. Man konnte es ja wahrlich hier oben im Hause vor Zug nicht aushalten.

Danach trat er in die Stube zurück, und es fiel ihm jetzt auf, daß seine Frau noch keine Silbe über die Störung geäußert hatte. Wie er sich ihr aber zuwandte, konnte ihm auch unmöglich der stiere, staunende Blick entgehen, den Auguste noch immer unverwandt auf den einen Punkt gerichtet hielt. Unwillkürlich sah er rasch dort hinüber, es ließ sich aber nicht das geringste Außergewöhnliche erkennen. Dort stand nur ein leerer Stuhl, und darüber hing ein alter Kupferstich, der eine Prügelscene aus irgend einer holländischen Dorfschenke darstellte.

„Nun?" sagte er endlich und jetzt selber erstaunt — „was hast Du nur?"

Statt aller Antwort und ohne den Blick von dem festgehaltenen Punkt zu nehmen, hob die junge Frau langsam den rechten Arm in die Höhe und deutete mit dem Zeigefinger auf die Stelle.

„Ja aber, mein Kind —" wiederholte der Mann bestürzt, denn er konnte sich das wunderliche Betragen der Frau nicht erklären — „ich begreife noch immer nicht, was Du willst. Was ist denn dort, und weshalb deutest Du auf den Stuhl und siehst so bestürzt aus, als ob Dir ein Geist erschienen wäre?"

„Siehst Du ihn nicht?" sagte die Frau leise, ohne ihre Stellung auch nur um eines Haares Breite zu verändern.

„Wen denn?" rief Bertling halb ärgerlich und halb erschreckt noch einmal den Kopf nach der bezeichneten Richtung zu drehend.

„Den fremden Mann,“ erwiderte die Frau, die Worte aber viel mehr hauchend als sprechend, „der dort auf dem Stuhl am Ofen sitzt.“

„Den fremden Mann? — Aber, Kind, ich bitte Dich um Gottes willen!“

„Sprich nicht so laut. Wenn er die Augen zu mir hebt, ist es immer, als ob mir ein Messer durch die Seele ginge.“

„Aber wie sollte denn der hierher gekommen sein,“ lachte Bertling gutmüthig — „sei doch vernünftig.“

„Wie die Thür aufging,“ flüsterte die Frau, „trat er herein, ging still am Ofen vorüber und setzte sich dort nieder — aber siehst Du ihn denn nicht?“

„Mein liebes Herz,“ suchte sie der Justizrath zu beschwichtigen, „wenn dort irgend Jemand auf dem Stuhle säße, so müßte ich ihn allerdings auch sehen, nicht wahr? Aber ich sehe nichts als den leeren Stuhl. Komm, Schatz, das ist wieder einer von Deinen häßlichen Träumen — schüttle ihn ab. — Nun? — ist er noch da?“ setzte er lachend hinzu, als die Frau wie warnend die Hand gegen ihn hob.

„Bst! sei ruhig!“ sagte sie tonlos — „jetzt regt er sich. Er sieht Dich an.“

Bertling wurde es, dieser so bestimmt ausgesprochenen Ueberzeugung gegenüber, selber ein wenig unheimlich zu Muthe, wenn er auch recht gut wußte, daß das Ganze weiter nichts sein konnte als eins jener verworrenen Traumbilder, von denen er gehofft hatte, daß sie bei seiner Frau nie mehr wiederkehren würden. Möglicher Weise hatten aber hier verschiedene Factoren zusammengewirkt, um den Geist der noch nicht vollständig Genesenen zu überreizen und krankhaft aufzuregen. Die Abspannung nach der gestern durchschwärmten Nacht — das heutige Unwetter mit dem fatalen Klappern der Fenster und Thüren, der heulende Sturm, der da oben seine Gesangbuchsverse abwimmernde Schuhmacher, vielleicht ein flüchtiges Unwohlsein mit in den Kauf — wer konnte denn wissen, wie das Alles auf sie eingewirkt hatte, und es blieb deshalb vor allen Dingen nöthig, sie von der Nichtexistenz ihres Traumbildes thatsächlich zu überzeugen — nachher beruhigte sich ihre Einbildungskraft schon von selber.

„Aber, mein liebes Herz,“ sagte er endlich, „so mach' doch nur einmal diesem häßlichen Traum ein Ende —“

„Traum?“ rief aber jetzt die Frau ungeduldig, wenn auch immer noch mit vorsichtig gedämpfter Stimme — „was Du nur mit Deinem Traum willst! Man träumt doch nur, wenn man schläft, doch schlafe ich jetzt oder schläfst Du?“

„Aber ich selber sehe doch gar nichts.“

„Nichts? Siehst Du denn nicht den kleinen grauen Mann dort neben dem Ofen sitzen, wie er den rechten Arm auf der Stuhllehne liegen hat und hier herüber sieht? Was er nur will! —“

„Aber, meine liebe Auguste, so sei doch vernünftig,“ rief der Justizrath, durch den Zustand wirklich beängstigt. „So überzeuge Dich doch nur selber.“

„Quäle mich nur nicht,“ bat die Frau — „von was soll ich mich denn überzeugen? Sehe ich ihn denn nicht da sitzen? — Daß sie ihn nur hereingelassen haben!“

„Nun gut,“ rief Bertling, der wohl einsah, daß bloße Vernunftgründe nicht das Geringste fruchten würden, „dann will ich Dir beweisen, daß Du Dich irrst, und nachher wirst Du mir doch Recht geben. Sitzt er noch da?“

Die Frau nickte mit dem Kopf.

„Schön,“ sagte Bertling, indem er entschlossen um den Tisch herum ging und der bezeichneten Stelle zuschritt, „dann wollen wir doch einmal sehen, wie er sich jetzt benimmt.“

Der Blick der Frau haftete aber nicht mehr auf dem Stuhl, sondern hob sich ein wenig und strich dann wieder langsam durch die Stube und zur Thür zurück.

„Nun sieh,“ sagte ihr Mann jetzt, indem er sich — wenn auch mit einem unbehaglichen Gefühl auf denselben Stuhl niederließ, auf dem das Traumbild sitzen sollte — „Du wirst mir doch jetzt zugeben, daß der Stuhl vollkommen leer war, oder Dein grauer Herr müßte mich sonst auf dem Schooß haben. — Nun? — was siehst Du denn jetzt wieder nach der Thür?“

„Ja, er ist fort,“ lachte die Frau still vor sich hin. „Wie Du nur um den Tisch herumgingst, stand er auf, glitt wieder der Thür zu — und hinaus.“

„Aber die Thür ist ja noch fest zu. Er kann doch nicht —"

Bertling hatte kaum Zeit zuzuspringen und seine Frau aufzufangen, denn ihr gehobener Arm sank matt am Körper herab und die ganze Gestalt schien in sich selbst zusammen zu brechen. Sie konnte nicht ohnmächtig sein, aber es war, als ob nach der gehabten Aufregung eine völlige Erschlaffung ihrer Glieder eintrete. Er hatte sie auch kaum aufgehoben und auf das Sopha gelegt, als sie in einen festen Schlaf fiel.

Der aber dauerte nicht lange. Schon nach kaum einer Viertelstunde wachte sie wieder auf und sah sich etwas verstört im Zimmer um.

„Hab' ich mich denn hier zum Schlafen niedergelegt?" sagte sie leise und sinnend — „es muß ja schon spät sein."

Bertling hielt es für das Beste, von dem stattgefundenen Anfall heut Abend gar nichts zu erwähnen, da er nicht wissen konnte, wie es die Leidende aufnehmen würde. Wenn sie morgen wieder frisch und munter war, wollte er es ihr erzählen, und sie lachte dann wahrscheinlich selbst darüber.

„Es ist halb Zehn, mein Kind," sagte er, „und Du bist müde von der gestern durchschwärmten Nacht. Ich glaube es ist das Beste, wir gehen zur Ruhe."

„Ja," sagte die Frau nach einer kleinen Pause, in der sie, wie überlegend, vor sich niedersah — „ich muß wirklich hier eingeschlafen sein, denn ich habe schon geträumt. — Was Einem doch dabei für wunderliche Dinge durch den Kopf ziehen! — Ich werde lieber schlafen gehen."

2.

Die Kaffeegesellschaft.

Am nächsten Morgen schien Auguste die gestrige Erscheinung vollständig vergessen zu haben, sie erwähnte wenigstens kein

Wort davon, und Bertling hatte sich in der Nacht ebenso überlegt, die ganze Sache weiter gar nicht zu berühren. Es würde sie nur beunruhigt haben, und konnte doch zu weiter nichts nützen. Er hätte freilich gern gewußt, ob ihr jede Erinnerung an die eingebildete Traumform verschwunden sei — und fast vermuthete er das Gegentheil, denn sie blieb an diesem Tag besonders nachdenkend, hörte manchmal mitten in ihrer Arbeit auf und sah eine Weile still vor sich nieder. Aber er mochte sie auch nicht fragen, denn hatte sie es wirklich vergessen, so mußte sie dadurch nur mißtrauisch gemacht werden.

Auch der Arzt, mit dem er darüber sprach, rieth ihm, in keinerlei Weise auf jenen Zustand hinzudeuten. Solche Erscheinungen kämen — wie er meinte — im geistigen Leben der Frauen gar nicht so selten vor, stumpften sich aber, wenn man ihnen Ruhe ließe, gewöhnlich mit der Zeit von selber ab. Das einzige wirksame Mittel dagegen sei Zerstreuung — leichte, am besten humoristische Lectüre, geselliger Verkehr 2c. — sie dürfte nicht zu viel allein gelassen werden, dann wichen diese Zustände auch von selber wieder.

Bertling irrte sich übrigens, wenn er glaubte, jene eingebildete Erscheinung wäre spurlos und vielleicht unbewußt an seiner Frau vorübergegangen. Unmittelbar nach ihrer halben Ohnmacht besann sie sich allerdings nicht gleich darauf und schlief in ihrer damaligen Abspannung auch bald ein. Aber selbst schon in der Nacht kam ihr die Erinnerung des scheinbar Erlebten, und am nächsten Morgen, als das schon fast verschwommene Bild wieder klarer und deutlicher vor ihre Seele trat, malte sie sich die Einzelheiten mehr und mehr im Stillen aus, bis sie auch die kleinsten, unbedeutendsten Umstände wieder scharf und bestimmt herausgefunden hatte. — Aber sie erwähnte gegen ihren Gatten nichts davon.

Einmal wollte sie ihn nicht ängstigen, weil er jenem Phantasiegebild vielleicht zu viel Wichtigkeit beigelegt hätte, und dann — war sie selber noch nicht einmal mit sich im Klaren, ob es wirklich ein Phantasiegebild gewesen sei oder nicht. Sie fürchtete auch den Spott ihres Mannes, wenn sie ihm nur eine Andeutung gemacht hätte, daß sie eine solche

Erscheinung für möglich halte, und grübelte dabei im Stillen weiter über das Geschehene.

In dieser Zeit, in welcher sie sich auch immer noch etwas angegriffen fühlte, ging sie wenig aus, und da ihr Mann durch eine Masse dringender Geschäfte über Tag abgehalten wurde, ihr Gesellschaft zu leisten, las sie viel — jetzt aber am liebsten Bücher, die sich mit dem geistigen Leben des Menschen beschäftigten und oft Dinge besprachen, die ihr in ihrem überdies aufgeregten und reizbaren Zustand weit besser fern gehalten wären. So kam ihr auch das Buch der Seherin von Prevorst in die Hände, und gab ihrem schon außerdem zum Uebernatürlichen neigenden Sinn nur noch mehr Nahrung.

Wenn es überhaupt auf Erden Menschen gab, die mit jener, von anderen Sterblichen nur geahnten Welt in unmittelbarer Verbindung standen, die mit ihren körperlichen Augen das sehen konnten, was um sie her bestand, während es der Masse verborgen und unsichtbar blieb, warum sollte sie dann nicht auch zu diesen gehören können? — warum sollte gerade das, was sie deutlich und klar geschaut hatte, nur allein bei ihr eine Täuschung der Sinne gewesen sein? Daß aber etwas Aehnliches nicht allein möglich, sondern schon wirklich an den verschiedensten Orten geschehen sei, davon lieferte ihr gerade die Seherin von Prevorst den sichersten Beweis, denn das Buch brachte beglaubigte Thatsachen, und immer fester wurzelte bei ihr die Ueberzeugung, daß auch sie zu jenen bevorzugten Wesen gehöre.

Keineswegs erweckte aber dies sich nach und nach bei ihr bildende Bewußtsein ihre Furcht vor dem, was ihr etwa noch begegnen könne. Im Gegentheil freute sie sich viel eher einer solchen Kraft, und beschloß sogar mit ruhigem kalten Blut Alles zu prüfen, was ihr in solcher Art an übernatürlichen Gebilden auftauchen und sichtbar werden sollte.

Trotz dieser geistigen Stärke, die sie gewonnen zu haben glaubte, litt aber doch ihr Körper unter der fast gewaltsam hervorgerufenen Aufregung, und wenn auch Bertling den wahren Grund nicht ahnte, konnte ihm doch nicht entgehen, daß seine Frau in der letzten Zeit sichtbar bleicher und leidender geworden sei. Er schrieb das aber dem vielen Stuben-

sitzen zu, und bat sie, mehr an die frische Luft zu gehen und sich Bewegung zu machen. Ja er drang sogar in sie, — was er sonst nie gethan — ihre verschiedenen Freundinnen einmal wieder aufzusuchen und dann und wann auch bei sich zu sehen, da er mit Recht von einer solchen Zerstreuung wohlthätige Wirkung für sie hoffte.

Auguste, wenn sie auch nicht das Bedürfniß danach fühlte, beschloß doch seinen Wunsch zu erfüllen. Die langen Stunden, die sie daheim allein saß, wurden ihr selber zuletzt drückend, und außerdem hatte sie ja manche Bekannte, mit der sie recht gern verkehrte und wo sie wußte, daß sie gern gesehen war.

Am besten von allen hatte sie stets mit einer Jugendfreudin, der jetzigen Hofräthin Janisch, harmonirt; Pauline Janisch war eine prächtige junge Frau, aufgeweckt dabei und lebenslustig, und da sie in müßigen Stunden auch gern ein wenig schwärmte und ganz vorzüglich für alles Uebersinnliche leicht empfänglich war, — ohne sich aber davon beherrschen zu lassen — fühlte sie sich zu dieser besonders hingezogen.

Pauline wohnte in der nämlichen Straße mit ihr; als sie dieselbe aber heute aufsuchte, bewegte sie sich in dem zwar kleinen, doch gewählten Kreis einer Kaffeegesellschaft, wo allerdings nichts Uebersinnliches gesprochen wurde. Nur über die allergebräuchlichsten Themata solcher Zusammenkünfte fand eine Verhandlung statt, als da sind: Theater und was dazu gehört — nämlich das Privatleben der Bühnenmitglieder —, Dienstboten-Noth, Sittengeschichte der Stadt mit Vorlage einzelner, besonders hervorzuhebender Beispiele, und Klagen über die Vergnügungen und Beschäftigungen der Männer außer dem Hause.

Erst das eintreffende Tageblatt gab der Unterhaltung — nachdem man zwei Verlobungsanzeigen und ein Heirathsgesuch gründlich betrachtet und erschöpft hatte — eine andere Wendung, und zwar durch einen wunderlichen Vorfall in der Stadt selber, der in dieser Nummer eine Erwähnung fand.

Ein in der äußersten Vorstadt gelegenes Haus nämlich, das früher einmal zu einer Knopffabrik benutzt worden, jetzt aber schon seit mehreren Jahren durch das Scheitern des Unternehmens leer und verödet stand, war vor Zeiten in den

Ruf gekommen, daß es dort umgehe, und man hatte sich Monde lang die merkwürdigsten Geschichten davon erzählt. Anderes kam aber dazwischen, das ganze Gebäude wurde außerdem nicht mehr benutzt, und da Niemand darin wohnte, schlief auch das Gerücht endlich ein, bis der jetzige Eigenthümer vor ganz kurzer Zeit die ziemlich vom Wetter mitgenommenen Baulichkeiten an einen Fremden verkaufte, der dort eine Kammgarnspinnerei anlegen wollte.

Jetzt erinnerte man sich allerdings wieder lebhaft der früheren Gerüchte, die aber in den ersten Wochen auch nicht die geringste Bestätigung fanden. Der Fabrikant war mit zwölf oder sechzehn Arbeitern dort eingezogen, und die Leute, die größtentheils noch nicht einmal von den Gerüchten gehört haben konnten, hatten die Nächte, die sie dort zugebracht, vortrefflich und ungestört geschlafen. — Es dachte schon Niemand mehr an die früheren Spukgeschichten.

Da erzählte man sich in der Stadt, sämmtliche Arbeiter in der Fabrik hätten ihrem Brodherrn den Dienst gekündigt. Es wurde dem anfangs widersprochen, aber das Gerücht fand immer festeren Boden, bis denn das Tageblatt heute die Nachricht ganz sicher bestätigte. Es geschah das durch die Aufforderung des Fabrikherrn, um neue Arbeiter herbei zu rufen, da sich die bisherigen, wie hier gedruckt stand, „durch abergläubischen Unsinn hätten bewegen lassen, seinen Dienst zu quittiren".

Es blieb jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die bisherigen Gerüchte nicht gelogen haben konnten, sondern etwas Wahres an der Sache sein müsse, und die Aufregung der kleinen Gesellschaft wurde noch erhöht, als sich plötzlich herausstellte, daß sie selbst in ihrer Mitte ein Individuum entdeckten, das ihnen von dem, jetzt jedes andere Interesse verschlingenden Platz die genauesten und directesten Nachrichten geben konnte.

Es war das die Frau Präsident Cossel, eine schon ältliche Dame mit etwas rother Nase, aber einem sehr entschieden energischen Zug um den Mund. Die Dame hielt sich in der That nie bei Vermuthungen auf, sondern sprach stets was sie wußte oder nicht wußte auf das Allerbestimmteste aus. Widerspruch duldete sie nie, und wenn man behauptet,

daß die Haare den Charakter des Menschen darthun, so mochte das recht gut auch bei der Frau Präsidentin ihre Bestätigung finden, denn eben so starr und fest gerollt wie die vier falschen Locken, die sie vorgebunden trug, war ihr Gemüth.

„Es ist richtig — ich weiß es, es spukt drüben," sagte sie, indem sie ihre Tasse zum vierten Mal zum Füllen reichte, und ihre schönen Zuhörerinnen zweifelten viel weniger an der jetzt als unumstößlich festgestellten Thatsache, als daß sie sich wunderten, wie die Frau Präsidentin diesen doch sicher höchst interessanten Fall so lange still bei sich getragen und wirklich erst auf äußere Veranlassung von sich gegeben habe.

Die Frau Präsidentin wohnte aber dem besagten Fabrikgebäude schräg gegenüber, und konnte also, als allernächste Nachbarin desselben — wenn irgend Jemand, Näheres darüber wissen. Die Neugier der Damen war — hierbei sehr verzeihlich — auf das Höchste gespannt.

„Es ist richtig! Ich weiß es! Es spukt drüben!" — Gegen die Thatsache war nichts mehr einzuwenden, und es blieb jetzt nur noch übrig, die Einzelheiten derselben zu erfahren. Die Frau Präsidentin wußte Alles.

Die ersten Nächte waren die neu eingezogenen Leute vollkommen unbelästigt geblieben, nur zu bald aber brach plötzlich — und natürlich genau um Mitternacht — ein donnerndes Getöse im ganzen Hause los, das den Insassen das Haar auf dem Kopfe sträubte. Ketten klirrten über die Treppen, die Balken krachten, als ob furchtbare Gewichte darauf geworfen würden, die Thüren schlugen auf und zu, die Fenster klapperten — und das bei sternenheller Nacht und todter Windstille — und ein unheimlich flackernder Schein zuckte aus einer Stube in die andere durch das ganze Haus. Das Nämliche wiederholte sich in den folgenden Nächten, nur mit der Zugabe, daß den Schlafenden die Decken weggerissen wurden. Allerdings glaubten die Leute anfangs an einen Schabernack, den ihnen muthwillige Gesellen spielten, und um kein Aufsehen zu erregen, wurde die Polizei heimlich von dem Unfug in Kenntniß gesetzt und traf in einer der Nächte kurz vor zwölf Uhr dort ein, um die Urheber auf frischer That zu ertappen. Aber ihr Aufpassen half ihnen nichts, denn

erwischen konnten sie Niemanden, während gerade ihnen am tollsten mitgespielt wurde. Es schlug ihnen die Hüte vom Kopf und die Stöcke aus der Hand, und die Leute verließen — wie die Frau Präsidentin behauptete — in Entsetzen das Haus.

Von der Nacht an waren die übrigen Arbeiter aber auch nicht mehr zu halten, und obgleich der Fabrikherr — aus leicht zu errathenden Gründen — ein tiefes Stillschweigen über alles Vorgefallene beobachtete, und die Leute selber sich ebenfalls schienen das Wort gegeben zu haben, nichts über die Sache verlauten zu lassen, war doch das allein der wahre Thatbestand.

„Und woher es die Frau Präsidentin wußte?" — wie die etwas muthwillige Frau Hofräthin Janisch frug. — Die Dame blitzte sie zwischen den Locken hervor mit einem wahren Dolchblick an.

„Woher ich das weiß, Frau Hofräthin?" wiederholte sie, und absichtlich mit etwas gehobener Stimme — „ich denke, ich habe meine Quellen — selbst wenn mein Mann nicht Präsident wäre, Sie wissen doch wohl — oder sollten es wenigstens wissen, daß es zwischen Ehegatten kein Amtsgeheimniß giebt. — Aber noch mehr," setzte sie plötzlich mit geheimnißvollem Ton hinzu, „Sie wissen doch, daß sich der junge Belldan gestern Morgen um's Leben gebracht hat?"

„Ei gewiß," sagte die Frau Kreisräthin Barthels, „das ist ja stadtbekannt. Er soll ein paar falsche Wechsel ausgestellt haben, und wie ihn sein Vater aus dem Hause stoßen wollte, ging er in das Holz und schoß sich eine Kugel durch den Kopf."

„Bah," sagte die Frau Präsidentin mit einer wegwerfenden Bewegung und ganz entschiedener Betonung der nächsten Worte, „der junge Mensch hat nie falsche Wechsel gemacht, aber aus Uebermuth die letzte Nacht in dem Spukhaus geschlafen und danach — konnte er nicht länger leben."

Was er dort gesehen hatte, vermochte die Frau freilich selber nicht zu sagen, aber schon die Andeutung war interessant genug, um eine weitere Besprechung derselben außer Frage zu stellen, und das Gespräch, einmal in die Bahn gelenkt, blieb nun natürlich in dem nämlichen Gleis und ging von dem

Spukhaus auf Gespenstergeschichten und Erscheinungen im Allgemeinen über.

Der Abend rückte dabei heran, aber die Gesellschaft protestirte, von der kleinen lebhaften Hofräthin dabei warm unterstützt, gegen die Forderung der Präsidentin, Licht herbei zu schaffen. Es ging nichts über eine solche Unterhaltung in der Dämmerung, und als jetzt die Gaslaterne draußen auf der Straße angezündet wurde und ein ordentlich unheimliches Streiflicht in das düstere Zimmer warf, rückten die Damen nur desto näher zusammen, und die Frau Kreisräthin behauptete, es gäbe doch gar kein wonnigeres Gefühl in der Welt, als „wenn es Einen so ein bischen gruselte".

Nur Auguste, Bertling's Frau, hatte bis jetzt keinen Antheil an dem Gespräch genommen, als vielleicht hier oder da einmal eine Frage einzuwerfen, aber deshalb mit nicht weniger Aufmerksamkeit den verschiedenen Geschichten gelauscht, die bald von dieser, bald von jener Dame zum Besten gegeben wurden und natürlich alle mit jener übersinnlichen Welt in Verbindung standen.

In Alburg wurde auch noch das Tischklopfen und die Geisterschrift mit Hülfe einer besondern, mit Bleistift verbundenen Vorrichtung leidenschaftlich getrieben, und viele Damen beschäftigen sich heimlich damit — öffentlich durften sie es ja nicht, weil man das vollkommen Nutzlose dieser Experimente lange eingesehen hatte und die auslachte, die es trotzdem noch ausübten. Eine Masse von Beispielen wurden jetzt von entzifferten Briefen, von Zahlen, Nachrichten Entfernter, Schutzgeistern und all' derartigen Ergebnissen der Zauberkunst erwähnt, dann sprang das Gespräch auf Ahnungen, Doppelgänger, Erscheinungen über, und die Frau Präsidentin erklärte mit ihrer gewöhnlichen Bestimmtheit — was die Thatsache außer allen Zweifel stellte, — daß ihr erster Mann — Gott habe ihn selig — ihr zweimal schon erschienen sei: das erste Mal, als sie sich wieder verlobt habe — das zweite Mal bei einer andern Gelegenheit — sie sagte nicht welcher — und beide Male in seinem grauen Schlafrock mit rothem Futter und hellblauen Quasten, wie „der Selige" immer daheim gekleidet gewesen.

Auguste lehnte schweigend in ihrem Fauteuil, anscheinend theilnahmlos, aber mit ihrem Geist in reger Thätigkeit, und vor ihrem innern Auge stieg die Gestalt wieder empor, die sie an jenem Abend gesehen. — Aber sie erwähnte kein Wort davon, es war das ihr eigenes Geheimniß, und es kam ihr der Gedanke, als ob sie jenes Wesen erzürnen müsse, wenn sie sein Dasein einem andern Menschen verrathe. So ganz mit sich selber beschäftigte sie sich dabei, daß sie ordentlich erschrak, als die kleine Gesellschaft plötzlich aufbrach, um in ihre eigenen Wohnungen zurückzukehren. Es war sieben Uhr und damit Zeit geworden, daheim den Herren Ehegatten das Abendbrod zu bereiten. Der Kaffee hatte überhaupt, durch solch Gespräch gewürzt, weit länger gedauert, als das sonst je der Fall gewesen.

Die lebhafte Scene des Ankleidens und Abschiednehmens verdrängte jetzt auch bald all' die düsteren Gedanken und Bilder, die den ganzen Abend über dem kleinen Kreis geschwebt. Es war Licht gebracht, und die Meisten hatten schon lange den ganzen heraufbeschworenen Spuk vergessen — Auguste nicht.

Sie nahm Abschied von der Freundin und ging die wenigen Schritte nach ihrer eigenen Wohnung, kaum etwas mehr als über die Straße hinüber, — allein immer war ihr Geist noch mit jenem Traumbild beschäftigt, das ihr durch die Unterhaltung da drüben wieder in seiner ganzen Schärfe vor der Seele stand.

Still und schweigend stieg sie die Stufen hinan — die Vorsaalthür war offen — auf dem Vorsaal selbst brannte kein Licht, aber die Gasflamme der Treppe warf ihren Schein durch das über der Thür angebrachte Fenster. Sie wußte bestimmt, ihr Mann war jetzt zu Hause und in seiner Stube, wo er gewöhnlich bis zum Abendbrod allein arbeitete. Sie ging durch ihr eigenes Zimmer nach seiner Thür, öffnete dieselbe, stand einen Moment in sprachlosem Entsetzen auf der Schwelle, und brach dann mit einem halblauten Schrei, und ehe ihr Gatte zuspringen und sie halten konnte, bewußtlos in sich zusammen.

3.
Der unheimliche Besuch.

Der Justizrath war an dem Abend beschäftigt gewesen, eingelaufene Actenstücke durchzusehen und zu erledigen. Die Zeit verging ihm dabei so rasch, daß er die Abwesenheit seiner Frau — die er überdies bei Freund Janisch gut aufgehoben wußte — gar nicht bemerkte.

Im Verlauf seiner Arbeit war er auch genöthigt gewesen, ein paar Briefe zu schreiben, die noch vor sieben Uhr auf die Post mußten. Er hatte das Mädchen damit fortgeschickt und saß wieder über seinen Papieren, als es draußen klingelte und er selber hingehen mußte, um zu öffnen.

Draußen stand ein Fremder — anständig angezogen, ein kleiner schmächtiger Mann in dunkler Kleidung, der mit dem Hute in der Hand sehr bescheiden frug, ob er die Ehre habe, den Herrn Justizrath Bertling zu sprechen.

„Mein Name ist Bertling, was steht zu Ihren Diensten?"

„Würden Sie mir gestatten, ein paar Worte allein an Sie zu richten?" frug der kleine Mann, wie schüchtern, und seine weiten, glänzenden Augen hafteten dabei fragend auf dem Justizrath.

Diesem war die Störung eben nicht besonders gelegen, aber der Fremde sah so bescheiden und anspruchslos aus, und seine Frage klang so dringend, daß er ihm die Bitte auch nicht abschlagen mochte.

„Dann seien Sie so gut und kommen Sie mit in mein Zimmer," sagte der Justizrath und ging seinem etwas späten Besuch voran, ohne jedoch die Vorsaalthür wieder zu schließen.

Im Studirzimmer Bertling's brannte die Lampe etwas düster, aber doch hell genug, um die Züge des Fremden ziemlich deutlich erkennen zu können. Er hatte eine hohe Stirn, von der er das schwarze, schon dünn gewordene Haar zurückgestrichen trug, und ein Paar große sprechende Augen; aber seine Züge

sahen bleich und leidend aus, die Backenknochen traten auffallend hervor, und in dem ganzen Wesen des Mannes lag etwas Scheues und Gedrücktes. Der Justizrath nöthigte ihn durch eine Bewegung mit der Hand auf das Sopha, aber der Fremde schien diese Ehre abzulehnen, denn er ließ sich auf dem nächsten Stuhl am Ofen nieder, und zwar seitwärts, um dem Justizrath sein Gesicht zuzukehren, und dabei legte er den rechten Arm über die Lehne des nämlichen Stuhles.

Bertling entging übrigens nicht, daß sich sein Besuch durch irgend etwas gedrückt fühlte, und theils aus angeborener Gutmüthigkeit, theils mit dem Wunsche, die unwillkommene Störung soviel als möglich abzukürzen, sagte er freundlich:

„Und mit was kann ich Ihnen dienen?"

Der Fremde hatte noch keine Zeit zum Antworten gehabt, als nebenan eine Thür ging, und da Bertling, der recht gut wußte, daß das Mädchen kaum von der Post zurück sein konnte, eben aufstehen wollte, um nachzusehen, wer da wäre, öffnete sich die Seitenthür — seine Frau stand auf der Schwelle, hob langsam den rechten Arm, und brach dann, ohne weiter ein Wort, eben nur einen halblauten Schrei ausstoßend, besinnungslos zusammen.

In tödtlichem Schreck sprang ihr Gatte zu, hob ihren Kopf auf sein Knie, strich ihr in seiner Herzensangst die Stirn, rieb ihr die Schläfe und rief sie mit allen Liebesnamen, um sie zum Leben zurück zu bringen. Als das aber Alles vergeblich blieb, hob er sie auf und trug sie auf ihr eigenes Sopha im nächsten Zimmer, und sprang dann zurück nach der Lampe. Er wollte dabei den Fremden bitten, ihm sein Anliegen ein ander Mal vorzutragen, aber der Stuhl war leer — der Fremde fort — er hatte ihn gar nicht weggehen sehen, aber auch jetzt wahrlich keine Zeit, sich weiter um ihn zu bekümmern. Er trug die Lampe hinüber und rieb Stirn und Schläfe seiner Frau mit Eau de Cologne.

Glücklicher Weise kam auch jetzt das Mädchen, das recht frisches Wasser bringen mußte, und nach wenigen Minuten schlug Auguste die Augen wieder auf. Anfangs freilich schaute sie noch scheu und wie furchtsam umher, als sie sich aber in

ihrem eigenen Zimmer fand, beruhigte sie sich bald und lehnte jetzt nur noch etwas bleich und erschöpft im Sopha.

„Aber ich bitte Dich um Gottes willen, liebes Kind, was hattest Du denn nur auf einmal?“ frug jetzt Bertling, durch diese plötzliche Ohnmacht nicht wenig beunruhigt — „warst Du denn schon vorher unwohl?“

„Nein,“ sagte die Frau leise, „mir fehlte gar nichts, aber — als ich in Dein Zimmer kam —“

„Ich habe heute Nachmittag sehr viel geraucht,“ ergänzte Bertling, „und der rasche Wechsel aus der frischen Luft in den Tabaksqualm hat vielleicht den Unfall herbeigerufen.“

„Nein,“ wiederholte die Frau, mit dem Kopfe schüttelnd, „das — das war es nicht — ich war vollkommen gesund — an den Tabaksgeruch bin ich ja auch gewöhnt, aber — als ich in Dein Zimmer trat, sah ich —“

„Aber was denn, mein süßes, liebes Herz?“ bat der Mann, „so sprich doch nur, Du ängstigst mich ja noch viel mehr durch Dein Schweigen. — Was sahst Du denn?“

„Denselben grauen Mann,“ hauchte die Frau mit kaum hörbarer Stimme — „den ich bei dem Sturm in Deinem Zimmer sah —“

„Aber liebes, liebes Kind,“ bat der Mann erschreckt und zugleich beunruhigt, daß seine Frau jenes Traumbild, wie er im Stillen gehofft, nicht etwa vergessen habe, sondern noch voll und scharf im Gedächtniß trage — „sieh nur, was für einen tollen Streich Dir Deine Einbildungskraft gespielt hat. Das war ja doch kein Gespenst, was Du gesehen, sondern ein Mensch von Fleisch und Blut, der kurz vor Dir zu mir kam und mich zu sprechen wünschte.“

„So hast Du ihn diesmal auch gesehen?“ rief die Frau rasch und erschreckt.

„Gewiß,“ lächelte Bertling, „und er ist auch gar nicht wie ein Geist eingetreten, sondern hat draußen geklingelt, und ich habe ihm selber die Vorsaalthür aufgemacht.“

„Und ist er noch bei Dir?“ rief die Frau, sich rasch im Sopha aufrichtend.

„Nein,“ lautete die Antwort — „wie Du ohnmächtig

wurdest, muß er fortgegangen sein, denn als ich nach der Lampe zurücksprang, war er verschwunden."

„Verschwunden?"

„Nun hoffentlich nicht in die Luft," lachte Bertling, aber doch etwas verlegen, denn es fiel ihm jetzt auf einmal ein, daß der Fremde in seinem ganzen Wesen wirklich etwas Räthselhaftes gehabt habe, und dabei merkwürdig rasch aus dem Zimmer gewesen sei. Wie war er nur hinausgekommen? denn er erinnerte sich nicht, gesehen oder gehört zu haben daß die Thür geöffnet wurde, was ihm doch kaum hätte entgehen können — „er — er wird fortgegangen sein, als er sah, daß ich mich nicht weiter mit ihm abgeben konnte."

Seine Frau erwiderte nichts darauf. Sie schaute eine ganze Weile sinnend vor sich nieder, endlich sagte sie leise:

„Er saß auf dem nämlichen Stuhl, auf dem ich ihn damals gesehen habe — genau so wie in jener Nacht, mit dem rechten Arm auf der Lehne — er trug den nämlichen grauen Rock und sah eben so bleich aus und hatte dieselben großen geisterhaften Augen."

„Aber liebe, liebe Auguste," bat der Mann, jetzt wirklich beunruhigt, „so gieb Dich doch nur nicht solch' thörichten, kindischen Gedanken hin, und mische nicht eine wirklich menschliche, wahrscheinlich sehr unbedeutende Persönlichkeit mit Deinen Traumbildern zusammen. — Uebrigens," setzte er rasch hinzu, „muß ihm ja auch die Rieke auf der Treppe begegnet sein, denn sie kam unmittelbar nach Dir — Rieke!" rief er dann zur Thür hinaus — „Rieke!"

„Ja wohl —"

„Kommen Sie einmal einen Augenblick herein!"

Die Gerufene steckte den Kopf zur Thür herein.

„Soll ich 'was?"

„Wie Sie vorhin zurückkamen, ist Ihnen da Niemand im Haus begegnet?"

„Doch, Herr Justizrath —"

„Nun siehst Du, liebes Kind — und wie sah er aus?"

„Er?" sagte die Köchin etwas erstaunt — „es war die Heßbergern, dem Schuhmacher seine Frau von oben, die noch einmal unten in den Laden ging, um für ihren Mann Brannt-

wein zu holen. Der kriegt Abends immer Durst, und sie trinkt dann auch mit."

„Unsinn," brummte der Justizrath — „was geht mich die Frau an — ich will wissen, ob Sie im Haus keinem Mann begegnet sind?"

„Einem Mann?"

„Einem anständig gekleideten Herrn in einem grauen oder dunkeln Rock, der hier oben bei mir war?"

„Ich habe Niemanden gesehen," sagte das Mädchen, erstaunt mit dem Kopf schüttelnd, „und so lange ich hier oben bin, ist auch Niemand fortgegangen, denn ich habe die Thür gleich hinter mir zugeriegelt und die Kette vorgehangen."

Die Frau nickte leise vor sich hin, Bertling aber, ärgerlich darüber, daß er eine verfehlte Zeugenaussage veranlaßt, rief:

„Nun, dann ist er vorher gegangen; die Rieke kann ihm auch eigentlich gar nicht begegnet sein, denn er muß doch eine ganze Weile früher die Stube verlassen haben. So viel bleibt sicher, in den Boden hinein ist er nicht verschwunden — gehen Sie nur wieder an Ihre Arbeit Rieke — es ist gut."

Die Rieke zog sich an das Heiligthum ihres Herdes zurück, griff dort die Wassereimer auf und ging nach dem Brunnen hinunter, um frisches Wasser zu holen. Unten im Haus begegnete ihr des Schusters Frau, und das Mädchen, mit dem eben bestandenen Examen noch im Kopf, sagte zu dieser:

„Haben Sie denn vorhin einen Mann gesehen, Heßbergern, der von uns herunterkam, wie Sie aus dem Hause gingen?"

„Ich? — nein," sagte die Frau — „was für einen Mann?"

„Ja ich weiß es auch nicht, er soll einen grauen Rock angehabt haben."

„Und was ist mit dem?"

„Gott weiß es!" brummte die Rieke — „er muß auf einmal weggewesen sein und Niemand hat ihn fortgehen sehen, und jetzt, glaub' ich, ängstigt sich die Frau darüber und ist sogar ohnmächtig geworden. — Na, nichts für ungut," und damit schwenkte sie mit ihren Eimern zur Thür hinaus.

Der Justizrath ging indessen ein paar Mal im Zimmer auf und ab, aber er dachte dabei nicht an den vollkommen gleichgültigen Fremden, sondern der Zustand seiner Frau be=

unruhigte ihn immer ernsthafter. So reizbar und erregt war sie noch nie gewesen, und während er geglaubt, daß sie all' die alten Phantasien längst und für immer vergessen hätte, fühlte er jetzt, daß sie dieselben gerade im Gegentheil still bei sich getragen und darüber vielleicht die ganze Zeit gebrütet habe. Wie um Gottes willen konnte er ihr das nur aus dem Kopf bringen!

„Es ist doch merkwürdig,“ sagte die Frau endlich nach längerer Pause, „daß zwei Personen denselben Gegenstand gesehen haben sollten.“

„Gegenstand — Thorheit!“ brummte aber der Justizrath. „Thu mir den einzigen Gefallen, liebes Kind, und sprich nicht von Gegenständen, wo es sich um eine einfache, vollkommen gleichgültige Persönlichkeit handelt. Gedulde Dich nur eine kurze Zeit, der Mensch kommt wahrscheinlich morgen früh wieder zu mir, und dann erlaubst Du mir wohl, daß ich ihn Dir vorstellen darf —“

„Und bist Du wirklich überzeugt, daß es ein Mensch war?“

„Aber, Auguste —“

„Hast Du ihn berührt?“

„Ich? — Hm, ich kann mich nicht besinnen — es war auch keine Gelegenheit dazu da, denn einem fremden Menschen giebt man doch nicht gleich die Hand — aber er ist doch wie andere Sterbliche hereingekommen.“

„Hat er sich selber die Thür aufgemacht?“

Der Justizrath sann einen Augenblick nach. — „Nein,“ sagte er dann, „das konnte er nicht, sie war ja verschlossen — aber er muß sie selber wieder aufgemacht haben, um hinaus zu kommen; das wirst Du mir doch zugeben.“

Auguste war aufgestanden, ging auf den Justizrath zu, legte ihren rechten Arm um seinen Nacken, und ihr Haupt an seine Brust lehnend, sagte sie leise und bittend:

„Sei nur nicht böse, Theodor, sieh, ich kann ja nichts dafür, und ich — mir möchte das Herz selber darüber brechen, aber — ich fühle es deutlich in mir, es ist eine Ahnung aus jener Welt, gegen die wir nicht ankämpfen können, mag sich der Verstand auch dawider sträuben, wie er will. — Wenn

mir der grauen Mann zum dritten Mal erscheint — so sterb' ich."

„Auguste, ich bitte Dich um Gottes willen," rief jetzt der Mann in Todesangst, indem er sie fest an sich preßte — „gieb nicht solchen furchtbaren Gedanken Raum. Sieh, Kind, man hat ja Beispiele, daß Menschen nur allein einer solchen fixen Idee erlegen sind, wenn sie sich erst einmal in ihrem Geiste festgesetzt hatte. Erst war Trübsinn, dann Schwermuth die Folge, und im Körper nahm Schwäche zu, je mehr jene Idee im Hirn seine verderblichen Wurzeln schlug."

„Aber Du sprichst immer von einer Idee, Theodor," sagte die Frau — „habe ich denn die Gestalt nicht zweimal deutlich gesehen, so deutlich, wie ich Dich selber hier vor mir sehe?"

„Das zweite Mal, ja, das gebe ich zu," sagte der Mann in verzweifelter Resignation, und jetzt nur bemüht, diese Phantasie durch Vernunftgründe zu bannen — „denn das unglückselige Menschenkind, das gerade in der Zeit zu mir kommen mußte — und ich wollte, Gott verzeih' mir die Sünde, er hätte sonst 'was gethan — saß wirklich da. Aber das erste Mal, liebes, gutes Herz, mußt Du mir doch zugeben, daß es nur das Spiegelbild einer Deiner Träume gewesen sein kann."

Die Frau antwortete nicht, schüttelte aber nur leise und kaum merklich mit dem Kopf.

„Sieh, liebes Kind," fuhr Bertling, der die Bewegung an seiner Schulter fühlte, fort, „Du wirst mir doch zugeben, daß ein Geist — wenn wir wirklich annehmen wollen, es gäbe derartige Wesen, denen verstattet sei auf der Erde herum zu wandern und Unheil anzustiften — körperlos sein muß, also nur ein Hauch, verdichtete Luft höchstens. Was aber keinen Körper hat, kann man ja doch nicht sehen, wenigstens nicht mit unseren Augen, die ja doch auch nur körperlich sind."

„Ich antworte Dir darauf durch ein anderes Beispiel," sagte die Frau, sich von seiner Schulter emporrichtend. „Wir wissen doch, daß die Sterne am Himmel stehen, aber trotzdem sieht sie das Menschenauge am Tage nicht, mag der Himmel so rein sein wie er will — aber man hat Vorrichtungen für das Auge, wodurch man sie doch erkennen kann, und warum

sollte nicht das Auge einzelner Menschen so beschaffen sein, daß sie einzelne Dinge sehen können, die Anderen unsichtbar bleiben."

„Aber die Sterne sind auch Körper, liebes Herz, und noch dazu ganz respectable."

„Du weichst mir aus," rief die Frau, „und ich leugne, daß unser Auge nur allein für Körper geschaffen ist. Der Schatten ist kein Körper, und wir sehen ihn doch."

„Aber nur, wenn er auf einem Körper liegt, doch nie allein und selbstständig in der Luft."

„Ich habe auch jene Gestalt nicht frei in der Luft gesehen," sagte die Frau, die fest entschlossen schien, den einmal gefaßten Gedanken auch festzuhalten, „sondern vielleicht nur auf dem Hintergrund der Wand —"

„Du bringst mich noch zur Verzweiflung, Herz, mit Deinem Gespenst," sagte Bertling, während ein tiefer Seufzer seine Brust hob — „wer Dir nur in aller Welt die tollen Gedanken in den Kopf gesetzt haben kann!"

„Und nennst Du eine feste, innige Ueberzeugung mit diesem Namen, Theodor?"

„Meine liebe Auguste," flehte der Mann dringend, „mißverstehe mich nicht. Ich will Dir ja bei Gott nicht wehe thun, aber wie in aller Welt soll ich Dich nur überzeugen, daß — daß Du Dich wirklich und wahrhaftig geirrt und ein körperliches Wesen mit einem geistigen in eine ganz unglückselige Verbindung bringst? — Aber das hätte Alles nichts zu sagen, Herz, denn von diesem Irrthum hoff' ich Dich mit der Zeit zu überzeugen; nur das beunruhigt mich, und noch dazu in der peinlichsten Weise, daß sich bei Dir eine — ich weiß gar nicht, wie ich es nennen soll — eine solche unglückselige Idee festgesetzt hat, die Du für eine Ahnung nahen Todes hältst. Wenn Du mich nur ein ganz klein wenig liebst, so bekämpfe diesen Gedanken mit allen Kräften, und von dem Uebrigen fürchte ich nichts für Dich. Willst Du mir das versprechen?"

„Aber, lieber Theodor," fragte die Frau — „kann man denn eine Ueberzeugung noch bekämpfen?"

Der Mann seufzte recht aus voller Brust. Endlich sagte er: „Dagegen läßt sich nicht streiten, und wir können nur

hoffen, daß der liebe Gott noch Alles zum Besten wendet. Ich selber werde mir aber jetzt die größte Mühe geben, um Dir den Patron, der mich heut Abend mit seinem Besuch beehrte, als ein sehr körperliches Wesen vorzustellen, und wenn ich erst einmal eine Flanke Deines Luftschlosses niedergerannt habe, dann hoffe ich auch mit dem Uebrigen fertig zu werden. Bis dahin bitte ich Dich nur um Eins und das mußt Du mir versprechen: Dich nicht absichtlich trüben Gedanken hinzugeben, sondern sie, so viel das nur irgend in Deinen Kräften steht, zu bewältigen — das Uebrige findet sich dann. Thust Du mir den Gefallen?"

„Von Herzen gern," sagte die Frau seufzend, „ach Du weißt ja nicht, Theodor, wie furchtbar schmerzlich mir selber das Gefühl ist, und ich will ja gern Alles thun, um es zu ersticken."

„Dann wird auch noch Alles gut gehen, mein Kind," erwiderte mit erleichtertem Herzen Bertling, indem er sie an sich zog und küßte — „und nun gilt es vor allen Dingen, meinen flüchtig gewordenen Besuch aufzutreiben, und da mir die Polizei zu Gebote steht, hoffe ich, daß das nicht so schwer sein soll."

„Ich fürchte, Du wirst ihn nicht finden," sagte Auguste.

„Das laß meine Sorge sein," lächelte ihr Mann — „und nun wollen wir Thee trinken."

4.

Die Kartenschlägerin.

Bertling stand sonst nicht gern vor acht Uhr Morgens auf, und liebte es seinen Kaffee im Bett zu trinken. Er gehörte auch zu den ruhigen Naturen, die sich durch kein Ereigniß, durch keine Sorge den Nachtschlaf rauben lassen, sondern Alles, was sie bedrücken oder quälen könnte, über Tag

abmachen. Heute war er aber doch schon um sieben Uhr auf den Füßen und vollständig angezogen, und ging jetzt selber aus, um vor allen Dingen der Polizei eine genaue Personalbeschreibung seines gestrigen Besuches zu geben, wie ebenfalls eine gute Belohnung auf dessen Ausfindigmachung zu setzen. Natürlich durfte der Mann, wenn wirklich gefunden, durch nichts belästigt werden; nur seinen Namen und seine Wohnung wollte er wissen, und ihn dann selber aufsuchen.

Die Polizei entwickelte auch eine ganz besondere Thätigkeit, denn zehn Thaler waren nicht immer so leicht zu verdienen. Nach allen Seiten breiteten sich ihre Diener aus und hatten auch in der That schon den ersten Tag in den verschiedenen Revieren einige zwanzig Leute aufgetrieben, die der gegebenen Beschreibung allenfalls entsprachen, den Justizrath aber in nicht geringe Verlegenheit setzten. Er bekam nämlich dadurch einige zwanzig Adressen von ihm völlig unbekannten Leuten, die in den verschiedensten Theilen der Stadt sämmtlich die dritte oder vierte Etage zu bewohnen schienen, und wohl oder übel mußte er seine Wanderung danach beginnen, denn zu sich citiren konnte er sie natürlich nicht.

Wie man sich denken kann, fand er auch die Hälfte von ihnen nicht einmal beim ersten Besuch zu Hause, und wenn er sie fand, sah er sich wieder und wieder getäuscht, denn der Rechte war nicht unter ihnen. Vier Tage lang aber setzte er mit unverdrossener Mühe seine Versuche fort, immer auf's Neue getäuscht, aber immer auf's Neue hoffend, daß ihm der nächste Name den Gesuchten vorführen würde.

Dabei hegte er noch immer den stillen Glauben, daß der Mann, der an jenem Abend jedenfalls etwas von ihm gewollt, vielleicht sogar von selber wiederkehren würde — aber er sah sich darin eben so getäuscht, wie in seinen eigenen Versuchen ihn aufzufinden. Der räthselhafte Mensch schien wie in den Boden hinein verschwunden.

Am meisten beunruhigte ihn dabei seine Frau. Sie wußte recht gut, wen er den ganzen Tag über, mit Vernachlässigung aller seiner nothwendigsten Geschäfte, gesucht habe; nie aber, wenn er körperlich ermattet und geistig abgespannt zum Mittags- oder Abendbrod heim kam, frug sie ihn nach dem Re-

sultat seiner heutigen Suche — sie schien das schon vorher zu wissen, sondern nickte nur immer still und schweigend mit dem Kopfe, als ob sie hätte sagen wolle: Es ist ja natürlich — wie kannst Du ein Wesen in der Stadt finden wollen, das gar nicht auf der Erde körperlich existirt — und dem Justizrath war es dann jedesmal, als ob er wie ein Maschinenwerk frisch aufgezogen wäre und die Zeit gar nicht erwarten könne, in der er wieder anfinge zu laufen.

Er war heute Nachmittag aber erst um vier Uhr fortgegangen, weil einige nothwendige Arbeiten erledigt werden mußten, um sieben Uhr hatte er außerdem eine Sitzung und seiner Frau gesagt, daß er heute nicht vor neun Uhr nach Hause kommen könne — wäre er aber im Stande, sich früher los zu machen, so thäte er es sicher. Dann ging er jedoch zu Janisch hinüber und bat die junge Frau, ob sie heute Nachmittag nicht ein wenig die Freundin besuchen könne. Sie sei heute so merkwürdig niedergeschlagen, und da er durch nothwendige Geschäfte abgehalten wäre, würde es ihm eine große Beruhigung sein, wenn sie ihr Gesellschaft leisten wollte.

Die stets heitere und freundliche Hofräthin versprach das von Herzen gern, ja meinte, sie hätte es sich heute sogar schon selber vorgenommen gehabt, Augusten aufzusuchen, da sie — einen Scherz vorhabe, bei dem sie ihre Mitwirkung wünsche.

„Sie sind ein Engel," sagte der Justizrath mit einer an ihm ganz ungewohnten Galanterie, denn durch die freundliche Zusage schien sich ihm eine Last vom Herzen zu wälzen, und vollständig versichert, daß seine Frau jetzt für den Nachmittag und Abend Zerstreuung und also keine Zeit habe, ihren trüben Gedanken nachzuhängen, ging er mit Ernst und gutem Willen auf's Neue an die undankbare Arbeit, eine unbestimmte Persönlichkeit, von der er weder Namen, Stand und Wohnung wußte, in der ziemlich weitläufigen Stadt aufzusuchen.

Die Hofräthin Janisch hielt indessen Wort, kaum eine halbe Stunde später war sie drüben bei der Freundin, und hatte ihr so viel zu erzählen und plauderte dabei so liebenswürdig, daß Auguste das sonst so schwer auf ihr lastende Gefühl endlich ganz vergessen zu haben schien. Bertling würde

seine herzinnige Freude daran gehabt haben, wenn er sie in dieser Zeit hätte sehen können.

Indessen war die Dämmerung hereingebrochen. Eben aber wie Licht gebracht werden sollte, sagte Pauline:

„Hör' einmal, liebes Herz, ich — ich habe etwas vor, bei dem Du mir helfen sollst — willst Du? — es ist nur ein Scherz.“

„Von Herzen gern, was ist es?“

„In Eurem Hause wohnt eine Frau — nun wie heißt sie doch gleich — eine Frau Heßling oder —“

„Heßberger? Das ist die Schuhmachers Frau, gleich über uns. Meinst Du die?“

„Ganz recht. Ihr Mann arbeitet für uns, und die Frau — aber Du darfst mich nicht auslachen, Schatz — die Frau soll ganz vortrefflich die Karten schlagen können.“

Auguste lächelte. „Ich habe auch schon davon gehört,“ nickte sie leise vor sich hin, „und der Mann hat dabei die komische Eigenschaft, daß er das für eine Kunst des Teufels hält, es der Frau aber doch nicht verbietet, weil sie Geld damit verdient. Um aber das Unheil abzuwenden, das dadurch auf ihn fallen könnte, singt er jedesmal, so lange die Frau mit solch unheiliger Beschäftigung hantiert, im Nebenzimmer und mit lauter Stimme geistliche Lieder, die in der Nähe schauerlich klingen müssen, denn schon aus der obern Etage herunter haben sie uns oft zur Verzweiflung getrieben. Bei Gewittern macht er es ebenso.“

„Das stimmt Alles,“ lächelte Pauline, „und jetzt wollte ich Dir nur mittheilen, Schatz, daß ich gesonnen bin, Dich diesen musikalischen Ohrenschmaus ganz in der Nähe genießen zu lassen.“

„Mich?“ frug Auguste erstaunt — „was hast Du denn vor?“

„Nichts Geringeres,“ lachte Pauline, „als mir von Frau Heßberger heut Abend die Karten legen zu lassen und in dem dunkeln Buche des Schicksals zu lesen, während ihr Gatte durch ein paar passende oder unpassende Gesangbuchsverse die bösen Geister fern hält.“

„Aber, Pauline —“

„Und Du sollst mich begleiten," rief diese muthwillig — „ich will mich nicht umsonst schon die ganze Woche darauf gefreut haben."

Auguste schüttelte nachdenkend mit dem Kopfe — es war ihr nicht ganz recht; die Aufforderung kam ihr aber auch so unerwartet und plötzlich, daß sie nicht gleich einen richtigen Grund wußte, sie abzulehnen.

„Man soll doch eigentlich nicht mit den Geheimnissen der Zukunft sein Spiel treiben," sagte sie endlich leise.

„Aber, Herzensschatz," lachte Pauline, „Du glaubst doch nicht etwa, daß Frau Heßberger, die den ganzen Tag über Schuhe einfaßt oder ihrem Gatten den Pechdraht zu seiner Arbeit zurecht macht, Abends eine wirkliche Sibylle würde und mehr von den Geheimnissen der Zukunft errathen könnte, als wir anderen armen Sterblichen auch?"

„Wozu dann aber einen solchen Versuch machen?"

„Verstehst Du denn keinen Spaß?" lachte Pauline — „ich freue mich wie ein Kind darauf, ihre geheimnißvollen Zubereitungen zu sehen und die Orakelsprüche, während ihr Gatte den Teufel fern hält, aus ihrem Munde zu hören. So 'was erlebt man doch nicht alle Tage, und bequemer, wie wir es von hier aus haben, bekommt man es auch so bald nicht wieder."

„Aber was sollen die Leute dazu sagen, wenn wir hinauf zu der Frau gehen?"

„Und wer braucht es zu erfahren? — Deine Rieke schickst Du ein paar Wege in die Stadt, wobei sie immer so viel für sich selber zu besorgen hat, daß sie doch vor einer Stunde nicht wieder kommt, und in der Hälfte der Zeit haben wir unsern Besuch gemacht."

„Und wenn die Frau selber darüber plaudert?"

„Das thun derartige Leute nie, denn sie wissen, daß sie sich dadurch ihre ganze Kundschaft vertreiben würden. Wo es aber ihren eigenen Nutzen betrifft, sind solche Menschen klug genug. Thu mir's nur zu Gefallen, Auguste; ich habe mich schon lange darauf gefreut und kann doch nicht gut allein hinauf gehen."

„Wenn es mein Mann erfahren sollte, würde er böse darüber werden — ich kenne Bertling.“

„Lachen wird er,“ rief Pauline, „wenn wir ihm nachher die ganze Geschichte erzählen — es giebt ja doch einen Hauptspaß, und Du darfst ihn mir nicht verderben. Außerdem brauchst Du Dir ja auch gar nichts prophezeien zu lassen, wenn Du irgend glaubst, daß es Deinem Mann — den ich übrigens für vernünftiger halte — fatal sein könnte. Du gehst nur als Ehrendame mit, setzest Dich ruhig auf einen Stuhl — oder, wenn der nicht da sein sollte, auf einen Schusterschemel, und hörst zu.“

Auguste lächelte still vor sich hin, als sie sich das Bild im Geiste herauf beschwor, die muntere Freundin ließ auch mit Bitten nicht nach, und wußte alle ihre Bedenken so geschickt und mit solchem Humor zu beseitigen, daß sie sich endlich nicht länger weigern konnte und mochte, und Pauline sprang jetzt, fröhlich in die Hände schlagend, ordentlich wie ein Kind, das ein neues Spielzeug bekommen hat, in der Stube herum.

Ein Auftrag für Rieke, um diese zu entfernen, war bald gefunden, und kaum sahen sie das Mädchen über die Straße gehen, als die beiden Frauen ihre Tücher umhingen und in die dritte Etage hinanstiegen.

Nach der Frau Heßberger aber brauchten sie nicht lange zu fragen, denn gleich rechts von der Treppe war die enge, dunkle Küche, in der die Dame eben beschäftigt schien die Abendsuppe anzurichten. Eine gewöhnliche Küchenlampe verbreitete ein mattes, trübes Licht in dem niedern, eben nicht besonders sauber gehaltenen Raum, in den aber des Schusters Frau ganz vortrefflich hineinpaßte und sich auch wohl darin zu fühlen schien.

Wie sie die leichten Schritte auf der Treppe hörte, nahm sie aber mit der Rechten, während die Linke noch immer in der Suppe rührte, die Lampe auf und hielt sie über den Kopf, um darunter hinweg besser erkennen zu können, wer der fremde Besuch sei. — Unerwartet kam er ihr ja überhaupt nicht, denn es geschah gar nicht etwa so selten, daß sie von den verschiedensten Damen der Stadt, und zwar von Damen

jeden Ranges in der Gesellschaft, gerade um diese Zeit des Abends, oder auch noch später, aufgesucht und mit ihrer Kunst in Anspruch genommen wurde — und sie verdiente mehr damit wie ihr Mann, trotz allem Fleiß, mit Ahle und Draht.

Auguste schämte sich fast ein wenig des Besuchs und hielt sich noch immer scheu zurück, ihre keckere Freundin aber, die überhaupt die Leitung des Ganzen übernommen hatte, trat auf die Frau zu und wollte eben ihr Anliegen vortragen, als die Kartenschlägerin sie jeder Ansprache überhob, indem sie mit einer Höflichkeitsbewegung, die als ein Mittelding zwischen Knix und Verbeugung gelten sollte, sagte:

„Nun, da kommen Sie ja doch noch, Frau Hofräthin; habe Sie schon eine halbe Stunde erwartet, und dachte beinahe, es wäre etwas dazwischen gekommen. Bitte, treten Sie näher, Frau Justizräthin — freut mich ja recht sehr, Sie auch einmal oben bei mir zu sehen.“

Auguste erschrak beinahe, denn sie stand noch in dem halbdüstern Vorsaal und zum Theil von der Freundin gedeckt, Pauline aber wandte ihr halblachend den Kopf zu und sagte dann:

„Schön, meine liebe Frau Heßberger, daß Sie uns erwartet haben; dann ist wohl auch bei Ihnen Alles hergerichtet?“

„Alles, beste Frau Hofräthin, Alles,“ erwiderte Frau Heßberger, ohne sich außer Fassung bringen zu lassen. „Das versteht sich doch aber auch von selbst, wenn man so vornehmen Besuch erhofft; die Stühle sind schon zum Tisch gerückt; habe weiter nichts drin zu thun, wie nur die Lichter anzuzünden.“

Pauline wurde selber ein wenig stutzig, die Frau ließ ihr aber keine Zeit zu weiteren Fragen, und nur mit den Worten: „Erlauben Sie, daß ich vorangehe,“ öffnete sie die Thür zur Werkstätte, in welcher ihr Gatte und ein Lehrjunge hinter ein paar erleuchteten Glaskugeln arbeiteten.

Der alte Heßberger, eine kleine untersetzte Gestalt mit einer schwarzen, Gott weiß wie alten, fettglänzenden Mütze und einer Brille auf, kauerte auf seinem Schemel und schaute, als sich die Thür öffnete, von seiner Arbeit gar nicht auf.

Mürrisch sah er vor sich nieder, und machte auch nicht den geringsten Versuch selbst zu irgend einer Art von Gruß. Der Besuch galt nicht ihm, so viel wußte er recht gut, weshalb also brauchte er sich darum zu kümmern.

Auch selbst der Lehrjunge warf nur einen raschen und scheuen Blick nach den Damen hinüber, denn der gegenüber sitzende Meister beobachtete ihn über die Brille weg dann und wann, und ein auf dem offenen Gesangbuch dicht neben ihm liegender Knieriem mochte wohl eine versuchte Neugier von seiner Seite schon manchmal auf frischer That ertappt und bestraft haben.

Es ist möglich, daß das mürrische Temperament des Alten die einzige Ursache dieser Gleichgültigkeit war, viel wahrscheinlicher aber, daß er es eher aus Rücksichten für den Besuch selber unterließ, von diesem die geringste Notiz zu nehmen, oder nehmen zu lassen, denn er wußte recht gut, daß die Damen, die solcher Art bei Nacht und Nebel zu seiner Frau kamen, nicht erkannt und am liebsten gar nicht gesehen sein wollten — warum ihnen also nicht darin willfahren, da sie doch immer gut bezahlten.

Die Frau bog indessen rasch zwischen einem Haufen der verschiedensten Leisten und Lederstücke und dem Ofen hindurch nach der dort befindlichen Thür, öffnete diese und entzündete zwei auf dem mit einer alten verwaschenen Kaffeeserviette bedeckten Tisch stehende Talglichter; Auguste und Pauline waren ihr indeß gefolgt, und ehe sie die Thür hinter ihnen schloß, rief sie nur noch dem Lehrjungen zu, die Suppe für den Meister herein zu holen, und drehte dann den Schlüssel im Schloß um.

Pauline, während ihre Freundin kam aufzuschauen wagte, sah sich indessen in dem kleinen Gemach um, das allerdings nicht glänzend genannt werden konnte, aber doch sehr zu seinem Vortheil gegen Küche und Werkstätte abstach.

Es war ein nicht sehr großes Gemach, das allem Anschein nach zum Wohn- und Schlafzimmer der Eheleute diente. Zwei Betten standen mit Fuß- und Kopfende an der einen Wand, durch nichts als ein paar alte Decken von buntem Kattun verhüllt. An den Fenstern hingen aber Gardinen, ja standen

sogar zwei Blumentöpfe mit den ersten Kindern des Frühlings, Primeln und Hyacinthen, und an beiden Seiten des kleinen Spiegels, aus dem eine Ecke fehlte, waren ein paar schauerliche Oelgemälde angebracht, die jedenfalls „Herrn und Madame Heßberger" im Sonntagsstaat — vielleicht als junge Eheleute darstellen sollten. Waren sie indessen mit der Zeit so nachgedunkelt, oder verhüllte die jetzige Düsterheit des Gemachs ihre vielleicht sonst sichtbaren Umrisse: in diesem Augenblick ließ sich auf dem einen Bilde nichts als die Contour eines Kopfes und ein riesiges Jabot erkennen, während auf dem andern nur die weit ausfliegende Haube der Frau und eine Hand sichtbar blieb, in der sie ein weißes Taschentuch emporhielt.

Unter dem Spiegel hingen noch ein paar Silhouetten in unkennbaren Formen.

Daß die Frau übrigens auf einen Besuch vorbereitet gewesen, wenn sie das überhaupt nicht jeden Abend war, zeigte in der That die ganze Vorrichtung des Tisches, neben dem für die beiden Gäste zwei gepolsterte Stühle mit altmodischen hohen Lehnen standen, und auf diese nöthigte auch die Frau Heßberger ihren Besuch und sagte freundlich:

„Setzen Sie sich, meine Damen, Sie brauchen mir gar nichts vorher zu sagen, ich weiß schon ohnedies, weshalb Sie hergekommen sind — bitte, nehmen Sie Platz, und wir wollen dann gleich einmal versuchen, ob ich Ihnen helfen kann."

„Und wissen Sie wirklich, was ich Sie fragen will, Frau Heßberger?" frug Pauline, die in dem Augenblick doch etwas von ihrer vorherigen Ausgelassenheit verloren zu haben schien.

„Warum sollt' ich nicht, Frau Hofräthin, warum sollt' ich nicht, und wie könnte ich mich unterfangen, Zukünftiges voraus zu sagen, wenn ich nicht das Vergangene und wirklich Geschehene wüßte —"

„Aber ich begreife nur nicht —"

„Lieber Gott," sagte des Schusters Frau, mit einem frommen Blick nach oben, „wir begreifen Manches nicht auf dieser Welt, Frau Hofräthin, und leben in unserer Unschuld so in den Tag hinein. — Wenn man aber ein bischen tiefer sehen lernt, Frau Hofräthin, dann bekommt man eine

andere Meinung von der Sache — Gottes Wege sind wunderbar.“

Es war ordentlich, als ob das das Stichwort für ihren Gatten im Nebenzimmer gewesen wäre, denn in demselben Moment begann er mit seinem schauerlich näselnden Ton das gewöhnliche Präservativmittel gegen den bösen Feind und dessen Einwirkungen: irgend ein endloses Lied aus dem Gesangbuch. Der würdevolle Vortrag wurde aber heute leider durch etwas gestört: der Schuhmacher hatte nämlich noch keine Zeit bekommen, um seine Suppe zu essen, und daß er Beides mit einander zu verbinden suchte, that dem Einen Eintrag und ließ ihn das Andere nicht recht genießen — aber es mußte eben gehen.

Die Frau, ohne auf den plötzlichen Gesangesausbruch auch nur im Mindesten zu achten, holte indessen von dem kleinen Tisch unter dem Spiegel, auf dem einige vergoldete Tassen, zwei blaue Glasvasen mit Schilfblüthen und ein paar grell gemalte Gypsfiguren standen, ein Spiel ziemlich oft gebrauchter Karten, mit denen sie sich in einer Art von geschäftsmäßiger Eile auf einen hohen Rohrschemel setzte und dabei links und rechts auf die Lehnstühle wies, um die Damen dadurch einzuladen, Platz zu nehmen.

Pauline hatte im Stillen gehofft, in dem Zimmer der Kartenprophetin eine Menge wunderbarer und unheimlicher Dinge zu finden, die mit ihrer Kunst in Verbindung standen: einen schwarzen Kater z. B., der schnurrend neben der Wahrsagerin saß und auf ihre Worte horchte, düstere Tapeten vielleicht und einen Todtenkopf von magischen Zeichen umgeben. Aber von Alledem zeigte sich nichts, denn der buntgemalte Gypspapagei und Napoleon I., die auf dem Tisch unter dem Spiegel standen und sich — beide von einer Größe — einander starr ansahen, konnten doch wahrlich nicht als derartige Symbole gelten. Das ganze Zimmer zeigte überhaupt nichts, was nicht auch in der Wohnung jedes andern Handwerkers zu finden gewesen wäre — die Karten selber vielleicht ausgenommen.

Die Aufmerksamkeit der kleinen lebendigen Frau wurde aber bald ausschließlich auf die Karten gelenkt, denn die Frau

Heßberger begann jetzt in feierlicher Weise sie zu mischen, und dazu tönte der nur zeitweise von der Suppe unterbrochene Gesang des Schusters dazwischen — und wie laut die Schwarzwälder Uhr an der Wand da mit hineintickte.

Endlich war das Spiel gehörig vorbereitet, und die Frau sagte plötzlich, indem sie die Karten der rechts von ihr sitzenden Hofräthin zum Abheben hinlegte:

„Also Sie wollen vor allen Dingen wissen, meine verehrte Frau Hofräthin, ob Sie etwas Gestohlenes wieder bekommen werden und — wo der Dieb zu suchen ist."

„Das allerdings," lächelte die kleine Frau — „aber es wird doch wohl nöthig sein zu sagen, was es ist."

„Das sehen wir ja aus den bunten Blättern," erwiderte ruhig die Kartenschlägerin.

„In der That?"

Die Frau antwortete nicht mehr; sie legte in der gewöhnlichen Weise ihre Karten auf den Tisch, und während sie sich mit den gerade nicht überreinlichen Fingern der rechten Hand das Kinn strich, betrachtete sie die Combination der verschiedenen Blätter mit leisem und prüfendem Kopfnicken.

Augustens und Paulinens Blicke hafteten jetzt wirklich mit Spannung auf den Zügen der Alten, die aber ihre Gegenwart ganz vergessen zu haben schien, wie sie selber auch in diesem Augenblick gar nicht mehr das schauerliche Lied des Schuhmachers in der nächsten Stube hörten.

Endlich brach die Alte das Schweigen und sagte:

„Ja wohl — ich hab' es mir gleich gedacht — das kann nur ein Hausdieb sein — aus dem Secretär heraus —"

„Hat sie Recht?" frug Auguste nur mit einem Blick über den Tisch hinüber die Freundin, und diese nickte ihr halbverstohlen zu.

„Nur ein Hausdieb — aber er hat es schlau angefangen — da die Treff sieben mit der Caro sechs, die den Coeur Buben in der Mitte haben — — aber der Bube selber war es nicht, doch hat er es fortgetragen, und es wird nie wieder zum Vorschein kommen —"

„Ja, aber beste Frau Heßberger," sagte Pauline mit einem schelmischen Blick auf die Künstlerin — „daß es Jemand fort=

getragen hat, wußte ich schon vorher, und jetzt möchte ich nur erfahren **wer**; dann ist es doch vielleicht möglich, dem gestohlenen Gegenstand auf die Spur zu kommen."

„Nicht so leicht," sagte die Frau kopfschüttelnd — „da liegt es, die Caro zehn sagt es deutlich — ein Korallen-Halsband mit goldenem Schloß — das ist leicht versteckt. — Aber der Dieb hat seine Spuren zurückgelassen — da gehen sie, Treff zwei, Pike zwei, Treff vier, Pike vier, — deutlich hin zu der Pike Dame — ich sehe ein Mädchen mit grünem Band auf der Haube, die etwas in die Tasche steckt und dann langsam die Straße hinunter geht —"

„In den Karten?"

„Dort unten an der Ecke trifft sie mit dem Coeur Buben zusammen — aber den kann ich nicht deutlich erkennen," fuhr die Frau fort, ohne den Einwurf zu beantworten. „Er ist zu weit entfernt."

„Also die Pike Dame mit dem grünen Band auf der Haube," nickte Pauline lächelnd, „da wäre schon eine ziemlich deutliche Spur gefunden, denn ich kenne eine junge Dame, die ein grünes Band auf der Haube trägt. — Wenn wir nur den Coeur Buben ausfindig machen könnten, dem sie das Gestohlene gegeben hat!"

„Das ist nicht so leicht," sagte die Kartenschlägerin, die ihre Blätter indessen aufmerksam betrachtet hatte — „hier zieht sich eine lange Linie von Treff und Pike zwischen ihm und Ihrer Karte durch, Frau Hofräthin. — Er kann nur durch die Pike Dame mit dem grünen Band ermittelt werden."

„Der Wink ist deutlich genug, und ich werde ihn befolgen," lächelte die Hofräthin — „herzlichen Dank, Frau Heßberger — Sie haben mir gezeigt, daß Sie in Ihrer Kunst Meisterin sind," und dabei drückte sie der geschmeichelten Schustersfrau einen harten Thaler in die Hand.

„Und soll ich Ihnen auch sagen, was Sie wissen möchten, Frau Justizräthin?" wandte sich die Kartenkünstlerin jetzt an Auguste, die ein wohl aufmerksamer, aber bis dahin doch theilnahmloser Zuschauer des Ganzen gewesen war. Sie hatte dabei die über den Tisch gelegten Karten wieder zusammengerafft und fing von Neuem an zu mischen.

„Ich danke Ihnen sehr," sagte aber Auguste, fast ängstlich, „ich — ich habe meine Freundin nur begleitet."

„Und doch liegt Ihnen etwas auf dem Herzen, Kind, was Sie um Alles in der Welt davon herunter haben möchten," fuhr die Frau geschwätzig fort, ohne sich irre machen zu lassen. — „Da heben Sie nur einmal ab, die alte Heßbergern weiß oft mehr, als andere Leute zu glauben scheinen."

Augusten war es, als ob ihr Jemand einen Stich in's Herz gegeben. — Oh, wohl lag ihr etwas auf dem Herzen — aber was wußte die Frau davon — was konnte sie davon wissen!

„Heben Sie nur ab, Frau Justizräthin," drängte die Alte — „es ist ja nichts Unrechtes, was man damit thut. — Was wir vom Schicksal nicht erfahren sollen, erfahren wir doch nicht, so viel Mühe wir uns auch damit geben."

„So thu ihr doch den Willen," lächelte Pauline — „oder soll ich für Dich abheben?"

„Nein, das muß die Frau Justizräthin selber thun," wandte aber die Frau ein; „sonst bekommen wir nachher Confusion. So ist's recht — danke Ihnen, Madamchen; nun wollen wir gleich einmal sehen, ob wir Ihnen nicht helfen können," und in der alten Weise die Karten auslegend, bedeckte sie mit ihnen den Tisch, schüttelte dabei aber, wie über die Reihenfolge erstaunt, langsam mit dem Kopfe.

Auguste hatte fast willenlos ihren Wunsch befolgt, aber das Herz schlug ihr dabei so fieberhaft, die Brust war ihr so beengt, sie hätte jetzt Gott weiß was darum gegeben, nur von hier fort zu sein.

„Hm, hm, hm, hm!" murmelte da die Alte vor sich hin, indem sie die Karten prüfend betrachtete und immer stärker dazu mit dem Kopfe schüttelte, „das ist ja eine ganz wunderliche Geschichte — da geht Ihr Lebensfaden so glatt durch das halbe Spiel, und da kommt auf einmal ein fremder Mann mit einem grauen Rock dazwischen —"

Auguste wollte sich krampfhaft von ihrem Stuhl erheben, aber sie vermochte es nicht — willenlos brach sie zurück; Pauline jedoch bemerkte zu ihrem Schrecken, daß Leichenblässe ihre Züge deckte und sie kaum im Stande war, sich noch aufrecht zu halten. Pauline behielt auch in der That nur eben noch Zeit

zuzuspringen und sie zu halten, sonst wäre sie unfehlbar von ihrem Stuhl herabgestürzt. Trotzdem wurde sie nicht ohnmächtig; es schien nur, als ob eine plötzliche Schwäche über sie gekommen sei, und sie bat mit leiser Stimme um ein Glas Wasser. Danach fühlte sie sich etwas gestärkt, aber jetzt bestand Pauline wieder darauf, daß sie des Schuhmachers Wohnung augenblicklich verließen — machte sie sich doch längst schon insgeheim Vorwürfe darüber, die Freundin überredet zu haben, sie hier herauf zu begleiten.

„Fühlst Du Dich stark genug, Herz, mit mir fortzugehen?" frug sie leise, indem sie ihren Arm um Augusten legte.

„Ja ja," rief diese rasch und heftig, indem sie sich ohne Hülfe aufrichtete — „komm fort — mir ist es, als wenn ich hier sterben müßte."

„Bitte, leuchten Sie uns," bat Pauline, indem sie dabei Augusten umfaßt hielt.

„Aber, beste Frau Hofräthin!"

„Wenn mir die Freundin hier krank wird, mache ich Sie dafür verantwortlich," rief die kleine Frau heftig. — „Nehmen Sie Ihr Licht, rasch!"

Sie sprach das mit einem so befehlenden, ja drohenden Tone, daß die bis dahin noch so feierliche Frau Heßberger ganz beweglich wurde. Sie griff auch rasch ein Licht auf, und während ihr Mann, mit dem geleerten Suppennapf neben sich, noch an den letzten Versen seines endlosen Liedes brüllte, schritten die beiden Damen durch die Werkstätte. Aber erst draußen auf der Treppe, als Auguste wieder freie und frische Luft schöpfte, athmete sie auf, und schweigend stiegen die Freundinnen in die untere Wohnung, wo sich die Justizräthin erschöpft in einen Stuhl warf.

„Aber, lieber Herzensschatz," nahm hier Pauline das Wort, nachdem sie sich vorher überzeugt hatte, daß sie allein im Zimmer waren — „wie, um Gottes willen, hat Dich das Gewäsch der alten Kaffeeschwester auch nur im Mindesten aufregen können. Du bist doch vernünftig genug, an derlei Unsinn nicht wirklich zu glauben!"

„Wir hätten gar nicht hinauf gehen sollen," sagte Auguste leise — „ich wußte vorher, wie es werden würde."

„Aber soll man sich denn nicht einmal derartige Dinge mit ansehen? Ist es denn nicht interessant zu beobachten, wie die Menschen einander betrügen und wie sie betrogen sein wollen?"

„Aber hat sie Dir denn nicht von Deinem verlorenen Schmuck gesagt? Woher konnte sie das wissen?"

„Woher?" lachte Pauline, „als ob derartiges Volk nicht überall herum spionirte und, mit ein klein wenig Mutterwitz begabt, leicht im Stande wäre, irgend etwas Glaubbares hinzustellen. Die Phantasie der Gläubigen trägt freiwillig dazu bei, und der Ruf einer Prophetin ist fix und fertig. — Denkst Du nicht, daß sie bei meinen Dienstboten schon herum gehorcht hat, ja zehn gegen eins möchte ich wetten, daß eine oder die andere Person schon bei ihr gewesen ist, um sich Raths zu erholen; aber das will ich schon herausbekommen, verlaß Dich darauf."

„Und die Frau mit der grünen Schleife?"

„Es geht allerdings eine Wäscherin bei uns aus und ein," sagte die Hofräthin, „die eine grüne Schleife auf der Haube trägt, und der wird sie oft genug begegnet sein. Ich habe aber nicht den geringsten Grund, auf die in jeder Hinsicht achtbare Person irgend einen Verdacht zu werfen. Jedenfalls hat sie auch nur ganz auf gut Glück hin die genannt, ebenso wie bei Dir den Mann im grauen Rock."

„Nein, nein," rief aber Auguste rasch und heftig und warf den Blick dabei scheu umher — „da liegt ein tieferes Geheimniß zum Grunde, und das gerade drohte mir da oben die Besinnung zu rauben."

„Es war so dumpf und heiß in der Stube, daß mir selber fast unwohl geworden ist," sagte die Hofräthin.

„Der graue Mann existirt," flüsterte da Auguste, „und unerklärlich bleibt es mir, wie sie davon wissen konnte, denn gegen keinen Menschen in der Welt habe ich mich darüber ausgesprochen, als gegen meinen Mann."

Pauline schüttelte mit dem Kopf, endlich sagte sie:

„Und darf ich wissen, was es damit zu bedeuten hat?"

„Ja," hauchte Auguste — „aber nicht heute — nicht jetzt, Pauline — ich bin schon überdies zu aufgeregt, und fürchte,

daß — daß es noch mehr der Fall sein würde, wenn ich — jene wunderliche Erscheinung frisch herauf beschwören wollte. Morgen — morgen früh, wenn die Sonne scheint und Alles licht und hell um uns ist — nicht jetzt — nicht jetzt."

„Gut, mein liebes Herz," sagte Pauline, die gar nicht daran dachte, sie jetzt zu drängen — „bis morgen kann ich Dir dann auch vielleicht von mir Auskunft geben, wie weit die Prophezeiung der Schustersfrau wirklich zutrifft, und ob sie eben mehr weiß wie andere Leute."

Auguste erwiderte nichts darauf, sie nickte nur schweigend mit dem Kopfe, und Pauline fühlte, daß sie ihr keinen größeren Gefallen thun konnte, als sie jetzt allein und ungestört zu lassen. Sie nahm auch kurzen Abschied von ihr und ging, sann aber unterwegs hin und her darüber, was der sonst so ruhigen Freundin geschehen sein müsse, um sie in eine so überreizte Stimmung zu versetzen, denn es war ja nicht möglich, daß die albernen Vermuthungen der Schustersfrau wirklich einen Einfluß auf sie ausgeübt haben sollten. Doch das gedachte sie morgen Alles heraus zu bekommen — heute ließ sich doch nichts mehr in der Sache thun.

5.

Die böse Nacht.

Als der Justizrath an diesem Abend um neun Uhr nach Hause kam, war seine Frau schon zu Bett gegangen. Sie hatte, wie das Mädchen sagte, heftige Kopfschmerzen gehabt und sich zeitig niedergelegt. Als Bertling hinüberging, schlief Auguste, und er trat noch in sein Arbeitszimmer, um die heute eingelaufene Correspondenz zu lesen und zu beantworten — hatte er doch den ganzen Tag keine Zeit dazu gefunden.

Es war bald halb zwölf Uhr, ehe er selber sein Lager

suchte, und die Frau schlief noch immer, aber unruhig. Sie schien zu träumen, hob den Arm und öffnete die Lippen, sprach aber nichts, und lag gleich darauf wieder still und ruhig. Sie hatte das in der letzten Zeit öfter gethan, auch wohl gesprochen, aber immer nur unzusammenhängende Worte, ohne sich später je eines Traumes bewußt zu sein, und Bertling beunruhigte sich nicht weiter darüber. Unwillkürlich fiel ihm aber doch wieder jener wunderliche und so geheimnißvoll verschwundene Besuch ein, den er bis dahin vergeblich in der ganzen Stadt gesucht. War nicht die ganze Polizei nach dem Mann im grauen Rock ausgewesen, ohne auch nur auf die entfernteste Spur zu kommen? und schien es nicht fast, als ob er die Stadt in gerade so räthselhafter Weise verlassen hätte, wie damals Bertling's eigenes Zimmer?

Mit den Gedanken suchte der Justizrath sein Lager und war bald, von den vielen Arbeiten dieses Tages ermüdet, sanft eingeschlafen. — Seiner Meinung nach konnte er aber kaum die Augen geschlossen haben, als er seinen Namen rufen hörte:

„Theodor! — Theodor!"

Noch schlaftrunken richtete er sich empor. — „Weckst Du mich, Auguste?" frug er.

„Und Du kannst schlafen," sagte die Frau mit vorwurfsvollem, aber weichem Ton — „schlafen in der letzten Stunde, die wir beisammen sind?"

„Aber, Auguste," sagte der Mann erschreckt und war in dem einen Moment auch vollkommen munter geworden — „was hast du nur — was sprichst Du da? Sicherlich hast Du geträumt — ich bin ja bei Dir, Herz, wache nur ordentlich auf."

„Ach, ich war so glücklich," sagte da die Frau mit einem Ton, der ordentlich in seine Seele schnitt — „so glücklich die kurze Zeit mit Dir — und muß nun fort!"

Bertling wußte gar nicht, wie er aus dem Bett kam, so rasch fuhr er in seine Kleider und zündete dann ein Licht an.

Auguste lag, die Augen geschlossen, die Arme vor sich ausgestreckt, aber die Hände gefaltet, in ihrem Bett, und große helle Thränen liefen ihr über die Wangen. Bertling aber hielt das immer noch für einen einfachen, schweren Traum, der ja augenblicklich weichen mußte, so wie er sie nur weckte.

„Mein liebes Herz," sagte er, seinen Arm um ihre Schultern legend — „wach' auf, Du träumst ja nur —"

„Und hast Du schon Jemanden gesehen, der mit offenen Augen träumt?" sagte sie, sich im Bett aufrichtend und ihn groß ansehend. — „Träumst Du denn jetzt?"

„Aber von was sprichst Du?"

Sie antwortete ihm nicht gleich. — Während er sich zu ihr auf die Bettkante setzte, hatte sein Fuß den Stuhl ein klein wenig verschoben, und sie schien dem Geräusch zu horchen.

„Ich glaube, sie kommen schon," flüsterte sie scheu und faßte seinen Arm mit allen Kräften.

„Wer, mein Herz? wer?" bat der Mann, der jetzt peinlich besorgt um die Arme wurde, die, wie er sich nicht mehr verhehlen konnte, mit wachenden Augen phantasirte. „Wer soll denn jetzt mitten in der Nacht zu uns kommen?"

„Mitten in der Nacht? — ja, es ist gerade zwölf Uhr vorbei," flüsterte sie — „das ist die Zeit, in der die schwarzen Männer kommen und mich abholen. — Oh Gott," seufzte sie dabei — „und jetzt hat mich Alles verlassen — selbst Theodor ist fort, und ich allein kann mich ja nicht gegen sie wehren!"

„Aber, beste Auguste," rief Bertling bestürzt — „was sprichst Du nur — ich bin ja bei Dir hier."

„Fort — fort — wer bist Du?" — sagte sie und stieß ihn mit beiden Armen heftig von sich — „was willst Du hier — und wie kommst Du hier herein?"

„Aber ich bin es ja — Dein Theodor — kennst Du mich denn nicht?"

„Deine Stimme ist es — ja," sagte die Frau, indem sie ihn ein paar Momente ruhig und fest betrachtete — „aber das Gesicht kenne ich nicht — das ist mir fremd — geh fort — geh fort!" und sie warf sich dabei zurück und barg ihr Gesicht im Kissen. Dort lag sie still und regungslos viele Minuten lang, und Bertling wußte nicht, was er beginnen sollte. Vorsichtig legte er den Finger auf ihren Arm. — Der Puls ging vollkommen ruhig und eher langsamer als rascher wie gewöhnlich. — Vielleicht schlief sie jetzt ein; er

wollte sie wenigstens unter keiner Bedingung stören, setzte das Licht fort, daß es ihr nicht auf die Augen scheinen konnte, und ließ sich dann behutsam und geräuschlos auf einem Lehnstuhl nieder, um dort abzuwarten, ob sie noch einmal erwache.

So mochte er über eine Stunde gesessen haben und dachte gerade daran, das Licht auszulöschen und selber wieder zu Bett zu gehen, als er die Frau leise wimmern hörte.

Vorsichtig stand er auf — sie lag noch genau so wie vorher, nur das Gesicht hatte sie mehr nach oben gerichtet, damit sie frei athmen konnte, aber beide Augen hielt sie sich mit den Händen bedeckt und weinte still und leise.

„Auguste,“ sagte der Mann da, indem er wieder zu ihr trat „was hast Du nur? — Sage es mir — ich bitte Dich darum!“

Sie schien ihn nicht zu hören, aber ihr Weinen wurde heftiger und brach endlich in nicht laute, doch deutliche Klagen aus.

„Fort — fort muß ich von hier, wo ich so glücklich war!“ wimmerte sie. — „Ach, nur so wenig Jahre durfte ich mit Theodor zusammen sein, und jetzt kommen die bösen schwarzen Männer und wollen mich fortschleppen und in die kalte, häßliche Erde legen. — Oh, was hab' ich ihnen nur gethan? — Aber sie hassen mich hier — Alle — Keiner hat mich lieb — Keiner — und der Einzige, der mir gut war, Theodor, hat mich nun auch verlassen.“

„Auguste,“ bat Bertling in Todesangst, „Du brichst mir das Herz mit solchen Reden. — Ich bin ja hier — bin bei Dir und werde Dich nie verlassen.“ Dabei drückte er sie fest an sich und küßte ihre Stirn, aber sie schien jetzt weder seine Worte zu hören, noch seine Berührung zu fühlen. Wieder lag sie viele Minuten lang still und regungslos, und nur das schwere Athmen verrieth, daß sie lebe — endlich fuhr sie leise fort:

„Oh, daß Theodor von mir gegangen ist! — er war so lieb, so gut mit mir — und ich habe ihn so oft gekränkt, aber es doch nie — nie böse gemeint. — Er mußte es doch wissen, wie ich ihn liebe — und doch ist er fort.“

„Aber ich bin ja bei Dir, Herz — so höre doch nur!

Hier, lege Deine Hand auf mein Gesicht — fühlst Du denn nicht, daß ich bei Dir bin — daß ich Dich nicht verlassen werde?"

„Ja — Alle haben mich verlassen," rief die Frau eintönig — „und jetzt schleichen sich die schwarzen Männer herein und tragen mich fort — und wenn dann Theodor zurückkommt — wie er sich wundern wird, wenn ich nicht mehr da bin! Und wie traurig wird er sein, — armer — armer Theodor!"

Bertling war außer sich. Er fühlte, daß alle seine Worte nichts halfen. Die Unglückliche hörte in diesem eigenthümlichen Zustand weder was er sagte, noch fühlte sie den um sie geschlungenen Arm und die heißen Thränen, die auf ihr Antlitz fielen und sich mit den ihrigen mischten.

Wieder lag sie eine halbe Stunde etwa in einem solchen fast bewußtlosen Zustand und mit geschlossenen Augen. Das Licht brannte düster, und Bertling schritt leise zu der Lampe, um diese zu entzünden. Er glaubte, daß vielleicht helleres Licht die aufgeregten Sinne eher beruhigen würde. Wie er die Glocke aber wieder aufsetzte, wobei ein leicht klirrendes Geräusch nicht zu vermeiden war, richtete sich die Kranke plötzlich rasch und erschreckt empor und horchte mit weitgeöffneten Augen der Thür zu.

„Was hast Du denn, Auguste, — was horchst Du so nach der Thür?" frug ihr Mann, um sie zu beschwichtigen. Sie verstand jetzt, was er sagte, ja schien ihn auch zu kennen und vergessen zu haben, daß sie früher über seine Abwesenheit geklagt, und scheu erwiderte sie:

„Hörst Du denn nicht die Schritte auf der Treppe? — sie kommen, um mich abzuholen, und unten im Haus steht der graue Mann, der mich auch erwartet. Oh, ich wußte ja, daß sie noch kommen würden, wenn es auch schon zwölf Uhr vorbei ist!"

„Aber, mein liebes, süßes Herz," bat Bertling, der sich schon dadurch etwas beruhigt fühlte, daß er doch jetzt mit ihr reden konnte. — „Zwölf Uhr vorbei — es ist schon fünf Uhr, und die Sonne wird gleich aufgehen." — Er hoffte sie dadurch, daß er sie glauben mache, es sei Morgen, rascher zu

beruhigen. . Die Kranke aber schüttelte unwillig mit dem Kopf und rief:

„Täusche mich nicht — es fehlen nur noch ein paar Minuten an halb Zwei — sieh doch nach! —“

Bertling sah unwillkürlich nach seiner Uhr, und Auguste hatte vollkommen Recht. Sie wußte genau, welche Zeit es war. Ehe er ihr aber noch etwas erwidern konnte, nickte sie ernst und traurig mit dem Kopfe und sagte:

„Ja — ja — so muß es sein — Du wirst jetzt oben wohnen und ich unten — und wir werden nie wieder zusammen kommen.“

„Aber wo willst Du unten wohnen, mein Kind,“ lächelte der Mann, der ihre Gedanken abzulenken suchte, — „das untere Logis hat ja der Doctor Pellert gemiethet.“

„Wer spricht denn davon?“ sagte sie finster — „in der Erde, mein' ich — wenn sie mich begraben haben. Sie kommen ja gleich.“

„Aber, meine Auguste!“

„Und ich war so glücklich,“ fuhr sie leise, mit zum Herzen dringender Stimme fort — „so unsagbar glücklich — aber nur für eine kurze — kurze Zeit. Jetzt muß es sein, und ich will mich auch nicht länger sträuben — ich kann mich ja doch nicht gegen die vier schwarzen Männer wehren.“

„Und bin ich nicht hier, Dich zu vertheidigen?“

„Was kannst Du gegen viere ausrichten!“ erwiderte sie kopfschüttelnd, „und sie sind stark — sehr stark. Aber ich habe nicht mehr viel Zeit — hier den Ring nimm mir vom Finger — den schwarzen Ring — den sollst Du Paulinen von mir geben.“

„Aber, Auguste.“

„So nimm denn doch den Ring — sie kommen ja,“ bat sie mit einer Stimme, die ihm durch Mark und Bein schnitt, und es blieb ihm nichts übrig, als ihrem Wunsche zu willfahren und ihr den Ring abzunehmen; fürchtete er doch, sie durch Widerspruch nur noch so viel mehr aufzureizen. Wie er das aber gethan, stürzten ihm selber die Thränen aus den Augen, und sie umfassend, jammerte er: „Meine liebe — liebe Auguste!“

„Lebe wohl, Theodor," sagte sie da und schlang ihre Arme fest und fast krampfhaft um seinen Nacken — „lebe wohl, und tausend, tausend Dank für alles Liebe und Gute, das Du mir gethan! —"

„Aber Du gehst ja nicht von mir — Du bleibst ja bei mir, nie — nie im Leben trennen wir uns mehr!" flüsterte der Mann in Todesangst.

„Es muß ja sein," tröstete sie ihn leise — „weine deshalb nicht — oh Du hast es ja auch gut — Du kannst draußen im Sonnenlicht, auf der schönen Erde bleiben — aber mich — mich legen sie in das dunkle kalte Grab, und ich bin noch so jung — so jung und schon sterben — oh es ist recht, recht hart!"

„Auguste — ich halte das nicht länger aus," flehte der Mann, dem die Aufregung fast den Athem nahm — „so komm doch nur zu Dir — es ist ja Alles nur ein böser Traum."

Unten auf der Straße rasselte in diesem Augenblick ein Wagen über das Pflaster; der Schall klang deutlich herauf.

„Da sind sie," flüsterte die Kranke erbebend — „oh Gott, wie schnell sie kommen — wie furchtbar schnell! — Jetzt muß ich fort — oh Gott, oh Gott, schon jetzt. Nein, ich will nicht — sie sollen mich nicht weg von Dir nehmen — ich will bei Dir bleiben," — und krampfhaft klammerte sie sich um seinen Hals. —

„Du gehst auch nicht fort, Herz — nie im Leben lasse ich Dich," rief Bertling, — „wir bleiben ja beisammen — oh, so komm doch zu Dir! — Hier — hier," sagte er und griff ein neben dem Bett stehendes Glas Wasser auf, — „trink einmal, Auguste — das wird Dir gut thun — trink einen langen Zug — viel — mehr noch, mehr."

Er hatte sich fast gewaltsam von ihr losgemacht und ihr das Glas an die Lippen gehalten. Wie sie das Wasser daran fühlte, nahm sie einen kleinen Schluck, und als er es ihr wieder und wieder aufdrang, trank sie mehr, bis sie das Glas geleert. Dabei sah sie ihn mit einem wilden, verstörten Blick an.

„Meine Auguste," bat Bertling, ihr Haupt an sich pressend, „ist Dir jetzt besser? — kannst Du Dich besinnen?"

Sie drängte ihn langsam von sich — sah ihn an — blickte im Zimmer umher und sagte leise:

„Was ist denn mit mir vorgegangen?“

„Du hast geträumt, Herz — schwer und furchtbar geträumt,“ rief ihr Gatte, „oh, Gott sei ewig Dank, daß es vorüber ist.“

„Geträumt? — von was?“ frug die Frau, die jetzt augenscheinlich ihre volle Besinnung wieder erlangt hatte. Bertling hütete sich aber wohl, irgend eins ihrer Traumbilder auch nur zu erwähnen, und ausweichend sagte er:

„Oh nichts, Herz — lauter tolles, verworrenes Zeug; wild durcheinander hast Du gesprochen von Gesellschaften, Theater, Kleidern, Besuchen und was weiß ich.“ —

„Sonderbar,“ flüsterte die Frau nachdenkend vor sich hin, „ich kann mich doch auf gar nichts mehr besinnen. Aber mir ist mein Kopf so schwer — so furchtbar schwer, und die Augen brennen mir, als ob ich geweint hätte. Wie viel Uhr ist es?“

„Es wird bald zwei Uhr sein.“

„So spät schon und Du bist noch angezogen? — Du hast wohl wieder so lange gearbeitet?“

„Ja — ich hatte so viele Briefe zu schreiben — aber lege Dich jetzt hin und schlafe. Ich will auch zu Bett gehen.“

„Oh, wie mir mein Kopf brennt! — ich kann gar nicht mehr denken,“ sagte die Frau und preßte ihre Stirne mit beiden Händen, — „am Ende werd' ich noch krank.“

„Mach' Dir keine Sorge, mein Herz,“ beruhigte sie aber der Mann, „morgen wird schon Alles wieder besser — wieder ganz gut sein. — Gute Nacht, mein Kind.“ —

„Gute Nacht, Theodor,“ sagte die Frau — legte sich auf die Seite und war auch in wenigen Minuten fest und sanft eingeschlafen.

6.

Die Begegnung.

Am nächsten Morgen, wo aber Auguste völlig gesund und mit keiner Ahnung des Geschehenen, nur mit etwas Kopfschmerzen erwachte, ging Bertling in aller Frühe zu seinem Hausarzt, um diesem das Vorgefallene mitzutheilen. Er hatte ihm schon früher einmal von der fixen Idee Augustens gesagt, der Doctor nahm das aber damals — vielleicht auch nur, um den Mann nicht zu beunruhigen — außerordentlich leicht und versicherte ihm, daß solche Fälle gar nicht etwa vereinzelt daständen. Es sei ein Blutandrang nach dem Kopfe, und viel Bewegung in freier Luft — vielleicht auch eine blutreinigende Cur das Beste dagegen. Keinenfalls sollte er sich Sorgen deshalb machen. — Heute jedoch, als der Arzt die Phantasien dieser Nacht erfuhr, in denen der „graue Mann" auch wieder seine Rolle gespielt, zeigte er sich schon bedenklicher und meinte, Gefahr sei nur insofern vorhanden, daß die Phantasie der Kranken ihr noch einmal — und also zu dem gefürchteten dritten Mal — die Gestalt des Mannes im grauen Rock vorspiegeln könne, ehe man im Stande sei sie zu überzeugen, daß die erste Erscheinung weiter nichts als ein Phatasiebild, die zweite aber ein wirklich menschliches Individuum gewesen sei — wie das aber zu thun, ohne daß man des Grauen habhaft werde, vermöge er nicht abzusehen, und daß der Graue nicht zu bekommen war, das wußte der Justizrath besser als irgend Jemand in der Stadt. Welche Mühe hatte er sich deshalb nicht schon gegeben, und welchen Erfolg damit erzielt? — es war wirklich zum Verzweifeln.

Der Doctor versprach übrigens, im Lauf des Vormittags bei der Justizräthin vorzusprechen, um sich selber einmal von ihrem Gesundheitszustand zu überzeugen. Vielleicht ließ sich dann auch das Gespräch — natürlich mit der gehörigen Vorsicht — auf das eigentliche Krankheitsobject lenken, und möglich, daß ja doch die Vernunftgründe eines Dritten und völlig Un=

parteiischen irgend einen wohlthätigen Einfluß auf sie ausüben konnten.

Bertling seufzte tief auf, denn er am besten fühlte das Trügerische einer solchen Hoffnung, aber was Anderes ließ sich thun, und auch dieser Versuch mußte gemacht werden, wenn er auch nicht das Geringste davon erhoffte. Er fürchtete sich aber, lange von zu Haus fort zu bleiben, denn er wußte nicht, wie sich Auguste heute Morgen nach der furchtbaren Aufregung der letzten Nacht befinden würde. Er bat also den Doctor, seinen Besuch nicht zu lange zu verschieben, und schritt dann sehr niedergeschlagen und den Kopf voll trüber, wirrer Gedanken die Straße hinab, in der Richtung seiner eigenen Wohnung zu. Er achtete dabei auch gar nicht auf die ihm Begegnenden, und erst als Jemand an ihm vorüber ging, der ihn grüßte, faßte er unwillkürlich an seinen eigenen Hut und warf einen flüchtigen Blick auf ihn, ohne sich jedoch in seinem Gang aufzuhalten. Im Weiterschreiten fiel ihm aber der fast schüchterne Gruß des vollkommen fremden Mannes auf — wo hatte er nur das Gesicht — wie ein Messerstich traf es ihn plötzlich in's Herz — das war der Graue, und mit dem Gedanken schon fuhr er auch herum und zurück, ihm nach — daß er dabei gegen eine alte würdige Dame anrannte und sie beinahe über den Haufen geworfen hätte, fühlte er kaum, hielt sich wenigstens nicht einmal lange genug, auch nur zu einer Entschuldigung auf, denn mit peinigender Angst erfüllte ihn in dem Moment der Gedanke, daß ihm der Fremde wieder wie damals, selbst unter den Händen weg entschwinden könnte. Wenn er jetzt irgendwo in ein Haus getreten wäre — wenn er die nächste Quergasse erreicht hätte — nein — Gott sei ewig Dank — dort ging er noch, und mit wenigen hastigen Schritten war er an seiner Seite.

Der Fremde, als er Jemanden neben sich halten sah, schaute auch zu ihm empor, und der Justizrath hätte laut aufjubeln mögen, als er in dem ihm zugewandten Gesicht wirklich den Besuch von jenem Abend erkannte, dessen Züge sich ihm in der Zwischenzeit oh! nur zu scharf und deutlich eingeprägt. Er war aber auch fest entschlossen, den Mann jetzt nicht wieder los zu lassen, bis er ihn seiner Frau gebracht, und wenn er

nicht gutwillig ging, ei, dann hätte er selbst die Polizei zu Hülfe gerufen, sogar auf die Gefahr hin, eine Klage wegen unverschuldeter Gefängnißhaft gegen sich anhängig gemacht zu sehen.

Der Fremde sah dabei etwas erstaunt, ja bestürzt zu ihm auf, denn er ebenfalls hatte den Justizrath gleich beim ersten Begegnen wieder erkannt und begriff jetzt natürlich nicht, was der Mann eigentlich von ihm wolle. Dieser ließ ihm aber nicht lange Zeit, darüber nachzudenken, und fast unwillkürlich die Hand auf seine Schulter legend (denn wenn er es sich auch nicht selber gestehen mochte, war es doch ein fast unbewußtes Gefühl, das ihn leitete, sich vor allen Dingen zu überzeugen, er habe es wirklich mit einem körperlichen Wesen zu thun), sagte er freundlich:

„Entschuldigen Sie, mein Herr, aber — hatte ich nicht das Vergnügen, Sie vor einiger Zeit einmal Abends auf ganz kurze Zeit bei mir zu sehen? — Ich bin der Justizrath Bertling — wenn Sie sich auf meine Person nicht mehr besinnen sollten."

Der Mann schien etwas verlegen und sah den Justizrath fast wie scheu an; endlich stotterte er:

„Ich weiß in der That nicht —"

„Ich will Ihrem Gedächtniß zu Hülfe kommen," fuhr aber der Justizrath in der neu erwachenden Angst fort, daß der Mann leugnen könnte oder er sich doch am Ende in der Person geirrt, „meine Frau kam damals gerade nach Hause, und von einem leichten Unwohlsein ergriffen, wurde sie in der Thür ohnmächtig. Sie besinnen sich gewiß."

„Herr — Herr Justizrath," stammelte der Mann „ich — ich — kann nicht recht begreifen —"

Bertling, der nicht ohne Grund fürchtete, der Mann könne Bedenken tragen, sein damaliges rasches und allerdings etwas räthselhaftes Verschwinden einzugestehen, denn wie konnte er wissen, in welchem Zusammenhang das mit der jetzigen Frage stand — suchte ihn nur vor allen Dingen darüber zu beruhigen. — „Lieber Herr," sagte er, „Sie müssen mir vorher die Bemerkung erlauben, daß ich Ihre Antwort nur als eine mir persönlich erwiesene Gefälligkeit betrachte, und ich sehe ein, daß es vorher nöthig ist, Ihnen die Beweggründe meines

Ihnen vielleicht sonderbar erscheinenden Betragens mitzutheilen. Aber wir können das nicht auf offener Straße abmachen, dürfte ich Sie deshalb bitten, mit mir einen kurzen Moment in jenes Kaffeehaus zu treten; wir sind dort ungestört, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie damit ein gutes Werk thun."

Der Fremde war augenscheinlich in der größten Verlegenheit, wie denn auch sein ganzes Wesen etwas Schüchternes, ja Gedrücktes zeigte. Der Einladung konnte er aber nicht gut ausweichen. Mit einer ziemlich ungeschickten Verbeugung, und ohne ein Wort zu erwidern, willigte er ein und schritt neben dem Justizrath dem Kaffeehaus zu. Bertling ließ ihn auch dabei nicht aus den Augen, denn er hatte immer noch das unbestimmte Gefühl, als ob ihm der eben so glücklich Aufgefundene durch einen der Trottoirsteine, wie durch eine Versenkung auf dem Theater, verschwinden könnte, und wollte sich später keine Vernachlässigung vorzuwerfen haben.

Im Restaurationslocal endlich angelangt, ließ er zwei Tassen Kaffee und Cigarren bringen, und als Beides vor ihnen stand und der Kellner sich mit seiner Bezahlung zurückgezogen hatte, that Bertling das Vernünftigste, was sich unter diesen Umständen thun ließ, und erzählte dem Fremden, ohne vorher eine weitere Frage an ihn zu richten, das seltsame Zusammentreffen eines Traumes seiner Frau mit seiner eigenen Erscheinung, wobei sein plötzliches und unbeachtetes Verschwinden natürlich alle die überspannten Ideen der Kanken bestätigen mußte.

Der kleine Mann in dem dunkeln Rock schien während dieses Berichtes ordentlich aufzuthauen. Zuerst hatte er die angezündete Cigarre nur schüchtern und mit der äußersten Spitze in den Mund genommen, daß er kaum daran ziehen konnte, und seinen Kaffee halb kalt werden lassen — jetzt begann er mit augenscheinlichem Behagen den Dampf des guten Blattes einzuziehen und that auch einen Schluck aus seiner Tasse, und als der Justizrath ihm endlich gestand, daß er die ganze Stadt schon habe durch Polizei absuchen lassen, um seiner nur habhaft zu werden und seine arme Frau von ihrem unglückseligen Wahne zu befreien, lächelte er sogar still vor sich hin und leerte dabei seine Tasse bis zum letzten Tropfen.

Bei der nun wieder an ihn gerichteten Frage des Justizraths, ob er es nicht gewesen sei, der ihn an jenem Abend besucht habe und zu welchem Zweck, wurde er allerdings wieder ein wenig verlegen und sogar roth, aber er leugnete nicht mehr und sagte:

„Wenn Ihnen das eine Beruhigung gewährt, Herr Justizrath, so kann ich Ihnen gestehen, daß ich wirklich an jenem Abend in Ihrer Stube war und nur bedauere —“

„Kellner! Eine Flasche Wein — von Ihrem Besten — bringen Sie Champagner!“ rief aber Bertling, der sich in diesem Augenblick wirklich Mühe geben mußte, dem kleinen Mann nicht um den Hals zu fallen.

„Aber, Herr Justizrath —“

„Thun Sie mir den einzigen Gefallen und trinken Sie ein Glas Wein mit mir,“ rief aber dieser in größter Aufregung, „und wenn Sie ein Bad von Champagner haben wollten, ich verschaffte es Ihnen jetzt. Nun aber sagen Sie mir auch, weshalb Sie so rasch verschwanden, mich nicht wieder aufsuchten und wo Sie, vor allen Dingen, die ganze Zeit gesteckt haben, denn kein einziger meiner Spürhunde konnte auch nur auf Ihre Fährte kommen.“

„Lieber Gott,“ sagte der kleine Mann mit einem schweren Seufzer — „die Sache ist außerordentlich einfach und leicht erklärt, denn — wenn ich mich auch in einer gedrückten Lage befinde, habe ich doch nicht die geringste Ursache, mich derselben zu schämen, da sie mich ohne mein Verschulden getroffen hat.“

„Darf ich es wissen?“ frug der Justizrath, während der Kellner Wein und Gläser auf den Tisch stellte — „vielleicht kann ich helfen.“

„Ich stamme aus Königsberg,“ erzählte der kleine Mann, „und hatte durch Protection eine Anstellung als Lehrer in Mainz erhalten; dort ernährte ich mich aber nur kümmerlich, als ich die Nachricht erhielt, daß in meiner Vaterstadt ein guter Posten für mich offen geworden und ich dort an einem der ersten Gymnasien mit einem ganz vortrefflichen Gehalt einrücken könne. Ich gab meine Stelle in Mainz auf und machte mich auf den Weg. Schon seit längerer Zeit aber kränkelnd, erfaßte mich hier in Alburg ein heftiges Fieber, das

eine Weiterreise unmöglich machte. Glücklicher Weise fand ich bei guten Menschen ein Unterkommen, aber meine kleine Baarschaft schmolz entsetzlich zusammen, und kaum wieder hergestellt, erfaßte mich die Angst, daß ich, wenn ich nicht rechtzeitig am Ort meiner Bestimmung eintreffen könnte, am Ende auch gar die Anstellung verlieren und dann gänzlich brodlos sein würde. Ich schrieb nach Königsberg, erhielt aber von dort nicht so rasche Antwort, und in meiner Herzensangst beschloß ich mich an Sie, Herr Justizrath, zu wenden und Sie um ein Darlehn zu ersuchen, das ich Ihnen von meiner Vaterstadt aus leicht zurückerstatten konnte."

„Aber woher kannten Sie mich?"

„Nicht Sie, Herr Justizrath, aber Sie haben einen Bruder in Königsberg, bei dem ich ein Jahr Hauslehrer war und auf dessen Zeugniß ich mich mit gutem Gewissen berufen durfte. Wie aber der Unfall mit Ihrer Frau Gemahlin stattfand, von dem ich keine Ahnung haben konnte, daß ich selber die unschuldige Ursache gewesen, da fühlte ich doch recht gut, daß das ein sehr schlecht gewählter Moment sei, um ein Darlehn zu erbitten, und ich beschloß, lieber am nächsten Morgen wieder vorzusprechen. Wie ich Sie mit der ohnmächtigen Dame beschäftigt sah, verließ ich das Zimmer und ging nach Hause."

„Aber warum kamen Sie nicht am nächsten Morgen?"

„Weil ich noch an dem nämlichen Abend einen Brief von Königsberg erhielt, worin mir angezeigt wurde, daß es mit meinem Eintreffen dort Zeit bis zum Ersten nächsten Monats habe. Jetzt war ich im Stande, mir mein Reisegeld vielleicht selber zu verdienen, und brauchte Niemanden weiter zu belästigen. Der Mann, bei dem ich die Zeit gewohnt, war Copist, hatte aber in der letzten Zeit so viel drängende Arbeiten erhalten, daß er sich außer Stande sah, sie allein zu beendigen. Ich übernahm einen Theil, und da mir noch vierzehn Tage Zeit bleiben, so hoffe ich bis dahin mein Reisegeld wenigstens zusammen gespart zu haben."

„Und wie viel brauchen Sie dazu?" frug der Justizrath, der bis jetzt der einfachen Erzählung mit der gespanntesten Aufmerksamkeit gefolgt war, ohne den Erzählenden auch nur mit einer Silbe zu unterbrechen. Nur eingeschenkt und getrunken

hatte er dazu, und seinen Gast ebenfalls stillschweigend durch Zuschieben des Glases genöthigt.

„Im Ganzen und mit dem, was ich hier noch zu zahlen habe, etwa zwanzig Thaler, aber neun davon habe ich mir schon verdient — oh, ich bin sehr fleißig gewesen die Zeit über und in den langen Tagen gar nicht aus meinem Zimmer, ja nicht ein einziges Mal an die frische Luft gekommen! Nur heute mußte ich ausgehen, und war eben im Begriff mir frisches Papier zu holen, denn ich kann nicht gut einen Tag versäumen."

„Mein lieber Herr," sagte da der Justizrath, „dagegen werde ich Einspruch erheben. Ihren heutigen Tag müssen Sie mir widmen, aber Sie sollen dadurch nicht zu Schaden kommen. Es gilt hier meine Frau zu überzeugen, daß sie sich durch einen Wahn, durch ein zufälliges Begegnen hat täuschen lassen, und wenn Sie mir dazu behülflich sein wollen, so verfügen Sie über meine Kasse. Mit Vergnügen steht Ihnen dann Alles zu Diensten, was Sie zu Ihrer Reise und vielleicht noch für sonstige Ausrüstung gebrauchen."

„Herr Justizrath," stammelte der Mann.

„Und glauben Sie um Gottes willen nicht," setzte Bertling rasch hinzu, „daß Sie mir dadurch zu irgend einem Dank verpflichtet würden; nein, im Gegentheil werde ich mich nachher noch immer als Ihren Schuldner betrachten, und sollten Sie je in Verlegenheit kommen, so bitte ich Sie, sich vertrauensvoll an mich zu wenden."

„Aber war ich nicht selber die Ursache dieses Unfalls?"

„Nein," versetzte der Justizrath — „in Ihnen repräsentirte sich nur die frühere eingebildete Erscheinung, und durch Sie hoffe ich deshalb meine Frau nicht allein zu überzeugen, daß ihre zweite Gespenstervision ein Irrthum war, sondern sie wird, während sie hierin die Täuschung erkennt, auch einsehen, daß das erste Traumbild nur in ihrer Phantasie gewurzelt haben konnte. Also wollen Sie sich mir heute zur Verfügung stellen?"

„Von Herzen gern," sagte der kleine Mann, der durch den ungewohnten Champagner seine ganze Schüchternheit verloren zu haben schien. „Befehlen Sie über mich, und was in meinen Kräften steht, will ich mit Freuden thun, — habe

ich doch dadurch auch einen Theil dessen gut zu machen, was ich, freilich vollkommen ahnungslos, selber über Sie herauf beschworen."

„Gut," genehmigte Bertling, sich vergnügt die Hände reibend. — „So kommen Sie denn jetzt mit zu meinem Arzt, und dort wollen wir das Weitere bereden, wie wir es am besten anzufangen haben. Den Mittag sind Sie ohnedies mein Gast, wenn wir vielleicht auch noch nicht bei mir zu Hause diniren können. Vorher muß ich aber meine Frau jedenfalls auf Ihre Begegnung vorbereitet haben."

7.

Schluß.

Der Doctor, eben im Begriff seine Patienten zu besuchen, war nicht wenig erstaunt, den Justizrath mit dem erbeuteten und so lange ersehnten Unruhestifter eintreffen zu sehen, nahm aber auch zu viel Interesse an der Sache, um nicht seine eigenen, selbst sehr nothwendigen Gänge für kurze Zeit aufzuschieben und das Nähere mit dem Justizrath zu bereden. Aufmerksam hörte er zunächst den kurzen Bericht an, der ihm über das Zusammentreffen gegeben wurde, und die Frage war nur jetzt, wie Auguste mit ihrem leibhaften Traumbild zusammen gebracht werden konnte, ohne ihr einen neuen Schreck zu verursachen, der diesmal dauernde Folgen haben konnte.

Das zeigte sich denn auch nicht so leicht, und die Männer überlegten zusammen eine ganze Weile hin und her, wie es am zweckmäßigsten zu arrangiren wäre. Der Justizrath schlug vor, den „grauen Mann" gleich zum Mittagessen mit nach Hause zu nehmen, um im hellen Sonnenlicht jeden Gedanken an den häßlichen Spuk zu zerstören, — aber dagegen protestirte der Arzt.

„Damit setzen Sie Alles auf eine Karte," rief er heftig

aus, „denn Sie können gar nicht wissen, wie sich in dem Geist Ihrer Frau das Bild dieser geglaubten Spukgestalt erhalten oder entwickelt hat; bringen Sie ihr aber jetzt den Mann am hellen Tag, der dann natürlich mit einer höflichen, alltäglichen Verbeugung in's Zimmer tritt, so bürgt uns kein Mensch dafür, daß sie ihn als denselben wieder erkennt, den sie in jener Nacht gesehen, und dann ist Alles verloren, denn nachher haben wir kein Mittel weiter, ihr zu beweisen, daß sie sich getäuscht. Unser Pulver ist verschossen, und wir müssen der Natur und den Begebenheiten eben ihren Lauf lassen, ohne im Stande zu sein, an irgend einer Stelle hülfreich einzugreifen."

„Aber was Anderes können wir thun?" rief der Justizrath — „der Gefahr, daß sie ihn nicht wieder erkennt, sind wir ja doch immer ausgesetzt."

„Doch nicht immer," sagte der Doctor, der ein paar Minuten mit raschen Schritten in seinem Zimmer auf- und abgegangen war — „ich glaube, ich weiß einen Ausweg."

„Mein lieber Doctor —"

„Lassen Sie mich einmal sehen," fuhr dieser fort. — „Jetzt habe ich keine Zeit, denn ich muß meine Patienten besuchen; vor Dunkelwerden können wir aber auch gar nichts in der Sache thun, und bis dahin bin ich in Ihrem Hause und bei Ihrer Frau. Bis dahin aber darf auch dieser Herr Ihrer Frau nicht vor Augen kommen. Speisen Sie zusammen im Hotel — eine Ausrede ist bald gefunden, machen Sie, was Sie wollen, aber bringen Sie ihn nicht vor der Abenddämmerung in Ihr Haus."

„Und dann?"

„Dann führen Sie ihn heimlich, ohne daß Ihre Frau etwas davon erfährt, in Ihr Zimmer, zünden wie gewöhnlich Ihre Lampe an, die auch ein wenig düster brennen darf, und lassen sich den Herrn dann auf den nämlichen Stuhl setzen, auf dem er an jenem Abend gesessen hat, und zwar genau in der nämlichen Stellung, den rechten Arm über der Lehne. — Ich glaube, Sie erwähnten das gegen mich."

„Ja wohl."

„Schön. Sie selber kommen dann zu uns herüber, oder

geben mir ein Zeichen, daß Alles bereit ist, und überlassen das Andere mir. Wollen Sie es so machen?"

„Bester Doctor, ich füge mich in Allem Ihrem Willen," sagte der Justizrath, „aber — halten Sie es nicht für möglich, daß Auguste durch die plötzliche Wiederholung der Erscheinung zum Tod erschrecken könnte?"

„Natürlich darf sie den Herrn da nicht unvorbereitet antreffen," rief der Doctor — „doch Sie wollen das ja mir überlassen. Außerdem werde ich noch vorher zu der kleinen Hofräthin Janisch gehen, sie in das Geheimniß einweihen und sie bitten, uns zu unterstützen. Für jetzt ersuche ich Sie aber, mich zu entschuldigen, denn meine Zeit ist gemessen."

„Und Sie vergessen nicht, noch vor Dunkelwerden zu mir zu kommen?"

„Ich vergesse nie etwas," sagte der Doctor, nahm seinen Hut und stieg ohne Weiteres voran die Treppe hinunter.

Der Justizrath war jetzt ein wenig in Verlegenheit, was er mit seinem Schutzbefohlenen, oder eigentlich Gefangenen, bis zum Mittagessen anfangen solle, noch dazu, da er auch gern einmal nach Hause gegangen wäre und ihn dorthin doch nicht mitnehmen konnte. Ueberließ er ihn aber bis dahin sich selbst, so war er der Gefahr ausgesetzt, ihn nicht wieder zu finden, und das durfte er unter keiner Bedingung riskiren. Da blieb ihm nur ein Ausweg, mit dem Fremden in dessen Behausung zu gehen, um sich selber zu überzeugen, wo er wohne und wieder zu finden wäre.

Das geschah denn auch, und nachdem Bertling in einer vollkommen abgelegenen Straße vier steile dunkle Treppen hinauf geklettert war, konnte er mit einiger Ruhe seinen eigenen Geschäften nachgehen. Er band dem kleinen Mann aber noch einmal auf die Seele, das Haus um keinen Preis zu verlassen, bis er selber zurückkäme, was aber bald geschehen würde, da er ihn um ein Uhr zum Mittagessen abhole.

Seine Frau fand der Justizrath noch ziemlich abgemattet, aber doch ruhig; sie hatte von dem, was sie die vorige Nacht mit wachenden Augen geträumt keine Ahnung, und sie fühlte

nur die Folgen der unnatürlichen Aufregung, ohne sich dieser im Geringsten bewußt zu sein.

Um ein Uhr oder etwas vorher entschuldigte sich Bertling, daß er mit einem Geschäftsfreund zu Mittag speisen müsse, da sie Beide, außer der Zeit, sehr beschäftigt wären, und er vielerlei mit ihm zu besprechen hätte — zu sich hätte er ihn aber heute nicht einladen mögen, da Auguste doch noch so angegriffen sei.

Auguste dankte ihm dafür, denn sie befand sich in der That nicht in der Stimmung, einen fremden Besuch zu empfangen; sie fühlte sich auch nie wohler, als wenn sie allein gelassen wurde, und ihr Mann versprach ihr ja auch außerdem, noch vor Abend wieder zu Hause zu sein und dann heute ganz bei ihr zu bleiben.

Sie aß allein auf ihrem Zimmer und legte sich dann ein wenig auf das Sopha, um auszuruhen; der Kopf that ihr weh und das Herz war ihr so schwer, als ob irgend ein nahendes Unheil sie bedrohe. Sie fing auch fast an, den dämmernden Abend zu fürchten, und bereute schon, Theodor nicht gebeten zu haben, noch vor der Zeit zurückzukehren. — Aber sie durfte auch nicht so kindisch sein. Wenn er seine Geschäfte besorgt hatte, kam er ja ohnedies schon immer von selber nach Hause.

Sie sollte aber ihren Nachmittag heute nicht allein verbringen, denn etwa um fünf Uhr kam Pauline herüber. Wenn diese aber auch lachend das Zimmer der Freundin betrat, erschrak sie doch sichtlich über deren bleiches Aussehen, über ihre tiefliegenden Augen und den schmerzlichen Zug um den Mund. Auf ihre theilnehmenden Fragen gab ihr Auguste aber nur ausweichende Antworten; sie scheute sich selbst der Freundin gegenüber das einzugestehen, was ihr die Brust beengte und ihr Herz mit einer wohl unbestimmten, aber nichtsdestoweniger peinigenden Angst erfüllte, und Pauline, die das herausfühlte, war freundlich genug, auf ihren Wunsch einzugehen. Ihr lag aber jetzt besonders daran, die Freundin zu zerstreuen, und ohne daß Auguste es merkte, wußte sie das Gespräch auf das Abenteuer mit der Kartenschlägerin zu bringen. Nicht mit Unrecht glaubte sie, daß jene Aufregung wesentlich

dazu beigetragen hatte, sie nieder zu drücken, und war das wirklich der Fall, so kannte sie ein Mittel, sie wieder aufzurichten.

„Denke Dir nur, Schatz," lachte sie, ganz wieder in ihrer alten fröhlichen Laune, „ich bin jetzt unserer Kartenschlägerin auf die Spur gekommen."

„Auf die Spur? — wie so?"

„Oder ich habe wenigstens einen Beweis erhalten, was es mit ihrer Kunst für eine Bewandtniß hat."

„In der That? — aber durch was?" fragte Auguste gespannt.

„Du erinnerst Dich doch," fuhr Pauline fort, „daß ich bei ihr anfragen wollte, wo ein mir gestohlenes Korallen-Halsband hingekommen sei und wo ich den Dieb zu suchen hätte. Sie ließ mich aber die Frage gar nicht stellen, denn jedenfalls hatte sie am Brunnen von unseren Mägden erfahren, daß ich das Halsband vermisse. In den letzten drei Tagen war auch wirklich bei uns von nichts Anderem gesprochen worden, und meine Köchin, wie ich es mir gedacht, schon bei der Alten gewesen, um sie um Rath zu fragen."

„Also wirklich!" sagte Auguste.

„Du weißt auch, daß sie meinen Verdacht auf irgend eine Dame mit grünen Haubenbändern lenken wollte."

„Allerdings — hatte sie sich geirrt?"

„Das Komische bei der Sache ist das," lachte Pauline, „daß gar Niemand das Halsband gestohlen hat, sondern daß ich es heute Morgen selber in einer kleinen Schieblade meines Secretärs fand, wohinein ich es neulich, wahrscheinlich in großer Zerstreutheit, gelegt."

„Es war gar nicht gestohlen?"

„Gott bewahre, folglich konnte die „Dame" mit den grünen Haubenbändern auch nicht der Dieb sein. Jetzt hab' ich der Sache aber näher nachgeforscht und von meinen Leuten erfahren, daß die alte Frau Heßberger eine ganz besondere Wuth auf meine Wäscherin hat, weil diese sie irgend einmal, wer weiß aus welchem Grunde, ich glaube wegen Verleumdung, verklagt hat und die Alte fünf Thaler Strafe zahlen mußte. Die Schustersfrau scheint eine ganz durchtriebene

Person zu sein, und ich glaube, es ist sehr unnöthig, daß ihr liebenswürdiger Gatte, während sie ihre Kunst ausübt, geistliche Lieder singt, um den Teufel fern zu halten, es scheint Alles sehr natürlich zuzugehen."

„Aber woher wußte sie —" wollte Auguste fragen, brach aber rasch und plötzlich mitten darin ab.

„Was, mein Herz?" frug Pauline — „etwa das, was sie Dir von einem grauen Mann sagte? Das wolltest Du mir ja heute erzählen, und ich bin fest überzeugt, wir kommen der Sache ebenfalls auf die Spur. — Sieh' mein Herz, mit all' den Geistergeschichten läuft es ja doch jedesmal auf blinden Lärm hinaus, denn auch das, was uns die Frau Präsidentin damals als Thatsache von der Kammgarnspinnerei erzählte, hat sich als ein einfacher Betrug herausgestellt."

„Als Betrug?"

„Gewiß, und gestern Abend haben sie die Thäter erwischt. Aber nun erzähle mir auch, was Dich drückt."

Auguste zögerte noch, aber sie hatte der Freundin einmal versprochen, ihr das Geheimniß mitzutheilen, und es that ihr selber wohl, irgend Jemand zu haben, dem sie ihr Herz vollkommen ausschütten konnte. So erzählte sie denn auch jetzt, während der Abend schon wieder zu grauen begann, von der ersten Erscheinung, die sie in ihres Mannes Zimmer gehabt, und wollte eben zu dem zweiten Begegnen mit dem unheimlichen Wesen übergehen, als sie laute Stimmen auf dem Vorsaal hörten.

„Die Frau Justizräthin zu Hause?" — Es war des Doctors Stimme, die Magd erwiderte etwas darauf, und gleich darauf klopfte es an die Thür.

Es war der Arzt, der seine Patientin zu besuchen kam. Er freute sich übrigens, sie so wohl und munter zu finden, und meinte nach ein paar hingeworfenen Fragen: — „Aber, wie mir scheint, habe ich die Damen in einer wichtigen Unterhaltung gestört — thut mir leid, aber wir Aerzte kommen oft ungelegen."

„In einer Unterhaltung," sagte da Pauline, „die auch Sie angeht, lieber Doctor, denn sie betrifft Augustens Krankheit ebenfalls mit — bitte, erzähle weiter, liebes Herz."

„Aber, Pauline," sagte die Frau erschreckt, „das ist nicht recht! Das, was ich Dir erzählte, war nur für Dich be- bestimmt."

„Aber, mein gutes Kind," sagte die junge Frau, „wenn ich nicht irre, so hat gerade diese Phantasie auf Dein körperliches Befinden den größten und zwar nachtheiligsten Einfluß ausgeübt, und wie kann Dich ein Arzt wieder herstellen, wenn er nicht die Ursache Deiner Krankheit erfährt?"

„Ich danke Ihnen, Frau Hofräthin, daß Sie mir da beistehen," sagte der Doctor, „und bitte Sie nun selber, beste Frau, mir nichts vorzuenthalten. Außerdem wissen Sie, wie ich Ihnen und Ihrem Mann zugethan bin, und schon als Freund des Hauses, als der ich mich doch betrachten darf, ersuche ich Sie dringend, mir Alles mitzutheilen."

Die Justizräthin sträubte sich noch ein wenig, aber es half ihr nichts; der Doctor versicherte ihr dabei, daß ihr eigener Mann ihm schon einen Theil vertraut habe, er wisse also doch einmal, um was es sich handle, und solcher Art gedrängt, erzählte Auguste denn das zweite räthselhafte Begegnen jener Erscheinung, ja verhehlte sogar nicht, daß sie von einer Wiederholung derselben das Schlimmste fürchte.

Der Doctor hatte ihr schweigend zugehört — draußen wurde wieder eine Thür geöffnet, und sein scharfes Ohr vernahm leise Schritte im Vorsaal. Er wußte, der Justizrath war mit dem Mann im grauen Rock eingetroffen. Der Abend brach dabei immer mehr herein, und der Doctor bat, daß man die Lampe anzünden möge, da eben die Dämmerstunden die besten Hülfsgenossen solcher Phantasien seien. Pauline fügte jetzt auch noch die Geschichte der Kartenschlägerin hinzu, zu der der Doctor nur lächelnd den Kopf schüttelte; endlich aber sagte er:

„Also Sie fürchten eine dritte Erscheinung, liebe Frau Justizräthin, weil Sie durch die zweite die Bestätigung der ersten erhalten haben?"

„Ja," hauchte die Frau.

„Sie würden auch," — fuhr der Doctor fort, „wie Sie mir ja selber gestanden haben, ohne die zweite geneigt gewesen sein, die erste als eine bloße Phantasie, als eine Ueberreizung Ihrer Nerven anzusehen, nicht wahr?"

„— Ja —" erwiderte die Frau wieder, doch etwas zögernd.

„Schön," nickte der Doctor vor sich hin, „wenn ich nun hier mit meinem Zauberstab," und er hob seinen Stock, den er noch in der Hand hielt, „Ihnen selber die Erscheinung zum dritten und letzten Mal heraufbeschwören würde, wobei ich Ihnen zugleich beweisen könnte, daß wir es mit nichts Anderem als einem vollkommen compacten Wesen aus Fleisch und Blut zu thun haben, — würden Sie mir dann zugestehen, daß Sie sich geirrt und daß solche Erscheinungen im Allgemeinen, und hier auch im Besondern, nie und nimmer als etwas Anderes betrachtet werden dürfen, wie als krankhafte Ausgeburten der Phantasie?"

„Jene Erscheinung heraufbeschwören?" frug Auguste ordentlich erschreckt.

„Ja — aber nicht etwa aus dem Boden, wie einen Geist, sondern wie es sich gebührt, die Treppe herauf," lachte der Doctor. „Würden Sie mir versprechen, sich recht tapfer dabei zu halten und, ehe Sie uns wieder ohnmächtig werden, erst einmal genau zu prüfen, ob Sie es mit einem Geist oder einem wirklichen Menschen zu thun haben?"

„Ich begreife Sie nicht," — stammelte die Frau.

„Ist Ihr Mann nicht zurückgekehrt?" sagte der Doctor und horchte nach dessen Thür hinüber — „ich dächte, ich hätte ihn in seiner Stube gehört — heh, Justizrath!" rief er, indem er aufstand und an jene Thür klopfte.

„Ja, ich komme gleich," antwortete Bertling's Stimme.

„Und wann soll ich ihn sehen?" rief die Frau, die sich einer leichten Anwandlung von Furcht nicht erwehren konnte.

„Wann? — jetzt gleich, wenn Sie wollen," lachte der Arzt. „Vorher muß ich Ihnen aber noch bemerken, daß der berühmte Mann im grauen Rock, vor dem Sie einen solchen Respect haben, richtig aufgefunden ist — denn was spürte die Polizei nicht heraus, wenn man ihr nur ihre Zeit läßt — und er hat sich als ein vollkommen achtbares, aber auch eben so harmloses Individuum herausgestellt, das damals nicht etwa ein überirdischer Auftrag, sondern ein sehr irdisches Verlangen nach einer kleinen Summe Geldes zu Ihrem Gatten getrieben

hatte. Der gute Mann ist aber etwas schüchterner Natur, und da Sie bei seinem Anblick ohnmächtig wurden, hielt er sich für überflüssig und ging seiner Wege. Diesmal wird er aber nicht verschwinden, und ich frage Sie jetzt noch einmal, fühlen Sie sich in diesem Augenblick stark genug, Ihrem vermutheten Gespenst nicht allein noch einmal zu begegnen, sondern ihm auch guten Abend zu sagen und nachher sogar eine Tasse Thee mit ihm zu trinken?"

„Doctor — wenn Sie mir die Ueberzeugung geben könnten!" rief die Frau, indem sie von ihrem Stuhl emporsprang.

„Schön," sagte der Doctor, „dann bitte, geben Sie mir Ihren Arm. — Sie sind ja sonst ein vernünftiges Frauchen," setzte er herzlich hinzu, „und werden sich doch wahrhaftig Ihren klaren Verstand nicht von einer bloßen Einbildung todtschlagen lassen. — Aber jetzt kommt die Geisterbeschwörung, und danach hoffe ich Sie wieder so munter und heiter zu sehen, wie nur je."

Er ließ ihr auch keine Zeit zu weiteren Einwendungen, nahm ihren Arm und führte sie der Thür von ihres Gatten Zimmer zu.

„Können wir eintreten?" rief er hier, indem er anklopfte.

„Nur herein!" tönte des Justizraths frische Stimme; allein als der Doctor die Thür aufwarf, fühlte er, wie die Justizräthin an seinem Arm zusammenzuckte. Pauline war jedoch schon an ihre andere Seite getreten, um sie im Nothfall zu unterstützen. Aber die junge Frau hatte nicht zu viel versprochen, wenn sie sagte, daß sie sich stark fühle, und doch gehörte viel Willenskraft dazu, dem, was sie bis dahin für eine furchtbare Wirklichkeit gehalten — eine Botschaft aus der Geisterwelt — jetzt wieder, genau wie an jenem Abend, zu begegnen und ruhig dabei zu bleiben.

Auf dem Tisch stand die Lampe und warf ihren düstern Schein über das kleine Gemach, links neben dem Tisch saß der Justizrath — rechts neben dem Ofen, den rechten Arm über die Stuhllehne, das etwas bleiche Antlitz der Thür zugedreht — Auguste mußte tief Athem holen, denn ein unsagbares Etwas schnürte ihr die Brust zusammen, — saß der Mann im grauen Rock, genau wie sie ihn an jenem Abend gesehen, in jeder Miene, in jeder Falte seines Rockes.

„So, meine liebe Frau Justizräthin," rief aber der Doctor jetzt, „hier habe ich also das Vergnügen, Ihnen unsern Buzemann, unser Schreckgespenst vorzustellen. Herr Conrad Wohlmeier aus Königsberg — Herr Wohlmeier, Frau Justizräthin Bertling — bitte, reichen Sie ihr die Hand, damit sie nicht etwa glaubt, Sie beständen blos aus Kohlenstoff und Stickstoffgas."

Der kleine Mann war etwas verlegen von seinem Stuhl aufgestanden, und der ihn noch immer starr ansehenden Frau die Hand entgegenreichend, sagte er:

„Frau Justizräthin, es sollte mir unendlich leid thun, wenn Sie mich für einen Geist gehalten haben. — Ich bin nur ein armer Gymnasiallehrer, der —"

„Bravo!" rief der Doctor lachend aus, „das war eine vortreffliche Rede, die Sie da gehalten haben, und nun, meine liebe Frau Justizräthin, sind Sie jetzt überzeugt, daß Sie Ihrem guten Mann ganz nutzlos eine Menge Sorge und Noth gemacht und sich selber in besonders thörichter Weise gequält und geängstigt haben?"

„Lieber Doctor — wie soll ich Ihnen danken?" sagte die Frau, während Bertling auf sie zu ging und sie umarmte und küßte.

„Und jetzt!" rief Pauline lachend aus, „wollen wir auch noch den letzten Zeugen herein holen, der eine ganz vortreffliche Erklärung abgeben kann, woher die Frau Heßberger etwas von dem Mann im grauen Rock gewußt" — und damit sprang sie nach der Thür des Justizraths, um die Rieke herein zu rufen — aber die Thür war fest verschlossen und der Schlüssel abgezogen. —

„Nun, was ist das?" frug sie, „die Thür ist ja zu."

„Hm, ja," lachte der Justizrath, aber doch etwas verlegen, „da ich — da ich doch nicht wissen konnte, wie die Sache heute ablief, so —"

„So hat er die Thür abgeschlossen, daß ihm der Geist nicht wieder davonlaufen konnte!" jubelte der Doctor — „das ist vortrefflich. Justizrath, Sie sind ein Schlaukopf."

Die Rieke wurde indessen hereingeholt und bestätigte, was sie schon an dem Nachmittag der Justizräthin gestanden, daß sie an jenem Abend die Frau Heßberger unten im Hause ge-

troffen und sie gefragt habe, ob sie keinen Mann in einem grauen Rock gesehen, der so plötzlich weg gewesen wäre und über den sich die Frau so geängstigt hätte, daß sie ohnmächtig geworden wäre. Danach konnte sich die Kartenschlägerin wohl denken, daß die Erwähnung jenes Mannes noch frisch in der Erinnerung der Justizräthin sein würde, und in der Art solcher Frauen benutzte sie das geschickt genug.

Der Doctor schwur übrigens, daß er der Gesellschaft da oben über kurz oder lang das Handwerk legen lassen werde, denn er versicherte, daß ihm in letzter Zeit schon verschiedene Fälle vorgekommen wären, wo sie mit ihren sogenannten Prophezeiungen Unheil gestiftet oder den Leuten sehr unnöthiger Weise Kummer und Herzeleid bereitet hätten.

Unter der Zeit deckte die Rieke den Tisch, und die kleine Gesellschaft setzte sich dann unter Lachen und heiteren Gesprächen — die Justizräthin zwischen den Doctor und „den Mann im grauen Rock" — zu dem frugalen, aber fröhlichen Mahle nieder. Von dem Abend an aber verließen jene bösen Träume die Justizräthin, denn zu fest hatte sie an die Erscheinung geglaubt, um nicht jetzt, wo ihr der unleugbare Beweis des Gegentheils geworden, auch nicht die ganze Gespensterfurcht fallen zu lassen. Der Justizrath aber, seinem Wort getreu, und nur zu glücklich, sein liebes Weib von jenem unheilvollen Gedanken geheilt zu sehen, beschenkte den kleinen Lehrer noch an dem nämlichen Abend so reichlich, daß er am nächsten Morgen, jeder Sorge enthoben, seine Heimreise und dann seine Stellung in der Vaterstadt antreten konnte.

Die Folgen einer telegraphischen Depesche.

Telegraphische Depesche.

Dr. A. Müller Leipzig —straße 15.

Herzlichsten Glückwunsch — heutigen Geburtstag — noch oft wiederkehren — Alle wohl — tausendmal grüßen — liebe Frau auch. Inniger Freundschaft Mehlig.

Obige Depesche war Morgens früh sieben Uhr in Berlin aufgegeben worden, gelangte durch den Draht nach Leipzig und wurde dem erst gestern angestellten Depeschenträger Lorenz als erste Besorgung zur augenblicklichen Beförderung übergeben.

Lorenz lief, was er laufen konnte, warf, am richtigen Hause angelangt, noch einen flüchtigen Blick auf die Adresse, zog dann die Klingel an der Hausthür, und wurde ohne Weiteres eingelassen.

Wie er die Hausflur betrat, öffnete sich rechts eine Thür. Ein ältliches Fräulein mit weißer Haube und Schürze kam heraus und trug einen Präsentirteller in der Hand, auf dem das wahrscheinlich eben gebrauchte Kaffeeservice stand. Lorenz trat auf sie zu.

„Telegraphische Depesche!" sagte er und hielt ihr das Couvert mit dem rothen Streifen entgegen.

„Jesus, Maria und Joseph!" schrie die Dame, schlug in blankem Entsetzen die Hände über dem Kopf zusammen und ließ das ganze Kaffeeservice auf die Erde fallen.

„Bitte tausendmal um Entschuldigung," sagte Lorenz, indem er sich bückte und die halbe Kaffeekanne aufhob, den Präsentirteller aber liegen ließ.

„Von wem ist sie denn?“ schrie aber die Dame, ohne selbst in dem Augenblick des zerbrochenen Geschirrs zu achten.

„Ja, das weeß ich Sie wirklich nich,“ sagte Lorenz, „aber sie is für den Herrn Doctor Müller.“

„Doctor Müller? — Sie Ungeheuer, Sie, was bringen Sie mir denn da das entsetzliche Papier?“ rief die Dame mit vor Zorn gerötheten Wangen.

„Aber ich bitte Sie um tausend Gottes willen, mein bestes Mamsellchen!“

„Jetzt kann mir Ihr Telegraph mein Service bezahlen,“ zürnte aber die schöne Wüthende, „das ist ja ärger wie Einbruch und Diebstahl! Oh, das herrliche Porzellan!“ Sie kniete neben den Scherben nieder und begann die auseinander gesprengten Stücke, allerdings vergebens, wieder zusammen zu passen. Lorenz wurde es aber unheimlich, und wenn er auch nicht recht begriff, weshalb die Dame so erschreckt sei, hielt er dies doch für einen passenden Moment, sich aus dem Staube zu machen. Doctor Müller wohnte jedenfalls oben. In Gedanken behielt er auch die halbe Kaffeekanne bis zur Treppe in der Hand, dort legte er sie aber vorsichtig auf die erste Stufe und stieg dann rasch hinauf in die Bel-Etage.

Hier mußte er wieder klingeln. Ein Dienstmädchen öffnete ihm die Thür.

„Telegraphische Depesche!“ sagte Lorenz und hielt ihr das Papier entgegen. Kaum war aber das Wort heraus, als das Mädchen ihm die Thür wieder vor der Nase zuschlug, und er hörte nur noch, wie sie drin über den Gang stürzte und in ein Zimmer hineinschrie: „Oh Du lieber Gott! eine telegraphische Depesche.“ Ein lauter Schrei antwortete — ängstlich hin und wieder laufende Schritte wurden drinnen laut, und Niemand schien sich weiter um Lorenz zu bekümmern.

„Hm,“ dachte dieser, „das is mer doch eene kuriose Geschichte — was se nur derbei haben? — wenn se nich bald kommen, bimmele ich noch eenmal.“

Schon hatte er die Hand zum zweiten Mal nach der Klingel ausgestreckt, als es drinnen wieder laut wurde. Deutlich konnte er die Schritte einer Anzahl von Personen hören,

die auf die Saalthür zukamen, und diese wurde endlich wieder halb geöffnet.

Wenn Lorenz nicht selber so erschreckt gewesen wäre, hätte er gern gelacht, denn auf dem Gang drinnen stand die wunderlichste Procession, die er in seinem ganzen Leben gesehen. Vorn ein Herr mit einem dicken rothen Gesicht und feuerrothem Backenbart, einem sehr schmutzigen Schlafrock, darunter die zusammengebundenen Unterhosen und ein Paar niedergetretene Pantoffeln. Hinter ihm stand eine Dame, ebenfalls im höchsten Morgennegligé, mit weißer Nachtjacke und Unterrock. Rechts und links von diesen beiden drängten sich zwei Dienstboten herbei, Neugierde und Furcht in den bleichen Gesichtern, und vier oder fünf Kinder schauten dazu mit den noch ungewaschenen und ungekämmten Köpfen vor, wo sie irgend Raum finden konnten, diese durch zu schieben.

„Telegraphische Depesche für Herrn Doctor Müller," sagte Lorenz, um diesmal keine Verwechselung des Namens möglich zu machen.

„Müller? — Holzkopf!" schrie aber der Herr im Schlafrock und warf die Thür von innen wieder dermaßen in's Schloß, daß Lorenz kaum Zeit behielt, zurück zu springen.

Etwas erstaunt blieb er, mit seiner Depesche in der Hand, jetzt an der Schwelle stehen, fing aber doch nun an zu glauben, daß die ganze Sache irgend etwas Furchtbares und Gefährliches in sich trage, das mit den geheimnißvollen Telegraphendrähten natürlich in directer Verbindung stehen mußte, und daß jetzt mehr als je daran liege, die richtige Person dafür zu finden. Vor allen Dingen suchte er deshalb, ehe er sich weiteren Mißverständnissen aussetzte, die Wohnung des besagten Doctor Müller ausfindig zu machen, und der Zeitungsjunge, der eben das Tageblatt brachte, diente ihm dabei als untrügliche Quelle.

„Doctor Müller?" sagte dieser — „eine Treppe höher, können gleich das Tageblatt mit hinaufnehmen — doch Treppen genug zu laufen."

Lorenz übernahm die Besorgung und befand sich bald zu seiner innigen Beruhigung an der rechten Thür. Ein kleines

weißes Schild mit dem Namen des Doctor Müller darauf zeigte ihm, daß er sein Ziel erreicht habe.

An dieser Vorsaalthür war keine Schelle. Er klopfte erst ein paar Mal, und da ihm Niemand antwortete, drückte er die Klinke nieder und trat ein. Auf dem Vorsaal sah er Niemanden, und die Küche stand leer, in der nächsten Stube hörte er aber Stimmen, ging dort hinüber und klopfte an.

Wie sich die Thür öffnete, glänzte ihm ein mit Blumen, Torten und Geschenken bedeckter Tisch entgegen, und eine junge allerliebste kleine Frau frug ihn freundlich, was er wünsche. Lorenz, der außerordentlich gutmüthigen Herzens war, dachte aber mit Zagen an die Verwirrung, die er parterre und im ersten Stock schon angerichtet hatte, und wünschte, mit dem unbestimmten Bewußtsein, daß er der Träger irgend einer furchtbaren Nachricht wäre, diese der jungen hübschen Frau so vorsichtig als möglich beizubringen.

„Ach heren Se," sagte er deshalb — „erschrecken Sie nich — es is Sie was vom Telegraphen."

Die junge Frau sah ihn stier an, hob langsam den rechten Arm in die Höhe, und brach mit dem kaum hörbaren Schrei: „Er ist todt!" bewußtlos zusammen. Ihr Gatte hatte auch in der That kaum Zeit sie aufzufangen und vor einem vielleicht schlimmen Sturze zu bewahren.

„Um Gottes willen, was ist?" frug er dabei den wie halb vom Schlag gerührten Depeschenträger, „eine telegraphische Depesche? — woher?"

„Nun, da Sie's doch schon einmal wissen," sagte Lorenz, inniges Mitleid in den erschreckten Zügen — „es is Sie richtig vom Telegraphen."

Der junge Mann trug sein armes, bewußtloses Frauchen auf das Sopha, wo er sie den Händen der jammernd herbeistürzenden Schwiegermutter übergab. Das Kind, das die Wärterin auf dem Arme trug, fing dabei an zu schreien, die Köchin war ebenfalls herein gekommen und stand schluchzend und händeringend an der Thür, und mit zitternden Händen erbrach jetzt Doctor Müller die Depesche, deren Buch=

staben ihm im Anfang vor den Augen flimmerten und tanzten. Endlich las er leise vor sich hin:

„Herzlichsten Glückwunsch — heutigen Geburtstag — noch oft wiederkehren — Alle wohl — tausendmal grüßen — liebe Frau auch. Inniger Freundschaft

Mehlig.“

Erst am Schluß und wie ihm das Bewußtsein dämmerte, um was es sich handle, knitterte er das Papier in der Hand zusammen, drehte einen Ball daraus und schleuderte diesen mit aller Gewalt auf den Boden.

„Ist er todt?“ sagte Lorenz in theilnehmendem Mitgefühl.

„Gehen Sie zum Teufel!“ rief Doctor Müller in leicht verzeihlichem Aerger — „Sie und Ihre telegraphische Depesche — solchen Glückwunsch möcht' ich mir nächstes Jahr noch einmal zum Geburtstag wünschen — meine arme Frau kann den Tod davon haben.“

„Bitte tausendmal um Entschuldigung,“ sagte Lorenz. Niemand bekümmerte sich aber mehr um ihn, denn die Uebrigen waren jetzt sämmtlich um die Ohnmächtige beschäftigt, so daß er die Gelegenheit für passend hielt, sich so rasch und unbemerkt als möglich zu entfernen. Durch das Haus mußte er aber noch einmal förmlich Spießruthen laufen.

„Ach Sie Unglücksvogel!“ sagte das Kindermädchen, das ihm mit einer Lase frischen Wassers, um der Frau zu helfen, an der Thür begegnete.

„Das nächste Mal erkundigen Sie sich vorher nach dem Namen, Sie Dingsda!“ — sagte der Herr in dem schmutzigen Schlafrock, der an der Saalthür in der ersten Etage ganz besonders auf ihn gewartet haben mußte, als er dort rasch und geräuschlos vorbeigleiten wollte, und unten in der Hausflur saß die Mamsell noch immer bei den Scherben, die sie vergebens zusammenpaßte.

Auch diese empfing ihn wieder mit einer Fluth von Vorwürfen, Lorenz aber hielt sich nicht auf und floh aus dem Haus hinaus, als ob er hätte stehlen wollen und dabei erwischt worden wäre.

Erst nach langer Zeit gewöhnte er sich auch an diese

unausbleiblichen Folgen derartiger Depeschen, und als ich ihn neulich sprach, hatte er sogar eine Art statistischer Tabelle aufgestellt, nach der er berechnet haben wollte, daß durchschnittlich auf je vier telegraphische Depeschen — denn nicht alle laufen so unglücklich ab, — eine Ohnmacht und zwei zerbrochene Tassen, nur auf die sechste oder siebente aber ein ernstlicher Unfall folge.

„S'is was Scheenes um en Telegraphen," sagte er dabei, „aber Gott bewahre Eenen vor ener telegraphischen Depesche!"

Der Polizeiagent.

1.

Im Packwagen.

Es war im Juli des Jahres 18—, als der von Cassel kommende Schnellzug in Guntershausen hielt und dort solch eine Unzahl von Passagieren vorfand, daß die Schaffner kaum Rath und Aushülfe wußten. Alle Welt befand sich aber auch gerade in dieser Zeit unterwegs, und die Züge — da das andauernd schlechte Wetter bisher die Reisenden zurückgehalten — waren bei dem ersten warmen Sonnenstrahl gar nicht auf einen so plötzlichen Andrang berechnet gewesen.

Uebrigens machte man möglich, was eben möglich zu machen war. Alle vorhandenen Wagen wurden eingeschoben, jeder noch freie Platz dritter Klasse — zum großen Aergerniß mit Hutschachteln und Reisetaschen reich bepackter Damen — auf das Gewissenhafteste ausgefüllt, und dann in die zweite, ja sogar selbst in die erste Klasse hineingeschoben, was eben hineinging. Die nächsten Stationen nahmen ja auch wieder Reisende ab, und nach und nach regulirte sich Alles.

Durch diesen Aufenthalt hatte sich der Schnellzug aber auch um eine gute halbe Stunde verspätet und war eben zum Abfahren fertig, als noch ein leichter Einspänner angerasselt kam und ein einzelner Herr, eine kleine lederne Reisetasche in der Hand, heraus und darauf zu sprang.

„Zu spät!“ rief ihm der Oberschaffner entgegen und gab

den verhängnißvollen schrillenden Pfiff; „wir haben alle Personenwagen besetzt.“

Der Fremde, der augenscheinlich kein Neuling auf Reisen war, warf einen raschen prüfenden Blick über die lange Wagenreihe und sah Kopf an Kopf in den Fenstern — aber die Schiebethür des Packwagens stand noch halb geöffnet.

„Dann werde ich mich bis zur nächsten Station bei den Koffern einquartieren,“ lachte er, und ohne die Einwilligung des Schaffners abzuwarten, der übrigens auch nichts dagegen hatte, sprang er auf den Wagentritt und in den Packwagen hinein. Bei einem solchen Andrang von Personen mußte sich ein Jeder helfen, so gut er eben konnte.

„Das ist eigentlich nicht erlaubt —“ sagte der Packmeister; aber der Fremde kannte genau die Sprache, die hier alleinige Geltung hatte, und dem Packmeister ein Stück Geld in die sich unwillkürlich öffnende Hand drückend, lachte er:

„Ich führe ganz vortreffliche Cigarren bei mir, und wenn ich nicht im Wege bin, erlauben Sie mir wohl eine Viertelstunde Ihnen hier Gesellschaft zu leisten.“

„Haben Sie denn ein Billet?“ frug der Mann, und sein Gefühl sagte ihm, daß er ein großes Silberstück in der Hand hielt.

„Noch nicht — ich bin eben erst, wie der Zug abgehen wollte, mit einem Einspänner von Melsungen herüber gekommen. Mein Billet nehme ich auf der nächsten Station.“

„Na, da setzen Sie sich nur da drüben auf den Koffer, in Treysa giebt's Platz,“ bemerkte der Packmeister, während der Fremde seine Cigarrentasche herausnahm und sie dem Manne hinhielt.

„Mit Erlaubniß — danke schön!“ — Die Bekanntschaft war gemacht, der Zug überdies in Bewegung und der Passagier, bis ein anderer Platz für ihn gefunden werden konnte, rechtsgültig untergebracht.

Eine Cigarre wirkt überhaupt oft Wunder, und die Menschen, die sich diesen Genuß aus ein oder dem andern Grunde versagen, wissen und ahnen gar nicht, wie sehr sie sich oft selber dadurch im Lichte stehen. Mit einer Cigarre ist Jeder im Stande, augenblicklich auf indirecte Art eine Unterhaltung

anzuknüpfen, indem man nur einen Reisegefährten um Feuer bittet. Ist dieser in der Stimmung, darauf einzugehen, so giebt er die eigene Cigarre zum Anzünden. Paßt es ihm aber nicht, so bleibt ihm immer noch ein Ausweg — er reicht dann dem Bittenden einfach ein Schwefelholz. Der Empfänger dankt, zündet seine Cigarre an, wirft das Holz weg und betrachtet sich als abgewiesen.

Mit einer dargebotenen Cigarre gewinne ich mir außerdem das Herz unzähliger Menschen, die der nicht rauchende Reisende in gemeiner Weise durch schnöde Fünf- und Zehn-Groschenstücke gewinnen muß. — Sitz' ich auf der Post neben dem Postillon auf dem Bock, so öffnet mir eine Cigarre sein ganzes Herz; ich erfahre nicht allein die außerordentlichen Eigenschaften seiner Pferde, sondern auch die Familiengeheimnisse des Posthalters, und erweiche ich dasselbe sogar noch mit einem Glase Bier, so liegt sein eigenes Innere offen vor mir da. Selbst der gröbste Schaffner wird rücksichtsvoll, sobald er die ihm dargereichte Cigarrentasche erblickt — man soll nämlich derartigen Leuten nie einzelne Cigarren hingeben, weil sie außerordentlich mißtrauisch sind und leicht Verdacht schöpfen können, man führe besondere „Wasunger" Sorten bei sich für solchen Zweck, und das verletzt ihr Ehrgefühl.

Auch der Packmeister war gesprächig geworden — die Cigarre schmeckte ausgezeichnet — und erzählte von dem, was ihm natürlich am nächsten lag, von der ewigen, unausgesetzten Plackerei, so daß man seines Lebens kaum mehr froh werden könnte. Die ganze Welt reise jetzt — wie er meinte — in die Bäder. Er reiste auch in einem fort — alle Wochen dreimal in die Bäder, kam aber nie hin und hatte kaum Zeit, sich Morgens ordentlich zu waschen, viel weniger zu baden. In seinem Packwagen stecke er dazu wie eine Schnecke in ihrem Haus, nur daß die Schnecke nicht ununterbrochen Koffer und Hutschachteln ein- und auszuladen hätte. „Sehen Sie," — setzte er dann hinzu — „so gewöhnt man sich aber daran, daß ich schon Nachts in meinem eigenen Bett — wenn ich meine Nacht daheim habe, und ich schlafe dicht am Bahnhof — im Traum, sowie ich nur die verdammte Locomotive pfeifen hörte, Bettdecke und Kopfkissen in die Stube hineingefeuert habe,

weil ich glaubte, es wäre Station und ich müßte ausladen. Es ist Sie ein Hundeleben!"

Wieder pfiff diese nämliche Locomotive. Der Zug hielt an einer der kleinen Stationen, und drei Koffer gingen hier ab und ein anderer Koffer mit zwei Reisesäcken und eine Kiste kamen hinzu. Der Fremde mußte aber noch sitzen bleiben, denn der Aufenthalt dauerte zu kurze Zeit, um ein Billet lösen zu können.

„Ich begreife nicht," sagte der Fremde, „wie Sie sich da immer so zurecht finden, daß Sie gleich wissen, was expedirt wird und was dableibt. Kommt da nicht auch oft ein Irrthum vor?"

„Doch selten," meinte der Packmeister, indem er seine bei der Expedition ausgegangene Cigarre wieder mit einem Schwefelhölzchen anzündete — „man bekommt Uebung darin. Nur heute wär mir's in dem Wirrwarr bald schief gegangen, denn in Guntershausen hatte ich aus Versehen den nämlichen Koffer hinausgeschoben, auf dem Sie da sitzen. Glücklicher Weise kriegte ihn der Eigenthümer noch zur rechten Zeit in die Nase — und das bischen Spectakel, was der machte! Aber es war ja noch kein Malheuer passirt, und so schoben wir ihn wieder herein. Den Packmeister möchte ich überhaupt sehen, dem nicht schon einmal ein falscher Koffer entwischt ist — der Telegraph bringt das aber Alles wieder in Ordnung — Staatseinrichtung das mit dem Telegraphen!"

Der Fremde hatte sich, während der Mann sprach, fast unwillkürlich den Koffer angesehen, auf dem er saß, und stand jetzt auf und las das kleine Messingschild. Es enthielt nur die zwei Worte: **Comte Kornikoff.**

„Und wie sah der Herr aus, dem der Koffer gehörte?" frug er endlich.

„Oh! ein kleines, schmächtiges Männchen," meinte der Packmeister, „mit einem pechschwarzen Schnurrbart und einer blauen Brille."

„Wohin geht der Koffer heute?"

„Nach Frankfurt — ich war ja ganz confus und glaubte, er ginge nach Cassel, weil ich gestern den Packwagen dorthin hatte."

Wieder pfiff die Locomotive, und während der Packmeister von seinem Geschäft in Anspruch genommen wurde, betrachtete der Fremde das Schild noch genauer, aber er sprach nichts weiter darüber, und da sie gleich darauf in Treysa hielten, mußte er dort aussteigen und ein Billet lösen. Hier war auch eine Zahl von Passagieren abgegangen und Platz genug geworden.

„Wohin fahren Sie?"

„Frankfurt —"

„Die vorderen Wagen."

Der Fremde schritt an der Reihe hinauf und sah in die verschiedenen Coupés hinein. In dem einen saß ein Herr und eine Dame. Der Herr trug eine blaue Brille. Er öffnete sich selber die Thür, stieg ein, grüßte und nahm dann in der einen Ecke Platz.

Der Herr mit der blauen Brille schien das nicht gern zu sehen — er schaute aus dem Wagenfenster, als ob er einen Schaffner herbeirufen wollte, und warf dann einen forschenden Blick auf den Fremden. Dieser aber kümmerte sich nicht darum, legte seine kleine Reisetasche in das Netz hinauf und machte es sich dann vollkommen bequem.

„Bitte, Ihr Billet, mein Herr —"

„Hier —"

„Sie haben aber erste Klasse."

„Es sitzen einige Damen erster Klasse," sagte der Fremde, „und da ich den Herrn hier rauchen sah, nahm ich *hier* Platz. Die Dame wird mir wohl das Anzünden einer Cigarre erlauben."

Die letzten Worte waren wie halb fragend an die Dame gerichtet, deren Gesichtszüge sich aber nicht im Geringsten dabei veränderten. Sie mußte den Sinn derselben gar nicht verstanden haben.

Der Schaffner coupirte das Billet, und die Passagiere waren allein; da aber der Fremde der Artigkeit Genüge leisten wollte, nahm er seine Cigarrentasche heraus und aus dieser eine Cigarre, und sagte dann noch einmal, sich an den Herrn wendend:

„Die Dame scheint meine Frage nicht verstanden zu haben. Sie erlaubt mir wohl, daß ich rauche?"

„Sprechen Sie Englisch?" frug der Herr in dieser Sprache zurück — „ich verstehe kein Deutsch —"

„Ich muß sehr bedauern," sagte der Fremde achselzuckend, aber wieder in deutscher Sprache. Die Unterhaltung war dadurch unmöglich geworden, die Pantomime indeß zu deutlich gewesen, und der Herr mit der blauen Brille reichte dem, wie es schien, eben nicht willkommenen Reisegefährten seine brennende Cigarre zum Anzünden, die dieser dankend annahm und dann zurückgab.

Die Dame hatte den Kopf halb abgewandt und sah zu dem geöffneten Fenster hinaus. Der Fremde warf unwillkürlich den Blick nach ihr hinüber und mußte sich gestehen, daß er selten, wenn je in seinem Leben, ein schöneres Gesicht, regelmäßigere Züge, feuerigere Augen und einen tadelloseren Teint gesehen habe. Und wie schön mußte das Mädchen oder die Frau erst sein, wenn sie lächelte, denn jetzt zog eine Mischung von Trotz und Stolz — vielleicht der Unwille über des Fremden Gegenwart, die fein geschnittenen Lippen zusammen und gab dem lieben Antlitz etwas Finsteres und Hartes, was ihm doch sonst gewiß nicht eigen war.

Ein kurzes Gespräch entspann sich jetzt zwischen dem Herrn und der Dame, auf welches der Fremde aber nicht zu achten schien, denn er nahm ein Eisenbahnbuch aus der Tasche und blätterte darin. Die Dame sagte, ohne jedoch den Blick von der Landschaft wegzuwenden, ebenfalls in englischer Sprache:

„Wer ist der Fremde?"

„Ich weiß es nicht," lautete die Antwort, „aber wir brauchen uns seinetwegen nicht zu geniren; er versteht kein Englisch."

„Aber er sieht englisch aus."

„Bewahre," lachte der Mann — „er hat auch nicht ein einziges englisches Stück Zeug an seinem Körper — die Reisetasche ist ebenfalls deutsch, gerade so wie sein Handbuch."

„Er ist lästig, wir hätten erster Klasse fahren sollen."

„Liebes Herz, das schützt uns nicht vor Gesellschaft, denn der Herr hat ebenfalls ein Billet erster Klasse und ist nur hier eingestiegen, weil er mich rauchen sah."

„Dein fatales Rauchen!" — Die Unterhaltung stockte, und

der Herr mit der blauen Brille warf noch einen prüfenden Blick nach seinem Reisegefährten hinüber, der aber gar nicht auf ihn achtete und sich vollständig mit seiner Cigarre und seinem Buch beschäftigte. Nur dann und wann hob er den Blick und schaute nach beiden Seiten auf die Landschaft hinaus, und streifte dann damit, wenn auch nur flüchtig, den Fremden.

Es war eine kleine, aber zierliche schlanke Gestalt, sehr elegant, aber fast zu sorgfältig gekleidet, auch mit mehr Schmuck, als ein wirklich vornehmer Herr zu zeigen pflegt. Die Hände aber hatten etwas wirklich Aristokratisches — sie waren weiß und zart geformt, und wenn er den Mund zum Sprechen öffnete, zeigte er zwei Reihen auffallend weißer Zähne. Sein Haar war braun und etwas gelockt, der Schnurrbart aber von tiefer Schwärze, jedenfalls gefärbt. Die Augen ließen sich nicht erkennen, da sie von der blauen Brille bedeckt wurden. Trotzdem aber, daß er nur Englisch zu sprechen schien, war er vollkommen nach französischer Mode gekleidet. Nur die junge Dame trug in ihrem Putz und Reiseanzug den entschieden englischen Charakter, wie auch entschieden englische Züge. Ihren Begleiter würde man weit eher für einen Franzosen als für einen Sohn Albions gehalten haben.

Mehrere Stationen blieben die Drei allein in ihrem Coupé. Die Dame war müde geworden und hatte — so weit es die Bewegung des Wagens erlaubte, ein wenig geschlafen. In Gießen aber kamen noch eine Anzahl Passagiere hinzu, und zwei von diesen, ein Herr und eine Dame, stiegen in dies nämliche Coupé. Wieder ein paar Engländer, und die Dame, wenn auch schon ziemlich in den Jahren, doch mit den unvermeidlichen langen Hobelspanlocken, die ihr vorn fast bis zum Gürtel niederhingen; der Herr mit einem breiträndigen schwarzen Filzhut, einem kleinen, sehr magern Schnurrbart und einer Cigarre im Munde — lauter continentale Reiseerinnerungen, die wieder fallen müssen, sobald der Eigenthümer derselben den Boden seines Vaterlandes auf's Neue betritt.

Wenn sich die beiden Herren aber auch ziemlich kalthöflich gegeneinander verneigten, so schienen die Damen dagegen schon beim ersten Blick die gemeinsame Nationalität erkannt zu haben,

und kaum saß die Neuhinzugekommene, als sie auch ein lebhaftes Gespräch mit ihrer jungen Nachbarin begann, an dem sich diese ebenfalls zu freuen schien, denn ihr Gemahl oder Begleiter hatte sie wenig genug unterhalten.

Engländer auf dem Continent — wie könnte es ihnen auch an Stoff zur Unterhaltung fehlen — vereinigt sie nicht ein gemeinsames Leid und Elend? Werden sie nicht gleichmäßig von allen Wirthen, Kellnern, Droschkenkutschern, Gepäckträgern und Lohnbedienten geprellt, und kann ein wirklicher Engländer ohne Lohnbedienten auf dem Continent durchkommen, denn spricht er je die Sprache des Landes, auf dem er seine freie Zeit zubringen will? — Unter Hunderten kaum einer.

Das Gespräch — sowie nur die ersten Fragen über woher und wohin erledigt waren, drehte sich auch nur um diesen Gegenstand, und der Herr mit dem breitkrämpigen Hut nahm bald lebhaften Theil daran.

Er kam mit seiner Frau natürlich von London, hatte vier Wochen zur Reise bestimmt, zwei davon schon nützlich verwandt, und schien fest entschlossen, auch die anderen beiden noch daran zu setzen, um sich in jeder nur erreichbaren Stadt Deutschlands über die Wirthe im Einzelnen und das Volk im Allgemeinen zu ärgern, und dann mit dem stolzen Bewußtsein nach Hause zurückzukehren, daß es doch nur ein England in der Welt gäbe.

Die junge Frau kam, wie sie sagte, mit ihrem Mann von Hannover, wo sie ein Jahr bei Freunden zugebracht. Sie beabsichtigten jetzt auf einen Monat nach Frankfurt oder auch vielleicht in ein benachbartes Bad zu gehen, um ihre Gesundheit, die durch den längeren Aufenthalt in dem rauhen Lande angegriffen sei, wieder herzustellen.

„Und wo werden Sie in Frankfurt wohnen?"

Sie wußten es noch nicht — der Herr mit dem breiträndigen Hut schlug die „Stadt Hull" als ein sehr billiges, ihm besonders empfohlenes Gasthaus vor. Uebrigens könne man ja vorher über den Preis von „board and lodging" accordiren — er thäte das immer, wenn es auch ein wenig „schäbig" aussehe — den deutschen Wirthen gegenüber sei man sich das aber schuldig.

Beide Parteien beschlossen deshalb, in Stadt Hull zu übernachten und gemeinschaftlich zu essen — „es sei das billiger“. Morgen konnte man dann auch zusammen einen Lohnbedienten nehmen und sparte dadurch die halbe Auslage — der morgende Tag würde überhaupt ein sehr angestrengter werden, denn es gab in Frankfurt — nach Murray — eine Unmasse von Sehenswürdigkeiten, die nun einmal durchgekostet werden mußten, wenn man nicht die Reise umsonst gemacht haben wollte.

Der Herr mit der blauen Brille hatte sich nicht sehr an der Unterhaltung betheiligt. Er schien keine Freude daran zu finden. Auch die Aufforderung, gemeinsam in Stadt Hull zu logiren, beantwortete er zweideutig, während die junge Dame augenblicklich bestimmt zusagte. Dann lehnte er sich in seine Ecke zurück und schlief — er verhielt sich wenigstens von da an vollkommen ruhig, wenn man auch der blauen Brillengläser wegen nicht einmal sehen konnte, ob er nur die Augen geschlossen hielt.

Es war indessen dunkel geworden — die übrigen Passagiere wurden ebenfalls müde, und nur auf der vorletzten Station unterbrach der Schaffner noch einmal die Stille, indem er die Billets nach Frankfurt abforderte.

Der Fremde mit der blauen Brille schien wirklich eingeschlafen zu sein. Er fuhr, als ihn der Schaffner, der neben ihm durch das Fenster sah, auf die Schulter klopfte, ordentlich wie erschreckt in die Höhe und sah sich wild und verstört um — er hatte jedenfalls geträumt, und suchte dann, als er begriff, was man von ihm wolle, in der Westentasche nach seinem Billet.

Ein kleiner weißer Streifen Papier fiel dabei auf die Erde, und der Fremde mit der Reisetasche, der jenem schräg gegenüber saß, stellte den Fuß darauf. Dann war wieder Alles still; der mit der blauen Brille lehnte sich in seine Ecke zurück, und sein halbes Vis-à-vis nahm sein Taschentuch heraus, ließ es wie zufällig fallen und hob den Zettel damit auf — es war der Gepäckschein.

Bald darauf rasselte der Zug mit einem markdurchschneidenden Pfeifen — daß Einem die eigene Lunge weh that,

wenn man es nur hörte — in den Frankfurter Bahnhof ein, und der Fremde mit der kleinen Reisetasche war der Erste, der aus dem Wagen sprang und zu dem Güterkarren eilte. Hatte er indessen unredliche Absichten dabei gehabt, so sollte er die vereitelt sehen, denn es dauerte eine Ewigkeit, bis der, wie es schien, wohlgemerkte Koffer, auf den der Schein lautete, zum Vorschein kam, und bis dahin war der rechtmäßige Eigenthümer schon ebenfalls herbei gekommen und erkannte sein Gepäck. Vergebens suchte er indessen in allen Taschen nach seinem Schein und fluchte auf Deutsch, Englisch und Französisch, daß ihm die Beamten sein Gepäck nicht ohne denselben ausliefern wollten.

Der Fremde hatte sich etwas zurückgezogen und stand im Schatten eines Pfeilers — jedenfalls machte er da die Entdeckung, daß der Herr mit der blauen Brille nicht allein vollkommen gut Deutsch, sondern auch Französisch sprach, und sich in beiden Sprachen erbot, seinen Koffer zu öffnen und dadurch zu beweisen, daß er der Eigenthümer sei.

Der Inspector kam endlich heran und ersuchte ihn sehr artig, nur so lange zu warten, bis das übrige Gepäck fortgenommen sei; wenn er dann die passenden Schlüssel producire, möge er seine Koffer mit fortnehmen.

Der Fremde zeigte anfangs viel Ungeduld und erklärte, mit dem nächsten Zuge nach Mainz noch weiter zu wollen, der Inspector bedeutete ihm aber, daß er dann hätte besser auf seinen Gepäckschein Acht geben sollen — den Zug nach Mainz erreiche er indessen doch nicht mehr, da derselbe schon vor einer Viertelstunde abgegangen, weil sich der Schnellzug verspätet habe. Es blieb ihm zuletzt kein anderer Ausweg, als den gegebenen Rath zu befolgen, und als seine Koffer wirklich zurückgeblieben und er sich durch seine Schlüssel als der rechtmäßige Eigenthümer legitimiren konnte, bekam er endlich sein Gepäck und ließ es — einen großen und einen kleineren Koffer — in die durch die Dame schon in Besitz genommene offene Droschke schaffen.

Dicht dahinter hielt noch eine verschlossene Droschke ohne Gepäck; sonst hatten sämmtliche Wagen, selbst die Omnibusse, schon die Bahn verlassen, und der Kutscher fuhr jetzt, auf die

Anweisung des Reisenden, nicht nach der Stadt Hull, sondern nach dem „Hotel Methlein“.

Die andere Droschke folgte in etwa zwanzig Schritt Entfernung nach und hielt, als die erste in den Thorweg einfuhr. Ein Reisender mit einer kleinen Reisetasche in der Hand stieg aus, befahl dem Droschkenkutscher zu warten, und betrat dann zu Fuß das nämliche Hotel.

Dort angekommen, legte der Reisende nur eben in dem ihm bezeichneten Zimmer sein geringes Gepäck ab, bestellte sich unten im Speisesaal etwas zu essen, und verließ dann noch einmal das Hotel, um nach dem Telegraphenbureau zu fahren. Dort gab er folgende Depesche auf:

„Mr. Burton, Union Hôtel, Hannover.

Ist ein Graf Kornikoff ein Jahr in Hannover gewesen? — Fremdenliste nachsehen. Kommen Sie so rasch als möglich hierher. — Bin ich abgereist, liegt ein Brief im Hotel. —

H.“

Dann kehrte er in's Hotel zurück und verzehrte sein Abendbrod, das ihm der Kellner brachte.

Der Saal war leer; nur vier Herren saßen an einem Tisch und schienen, schon ziemlich angetrunken, den Geburtstag des einen zu feiern, der mit schwerer Zunge noch eine Flasche moussirenden Rheinwein bestellte. Um den Fremden bekümmerte sich Niemand.

Dieser aß das ihm vorgesetzte Beefsteak, trank seine Flasche Wein dazu und wartete es ruhig ab, bis ihm der Kellner das Fremdenbuch brachte. In dasselbe schrieb er sich ein als „W. Hallinger, Particulier aus Breslau,“ und blätterte dann die Seiten nach den dort eingetragenen Namen durch.

Ganz zuletzt — dicht über seinem eigenen Autograph — standen seine Reisegefährten eingetragen: „Comte Kornikoff und Frau, aus Petersburg — von Hannover nach Frankfurt.“

Der Kellner hatte dabei bemerkt Nr. 6 und 7.

„Wollen Sie morgen früh geweckt sein?“ frug ihn der Portier, als er seine Flasche beendet und seine Cigarre ausgeraucht hatte, und eben im Begriff stand zu Bett zu gehen.

„Wann geht der erste Zug?“

„Wohin?“

„Nach Mainz oder Wiesbaden.“

„Sechs Uhr.“

„Gehen da noch mehrere Passagiere ab?“

„Ja wohl,“ erwiderte der Portier, auf die für den Hausknecht bestimmte Tafel zeigend — „Nr. 5, Nr. 17 und Nr. 37 lassen sich wecken. Soll ich Sie ebenfalls notiren?“

„Ach, ich weiß nicht; ich bin müde heut Abend. Ich werde wohl erst mit dem zweiten Zug fahren.“

„Sehr wohl, mein Herr — Kellner, Licht auf Nr. 8. Angenehme Ruhe.“

Der Fremde stieg auf sein Zimmer hinauf und sah vor Nr. 7 ein Paar Herrenstiefel und ein Paar lederne Damenschuhe stehen. Im Hotel schlief aber schon Alles; es war spät geworden, da sich der Zug überhaupt verspätet hatte, und der „Particulier Hallinger“ suchte ebenfalls sein Lager.

2.

Der Bundesgenosse.

Am nächsten Morgen war der Fremde, der sich in dem Fremdenbuch als Particulier Hallinger eingeschrieben hatte, trotzdem daß er nicht geweckt wurde, ziemlich früh wieder munter, aber es schlug acht Uhr, und die Stiefel und die Damenschuhe standen noch immer vor Nr. 7, ohne hereingeholt zu sein. Erst gegen neun Uhr schienen die Insassen jenes Zimmers ordentlich munter zu werden, und um halb zehn Uhr wurde Kaffee bestellt. Aber erst gegen zwölf Uhr ging der Herr aus, und zwar allein — die Dame blieb auf ihrem Zimmer. Wie der Kellner aussagte, fühlte sich die Dame nicht ganz wohl und wollte heute ausruhen — er hatte wenigstens nicht in das Zimmer gedurft, und das Stubenmädchen mußte den Kaffee hinein tragen. Wahrscheinlich lag sie noch im Bette.

Der Fremde blieb übrigens den ganzen Tag zu Hause und schickte nur einen Brief an **Messrs. Burton & Burton, London, 12 Fleetstreet** durch den Hausknecht auf die Post. Thatsache war übrigens, daß er sich ungemein für seine Nachbarschaft zu interessiren schien, denn als der Herr wieder nach Hause kam, rückte er sich leise einen Stuhl an die verschlossene Verbindungsthür und horchte Stunden lang mit einer merkwürdigen Ausdauer dem da drüben gehaltenen Gespräch, jedoch ohne besondern Nutzen. Die laut gesprochenen Worte waren vollständig gleichgültiger Natur, und das Andere konnte er eben nicht verstehen.

Zu Mittag aß er an der Table d'hôte, aber von Nr. 6 oder 7 ließ sich Niemand dabei blicken. Die Dame schien sich noch angegriffen von der Reise zu fühlen, und Beide speisten auf ihrem Zimmer.

Erst Nachmittags begegnete er dem „Grafen Kornikoff" auf der Treppe, und dieser sah ihn etwas überrascht durch seine blaue Brille an. Der Fremde heuchelte aber vollständige Gleichgültigkeit, nahm nicht die geringste Notiz von ihm, und that wenigstens so, als ob er ihn gar nicht wieder erkenne.

So verging der Tag, ohne daß die beiden Reisenden Miene gemacht hätten, Frankfurt wieder zu verlassen. Der Oberkellner, mit dem sich Herr Hallinger über die „bildschöne junge Frau" unterhielt, wußte wenigstens nicht das Geringste davon. Abends aber, als der Schnellzug von Hannover erwartet wurde, ging Hallinger hinaus auf den Bahnhof, und brauchte, als der Zug endlich einlief, auch nicht lange nach dem Erwarteten zu suchen. Dieser hatte ihn schon von seinem Coupé aus bemerkt und kam rasch auf ihn zu.

„Hamilton! nun, was Neues?"

„Ich glaube, ich bin auf der richtigen Spur, Mr. Burton," sagte dieser, indem er achtungsvoll seinen Hut berührte. „Aber wo ist Ihr Gepäck?"

„Nichts als die Reisetasche hier."

„Desto besser, auf der Jagd darf man nicht unnöthigen Plunder mitschleppen. Kommen Sie, ich habe schon eine Droschke."

„Gehen wir nicht lieber zu Fuß?"

„Es ist zu weit — und Fahren ist sicherer."

„Und was haben Sie nun entdeckt?" frug der junge Engländer, als Beide eingestiegen waren und davon rasselten — die Unterhaltung wurde in englischer Sprache geführt.

„Das will ich Ihnen mit kurzen Worten sagen," berichtete der fälschlich als deutscher Particulier eingetragene Fremde. „Durch einen reinen Zufall war ich genöthigt, ein paar Stationen in einem Packwagen zu fahren, und fand dort einen Koffer, dessen Messingschild den Namen „Comte Kornikoff" trug."

„Und Sie glauben, daß jener Schuft Kornik dahinter stecke?"

„Durch den Namen allein wäre ich vielleicht nicht einmal darauf gefallen," fuhr Hamilton fort, „aber das französische Wort Comte war jedenfalls später zu dem Namen gravirt, denn es nahm nicht den Raum ein, den ihm der Graveur gegeben hätte, wenn er es von Anfang an darauf gesetzt. Ebenso schien das off hinzugefügt."

„Und die Beschreibung des Eigenthümers paßt?" rief Mr. Burton rasch.

„Ja und nein. Wohl in der Gestalt, aber sonst nicht ganz; der dunkelblonde Backenbart fehlt."

„Der kann abrasirt sein."

„Das ist möglich — aber er trägt einen vollkommen schwarzen Schnurrbart und eine blaue Brille."

„Der Schnurrbart ist vielleicht gefärbt."

„Das vermuthe ich selber. — Die Dame ist bei ihm."

„Miß Fallow?"

„Unter dem Namen der Gräfin Kornikoff natürlich, — wenn das nämlich der von uns Gesuchte ist. Sie kennen ihn doch genau?"

„Als ob er mein leiblicher Bruder wäre. Er war ja sieben Jahre in meines Vaters Hause und die beiden letzten als Hauptkassirer, wo er sich — wer weiß durch was, verleiten ließ, diesen bedeutenden Kassendiebstahl zu begehen."

„Wahrscheinlich durch eben diese junge Dame," sagte Hamil-

ton, „von der ich ganz allerliebste Sachen gehört habe. Ihr eigentlicher Name ist Lucy Fallow, Tochter eines Schneidermeisters in London, aber die Eltern sind beide todt. Es sollen ganz ordentliche Leute gewesen sein. Das junge Mädchen hatte, ihres anständigen Benehmens wegen und da sie wirklich nicht ungebildet ist, ein paar Jahre mit einer vornehmen Familie reisen können, und dann später auch noch hier und da Unterricht in Musik gegeben. Dadurch kam sie auch in Lady Clive's Haus, von wo aus sie jetzt beschuldigt wird, einen sehr werthvollen Schmuck entwendet zu haben."

„Der sich dann vielleicht in ihrem Koffer findet."

„Beinahe hätte ich diese beiden Koffer erwischt," lächelte Hamilton leise vor sich hin, „aber ich durfte kein Aufsehen erregen, bis ich nicht durch Sie hier Gewißheit über die Persönlichkeit erlangen konnte. Die Dame kennen Sie nicht selber?"

„Nein — ich habe sie nie gesehen."

„Und von einem Grafen Kornikoff in Hannover auch nichts gehört?"

„Nicht das Geringste. Kein Mensch wußte dort etwas von ihm, und er stand nicht einmal in einem Fremdenblatt. Er kann nur durchgereist sein, und Sie werden gewiß die richtige Spur gefunden haben. Uebrigens müssen wir vorher die nöthigen Schritte auf der Polizei thun."

„Ist schon Alles geschehen," sagte Hamilton. „Ich habe den Verhaftsbefehl für das Pärchen schon in der Tasche, und den Burschen mit seiner Donna fest, sowie Sie mir nur bestätigen, daß er der Rechte ist."

„Ich hätte im Leben nicht geglaubt," sagte Mr. Burton, „daß Sie dem Betrüger so bald auf die Spur kämen. Es geht Alles nach Wunsch. Apropos, haben Sie denn die Dame auch zu sehen bekommen?"

„Ich bin ja mit ihnen in einem Coupé gefahren," lachte Hamilton, „und sie ahnten dabei wahrscheinlich nicht, daß sie einen geheimen Polizisten bei sich im Wagen hatten. Nun ich denke, wir werden noch länger Reisegefährten bleiben. Aber da sind wir — jetzt haben wir nur darauf zu sehen, daß uns die Herrschaften nicht etwa morgen in aller

Frühe durchbrennen. Wollen wir gleich auf Ihr Zimmer gehen?"

„Ich muß erst etwas essen; ich bin ganz ausgehungert."

„Schön — dann kommen Sie mit in den Speisesaal, wir finden ihn um diese Zeit fast leer."

Sie bogen rechts ein, um den Saal zu betreten. Als aber Hamilton die Hand nach der Thür ausstreckte, öffnete sich diese und Graf Kornikoff trat heraus, warf einen flüchtigen Blick auf die Beiden und schritt dann langsam über den Vorsaal, der Treppe zu.

„Das war er," flüsterte Hamilton seinem Begleiter zu — „wenn er Sie nur nicht erkannt hat!"

Unwillkürlich drehte Burton den Kopf nach ihm um, konnte aber die schmächtige Gestalt des Herrn nur noch sehen, wie er eben um die Ecke bog, ohne jedoch dabei zurück zu schauen.

„Das glaub' ich kaum," sagte Burton, „denn der Moment war zu rasch, und dann hätte er doch auch jedenfalls irgend ein unwillkürliches Zeichen der Ueberraschung gegeben. In der Verkleidung und mit der blauen Brille und dem schwarzen Schnurrbart würde ich selber aber nie im Leben diesen Mr. Kornik vermuthet haben. Wenn Sie sich nur nicht geirrt, denn in dem Fall versäumen wir hier viel Zeit."

„Ist es denn nicht wenigstens seine Gestalt?" frug Hamilton.

„Die nämliche Gestalt allerdings," bestätigte Burton, „aber das Gesicht konnte ich — unvorbereitet wie ich außerdem war — unmöglich in der Geschwindigkeit erkennen. Wann geht der erste Zug morgen früh?"

„Erst um sechs Uhr."

„Ah! dann ist ja voller Tag," sagte Burton, „und im schlimmsten Fall halten wir ihn mit Gewalt zurück. Wäre es aber nicht besser, wir äßen auf unserem Zimmer?"

„Jetzt kommt er nicht mehr herunter," meinte Hamilton. „Jedenfalls setzen Sie sich mit dem Rücken der Thür zu, und wenn er dann ja noch einmal den Saal betreten sollte, so werde ich bald sehen, was er für ein Gesicht dabei macht."

Hamilton hatte übrigens Recht, Graf Kornikoff ließ sich

nicht mehr blicken, und als die Beiden ihr Abendbrod beendet hatten, gingen sie auf Mr. Burton's Zimmer hinauf, das einen Stock höher als das Hamilton's lag, um dort noch Manches zu besprechen.

Burton hatte sich jedoch vorher, auf Hamilton's Rath, unter einem französischen Namen in das Fremdenbuch eingetragen, um doch jede nöthige Vorsicht zu gebrauchen. Auch verabsäumte der schlaue Polizeibeamte nicht, vor Schlafengehen noch einmal die Tafel des Portiers zu revidiren, ob sich vielleicht Nr. 6 oder 7 darauf befand, um früh geweckt zu werden. Das war aber nicht der Fall, und Hamilton glaubte jetzt selber, daß jener Herr, wenn es wirklich der Gesuchte gewesen, Mr. Burton in dem Moment ihres augenblicklichen und unerwarteten Begegnens nicht erkannt haben konnte. Er brauchte also auch nichts zu überstürzen.

3.

Entwischt.

Mitternacht war lange vorüber, als sich Hamilton endlich erschöpft und ziemlich ermüdet auf sein Lager warf, aber trotzdem befand er sich schon um fünf Uhr angekleidet wieder draußen auf dem Gange, denn heute sollte er ja den Lohn seiner Bemühungen ernten, und die Zeit durfte ihn nicht lässig finden.

Das Schuhwerk stand indeß noch immer friedlich dort draußen, des Hausknechts gewärtig, aber die Bewohner des Zimmers mußten auf sein — sollten sie doch am Ende heute Morgen abfahren wollen? „Nein, mein lieber Mr. Kornik,“ lachte der Engländer still vor sich hin, „da wir Sie so hübsch in der Falle haben, wollen wir auch Acht geben, daß Sie uns nicht wieder durch die Finger schlüpfen.“

In dem Augenblick wurde in Nr. 7 die Klingel gezogen,

und Hamilton trat in seine Stube zurück, ließ aber die Thür angelehnt. Er horchte — aber er konnte nicht hören, daß irgend Jemand ein Wort sprach. Ein paar Stühle wurden gerückt und Schiebladen ziemlich geräuschvoll auf- und zugemacht, aber keine Silbe wurde laut. Hatte sich das junge Ehepaar vielleicht gezankt?

Draußen klopfte der Kellner an Nr. 7 an.

„Walk in.“

Die Thür öffnete sich.

„Do you speak English?“ lautete die Frage der Dame.

Der Kellner antwortete leise einige Worte, die Hamilton nicht verstehen konnte, aber die Frage mußte verneinend beantwortet sein, denn die Dame erwiderte gleich darauf heftig:

„So send somebody, with whom I can speak.“

Der Kellner — Hamilton sah durch die Thürspalte, es war ein ganz junger Bursch, der augenscheinlich gar nicht wußte, was die Dame von ihm wollte — eilte wieder die Treppe hinab. Aber alle Wetter, wo stak denn Mr. Kornik, der doch ganz vortrefflich Deutsch sprach?

Hamilton erschrak. Hatte der Verbrecher wirklich gestern Abend Burton erkannt und sich selber in Sicherheit gebracht? Darüber mußte er Gewißheit haben — aber seine Stiefel standen noch vor der Thür. War er vielleicht krank geworden?

Er stieg rasch die Treppe hinunter zum Portier, den er auch schon auf seinem Posten fand.

„Ah, Portier, wissen Sie vielleicht, wann der Herr auf Nr. 7. abreisen wird?“

„Auf Nr. 7?“

„Graf Kornikoff, glaube ich —“

„Ah — ja, der Herr Graf, kann ich wirklich nicht sagen. Er wollte heut Abend wieder kommen.“

„Wieder kommen?“

„Ja, er ist heute Morgen halb zwei Uhr mit Extrapost nach dem Taunusgebirge gefahren.“

„The devil he is!“ murmelte Hamilton leise und verblüfft vor sich hin, „und hat er Gepäck mitgenommen?“ frug er laut.

„Nur eine Reisetasche — die Dame ist ja noch hier.“

„Haben Sie ihn denn gesehen?“

„Natürlich — ich habe die Tasche ja an den Wagen getragen.“

„Aber wann, um Gottes willen, schlafen Sie denn?“

„Ich? — nie,“ lächelte der Mann in voller Ruhe. Aber Hamilton hatte andere Dinge im Kopfe, als sich mit einem Portier zu unterhalten. Mit wenigen Sätzen war er oben an Mr. Burton's Zimmer, den er auch schon vollständig angekleidet und seiner wartend traf.

„Er ist fort,“ rief er diesem ganz außer Athem entgegen, „richtig durchgebrannt. Er muß Sie gestern Abend erkannt haben. Der Lump ist mit allen Hunden gehetzt!“

„Und was jetzt?“

„Ich muß augenblicklich nach, denn der Postillon, der ihn gefahren hat, wird zurück sein und weiß jedenfalls die Station. Dort findet sich dann die weitere Spur.“

„Mit der Donna?“

„Nein, die ist zurückgeblieben, die überlasse ich jetzt Ihnen. Wahrscheinlich hat sie auch einen Theil von Ihres Vaters Geldern in Verwahrung — jedenfalls den Schmuck. — Hier ist der Verhaftsbefehl für Kornik und seine Begleiterin — mir kann er doch nichts helfen, denn er gilt, von den Frankfurter Behörden ausgestellt, nur für das hiesige Gebiet. Das ist eine verzweifelte Wirthschaft in Deutschland, wo ein Mann in einer einzigen Stunde in drei verschiedener Herren Ländern sein kann.“

„Aber wie bekomme ich heraus, ob das auch in der That jene berüchtigte Miß Fallow ist, bester Hamilton? Die Flucht des Grafen, wenn er wirklich geflohen, bleibt allerdings sehr verdächtig, und ich zweifle kaum, daß Sie auf der richtigen Fährte sind, aber es — wäre doch eine fatale Geschichte, wenn wir es nicht mit den rechten Leuten zu thun hätten und jetzt einer wildfremden und ganz unschuldigen Dame Unannehmlichkeiten bereiteten.“

„Machen Sie sich deshalb keine Sorgen!“ lachte Hamilton. „Daß ich Ihnen aus diesem Grafen Kornikoff den richtigen und unverfälschten Kornik herausschäle, darauf können Sie sich fest verlassen, und dies junge, wirklich wunderhübsche Geschöpf, was ihn begleitet, hätte sich dem Lump auch nicht an

den Hals geworfen, wenn sie nicht schon vorher durch ein Verbrechen mit einander verbunden gewesen wären. Nein, die einzige Sorge, die ich habe, ist die, daß Ihnen die junge Dame einmal ebenso eines Morgens unter den Händen fortschlüpft, wie ich mir in fabelhaft alberner Weise habe den Hauptschuldigen entwischen lassen, und wenn ich ihn nicht wieder bekäme, wäre das ein Nagel zu meinem Sarge. Aber noch hab' ich Hoffnung — ich kenne den Herrn jetzt, denn ich habe ihn mir genau angesehen, und wenn er sich wirklich auch den schwarzen Schnurrbart abrasirte und die blaue Brille in die Tasche steckte, so denke ich ihm doch auf den Hacken zu sitzen, ehe er es sich versieht."

„Er wird direct über die Grenze nach Frankreich fliehen."

„Daran habe ich auch schon gedacht, denn Geld genug hat er bei sich; aber dagegen hilft der Telegraph. An die beiden Grenzstationen werde ich vor allen Dingen genau telegraphiren, und wenn ich da nur ein Wort mit einfließen lasse, daß der Herr mit dem Revolutionscomité in London in Verbindung stände, passen sie auf wie die Heftelmacher."

„Und sie wollen dem Kornik nach?"

„Augenblicklich, so wie ich die Depeschen befördert habe. Ich nehme jetzt ohne weiteres Extrapost, und treffe ich ihn, so telegraphire ich ungesäumt."

„Und ich lasse unterdessen die Dame verhaften?"

„Das ist das Sicherste. Sie können ja Bürgschaft leisten, wenn es verlangt werden sollte. Auf dem Gericht finden Sie auch Jemand, der Englisch spricht."

„Abscheuliche Geschichte," murmelte der junge Burton zwischen den Zähnen, „daß uns der Lump auch gestern Abend gerade so zur unrechten Zeit in den Weg laufen mußte!"

„Das ist jetzt nicht zu ändern," rief aber der weit entschiedenere Hamilton — „wir haben immer noch Glück gehabt, das Volk Hühner so rasch anzutreffen und zu sprengen. Jetzt halten Sie nur Ihren Part fest, und ich glaube garantiren zu können, daß ich meine Hälfte ebenfalls zur rechten Zeit einbringe."

„Und wissen Sie gewiß, daß Kornik die Stadt verlassen hat?"

„Gar kein Zweifel — aber das erfahre ich ja auch gleich auf der Post. Jetzt wollen wir noch einmal hinunter und sehen, ob wir nichts mehr von der Donna zu hören bekommen.“

Es war in der That das Einzige, was sie thun konnten. Sie fanden die Thür aber wieder geschlossen, und Hamilton wandte sich unten an den Oberkellner, um wo möglich etwas Näheres zu erfahren.

„Ach, Oberkellner, meine Rechnung — ich reise ab.“

„Zu Befehl, mein Herr —“

„Apropos, was war denn das heute Morgen für ein Lärm auf Nr. 7? Meine schöne Nachbarin schien ja sehr in Eifer.“

Der Oberkellner lächelte.

„Der Herr Gemahl hat die Nacht eine kleine Extrafahrt gemacht, und die Dame scheint eifersüchtig zu sein.“

„Es scheint, als ob er heimlich auf und davon gegangen wäre,“ sagte Mr. Burton leise zu Hamilton. Dieser zuckte die Achseln.

„Gott weiß es,“ erwiderte er, „aber das werden Sie jetzt herausbekommen. Lassen Sie sich nur nicht etwa von Thränen rühren, denn wir haben es hier mit einer abgefeimten Kokette zu thun, der auch Thränen zu Gebote stehen, wenn sie dieselben braucht. Ich aber darf keinen Augenblick Zeit mehr verlieren. Auf die Koffer in Kornik's Zimmer legen Sie augenblicklich Beschlag und lassen sie visitiren. Kornik hat wahrscheinlich alle Papiere entfernt und mitgenommen; aber in der Eile bleibt doch noch manchmal ein oder die andere Kleinigkeit zurück, die leicht zum Verräther wird.“

„Und wenn sie sich weigert? — wenn sie sich auf ihren Rang, vielleicht sogar auf einen, wer weiß *wie* erhaltenen Paß beruft? Die Behörden hier werden sie in Schutz nehmen.“

„Gott bewahre!“ sagte Hamilton. „Sie haben ja das Duplicat unserer englischen Vollmachten mit der Personalbeschreibung der beiden Verbrecher in Händen. Kornik's Flucht hat ihn dabei schon verdächtig gemacht, und das Wenigste, was man Ihnen zugestehen kann, ist eine Durchsuchung der Effecten im Beisein eines Polizeibeamten, und dann die Detinirung der Person selber in Frankfurt, bis ich mit ihrem Helfers-

helfer zurückkomme. In dem Fall können Sie dieselbe meinetwegen — natürlich unter polizeilicher Aufsicht — so lange hier im Hotel lassen."

„Eine unangenehme Geschichte bleibt es immer," sagte Mr. Burton, mit dem Kopf schüttelnd.

„Unangenehm, by George!" lachte Hamilton — „bedenken Sie, daß zwanzigtausend Pfd. Sterling Ihres Geschäfts dabei auf dem Spiel stehen, von dem Schmuck, der ebenfalls auf dreitausend taxirt ist, gar nicht zu reden. Und nun ade; hoffentlich bringe ich Ihnen bald den Patron selber. Verlassen Sie nur die Stadt nicht!" — und mit den Worten rasch zu dem kleinen Stehpult tretend, hinter welchem sich der Oberkellner befand, berichtigte er seine Rechnung und sprang gleich darauf draußen in eine Droschke, um seine Verfolgung anzutreten.

4.

Die schöne Fremde.

Mr. Burton blieb in einer nichts weniger als behaglichen Stimmung zurück, denn er hatte ganz plötzlich die Leitung einer Angelegenheit bekommen, in der er bis jetzt nur gedacht hatte als Zeuge, und vielleicht als Kläger aufzutreten.

James Burton war überhaupt der Mann nicht, in irgend einer Angelegenheit entschieden und selbstständig zu handeln; er verhielt sich am liebsten passiv.

In einer der ersten bürgerlichen Familien seines Vaterlandes erzogen, in den besten Schulen herangebildet, in der besten Gesellschaft aufgewachsen, war er von edlem, offenem Charakter, dem sich ein gesunder Verstand und ein weiches Herz paarte. Das letztere lief ihm aber nur zu oft mit dem ersteren davon, und selber unfähig, eine ungerechte Handlung zu begehen, gab es für ihn auch nichts Schrecklicheres auf der Welt, als solche einem Andern zuzutrauen.

Nichtsdestoweniger bekam er es hier mit einer nicht wegzuleugnenden Thatsache zu thun, denn William Kornik, von seinem Vater mit Wohlthaten überhäuft und in eine ehrenvolle und einträgliche Stellung gebracht, hatte das Vertrauen seines Hauses auf eine so nichtswürdige Weise getäuscht und mißbraucht, daß ein Zweifel an seiner Unehrlichkeit nicht mehr stattfinden konnte. Gegen diesen würde er auch mit rücksichtsloser Strenge vorgegangen sein, aber jetzt bekam er plötzlich den Auftrag, gegen eine Frau einzuschreiten, deren Betheiligung an dem Raub allerdings wahrscheinlich, aber keineswegs völlig erwiesen war. Und doch sah er auch recht gut ein, daß Hamilton Recht hatte, wenn er verlangte, die jedenfalls sehr verdächtige Person wenigstens so lange fest und unter Aufsicht zu halten, bis er mit dem wirklichen Verbrecher zurückkehren könne. Nur daß ihm dazu der Auftrag geworden, war ihm fatal, und er hätte vielleicht eine große Summe Geldes gegeben, um sich davon los zu kaufen, aber das ging eben nicht, und es blieb ihm nichts Anderes übrig, als sich der einmal übernommenen Pflicht nun auch nach besten Kräften zu unterziehen. Er hoffte dabei im Stillen, daß die Dame sehr stolz und frech gegen ihn auftreten würde, und war fest entschlossen, sich nicht einschüchtern zu lassen. Um den verbrecherischen Erwerb des Geldes mußte sie ja wissen, sie wäre sonst nicht heimlich mit ihm geflohen, und wenn sich dann auch noch herausstellte, daß sie den Schmuck der Lady Clive entwendet hatte, dann brauchte er auch weiter kein Mitleiden mit ihr zu haben, und jede Rücksicht hörte von selbst auf.

Nichtsdestoweniger konnte er sich doch nicht entschließen, die Höflichkeit so weit außer Acht zu lassen, als sich vor zwölf Uhr bei ihr melden zu lassen. Aber er traute ihr deshalb doch nicht; denn Mr. Kornik war ihm auf viel zu rasche Art abhanden gekommen, um nicht etwas Aehnliches auch von seiner Frau oder Gefährtin zu fürchten. Er ging deshalb, sehr zum Erstaunen des Portiers, der gar nicht wußte, was er von dem unruhigen Gast denken sollte, und ihn frug, ob er vielleicht Zahnschmerzen habe, die langen Stunden theils auf dem Vorsaal, theils auf der Treppe auf und ab — denn

das verzweifelte Haus hatte ja zwei Ausgänge — und horchte verschiedene Male oben an der Thür, um sich zu versichern, daß nicht der zweite Vogel ebenfalls heimlich ausgeflogen sei.

Aber diese Furcht schien grundlos zu sein. Das Stubenmädchen, dem er auf der Treppe begegnete, brachte das Frühstück herauf, ein Glas Madeira und ein Beefsteak, die verlassene Frau nahm also noch substantielle Nahrung zu sich, und als es endlich auf sämmtlichen Frankfurter Uhren — was bekanntlich eine lange Zeit dauert — Zwölf geschlagen hatte, faßte er so viel Muth, der Dame seine Karte hinauf zu schicken und anfragen zu lassen, ob er das Vergnügen haben könne, ihr seine Aufwartung zu machen.

Das klang allerdings nicht wie das Vorspiel einer criminellen Untersuchung, aber die gewöhnlichen Gesetze der Höflichkeit durften doch nicht außer Acht gelassen werden. Höflichkeit schadet nie, und man hat dadurch oft schon mehr erreicht, als durch sogenannte gerade Derbheit, was man im gewöhnlichen Leben auch wohl Grobheit nennt.

Die Antwort lautete umgehend zurück, daß die Dame sich glücklich schätzen würde, ihn zu begrüßen, und nur noch um wenige Minuten bäte, um ihre Morgentoilette zu beenden.

Die wenigen Minuten dauerten allerdings noch eine reichliche halbe Stunde, aber Mr. Burton war gar nicht böse darüber, denn er bekam dadurch nur noch so viel mehr Zeit, sich zu sammeln und sich ernstlich vorzunehmen, diese Person allerdings mit jeder Artigkeit, aber auch mit jeder, hier unumgänglich nöthigen Strenge zu behandeln. Was half es auch, Rücksicht auf ein Wesen zu nehmen, das sich an einen Menschen wie diesen Kornik so weit weggeworfen hatte, sogar Theilnehmerin seiner Verbrechen zu werden. Dabei überlegte er sich auch, daß es weit besser sein würde, im Anfang keine einzige Frage derselben zu beantworten, sondern vor allen Dingen erst Alles heraus zu bekommen, was sie wußte. Volle Aufrichtigkeit konnte allein ja auch jetzt ihre Strafe mildern und ihrem Vergehen das Gehässige der Verstocktheit nehmen, und durch ihr Geständniß bekamen sie außerdem gleich ein Hauptzeugniß gegen den jetzt noch flüchtigen Verbrecher.

Mitten in diesen Betrachtungen wurde er durch die Klingel auf Nr. 7 gestört, die den Kellner herbeirief. — Dieser erschien gleich darauf wieder und meldete Herrn Burton, die Dame erwarte ihn.

Also der Augenblick war gekommen, und mit festen Schritten stieg er die Treppe hinan. Wußte er doch auch schon vorher, wie er die Dame finden würde, die so ewig lange gebraucht hatte, ihre Toilette zu machen: im vollen Staat natürlich, um ihm zu imponiren und jede Frage nach einer begangenen Schuld gleich von vornherein abzuschneiden. Aber er lächelte trotzig vor sich hin, denn er wußte, daß eine derartige plumpe List bei ihm nicht das Geringste helfen würde. Er ließ sich eben nicht verblüffen.

Mit festen Schritten stieg er die Stufen hinan und klopfte an — aber doch nicht zu laut. „Walk in!“ hörte er von einer fast schüchternen Stimme rufen, und als er die Thür öffnete, blieb er ordentlich bestürzt auf der Schwelle stehen, denn vor sich sah er das lieblichste Wesen, das er in seinem ganzen Leben noch mit Augen geschaut.

Mitten in der Stube stand die junge Fremde — nicht etwa in voller Toilette, mit Schmuck und Flittertand behangen, wie er eigentlich gehofft hatte sie zu finden, sondern in einem einfachen, schneeweißen Morgenanzug, der ihre Schönheit nur um so reizender erscheinen ließ, und während ihr blaues Auge feucht von einer halbzerdrückten Thräne schien, streckte sie dem Eintretenden die Hand entgegen und sagte, mit vor Bewegung zitternder Stimme:

„Sie sendet mir der liebe Gott, mein Herr — Ihr Name ist mir zwar fremd, aber aus Ihrer Karte sehe ich, daß Sie ein Landsmann sind, also ein Freund, der mich in der größten Noth meines Lebens trifft, und mir gewiß, wenn er nicht helfen kann, doch rathen wird.“

„Madame,“ sagte der junge Burton, durch diese keineswegs erwartete Anrede außer Fassung gebracht, indem er die ihm gereichte Hand nahm und ehrfurchtsvoll an seine Lippen hob, „ich — ich begreife nicht recht — ich gestehe, daß ich — Sie entschuldigen vor allen Dingen meinen Besuch.“

„Ich würde Sie darum gebeten haben,“ sagte die junge

Frau herzlich, „wenn ich gewußt hätte, daß ein Landsmann mit mir unter einem Dache wohnt; aber das Fremdenbuch, das ich mir heute Morgen bringen ließ, zeigte keinen einzigen englischen Namen — doch ich darf nicht selbstsüchtig sein," unterbrach sie sich rasch — „Sie sind da — ich sehe in dem edlen Ausruck Ihrer Züge, daß ich auf Ihren Beistand rechnen kann, und nun erst vor allen Dingen Ihre Angelegenheit. Lösen Sie mir das Räthsel, das Sie, einen vollkommen Fremden, gerade in dieser Stunde zu mir hergeführt — und bitte, nehmen Sie Platz — oh, verzeihen Sie der Aufregung, in der Sie mich gefunden, daß ich Sie schon so lange hier im Zimmer habe stehen lassen."

Damit führte sie ihn mit einfacher Unbefangenheit zu dem kleinen, mit rothem Plüsch überzogenen Sopha und nahm dicht neben ihm Platz, so daß es dem jungen Manne ganz beklommen zu Muthe wurde. Auch die Frage diente nicht dazu, ihm seine ruhige Ueberlegung wieder zu geben, denn konnte er dem Wesen neben ihm jetzt mit kalten, dürren Worten sagen, daß er hierher gekommen sei, um sie des Diebstahls zu bezichtigen und in Haft zu halten? Es war ordentlich, als ob ihm die innere Bewegung die Kehle zusammenschnürte, und er brauchte geraume Zeit, um nur ein Wort des Anfangs zu finden.

Die junge Frau an seiner Seite ließ ihm dabei vollkommen Zeit, sich zu fassen, und nur wie schüchtern blickte sie ihn mit ihren großen, seelenvollen Augen an. Und diese Augen sollten jemals die Helfershelfer eines Verbrechens gewesen sein? Es war nicht möglich; Hamilton hatte den größten nur denkbaren Mißgriff gemacht, und ihn selber jetzt in eine Lage gebracht, wo er mit Vergnügen tausend Pfund Sterling bezahlt hätte, um nur mit Ehren wieder heraus zu sein.

Endlich fühlte er aber doch, daß er nicht länger schweigen konnte, ohne sich lächerlich zu machen, und begann, wenn auch anfangs noch mit leiser, unsicherer Stimme:

„Madam — Sie — Sie müssen mich wirklich entschuldigen, wenn ich Sie von vornherein mit einer Frage belästige, die — die eigentlich Ihren — Ihren Herrn Gemahl

betrifft — dem auch — dem auch vorzugsweise mein Besuch galt; denn ich würde nicht gewagt haben, Sie zu stören. Aber — seine so plötzliche Abreise — und mitten in der Nacht hat einen Verdacht erweckt, der —"

„Einen Verdacht?"

„Uebrigens," lenkte Burton ein, da ihm plötzlich wieder beifiel, daß er ja vorher Alles hatte hören wollen, was die Dame ihm sagen würde, um danach sein eigenes Handeln zu regeln — „hängt Alles vielleicht mit dem zusammen, wegen dessen Sie selber meinen Rath verlangen, und wenn Sie nur die Freundlichkeit haben wollten —"

„Aber einen Verdacht?" sagte die junge Dame rasch und erschreckt, indem sie ihre zitternde Hand auf seinen Arm legte und in der gespanntesten Erwartung mit ihren schönen Augen an seinen Lippen hing. — „Welcher Verdacht könnte auf ihm ruhen? — In welcher Verbindung können Sie mit ihm stehen? Oh, spannen Sie mich nicht länger auf die Folter — machen Sie mich nicht unglücklicher, als ich es schon bin! Ach, ich hatte ja gehofft, daß Sie gerade mir Hülfe und Trost bringen sollten; tragen Sie nicht dazu bei, meine Unruhe durch längeres Schweigen noch zu vermehren."

Mr. Burton fand sich so in die Enge getrieben, daß er schon gar keinen möglichen Ausweg mehr sah. Er war ja auch eigentlich verpflichtet, zuerst zu sprechen. Er hatte eine Unterredung mit ihr erbeten, nicht sie mit ihm, und wenn ihn auch ein wahrhaft verzweifelter Gedanke einmal einen Moment erfaßte, sich aus der ganzen Geschichte durch irgend eine Ausrede hinaus zu lügen, fiel ihm doch um's Leben nicht das Geringste, auch nur einigermaßen Glaubwürdige bei. Es blieb ihm also nichts übrig, als der jungen Dame — natürlich so schonend, wie das nur irgend geschehen konnte — die Wahrheit zu sagen, und dabei war er auch im Stande zu sehen, welchen Eindruck die Beschuldigung auf sie machen würde — danach wollte er dann handeln.

„Madam," sagte er, aber noch immer verlegen — „beruhigen Sie sich — es wird sich ja noch Alles aufklären. — Ich selber — ich bin ja fest überzeugt, daß Sie der — unangenehmen Sache, um die es sich handelt, vollständig fern

stehen. — Es ist auch noch nicht einmal ganz fest bestimmt, ob Ihr Herr — Herr Gemahl auch wirklich jene Persönlichkeit ist, die wir suchen — die ganze Sache kann ja möglicher Weise ein Irrthum sein, und nur der dringende Verdacht, den mein Begleiter gegen mich ausgesprochen hat, veranlaßt mich —"

„Aber ich verstehe Sie gar nicht," sagte die junge Dame, und sah dabei gar so lieb und doch so entsetzlich unglücklich aus, daß ihm ordentlich das eigene Herz weh that.

„Ich muß deutlicher reden," fuhr Mr. Burton fort, der sie nicht länger in dieser Aufregung lassen durfte. „Also hören Sie. Mein Name ist James Burton. Ich bin seit diesem Jahre Theilhaber der Firma meines Vaters Burton & Burton in London. Seit sieben Jahren hatten wir einen jungen Mann in unserem Geschäft, einen Polen, Namens Kornik, der sich durch seine Geschicklichkeit und Umsicht so in meines Vaters Vertrauen einschlich, daß er ihn vor zwei Jahren zu unserem Hauptkassirer machte. Mein Vater wußte nicht, daß er eine Schlange in seinem Busen nährte. Vor acht Tagen verschwand dieser Mensch plötzlich aus London, und zwar an einem Sonnabend Abend, wodurch er etwa vierzig Stunden Vorsprung bekam, denn da nicht der geringste Verdacht auf ihm lastete, fiel auch sein Ausbleiben am Montag Morgen nicht so rasch auf, wie das sonst vielleicht der Fall gewesen wäre. Nur weil mein Vater fürchtete, daß er unwohl geworden sein könne, schickte er in seine Wohnung hinüber, die sich unmittelbar neben uns befand, und hörte hier zu seinem Erstaunen, daß Mr. Kornik sowohl Sonnabend als auch Sonntag Abend nicht nach Hause gekommen sei."

„Aber was, um Gottes willen, habe ich mit dem Allen zu thun?" unterbrach ihn die junge Dame, erstaunt mit dem Kopf schüttelnd.

„Erlauben Sie mir," fuhr Mr. Burton, in der Erinnerung an das Geschehene wärmer werdend, fort, „der erste Gedanke meines Vaters war, daß ihm ein Unglück begegnet sein könne; ein anderer Commis aber in unserem Hause mußte doch etwas bemerkt haben, was ihm verdächtig vorkam. Er bat uns dringend, keine Zeit zu versäumen und die Kasse zu

revidiren, und da stellte sich denn bald das Entsetzliche heraus, daß eine sehr bedeutende Summe fehlte, die, nach den über Tag eingegangenen Erkundigungen, gegen zwanzigtausend Pfd. Sterling betrug.

„Mein Vater wandte sich augenblicklich an die Polizei, und ein sehr gewandter Detective, der uns besuchte und der zur Verfolgung bestimmt wurde, gerieth noch an dem nämlichen Tag auf eine andere Spur, die, wie er meinte, sicherer zur Entdeckung des Verbrechers führen konnte. Derselbe war nämlich, wie der Polizeiagent sehr rasch herausbrachte, mit einer jungen sehr — ge — sehr gewandten Dame bekannt geworden, und als an dem nämlichen Tag eine andere Klage gegen diese einlief, daß sie in dem Hause einer Lady, wo sie Stunden gab, einen werthvollen Schmuck entwandt haben sollte, ebenfalls aber nirgends aufzufinden war, und seit dem nämlichen Abend fehlte, wie jener Kornik — so blieb zuletzt kein Zweifel, daß Beide mitsammen geflohen sein mußten.

„Jetzt war kein Augenblick mehr zu verlieren, um der Verbrecher habhaft zu werden. Lady Clive — so hieß jene Dame — setzte selber eine namhafte Summe für den Polizeibeamten aus; da dieser aber weder die Dame noch unsern Kassirer persönlich kannte, entschloß ich mich ihn zu begleiten, und wir begannen gemeinschaftlich unsere etwas ungewisse Fahrt.“

„Und jetzt?“ frug die Fremde, anscheinend in größter Spannung.

„Indessen,“ fuhr Mr. Burton fort, „wurde kein mögliches Mittel versäumt, um die Beiden aufzufinden, falls sie sich noch in England aufhalten sollten. Zugleich telegraphirten wir an die nächsten Hafenplätze. Mein ganz vortrefflicher und gewandter Begleiter war aber schon auf eine Spur gekommen, die ihn nach Hamburg führte. Mit dem Hamburg-Paket waren nämlich am Sonnabend Abend zwei Personen abgegangen, die der Beschreibung vollkommen entsprachen. Einer der Kassenleute in dem Office des Dampfboots behauptete sogar, Kornik an jenem Abend mit einer Reisetasche an dem Landungsplatz des Dampfboots gesehen zu haben. Wir folgten augenblicklich, verloren aber die Spur in Ham-

burg wieder, und glaubten sie erst in Hannover — freilich, wie sich später erwies, irrthümlich — wieder zu finden. Dort ließ mich Mr. Hamilton zurück, während er selber, von einer Art polizeilichen Instincts getrieben, nach Frankfurt voraus eilte und hierher zu — zufälliger Weise — mit Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl die Reise in einem Coupé machte.“

Ein leises Zittern flog über den Körper der Frau, aber ihre Züge verriethen keine Spur von Ueberraschung, und nur mit mehr erstaunter als bewegter Stimme sagte sie:

„Und jetzt?“ —

„Und jetzt,“ fuhr Mr. Burton verlegen fort, „glaubte er, durch mehrere sonderbar zusammentreffende Umstände jenen aus London mit unserem Geld entflohenen Kornik in dem — Sie dürfen mir nicht zürnen, denn Sie haben die volle Wahrheit verlangt — in dem — Grafen Kornikoff wieder zu finden, da sich dieser heute Nacht so heimlich —“

„Heiliger Gott der Welt!“ rief die junge Frau, entsetzt emporspringend, „reden Sie nicht aus. Darf ich denn meinen Ohren trauen? In dem Grafen Kornikoff vermuthen Sie den entsprungenen Verbrecher? Und dann ist, Ihrer Meinung nach — seine Begleiterin jene Diebin des Diamantenschmucks?“

„But, Madam!“ rief Mr. Burton, ebenfalls erschreckt von seinem Sitz aufspringend, „ich sage Ihnen ja —“

„Oh mein Vater im Himmel, selbst das noch,“ rief aber das schöne Weib, die Arme wie flehend emporstreckend, „auch das noch — auch das noch in meinem Jammer und Elend! — Aber kommen Sie,“ fuhr sie leidenschaftlich fort, indem sie plötzlich wieder Mr. Burton's Arm ergriff und ihn fast mit Gewalt zu ihrem Koffer zog — „ich bin nur ein armes schwaches Weib, hülflos und ohne Schutz in fremden Lande — aber Sie haben vielleicht ein Recht, der Spur eines verübten Verbrechens nachzuforschen. Ich habe nichts als meinen ehrlichen Namen, aber den kann ich, Gott sei Dank, mir erhalten, und Ihnen bin ich noch dazu verpflichtet, mir die Gelegenheit zu geben, mich zu rechtfertigen. Mir schwindelt der Kopf, wenn ich mir denke, daß Sie auch nur eine Stunde länger mich in einem so furchtbaren Verdacht haben sollten.“

„But, my dear Madam!“ rief Burton, jetzt vergebens bemüht, zu Worte zu kommen. Die Frau ließ ihn nicht.

„Nein, nein,“ fuhr sie immer erregter fort und schloß mit vor Eifer zitternden Händen ihren Koffer auf, warf den Deckel zurück und riß die dort sorgfältig und glatt eingepackten Stücke wild und leidenschaftlich heraus. „Da — hier — ist Alles, was ich auf der Welt mein nenne — da meine Wäsche — da meine Kleider,“ fuhr sie fort, die genannten Sachen, ohne daß es Burton verhindern konnte, über den Boden streuend, „hier mein Schmuck — eine dürftige Korallenkette mit einem goldenen Kreuzchen, das Erbtheil meiner seligen Mutter — und wie ich früher ihren Tod beklagte, jetzt danke ich Gott, daß sie diese Stunde nicht erlebte. — Hier meine —“ sie konnte nicht weiter — ihr Gefühl überwältigte sie. Sie richtete sich auf und wollte zum nächsten Stuhl schwanken, aber sie vermochte es nicht und wäre zu Boden gesunken, wenn sie nicht James Burton in seinen Armen aufgefangen hätte.

Das war eine böse Situation für den jungen Mann — der warme Körper der jungen Frau ruhte an seinem Herzen, und vergebens suchte er sie durch tausend Trostesworte in's Leben zurück zu rufen. — Und wie ihr Herz dabei schlug! — er wußte sich keines Rathes, als sie auf's Sopha zu tragen — und als er sie in die Höhe hob, trafen seine Lippen unwillkürlich auf die ihrigen und ruhten einen Moment darauf. Er wollte nach Hülfe rufen, aber er wagte es nicht — was mußten die Leute im Hotel davon denken, wenn er in einer solchen Situation mit der jungen Dame getroffen wurde? Auf dem Waschtisch stand ein Glas Eau de Cologne — damit benetzte er ihr Taschentuch, hielt es ihr unter die Nase und rieb ihr Schläfe und Puls, und als das Alles nicht helfen wollte, tauchte er das Handtuch in kaltes Wasser und legte es ihr um die Stirn. Aber es dauerte wohl zehn Minuten, ehe er sie zum Bewußtsein zurückrief, und als sie endlich erwachte, befand sie sich in einem so furchtbar überreizten Zustande, daß sie den über ihr lehnenden Arm des jungen Mannes ergriff, ihre Stirn dagegen lehnte und bitterlich weinte.

Mr. Burton that das unter solchen Umständen Zweckmäßigste — er ließ sie sich ausweinen, und es gewährte ihm sogar einige Beruhigung, daß er sie dabei mit seinem linken Arm stützen und halten konnte. Aber diese Schwäche dauerte nicht lange. Die junge Frau zeigte eine ungemeine Willenskraft, dieses augenblickliche Erliegen ihres Körpers zu bewältigen, und mit leiser Stimme sagte sie:

„Ich danke Ihnen — ich fühle mich stärker — es ist vorbei. Lassen Sie mich jetzt Alles wissen — oh verhehlen Sie mir nichts — ich muß es ja erfahren, und dann habe auch ich Ihnen ein Geständniß abzulegen. — Ich fühle, daß Sie es gut mit mir meinen. Zürnen Sie mir nicht meiner Heftigkeit wegen.“

„Oh, daß ich Ihnen beweisen könnte, wie innigen Antheil ich an Ihrem Schicksal nehme!“ rief Mr. Burton bewegt aus.

„Und wo ist Ihr Begleiter jetzt?“ frug die junge Frau, die noch immer halb von seinem Arm gehalten wurde.

„Ich weiß es nicht,“ sagte Mr. Burton mit einer gewissen Genugthuung, ihr darauf keine bestimmte Antwort geben zu können. „Er folgt jenem Grafen Kornikoff, um sich sicher zu stellen, ob er es in diesem mit dem vermutheten Kornik zu thun hat. Nun aber sagen Sie auch mir, dear Madam — wie kommen Sie in die Gesellschaft jenes Mannes? — wie lernten Sie ihn kennen, und hatten Sie keine Ahnung, daß er ein Betrüger sei?“

„Ich kann es mir jetzt noch nicht denken,“ rief die Unglückliche — „es ist nicht möglich — er hätte ja, wenn es wahr wäre, ein tausendfaches Verbrechen an mir selber verübt. Oh, lassen Sie mich noch an seine Unschuld glauben!“

„Wie gern wollte ich Sie in dieser Täuschung lassen,“ sagte Mr. Burton, „aber ich muß gestehen, daß viele, viele Umstände dagegen sprechen.“

„Dann finden wir auch in seinem Koffer Aufschluß über das Vergehen,“ rief da die Dame plötzlich, indem sie sich vom Sopha emporrichtete. „Er hat sein ganzes Gepäck zurückgelassen, und nicht allein zu Ihrer, nein auch zu meiner Genugthuung muß ich jetzt darauf bestehen, daß Sie es auf das Genaueste untersuchen.“

Mr. Burton wollte sie davon zurückhalten, weil er nicht mit Unrecht fürchtete, daß sie sich dabei auf's Neue zu sehr aufregen würde, aber sie bestand fest darauf, und da ihm selber daran lag, das hinterlassene Eigenthum jenes Menschen nachzusehen, gab er endlich ihrem Wunsche nach. Vergebens aber durchsuchten sie jetzt den ganzen, ziemlich geräumigen Koffer; es fand sich nichts, was irgend einen Aufschluß hätte geben können. Ganz unten aber in der Ecke lag ein zusammengedrücktes Papier — ein altes Couvert, in das ein Paar alte Hemdknöpfchen und eine Westenschnalle eingewickelt waren, und auf dem Couvert stand die Adresse:

W. Kornik Esqre

Care of Messrs. Burton & Burton — London.

Mr. Burton entfaltete das Couvert, las es, und reichte es dann schweigend, aber mit einem beredten Blick der Dame. Diese aber hatte kaum das Auge darauf geworfen, als sie mit leiser, entsetzter Stimme sagte:

„Vater im Himmel! also doch," und ihr Antlitz in ihren Händen bergend, stand sie wohl eine Minute still und schweigend und wie ineinander gebrochen. Endlich richtete sie sich wieder empor, und dem jungen Mann noch einmal die Hand entgegenstreckend, sagte sie:

„Ich danke Ihnen, Mr. Burton — danke Ihnen recht von Herzen, daß Sie den Schleier gelüftet haben, der mich von einem Abgrund trennte. Wenn Sie aber jetzt Ihrer Güte gegen mich die Krone aufsetzen — wenn Sie mich für ewig verpflichten wollen, dann lassen Sie mich jetzt nur für eine kurze Stunde allein, um mich zu sammeln. Ich kann jetzt nicht danken — ich bin es nicht im Stande — meine Glieder versagen mir den Dienst. In einer Stunde kommen Sie wieder zu mir, dann sollen Sie Alles erfahren, was mich betrifft, und wir können dann vielleicht gemeinschaftlich berathen, was zu thun, wie Ihnen — wie mir zu helfen ist. Wollen Sie mir das versprechen?"

„Madam," sagte Mr. Burton mit tiefem Gefühl, und jetzt vollständig überzeugt, daß dies liebliche Wesen nie und nimmer eine Mitschuldige sein könne, — „Sie haben ganz über mich zu befehlen, und was in meinen Kräften steht, mich

Ihnen nützlich zu machen, soll gewiß geschehen. Fassen Sie Muth, und vor Allem, fassen Sie Vertrauen zu mir, und ich hoffe, es soll noch Alles gut werden. Ich lasse Sie jetzt allein — in einer Stunde bin ich wieder bei Ihnen — vielleicht ist auch bis dahin schon Nachricht über den Flüchtling eingetroffen. — Sorgen Sie nicht," setzte er aber herzlich hinzu, als er dem wehmüthigen Blick begegnete, der auf ihm haftete. — „Sie haben einen Freund gefunden." — Und die Hand, die er noch immer in der seinen hielt, an seine Lippen pressend, durchrieselte es ihn ordentlich wie mit süßen Schauern, als er einen leisen Druck derselben zu fühlen glaubte. Aber er ließ sie los, verbeugte sich vor der jungen Dame ehrfurchtsvoll, und stieg dann rasch in sein Zimmer hinauf, um die Erlebnisse der letzten Stunde noch einmal an seiner Erinnerung vorüberziehen zu lassen.

5.

Die Verfolgung.

Hamilton warf sich an dem Morgen, nachdem er sechs verschiedene telegraphische Depeschen aufgegeben, in einer ganz verzweifelten Stimmung in sein Coupé, denn von dem zurückgekehrten Postillon hatte er erfahren, daß dieser den Passagier um vier Uhr heute Morgen in Soden vor der Post abgesetzt, und er konnte jetzt den Zug benutzen, um diesen Platz so rasch als möglich zu erreichen. Aber wieder und wieder machte er sich selber dabei die bittersten Vorwürfe, daß er die Flucht des schon ganz sicher geglaubten Verbrechers nur seinem eigenen Leichtsinn, seiner eigenen bodenlosen Unachtsamkeit verdanke, denn wie dieser einmal Mr. Burton selber begegnet sei, mußte er wissen, daß er sich verrathen sah, und deshalb keinen Augenblick versäumen dürfe, um sich der ihm drohenden Gefahr zu entziehen. Und das hatte er übersehen — er, der

sich selber für so schlau und in seinem Fach geschickt gehalten; auf so plumpe Weise, nur durch die Geistesgegenwart des Diebes, der durch keine Bewegung verrathen, daß er seinen Verfolger erkannt habe, hatte er sich täuschen und überlisten lassen.

Und wie war es jetzt möglich, in diesem Gewühl von Fremden einen einzelnen Menschen wieder ausfindig zu machen, der weiter nichts zu thun brauchte, als sich einen andern Rock zu kaufen, die blaue Brille abzulegen, den schwarzen Schnurrbart zu rasiren, um auf's Neue völlig unkenntlich zu sein; und daß er derartige Vorsicht nicht versäumen würde, darüber durfte er kaum im Zweifel sein.

Das Einzige, was ihn noch einigermaßen beruhigte, war, daß sie wenigstens die Dame unter sicherer Aufsicht hatten; denn es schien nicht wahrscheinlich, daß sich der Flüchtling so leicht und für immer von dem schönen, verführerischen Wesen getrennt haben sollte, nur um sich selber in Sicherheit zu bringen. In irgend einer Verbindung mit ihr blieb er gewiß, oder suchte eine solche auf eine oder die andere Art wieder anzuknüpfen, und wenn dann Mr. Burton nur einigermaßen seine Schuldigkeit that, so lief er ihnen schon dadurch wieder in's Netz.

Allerdings hätte Kornik die Dame schon recht gut in dieser Nacht entführen können — es wäre das eben so leicht gewesen als allein zu entfliehen, aber er mußte auch wissen, daß er den Verfolger dann dicht auf den Hacken gehabt hätte, und so leicht er jetzt hoffen konnte, ihn über die Richtung zu täuschen, die er genommen, so ganz unmöglich wäre das in der Begleitung seiner Frau gewesen, die seine Bewegung nicht allein hemmte, sondern auch eine viel breitere und leichter erkennbare Spur hinterließ. Schon mit all' dem Gepäck wäre er nicht von der Stelle gekommen.

Das Alles aber machte es, je mehr er darüber nachdachte, nur so viel wahrscheinlicher, daß er Deutschland nicht schon verlassen habe. Nur aus dem Weg mußte er sich für kurze Zeit halten, und wo konnte er das besser thun, gerade in der Saison, als in irgend einem der zahllosen Seitenthäler des Rheins oder der benachbarten Gebirge, wo eine Unmasse von

Fremden herüber und hinüber strömte, und ein einzelner Mann völlig unbeachtet in der Menge verschwand.

Aber trotz alledem gab Hamilton die Hoffnung nicht auf. Das gehetzte Wild hatte allerdings einen Vorsprung gewonnen, aber die Fährte war doch noch warm — es lag keine Nacht darauf, und er selber war gerade der Mann dazu, ihr mit allem nur erdenkbaren Eifer zu folgen. Es stand ja auch nicht allein ein reicher Lohn auf dem Erfolg, nein, seine Ehre als Detective auf dem Spiel, den schon gehaltenen Verbrecher nicht wieder entschlüpfen zu lassen, und er gab sich selber das Wort, nicht Mühe noch Kosten zu scheuen, um ihn wieder zurück zu bringen.

In Soden angekommen, erkundigte er sich aber vergebens auf dem Bahnhof nach einem Herrn, der nur irgend zu seiner Beschreibung paßte. Es war freilich auch nicht wahrscheinlich, daß er sich dort gezeigt habe, denn nach Frankfurt würde er nicht so rasch zurückkehren; aber Hamilton wollte sich von jetzt an keine Vorwürfe mehr machen, auch nur das Geringste versäumt zu haben. Einquartiert hatte sich der Herr aber dort nicht, so viel lag außer Zweifel; mit dem Mustern der Gasthäuser brauchte er deshalb keine Zeit zu verlieren, und das Wichtigste blieb, die Straßen zu untersuchen, die von hier aus in die Berge und besonders nach dem Rhein führten.

Das aber zeigte sich bald als ein sehr schwierig Stück Arbeit, denn es hielten sich viele Fremde in Soden auf, und bei dem wundervollen Wetter besuchte ein großer Theil derselben in früher Morgenstunde die benachbarten Berge. Wer wollte da den Einzelnen controliren, der sich zwischen ihnen befunden hatte? Außerdem gab es eine Legion von Führern in dem Badeort, die sich theilweis unterwegs, oder da und dort einquartiert befanden; es wäre rein unmöglich gewesen, sie alle aufzusuchen und einzeln auszufragen.

Hamilton ließ aber deshalb den Muth nicht sinken. Unermüdlich streifte er Straße auf, Straße ab und frug bald da, bald dort in den Häusern. Nur in einem, in dem letzten Häuschen, das auf dem Weg nach Königstein lag, hörte er, daß ein einzelner Herr dort sehr früh vorbeigegangen sei, ob er aber einen Schnurrbart gehabt oder eine blaue Brille und

Gepäck getragen, wer sollte das jetzt noch wissen? Ein Führer hatte ihn nicht begleitet.

Das war keine Spur, und Hamilton wollte sich schon kopfschüttelnd abwenden, um in Soden erst etwas zu Mittag zu essen und dann seine Versuche zu erneuern, als ein kleines Mädchen, das dabei gestanden hatte, sagte:

„Ja, en Schnorres hat er schon gehat, und en Täschche aa ungerm Arm getrage.“

„Einen Schnorres? was ist das?“ fragte Hamilton.

„Nu Hoor unner der Nas,“ sagte die Frau.

„Ja, un ganz schwarz war er,“ sagte die Kleine.

„So, mein Kind,“ sagte Hamilton, der sie aufmerksam betrachtete, „also ein Täschchen hat er unter dem Arm getragen? groß?“

„Na — kleen — vun Ledder — en hibsch Täschche.“

„Und der ist dort hinaus zu gegangen?“

Die Frau bestätigte das — eine Brille schien er aber nicht aufgehabt zu haben; das Kind wollte wenigstens nichts Derartiges bemerkt haben und eine blaue Brille wäre ihm gewiß aufgefallen.

Das war allerdings eine Spur, wenn auch nur eine außerordentlich schwache, Hamilton beschloß aber doch, ihr zu folgen, und ohne weiter einen Moment Zeit zu verlieren, drückte er dem Kinde ein Geldstück in die Hand und eilte dann, so rasch er konnte, nach Soden wieder auf die Post, um dort Extrapost nach Königstein zu nehmen. Nur so viel Zeit gönnte er sich, um etwas zu essen und zu trinken, so lange die Pferde angespannt wurden — dann ging es vorwärts, was die Thiere laufen konnten.

In Königstein selber — denn unterwegs, so oft er sich auch nach dem Gesuchten erkundigte, erhielt er keine Auskunft — war die Nachforschung nicht so schwer. Es gab dort nur zwei halbwegs anständige Wirthshäuser, und in dem einen erfuhr er denn auch, daß ein einzelner Herr mit einem sehr schwarzen Schnurrbart und etwas brauner Gesichtsfarbe da gefrühstückt habe, dann aber weiter gegangen sei, ohne daß sich natürlich irgend Jemand um ihn bekümmert hätte. Eine lederne kleine Reisetasche mit Stahlbügel führte er bei

sich, eine Geldtasche hatte er umhängen und auch noch einen Riemen umgeschnallt gehabt — das wollte der Wirth deutlich gesehen haben — weiter wußte er nichts.

„In was für Geld hat er seine Zeche bezahlt?"

„In Gulden und Kreuzern — der Landesmünze."

Hamilton war nicht halb sicher, daß er wirklich auf der Spur des Gesuchten sei, aber was blieb ihm jetzt Anderes übrig, als ihr, da er sie einmal aufgenommen, auch weiter zu folgen, er würde sich sonst immer wieder Vorwürfe gemacht haben, eine wahrscheinliche Bahn aufgegeben zu haben, um dafür wild und verloren in der Welt herum zu suchen.

Von hier aus schien der Flüchtling aber wirklich den Waldweg eingeschlagen zu haben, denn auf keiner Straße war er mehr gesehen worden, auch konnte er sich keinen Führer genommen haben, denn das hätte sich jedenfalls ausgesprochen. Wohin jetzt? Es war bald Abend, als Hamilton erschöpft in das Gasthaus zurückkehrte, wo er mit einer Flasche Wein und der Eisenbahnkarte vor sich seinen weiteren Schlachtplan überlegte. Er fühlte dabei recht gut, daß er von jetzt an auf gut Glück weiter suchen müsse. Nur eine Andeutung seines zukünftigen Weges fand er in der Richtung, in welcher Königstein von Soden lag — direct nach dem Lahnthal zu, und der beschloß er auch jetzt zu folgen. Allerdings mochte sich der Flüchtige rechts oder links abgewandt haben, um entweder Gießen oder den Rhein zu erreichen. Das letztere blieb aber immer das Wahrscheinlichste.

Zu Fuß gedachte er aber die Tour nicht zu verfolgen, und er beschloß deshalb, hier zu übernachten und am nächsten Morgen mit einem Einspänner, wo möglich noch vor Tag, aufzubrechen. Dazu war es aber nöthig, noch heut Abend einen Wagen zu bestellen. Ein Mann wurde ihm da bezeichnet, der einen Einspänner zu vermiethen hätte. Zu dem ging er ungesäumt und erkundigte sich.

„Ja, mein lieber Herr," sagte dieser achselzuckend, „wenn Sie ein paar Stunden früher gekommen wären, so hätten Sie mit einem andern Herrn fahren können, der dieselbe Tour macht. Der hat aber meinen einzigen Einspänner mitgenommen. Das Pferd hätte Sie Beide prächtig fortgebracht."

„Ein einzelner Herr?“ frug Hamilton rasch, „heute Mittag?“

„Ja wohl — etwa um elf Uhr.“

„Und wie sah er aus?“

„Ja, lieber Gott, wie sah er aus — wie ein Berliner, mit einem schwarzen Schnurrbart und einer Reisetasche.“

„Und haben Sie nicht einen zweispännigen Wagen?“

„Thut mir leid — die Pferde sind jetzt alle draußen. Wenn Sie aber das dran wenden wollen, warum nehmen Sie nicht Postpferde?“

„Ist denn eine Poststation hier im Ort? Ich hatte keine Ahnung davon, denn ich bin im Gasthaus vorgefahren.“

„Ih gewiß, und die müssen Ihnen Pferde schaffen.“

Hamilton hörte nichts weiter und saß kaum eine Viertelstunde später wieder in seiner Extrapost. Jetzt zweifelte er auch keinen Augenblick mehr, daß er auf der richtigen Spur sei, und versprach dem Postillon ein tüchtiges Trinkgeld, wenn er ordentlich zufahren würde.

Auf der nächsten Station fand er aber seine Nachtfahrt schon unterbrochen. Die Wege kreuzten sich hier, und er durfte nicht weiter fahren, aus Furcht, die falsche Straße einzuschlagen. Er mußte dort übernachten, aber schon vor Tag war er wieder auf, und wie er nun die Gewißheit erlangte, daß der Flüchtige die Straße nach Norden eingeschlagen, folgte er derselben mit Extrapost und versprach dem Postillon ein fürstliches Trinkgeld, wenn er den Gesuchten einholte, ehe er die Eisenbahn erreichte.

Das wäre freilich nicht möglich gewesen, wenn Kornik sich verfolgt gewußt und dann keine Zeit versäumt hätte. Er schien sich aber vollkommen sicher zu fühlen, denn als sie nach Camburg kamen, hörten sie, daß er dort geschlafen hätte und ziemlich spät Morgens wieder aufgebrochen sei.

Jetzt galt es, ihm den Vorsprung abzugewinnen, und näher und näher rückten sie auch hinan, bis sie dicht vor Limburg einem rückreitenden Postillon begegneten, der ihnen sagte, daß sie die Extrapost voraus vielleicht noch vor der Stadt einholen könnten, wenn sie die Pferde nicht schonten.

Und wahrlich sie schonten die Pferde nicht, was sie laufen

konnten, liefen sie. Aber nach der Bahn zu führte der Weg steil thalab, der unglückselige Wagen hatte keinen Hemmschuh und mußte mit der Kette eingelegt werden; zu rasch durfte er da nicht fahren, wenn er nicht riskiren wollte, ein Rad zu brechen. Als sie endlich Limburg dicht vor sich sahen, war die verfolgte Extrapost nirgends zu erkennen, wohl aber pfiff gerade der von Gießen kommende Zug in den Bahnhof ein, und hielt dort gerade lange genug, daß ihn Hamilton, als er mit seinen, ordentlich mit Schaum bedeckten Thieren heranrasselte, konnte wieder davonkeuchen sehen. — Er war zu spät gekommen.

6.

Im Kursaal.

Es war ein verzweifelter Moment, aber Hamilton nicht der Mann, sich davon beirren zu lassen. Daß Kornik diesen Zug benutzt hatte, daran zweifelte er keinen Augenblick, sowie er nur auf dem Bahnhof anfuhr und ihn nicht traf. Zum Ueberfluß fanden sie aber auch noch die Extrapost, die ihn hierher gebracht, und der Postillon derselben bestätigte, daß der Herr, den er gefahren, mit dem letzten Zug „nach dem Rhein" abgegangen sei.

Es war 5 Uhr 55 — der nächste Zug ging 6 Uhr 30 — also noch eine halbe Stunde Zeit. Hamilton fuhr mit seinem Wagen gleich vor dem Polizeigebäude vor, die Herren hatten es sich aber schon bequem gemacht, und er fand nur noch einen Actuar, der Schriftstücke in einer Privatsache durchsah.

Glücklicher Weise schien dies ein ziemlich intelligenter Mann, der seinen Bericht aufmerksam anhörte. Als er ihn beendigt hatte, sagte er:

„Mein lieber Herr — dieser Zug, der eben Limburg verlassen hat, geht allerdings heut Abend noch nach Coblenz, aber ich weiß nicht, ob der Herr, dem Sie nachsetzen, gerade

ein Interesse daran haben kann, Coblenz diese Nacht zu erreichen. Er kann natürlich nicht ahnen, daß Sie ihm so dicht auf den Fersen sitzen — vorausgesetzt nämlich, daß es wirklich der Richtige ist, und wenn Sie meinem Rath folgen wollen, so thun Sie, was ich Ihnen jetzt sage. Fahren Sie mit dem nächsten Zug nach Ems — nicht weiter — besuchen Sie dort heut Abend — mit jeder nöthigen Vorsicht natürlich, den Spielsaal, und finden Sie dann — was ich aber bezweifele — Ihren Mann nicht, dann nehmen Sie heut Abend noch in Ems einen Wagen, den Sie für Geld überall bekommen können, fahren direct nach Coblenz, und passen morgen früh an den Bahnzügen auf. Ich wenigstens, wenn ich an Ihrer Stelle einen solchen Patron zu verfolgen hätte, würde genau so handeln und, wenn ich nicht sehr irre, gut dabei fahren."

„Ems ist nassauisch, nicht wahr?" frug Hamilton.

„Allerdings," sagte der Actuar.

„Könnten Sie dann," fuhr Hamilton fort, indem er seine Legitimationspapiere aus der Tasche holte, „mir auf Grundlage dieser Schriftstücke einen Verhaftsbefehl für das betreffende Individuum ausstellen?"

Der Actuar sah die Papiere, bei denen sich eine in Hamburg beglaubigte Uebersetzung befand, aufmerksam durch und sagte dann lächelnd:

„Eigentlich, und nach unserem gewöhnlichen Gerichtsverfahren würde die Sache mehr Umstände machen und nicht so rasch beseitigt werden können, unter den obwaltenden Verhältnissen aber denke ich, daß ich die Verantwortlichkeit auf mich nehmen kann. Sie müssen mit dem nächsten Zuge fort, wenn Sie den Gesuchten nicht versäumen wollen. Setzen Sie sich einen Augenblick; ich denke, wir können das Alles noch in Ordnung bringen."

Der alte Actuar war ein wahres Juwel. Hamilton hätte sich an keinen besseren Menschen wenden können. In kaum zehn Minuten hatte er einen Verhaftsbefehl für die Nassauischen Lande gegen jenen Mr. Kornik ausgestellt. Und nicht einmal einen Kreuzer mehr als die üblichen und nicht zu vermeidenden Sporteln wollte er dafür nehmen, und wie gern hätte

ihm der junge Mann seine Arbeit zehn- und zwanzigfach bezahlt!

Jetzt war Alles in Ordnung — Hamilton beschloß, den ihm gegebenen Rath gewissenhaft zu befolgen, und dem alten Herrn auf das Herzlichste dankend, eilte er so rasch er konnte nach dem Bahnhof zurück.

Seine Zeit war ihm auch nur eben knapp genug zugemessen; kaum hatte er dort sein Billet gelöst, so wurde der Zug schon signalisirt; zehn Minuten später brauste er heran, hielt, nahm seine wenigen Passagiere auf und keuchte in ruheloser Hast weiter, das freundliche Lahnthal hinab.

Aber Hamilton hatte kein Auge für die liebliche Scenerie, die ihn umgab — so war er in seine eigenen Gedanken vertieft, daß er ordentlich emporschrak, als sie in den ersten Tunnel eintauchten. Nur das Bild des Flüchtigen schwebte vor seiner Seele, und selbst daß er Schlaf und Ruhe entbehrt hatte, um diesen zu erreichen und einzuholen, fühlte er nicht. Der Zug flog mit reißender Schnelle dahin, aber ihm kam es noch immer vor, als ob er in seinem Leben nicht so langsam gefahren wäre. Jetzt glitten sie an den grünen Hängen des freundlichen Thales dahin — jetzt wieder öffnete der Berg seinen Schlund, um sie in seine düstere Tiefe aufzunehmen, und auf's Neue schossen sie hinaus in den dämmernden Abend. Aber Hamilton's Augen schienen für das Alles keine Sehkraft zu haben, so theilnahmlos, so unbewußt selbst streifte sein Blick darüber hin, bis endlich der schrille Pfiff der Locomotive die Nähe der Station Ems anzeigte und eine Masse Spaziergänger, Herren zu Fuß und Damen und Kinder auf Eseln, in der unmittelbaren Nähe der Bahn sichtbar wurden. Es war spät geworden und die Leute eilten jetzt nach Hause, denn so heiß die Tage auch sein mochten, die Nächte blieben kühl und frisch genug.

Aber diese kümmerten den Polizeimann nicht, der recht gut wußte, daß der, den *er* suchte, sich nicht unter ihnen befand, selbst *wenn* es noch hell genug gewesen wäre, einzelne Physiognomien der da draußen Wandernden zu erkennen, an denen sich nur die lichten Kleider unterscheiden ließen.

Der Zug hielt, aber selbst jetzt noch war Hamilton einen

Augenblick unschlüssig, ob er nicht lieber sitzen bleiben und bis nach Oberlahnstein und Coblenz mitfahren solle; denn ließ es sich denken, daß der Flüchtige gerade hier ausgestiegen sei? Derartige Menschen sind allerdings furchtbar leichtsinnig, und der alte Actuar hatte am Ende doch Recht gehabt, wenn er ihm rieth, die Spielbank jedenfalls einmal ein paar Stunden zu besuchen. Verloren war immer kaum viel Zeit dabei, denn kam er jetzt auch nach Coblenz, so mußte er doch die Nacht dort liegen bleiben, um bei dem Abgang des ersten Morgenzuges erst am Bahnhof zu sein. Er folgte also dem Rath des alten Mannes, stieg aus und ging in das dicht am Bahnhof gelegene Hotel zum Guttenberg, um dort erst etwas andere Toilette zu machen. Er wollte sich nämlich nicht der Gefahr aussetzen, daß er von dem schlauen Verbrecher zuerst erkannt würde, denn er zweifelte keinen Augenblick daran, daß Kornik ihn an jenem Abend eben so gut bemerkt habe, wie seinen Begleiter Burton, und ihm deshalb jetzt eben so rasch ausweichen würde, wie jenem.

In seiner Tasche trug er einen leichten, hellen Sommerrock, den zog er an, setzte eine hellgrüne Brille auf und borgte sich noch außerdem vom Kellner einen Cylinderhut. Mit dieser ganz geringen Veränderung seiner Toilette, die er dadurch vervollständigte, daß er ein weißes Halstuch statt seines bisher getragenen schwarzen nahm, fühlte er sich ziemlich sicher, wenigstens nicht gleich auf den ersten Blick erkannt zu werden. Kornik hatte ihn ja überhaupt nur die kurze Zeit im Coupé gesehen, und ihn dabei keineswegs seiner Beachtung so besonders werth gehalten. Dann aß er etwas und hielt es nun an der Zeit, das jetzt besonders frequentirte Curhaus zu besuchen.

Es war indessen völlig Nacht geworden; unterwegs traf er nur noch einzelne Leute, die vom Curhaus weg über die Brücke in ihre am andern Ufer liegenden Quartiere gingen, das Curhaus selber aber war noch hell und brillant erleuchtet und auch in der That der einzige Platz in dem ganzen Badeort, den man Abends besuchen konnte und wo man Gesellschaft fand. Die anderen zahllosen Hotels schienen nur zum Essen zu dienen, denn in ihren Sälen versetzten riesige Tische,

deren Zwischenraum vollständig mit Stühlen ausgefüllt war, jeden nur einigermaßen möglichen Platz. Man konnte sich in keinen von ihnen wohnlich fühlen.

Das Curhaus dagegen vereinigte Alles, was sich von Pracht und Eleganz nur denken ließ — ein reichhaltiges Lesezimmer mit bequemen Fauteuils, einen prachtvollen Saal zu Concerten oder Spiel- und Tanzplätzen der Kinder und Damen, und dann den unheilvollen Magnet für die Spieler, die grünen Tische, von denen der verführerische Klang des Metalls in alle harmlosen Spiele und Vergnügungen hinübertönte, und seine Opfer erbarmungslos an- und nachher auszog.

Es ist eine Schmach für Deutschland, daß wir noch diese vergoldeten Schandhöhlen in unseren Gauen dulden — es ist eine doppelte Schmach für die Regierungen, die sie begünstigen und gestatten, und alle die Opfer, die jährlich fallen, müssen einst auf ihren Seelen brennen.

Napoleon III. hat die Spielhöllen aus seinem Reich verbannt, und die Spieler damit über die Grenzen getrieben. Geschah das aber nur deshalb, daß sie in Deutschland ihre gesetzliche Aufnahme finden sollten? und müssen wir nicht vor Scham erröthen, wenn wir dieses französische Unwesen mit französischen Marken und Marqueuren im Herzen unseres Vaterlandes eingenistet finden? Aber es ist so. Trotz der gerechten Entrüstung, die allgemein darüber herrscht, müssen wir jetzt geschehen lassen, daß andere Nationen die Achseln darüber zucken und uns bedauern oder — verachten, müssen wir es geschehen lassen, sage ich, denn

„wollten wir alle zusammen schmeißen,
wir könnten sie doch nicht Lügner heißen."

Wenn wir es denn aber trotz allem und allem unter unseren Augen so frech fortgeführt sehen, so gehört es sich, daß sich jeder rechtliche Mann wenigstens dagegen verwahrt, diese Schandbuden gut zu heißen. Das Ausland möge erfahren, daß die deutsche Nation unschuldig ist an diesem Werk, und keinen Silberling von dem Blutgeld verlangt, das es einzelnen Fürsten einbringen mag. Hammerschlag auf Hammerschlag folge auf das Gewissen der Vertreter deutscher Nation, bis sie endlich wach gerüttelt werden — sie

sollen sich wenigstens nicht beklagen dürfen, daß man sie nicht geweckt hätte.

Hamilton dachte freilich an nichts Derartiges, als er das hell erleuchtete Portal betrat, an welchem ein gallonirter Portier und ein sehr einfach gekleideter Polizeidiener — zur Wache, daß das heilige Spiel nicht etwa gestört würde — auf Posten standen. Der Portier wollte übrigens Schwierigkeiten machen, als er Hamilton's hellen Rock sah — er schien ihm für die Spielhölle nicht anständig genug gekleidet, aber neben ihm schritt eine bis auf den halben Busen decolletirte Französin frech vorüber, welcher der Lakai eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung machte. Hamilton wußte indessen, welchen Zauber in einem solchen Fall ein Guldenstück ausüben würde, und der augenblicklich zahm gewordene Portier schmunzelte auch so vergnügt darüber hinweg, daß seinem Eintritt nichts weiter im Wege stand.

Wenige Secunden später befand er sich, von dem jetzt dienstbaren Geist willig geleitet, im Lesecabinet, aus dem eine Thür unmittelbar in den großen Spielsaal führte.

Dort saßen nur ihm vollkommen fremde Menschen, ein langbeiniger Engländer, der gewissenhaft die Times durcharbeitete, ein kleiner beweglicher Franzose, der über dem Charivari schmunzelte, und ein paar andere Badegäste, die gleichgültig und aus Langeweile die verschiedenen continentalen Zeitungen durchblätterten.

Er hielt sich dort nicht auf und öffnete die Thür, die in den Spielsalon führte, aber anfangs nur halb, um erst einen Ueberblick über die verschiedenen Gestalten zu gewinnen und nicht früher gesehen zu werden, als er selber sah. Aber es hätte dieser Vorsicht nicht einmal bedurft, denn die dort Befindlichen hatten nur Ohr für den monotonen Ruf des Croupiers, nur Auge für den grünen Tisch und die darauf genähten bunten Lappen. Wer kümmerte sich von allen denen um den einzelnen Fremden, wenn er nicht selber als stark Spielender — mit Glück oder Unglück blieb sich gleich — ihr Interesse für einen Augenblick in Anspruch nahm!

Hamilton trat an die Spieler dicht hinan, um die einzelnen Gesichter derselben mustern zu können — aber er fand

kein bekanntes darunter. Es war ein buntes Gemisch von leidenschaftlich erregten, abstoßenden Physiognomien, unter denen sich nur hier und da die kalten speculirenden Züge alter abgefeimter und ruhig ihre Zeit abwartender Spieler auszeichneten. Auch viele „Damen" standen dicht von den Uebrigen gedrängt am Tisch, wenn solche Frauenzimmer den Namen von Damen überhaupt verdienen. Eine von diesen saß sogar neben dem Croupier — es war der Lockvogel der Gesellschaft, ein junges, üppiges Weib, tief decolletirt, mit dunkeln vollen Locken und reichem Brillantschmuck; andere drängten, jede Weiblichkeit bei Seite lassend, zwischen die ihnen nur unwillig Raum gebenden Zuschauer hinein, um ihr Geld in wilder Hast auf eine Nummer zu schieben.

Hamilton's Blick streifte gleichgültig darüber hin, und wie er sich langsam selber um den Tisch bewegte, entging kein irgendwo eingeschobener Kopf seinem forschenden Auge. Da hörte er auch in einem kleineren Nebenzimmer das Klimpern des Geldes und die montonen Worte: „le jeu est fait" — denen lautlose Stille folgte, und wollte eben auch jenes Gemach betreten, als er wie festgewurzelt auf der Schwelle blieb, denn dort stand Kornik — bleich wohl jetzt, von der Erregung des Spiels, und mit gierigem Blick an der abgezogenen Karte hängend — aber unverkennbar derselbe, mit dem er an jenem Tag gefahren. Er hatte es auch nicht einmal für nöthig gehalten, den verrätherischen Schnurrbart abzurasiren oder sein Haar anders zu tragen, er mußte sich heut Abend hier vollkommen sicher fühlen. Nur die blaue Brille fehlte.

Im ersten Moment fürchtete Hamilton fast, sich zu bewegen, daß nicht der Blick des Verbrechers ihn vor der Zeit traf. Aber es war das eine vollkommen nutzlose Angst, denn der Spieler hatte nur Augen für die vor ihm abgezogenen Karten — weiter existirte in diesem Moment keine Welt für ihn. Vorsichtig zog sich der Polizeiagent deshalb wieder zurück, bis er sich im Nebenzimmer gedeckt wußte, und schritt dann durch den Saal und auf den dort stationirten Polizeidiener zu.

Mit wenigen Worten machte er diesem begreiflich, was er wollte — derartige kleine Zwischenfälle kamen gar

nicht etwa so selten in diesen Spielhöllen vor — und überraschte dabei den Portier auf das Angenehmste, indem er ihm zwei große Silberstücke — er sah gar nicht nach, was — in die Hand drückte, mit dem Auftrag, so rasch als irgend möglich Polizeimannschaft zur Hülfe herbei zu holen. Die befand sich übrigens stets in der Nähe. Ein verzweifelter Spieler hatte sich wohl schon dann und wann einmal, zum Letzten und Aeußersten getrieben, an der heiligen Kasse selber vergriffen und nachher sein Heil in rascher Flucht gesucht, und dagegen mußten die Herren freilich geschützt werden. Wenn auch ein Raub, war das Geld doch ein gesetzlich gewonnener, und die Regierung fühlte sich verpflichtet, dessen Schutz zu überwachen.

Hamilton traute indessen seinem Mann da drinnen noch lange nicht genug, um ihn länger, als unumgänglich nöthig war, sich selber zu überlassen; er war ihm damals in Frankfurt auf zu schlaue Weise durch die Finger geschlüpft, während er ihn eben so sicher geglaubt wie gerade jetzt. Aber er selber kannte die Leidenschaft des Spiels noch viel zu wenig, um zu wissen, daß er in diesem einen viel sicherern Bundesgenossen hatte als in einem schönen Weibe, und als er in Begleitung des Polizeidieners jenes Zimmer wieder betrat, stand Kornik noch eben so fest und regungslos, ebenso nur in dem einen Gedanken der Karten absorbirt an seinem Tisch, wie er ihn vorhin verlassen.

Der Polizeibeamte übereilte sich aber jetzt nicht im Geringsten. Er wußte, daß ihm sein Opfer nicht mehr entgehen konnte, und hielt es für viel gerathener, den Herrn nicht früher zu beunruhigen, als er der herbeigerufenen Hülfe sicher war. Nur seine grüne Brille nahm er ab.

„Welcher ist es denn?" flüsterte ihm der dicht hinter ihm gehende Polizeidiener zu. Hamilton machte eine beschwichtigende Bewegung mit der Hand und trat dann, von jenem gefolgt, an Kornik heran. Er stand jetzt so nahe bei ihm, daß seine Schulter die des Polen berührte, der aber nicht daran dachte, auch nur den Kopf nach ihm umzudrehen.

Jetzt hatte derselbe gerade gewonnen; es standen vielleicht vierzig oder fünfzig Louisd'or auf dem grünen Tisch — er ließ

den Satz stehen, die Karten fielen — und der Croupier zog mit seiner hölzernen Schaufel das Gold ein.

Mit einem leisen, zwischen den Lippen gemurmelten Fluch schob sich Kornik seine Geldtasche vor, um wahrscheinlich neue Summen auf die trügerischen Blätter zu setzen, als er eine Hand auf seiner Schulter fühlte und Hamilton mit ruhiger, absichtlich lauter Stimme sagte:

„Sie sind mein Gefangener, im Namen der Königin!“

Der Pole wandte ihm jetzt rasch und erschreckt sein Antlitz zu, und Leichenblässe deckte im Nu seine Züge, als er das nur zu wohl gemerkte Gesicht des Mannes aus Frankfurt neben sich sah. Aber auch nicht für einen Moment verlor er seine Geistesgegenwart, und dem Blick desselben kalt und ruhig begegnend, sagte er:

„Das Spiel hat Ihnen wohl den Verstand verwirrt — stören Sie mich nicht,“ und in die Geldtasche greifend, wollte er, ohne den Fremden weiter zu beachten, sich wieder über den Tisch beugen, als sich Hamilton aber, seiner Sache zu gewiß, an den Polizeidiener wandte und sagte:

„Verhaften Sie den Herrn — ich werde Sie augenblicklich auf das Bureau begleiten.“

„Keine Störung hier, meine Herren, wenn ich bitten darf,“ rief plötzlich ein kleines hageres Männchen, das schon bei den ersten Worten an den Spieltisch getreten war. „Wenn Sie etwas mit einander auszumachen haben, ersuche ich Sie, in ein Nebenzimmer zu treten.“

„Ich werde Sie nicht um Erlaubniß fragen, wenn ich Ihre Wirthschaft hier für einen Augenblick unterbreche,“ sagte Hamilton trotzig — „ich habe ein Recht, diesen Mann zu verhaften, wo ich ihn finde.“

„Dann führen Sie ihn ab, Polizeidiener,“ sagte der Kleine in seinem braunen Rock ruhig — „oder ich mache Sie für jede Unordnung hier verantwortlich.“

„Ich habe mit dem Herrn nichts zu thun,“ rief der Pole trotzig, „was wollen Sie von mir? — lassen Sie mich los!“

Eine Anzahl von Menschen sammelte sich um die Beiden, und die Spieler zogen ihr Geld ein, weil sie vielleicht einen Kampf und dadurch die Sicherheit ihrer Bank gefährdet

fürchteten, denn es gab leider eine Menge von Menschen, die das dort aufgethürmte Geld für gestohlen hielten und sich wenig Gewissen daraus gemacht hätten, es fortzuraffen.

„Bitte, meine Herren, gehen Sie in ein Nebenzimmer," drängte aber jetzt nochmals der kleine Braune, „Sie sind dort vollkommen ungestört — Jean, Bertrand hierher — sorgen Sie für Ordnung!"

Der Pole warf den Blick umher, er sah sich augenscheinlich nach einem Weg zur Flucht um; aber Hamilton's Hand hatte seinen Arm wie eine Schraube gefaßt, und der Polizeiagent sagte mit leiser, aber drohender Stimme:

„Es hilft Ihnen nichts. Flucht ist für Sie unmöglich. Sie sind mein Gefangener; ergeben Sie sich gutwillig, Sie haben keinen Ausweg mehr, und Widerstand kann Ihre Lage nur verschlimmern."

Es war einen Augenblick, als ob sich der Pole den drohenden Worten nicht fügen wolle, und fast unwillkürlich zuckte er mit der Hand empor. Aber ein umhergeworfener Blick mußte ihn überzeugen, daß er mit Gewalt nichts ausrichten könne, denn eine Menge von Neugierigen, die sich im benachbarten Salon umhergetrieben, hörten kaum die in einem Spielsaal ganz ungewohnten lauten Stimmen, als sie hereindrängten und den einzigen Ausgang vollständig verstopften.

Der eine Blick genügte, und verächtlich lächelnd, aber mit voller Ruhe sagte der Mann:

„Hier herrscht jedenfalls ein Irrthum. Ich bin Graf Kornikoff, hier ist mein russischer Paß, und ich stelle mich damit unter den Schutz unseres Gesandten. Nassau ist mit dem russischen Thron verwandt und wird dessen Unterthanen nicht ungestraft beleidigen lassen."

Mit den Worten nahm er ein Papier aus seiner Brusttasche und hielt es Hamilton vor.

„Es kann sein," sagte dieser, „daß Ihr Paß in Ordnung ist. Die gefährlichsten Charaktere haben gewöhnlich die besten Pässe. In dem Fall werden Sie sich aber um so weniger weigern, mir zu folgen, da ich bereit bin, Ihnen vollständige Genugthuung zu geben, wenn ich Sie ohne hinreichenden Grund verhaftet habe. Die Herren hier werden mir aber zu-

geben, daß man, auch selbst mit einem guten Paß versehen, doch stehlen kann, und auf die Klage eines Diebstahls verhafte ich Sie hiermit."

„Gut denn, führen Sie ihn fort und übernehmen dabei die Verantwortung für alle Folgen," sagte der kleine Herr mit dem braunen Rock ungeduldig — „aber Sie sehen doch ein, daß Sie hier das Spiel und Vergnügen völlig dabei unbetheiligter Herren und Damen nicht länger stören dürfen. Herr Polizeicommissar, ich bitte Sie, daß Sie diesem Unfug ein Ende machen, oder ich werde mich morgen ernstlich bei der Behörde deshalb beklagen."

Der Polizeicommissar war in der That herbeigekommen, und Hamilton, der ihn an seiner Uniform erkannte, frug ihn leise:

„Wer ist denn dieser kleine Tyrann?"

„Einer der Spielpächter," sagte der Mann mit einem verächtlichen Blick auf den Braunen, und setzte dann laut hinzu: „Beklagen Sie sich bei wem Sie wollen, Monsieur, Sie werden uns aber hier wohl noch erlauben, unsere Schuldigkeit zu thun, selbst wenn Ihre achtbare Gesellschaft einen Augenblick gestört werden solle. Und Sie, mein Herr," wandte er sich an den Gefangenen, „folgen Sie uns jetzt auf das Bureau — ich werde die Sache dort untersuchen."

„Sie werden mir bezeugen, daß ich nicht den geringsten Widerstand geleistet habe," sagte der Pole ruhig — „kommen Sie, meine Herren. Ich wünsche noch an dem Spiel hier Theil zu nehmen, und je eher wir diese fatale Sache beendigen, desto besser."

Damit wandte er sich entschlossen dem Ausgang zu — die Leute gaben ihm Raum, und wenige Secunden später standen sie am Ausgang des Curhauses.

„Es wäre besser, wir legten ihm Handschellen an," sagte Hamilton, sich zu dem Polizeicommissar überbiegend.

„Er kann uns hier nicht entschlüpfen," erwiderte dieser kopfschüttelnd — „und ich möchte keine Gewaltmaßregeln gebrauchen, bis ich die Sache näher untersucht habe."

Der Pole schritt ruhig und festen Schrittes zwischen zwei Polizisten dahin — dicht hinter ihm folgte Hamilton mit

dem Commissar, und eine Anzahl von Neugierigen schloß sich dem Zuge an, um zu sehen, was die Sache für ein Ende nähme. So schritten sie langsam durch den Curgarten dem kleinen viereckigen Regierungsgebäude zu, das dicht an der Brücke liegt, und der Gefangene schien selber nichts sehnlicher zu wünschen, als diese Scene bald zu Ende gebracht zu sehen.

„Haben wir noch weit?“ frug er Einen der ihn escortirenden Leute.

„Oh bewahre,“ sagte dieser, indem er mit dem ausgestreckten Arm auf das vor ihnen liegende Gebäude zeigte, „das ist das Haus.“ In demselben Moment stieß er aber auch einen Schrei aus, denn ein schwerer Schlag, jedenfalls mit einem sogenannten „life preserver“ geführt, schmetterte ihn bewußtlos zu Boden, während der Gefangene mit flüchtigen Sätzen über die schmale Brücke hinüber eilte.

Aber er hatte flüchtigere Füße hinter sich. Wie ein Tiger auf seine Beute, so schoß Hamilton hinter ihm drein, und ehe er das Ende der Brücke erreichte, streckte er schon den Arm aus, um ihn am Kragen zu packen. Da wandte sich der zur Verzweiflung getriebene Verbrecher, und einen Revolver vorreißend, drückte er ihn gerade auf die Brust seines Verfolgers ab.

Hamilton wäre verloren gewesen, aber zu seinem Glück versagte die Schußwaffe, und ehe Kornikoff zum zweiten Mal abdrücken konnte, schmetterte ihn der Schlag des Polizeimanns zu Boden. Aber selbst damit begnügte sich dieser nicht, und mit einer ganz außerordentlichen Gewandtheit faßte er ihm beide Hände, legte sie zusammen, und wenige Secunden später knackten die vortrefflichen Darbies oder Handschellen in ihr Schloß, und er wußte jetzt, daß er seinen Gefangenen sicher hatte.

„Alle Wetter,“ sagte der nachkeuchende Polizeicommissar, „das war doch gut, daß Sie schneller laufen konnten.“

„Wenn Sie *meinem* Rath gefolgt wären, konnte uns das erspart werden,“ meinte Hamilton finster, „denn ich verdanke mein Leben jetzt nur einem schlechten Zündhütchen.“

„Er hat schießen wollen?“

„Dort liegt der Revolver — Sie sehen, daß Sie es hier mit einem gefährlichen Verbrecher zu thun haben.“

„Da wollen wir ihn doch lieber binden.“

„Bitte, bemühen Sie sich nicht weiter — er ist fest und sicher. Seien Sie nur so gut und lassen ihn jetzt durch Ihre Leute in festen Gewahrsam bringen.“

7.

Die gerettete Unschuld.

Mr. Burton befand sich an dem Morgen in einer fast fieberhaften Aufregung, denn wie er schon lange jeden Glauben an die Mitschuld des armen — oh! so wunderbar schönen Weibes abgeschüttelt hatte, gingen ihm andere Pläne wild und wirr durch den Kopf. Immer auf's Neue malte er sich den Augenblick aus, wo er sie in seinem Arm gehalten, wo seine Lippen in Angst und Liebe die ihrigen berührt, und nur der Gedanke quälte ihn noch, in welchem Verhältniß sie zu dem unwürdigen Menschen gestanden haben, wie sie mit ihm bekannt werden konnte. Hatte er sie unter seinem falschen Namen getäuscht? — ihrer Familie heimlich vielleicht entführt? — Alle ihre Klagen schienen darauf hinzudeuten, wie verworfen mußte er dann — wie elend sie, die arme Unschuldige, Verrathene sein? Und war es da nicht seine Pflicht, — wo er, wenn auch selber unschuldiger Weise, all' diesen Jammer über sie gebracht — ihr auch wieder zu helfen, so gut er konnte? Er schien fest entschlossen, und von dem Augenblick an fühlte er sich auch wieder ruhiger und zufriedener.

James Burton, kaum zum Mannesalter herangereift, war ein seelensguter Mensch mit weichem, für alles Gute und Schöne leicht empfänglichem Herzen. Er hatte dabei — in den glücklichsten und unabhängigsten Verhältnissen erzogen — noch nie Gelegenheit bekommen, den Täuschungen und Wider=

wärtigkeiten des Lebens zu begegnen. Weil er selber gut und ohne Falsch war, hielt er alle Menschen für eben so rechtlich und brav, und selbst an Kornik's Schuld hatte er so lange nicht glauben mögen, bis auch der letzte Zweifel zur Unmöglichkeit wurde. Wie leicht vertraute er da diesen lieben treuen Augen — wie glücklich fühlte er sich selbst, daß es ihm verstattet gewesen, jenem holden Wesen den Schmerz und die furchtbare Seelenqual erspart zu haben, von dem zwar geschickten und tüchtigen, aber auch vollkommen rücksichtslosen Polizeimann examinirt zu werden. Er schämte sich jetzt fast vor sich selber, daß er ihr auch nur verstattet hatte, ihren Koffer auszupacken — wie niedrig mußte sie von ihm denken! — Aber er war ja auch gar nicht im Stande gewesen, sie daran zu verhindern, so leidenschaftlich erregt zeigte sie sich nur bei der Möglichkeit eines Verdachts. Aber natürlich — wenn er sich in ihre Stelle dachte, würde er genau so gehandelt haben.

Die Stunde, die sie erbeten hatte, um sich nur von den ersten furchtbaren Eindrücken der über sie hereingebrochenen Katastrophe zu sammeln, verging ihm in diesen Gedanken rascher, als er es selbst geglaubt. Gewissenhaft aber bis zur letzten Minute ausharrend, stieg er dann wieder zu ihr hinab, klopfte leise an, und sah sich dem zauberischen Wesen noch einmal gegenüber.

Zeit zum Aufräumen schien sie allerdings noch nicht gefunden zu haben, denn die umhergestreuten Sachen der beiden Koffer lagen noch immer so wild und wirr durcheinander, wie er sie verlassen hatte. Aber wer mochte ihr das verdenken? Auch in ihrem leichten, reizenden Morgenanzug war sie noch — wenn unsere Seele zerrissen ist, wie können wir da an den Körper denken?

Trotzdem schien sie sich gesammelt zu haben. Sie sah etwas bleich aus, aber sie war ruhiger geworden, und dem Eintretenden lächelnd die Hand entgegen streckend, sagte sie herzlich:

„Oh wie danke ich Ihnen, daß Sie, um den ich es wahrlich nicht verdient habe, mir diese zarte Rücksicht gezeigt! In dem Gedanken fand ich auch allein meinen Trost, daß Gott

mich doch noch nicht verlassen haben könnte, da er Sie mir zugeführt."

„Verehrte — liebe Frau," sagte Burton bewegt, „seien Sie unbesorgt. Wenn auch in einem fremden Lande, steht Ihnen doch jetzt ein Landsmann zur Seite, und ich habe mir nur erlaubt, Sie jetzt noch einmal zu stören, um mit Ihnen gemeinschaftlich zu berathen, welche Schritte wir am besten thun können, um — das Geschehene gerade nicht ungeschehen zu machen, das ist nicht möglich, aber Sie doch jedenfalls aus einer Lage zu befreien, die Ihrer unwürdig ist. Um mir das zu erleichtern, muß ich Sie aber bitten, mir Ihr volles Vertrauen zu schenken. Nur dann bin ich im Stande, die Maßregeln zu ergreifen, die für Sie die zweckmäßigsten sein würden. Daß es dabei nicht an meinem guten Willen fehlt, davon können Sie sich versichert halten."

„Mein volles Vertrauen soll Ihnen werden," sagte die junge Frau, leicht erröthend — „aber bitte, setzen Sie sich zu mir, Sie sollen Alles erfahren — und nun," fuhr sie fort, während sich Burton neben ihr auf dem Kanapee niederließ, indem sie ihre Hand auf seinen Arm legte — „erzählen Sie mir vorher ausführlich, wie Sie dem Verbrecher auf die Spur gekommen sind, und welche Hoffnung Sie jetzt haben, ihn seiner Strafe zu überliefern. Es ist das Einzige jetzt, worauf ich hoffen kann, daß sein Geständniß Ihnen beweisen muß, wie doppelt nichtswürdig er an mir selber dabei gehandelt."

„Aber, verehrte Frau," sagte Burton etwas verlegen — „schon vorher theilte ich Ihnen Alles mit, und der Eindruck, den die traurige Erzählung auf Sie machte —"

„Vorher," sagte die junge Frau — „und in der entsetzlichen Aufregung, in der ich mich befand, tönten die Worte nur wie Donnerschläge an mein Ohr — ich begriff wohl ihre Furchtbarkeit, aber nicht ihren Sinn, und Vieles ist mir dabei unklar geblieben — besonders, welche Spur Sie jetzt von dem Verbrecher haben, daß Sie hoffen können, ihn einzuholen, und wer der Herr ist, der ihn verfolgt."

Der Bitte, während diese Augen so treu und vertrauend in die seinen schauten, konnte Burton nicht widerstehen. Es

war ihm dabei sogar Bedürfniß geworden, sich — ihr gegenüber — seines bisherigen eigenen Verhaltens wegen zu rechtfertigen, wobei er hervorhob, daß er mit der Verfolgung der Dame eigentlich gar nichts zu thun und Lady Clive im Leben nicht gesprochen habe, noch persönlich kenne. Auch von dem Schmuck selber wußte er nichts, als was ihm Hamilton darüber beiläufig mitgetheilt.

„Und jetzt?“ frug die junge Dame weiter, die der Erzählung mit der gespanntesten Aufmerksamkeit gefolgt war — „wo jener Betrüger, dem Gott verzeihen möge, was er an mir gethan und wie er mich doppelt verrathen hat — wo jener Betrüger geflohen ist, haben Sie noch Hoffnung, ihn wieder zu ereilen?“

„Allerdings,“ sagte Burton — „Mr. Hamilton, mein Begleiter, ist einer der schlauesten und gewandtesten Detectives Englands. Er spricht drei oder vier verschiedene fremde Sprachen, und hat schon daheim die scheinbar unmöglichsten Dinge ausgeführt. Dieser Kornik hatte außerdem viel zu kurzen Vorsprung, um mich nicht fest glauben zu machen, daß ihn Hamilton ereilt, da er noch dazu die unbegreifliche Unvorsichtigkeit beging, von hier mit Extrapost zu fliehen. Wir finden das aber so oft im Leben, daß schlechte Menschen irgend ein Verbrechen mit der größten und raffinirtesten Schlauheit ausführen, und jede Kleinigkeit, jeden möglichen Zufall dabei berücksichtigen, und nachher, wenn ihnen Alles nach Wunsch geglückt, sich selber auf die plumpste Weise dabei verrathen.“

„Aber ehe er ihn eingeholt hat, kehrt er nicht hierher zurück?“

„Ich glaube kaum,“ sagte Mr. Burton; „doch fehlt mir darüber jede Gewißheit. Er wird mir unter allen Umständen in der nächsten Zeit schon telegraphiren, denn ich habe ihm versprechen müssen, hier zu bleiben, bis er zurückkehrt.“

„Und glauben Sie, daß er den Verbrecher, wenn er ihn einholen sollte — mit hierher bringt?“

„Ich zweifle kaum — aber auch darüber bin ich nicht im Stande, Ihnen eine bestimmte Auskunft zu geben. Nur davon dürfen wir überzeugt sein, daß Mr. Hamilton Alles in der praktischsten Weise ausführen wird, denn er versteht sein

Fach aus dem Grunde. Hat er die Spur gefunden, so ist Mr. Kornik auch verloren."

Es schien fast, als ob die junge Dame um einen Schatten bleicher wurde — und wer konnte es ihr verdenken, daß ihr die Erinnerung an jenen Mann, der sie so furchtbar hintergangen, entsetzlich war? Endlich sagte sie leise:

„Wenn sich das Alles bestätigt, was Sie mir erzählt, verehrter Herr — und ich kann kaum mehr daran zweifeln, dann verdient er die Strafe, die ihn erreichen wird, im vollen Maße. Aber wie er auch Ihr Haus betrogen und hintergangen haben mag, es ist nichts im Vergleich mit dem, was er an mir und meinem zukünftigen Leben verbrochen."

„Aber wie konnte er Sie so lange täuschen?" frug Burton und erröthete dabei fast selbst über die Frage.

„Du lieber Gott," seufzte die Unglückliche — „was weiß ein armes unerfahrenes Mädchen von der Welt? Er kam in meiner Eltern Haus, in das ihn zuerst mein Bruder eingeführt — es mögen jetzt zwei Monate sein — und sein offenes, heiteres Wesen gewann ihm mein Herz — sein angemaßter Rang schmeichelte meiner Eitelkeit. Er erzählte mir dabei von seinen Gütern in Polen, und wie glücklich — wie selig ihn mein Besitz machen würde, und ich — war schwach genug, es ihm zu glauben. Aber mein Vater verweigerte seine Einwilligung. Er kannte die Menschen besser, als seine thörichte Jenny. Er verlangte von Kornikoff den Ausweis eines hinreichenden Vermögens sowohl, wie die Erlaubniß seiner eigenen Eltern zu unserer Verbindung, und dieser, ungeduldig und stürmisch, drang in mich, mit ihm zu fliehen."

Jenny barg beschämt ihr Antlitz in ihren Händen, und James Burton hörte der Erzählung mit einiger Verlegenheit schweigend zu. Er hätte das liebliche Wesen so gern getröstet, aber es fielen ihm in diesem Augenblick um die Welt keine passenden Worte dafür ein, und es entstand dadurch eine kurze peinliche Pause. Endlich fuhr die junge Frau, aber jetzt tief erröthend, fort:

„Schon unterwegs fing ich an, an dem Charakter meines Bräutigams zu zweifeln. Wir entkamen glücklich auf einem Dampfer, der nach Hamburg bestimmt war, und er hatte mir

versprochen, daß jenes Fahrzeug in Helgoland anlegen würde, wo wir uns trauen lassen könnten — aber es legte nicht an, und in Hamburg, wo er ausging, um einen Geistlichen zu suchen, kehrte er ebenfalls unverrichteter Sache zurück, versicherte mir aber, er habe bestimmt gehört, daß wir hier in Frankfurt — einer freien deutschen Stadt — unser Ziel leicht erreichen könnten. Ich folgte ihm auch hierher — immer noch als Braut — nicht als Gattin" — setzte sie mit leiser, kaum hörbarer Stimme hinzu — „und ich danke jetzt Gott, daß ich standhaft blieb und meinem guten Engel mehr folgte als jenem Teufel."

Es wäre unmöglich, die Gefühle zu schildern, die James Burton's Seele bei dieser einfachen und doch so ergreifenden Erzählung bestürmten; sein Herz schlug hörbar in der Brust, und fast seiner selbst unbewußt, ergriff er mit zitterndem Arm die Hand seiner Nachbarin, die sie ihm willenlos überließ.

„Gott sei Dank," flüsterte er endlich mit bewegter Stimme — „so brauche ich mir auch länger keine Vorwürfe zu machen, denn unser Erscheinen hier war ja dann nur zu Ihrem Heil."

„Ihnen verdanke ich meine Rettung," sagte da Jenny herzlich, und wie sie sich halb dabei zu ihm überbog, umfaßte er mit seinem Arm die bebende Gestalt des Mädchens. Aber nicht einmal auf ihre Stirn wagte er einen Kuß zu drücken, aus Furcht sie zu beleidigen, und sich gewaltsam aufrichtend, rief er leidenschaftlich bewegt aus:

„Dann ist auch noch Alles, Alles gut. Trocknen Sie Ihre Thränen, mein liebes, liebes Fräulein — die Versöhnung mit Ihren Eltern übernehme ich — übernimmt mein Vater, Sie kehren zu ihnen zurück, und die Erinnerung an das Vergangene soll eine fröhliche Zukunft Sie vergessen machen."

„Und auch Sie wollen nach England zurück?" frug rasch die junge Fremde.

„Gewiß," rief Burton — „sobald ich nur Nachricht von Hamilton habe. Aber noch heute schreibe ich nach Hause — wie heißen Ihre Eltern, mein bestes Fräulein — was ist Ihr Vater? Halten Sie diese Fragen nicht für bloße Neugierde;

es giebt keinen Menschen auf der Welt, der jetzt ein innigeres Interesse an Ihnen nähme, als ich selber."

„Mein Vater," sagte Jenny leise, „ist Geistlicher, der Reverend Benthouse in Islington. Vielleicht ist Ihnen der Name bekannt. Er hat viel geschrieben."

„Das nicht," sagte Hamilton erröthend, „denn ich muß leider zu meiner Schande bekennen, daß ich mich bis jetzt und in jugendlichem Leichtsinn weniger mit einer religiösen Lectüre befaßt habe, als ich vielleicht gesollt — aber erlauben Sie, daß ich mir den Namen notire — und jetzt," sagte er, als er sein Taschenbuch wieder einsteckte, „verlasse ich Sie. Wir dürfen den müßigen Leuten hier im Hotel nichts zu reden geben — schon Ihrer selbst wegen, aber Sie sollen von nun an auch nicht mehr allein sein. Ich werde augenblicklich ein Kammermädchen für Sie engagiren, die Ihnen zugleich Gesellschaft leisten kann. Junge Mädchen, der englischen Sprache mächtig, sind gewiß genug in Frankfurt aufzutreiben; der Wirth kann mir da jedenfalls Auskunft geben. Keine Widerrede, Miß," setzte er lächelnd hinzu, als sie sich, wie es schien, mit dem Plan nicht ganz einverstanden zeigte — „Sie stehen von nun an, bis ich Sie Ihren Eltern wieder zurückführen kann, unter meinem Schutz, und da müssen Sie sich schon eine kleine Tyrannei gefallen lassen."

„Aber wie kann ich Ihnen das, was Sie jetzt an mir thun, nur je im Leben wieder danken," sagte das junge Mädchen gerührt, — „womit habe ich das Alles verdient?"

„Durch Ihr Unglück," erwiderte Burton herzlich, indem er ihre Hand an seine Lippen hob, und wenige Minuten später fand er sich schon unten mit dem Wirth in eifrigem Gespräch, um eine passende und anständige Person herbei zu schaffen.

Das ging auch in der That weit rascher, als er selber vermuthet hatte. Ganz unmittelbar in der Nähe des Hotels wohnte ein junges Mädchen, das schon einige Jahre in England zugebracht und — wenn sie sich auch nicht auf längere Zeit binden konnte, doch gern erbötig war, die Stelle einer Gesellschafterin für kurze Zeit zu übernehmen. Mr. Burton führte sie selber der jungen Dame zu, und Elisa zeigte sich

als ein so liebenswürdiges, einfaches Wesen, daß ein Zurückweisen derselben zur Unmöglichkeit wurde.

8.

Hamilton's Rückkehr.

Den übrigen Theil des Tages verbrachte James Burton in einer unbeschreiblichen Unruhe, denn immer und immer war es ihm, als wenn er bei seiner jungen Schutzbefohlenen nachfragen müsse, ob ihr nichts fehle, ob sie nicht noch irgend einen Wunsch habe, den er ihr befriedigen könne, und ordentlich mit Gewalt mußte er sich davon zurückhalten, sie nicht weiter zu belästigen.

Am allerliebsten hätte er auch in der Stadt eine Unmasse von Sachen für sie eingekauft, um sie zu zerstreuen oder ihr eine Freude zu machen. Aber das ging doch unmöglich an, denn das hätte jedenfalls ihr Zartgefühl verletzt — er durfte es nicht wagen. Eine ordentliche Beruhigung gewährte es ihm aber, zu wissen, daß das arme verlassene Wesen jetzt Jemand habe, gegen den es sich aussprechen konnte, und er begnügte sich an dem Tage nur einfach damit, die Hälfte der Zeit vollkommen nutzlose Fensterpromenade zu machen, denn es ließ sich dort Niemand blicken, und die andere Hälfte unten im Hause und auf der Treppe auf und ab zu laufen, um wenigstens ihre Thür anzusehen.

Wenn er es sich auch noch nicht gestehen wollte, so war er doch bis über die Ohren in seine reizende Landsmännin verliebt.

Am nächsten Morgen war er allerdings zu früher Stunde wieder auf, aber erst um zwölf Uhr wagte er es, sich zu erkundigen, wie Miß Benthouse geschlafen habe.

Sie empfing ihn mit einem freundlichen Lächeln, aber — sie sah nicht so wohl aus wie gestern. Ihre Wangen waren

bleicher, ihre Augen zeigten, wenn auch nur leicht schattirte Ringe — sie schien auch zerstreut und unruhig, und Burton, voller Zartgefühl, glaubte darin nur eine Andeutung zu finden, daß sie allein zu sein wünsche, und empfahl sich bald wieder. Vorher aber frug sie ihn noch, ob er keine Nachricht von Mr. Hamilton erhalten habe, was er verneinen mußte.

Jetzt aber, mit der Furcht, daß sie erkranken könne, — und nach all' den letzten furchtbaren Aufregungen schien das wahrlich kein Wunder — wich er fast gar nicht mehr von ihrer Schwelle, und der Portier selber, der eigentlich Alles wissen soll, wußte nicht aus dem wunderlichen Fremden klug zu werden.

Burton ruhte auch nicht eher, bis er gegen Abend die neue Gesellschafterin auf dem Gange traf, um sie nach dem Befinden der jungen Dame zu fragen.

„Sie scheint ungemein aufgeregt," lautete die Antwort derselben — „sie hat keinen Augenblick Ruhe, und wohl zehnmal schon gesucht mich fortzuschicken, um allein zu sein. Sie ist jedenfalls recht leidend und ich werde eine unruhige Nacht mit ihr haben."

„Mein liebes Fräulein," sagte Burton, dadurch nur noch viel mehr beunruhigt — „ich bitte Sie recht dringend, sie nicht einen Augenblick außer Acht zu lassen. Stoßen Sie sich nicht an das geringe Salair, was Sie gefordert haben, es wird mir eine Freude sein, Ihnen jede Mühe nach meinen Kräften zu vergüten."

„Ich thue ja gern schon von selber, was in meinen Kräften steht," sagte das junge Mädchen freundlich — „die Dame wird gewiß mit mir zufrieden sein. Verlassen Sie sich auf mich — ich werde treulich über sie wachen."

So verging der Abend, und nur noch einmal schickte Miß Benthouse zu Mr. Burton hinüber, um zu hören, ob er noch keine Nachricht bekommen habe. Er mußte es wieder verneinen und wäre gern noch einmal zu ihr geeilt, aber Elisa sagte ihm, daß sich die junge Dame auf's Bett gelegt hätte, um besser ruhen zu können, und er durfte sie da nicht stören.

Es war zwölf Uhr geworden, und er wollte sich eben zu Bett begeben, als es an seine Thür pochte. Er öffnete rasch,

denn er fürchtete eine Botschaft, daß sich Jenny's Krankheitszustand verschlimmert hätte, aber es war nur der Diener des Telegraphenamtes, der ihm — unter dem Namen, mit dem er sich in das Fremdenbuch eingetragen — eine Depesche brachte. Sie mußte von Hamilton sein.

Er hatte sich nicht geirrt. Sie enthielt die wenigen, aber freilich gewichtigen Worte, von Ems aus datirt:

„Ich habe ihn — morgen früh komme ich — Hamilton."

„Gott sei Dank," rief Burton jubelnd aus, „jetzt nehmen die Leiden dieses armen Mädchens bald ein Ende!"

Am nächsten Morgen ließ er sich schon in aller Frühe erkundigen, wie Miß Benthouse geschlafen hätte — sie schlief noch, und Elise kam selber heraus, um ihm das zu sagen. Gern hätte er sie auch jetzt die Nachricht wissen lassen, die er noch gestern Nacht durch den Telegraphen bekommen, aber er fürchtete, das durch eine Fremde zu thun — er wollte es ihr lieber selbst sagen, wenn er sie um zwölf Uhr wieder besuchte.

Um die Zeit bis dahin zu vertreiben, frühstückte er unten und las die Zeitungen.

So war endlich die lange ersehnte Stunde herangerückt, und unzählige Mal hatte er schon nach der Uhr gesehen. Er war in sein Zimmer gegangen, um noch vorher Toilette zu machen, und wollte eben hinuntergehen, als es stark an seine Thür pochte, und auf sein lautes „Walk in" — diese sich öffnete und Hamilton auf der Schwelle stand.

„Well Sir," lachte dieser, „how are you?"

„Mr. Hamilton!" rief Burton, fast ein wenig bestürzt über die so plötzliche Erscheinung des Mannes. „Schon wieder zurück? — das ist fabelhaft schnell gegangen!"

„So? Beim Himmel! Sie machen gerade ein Gesicht, Sir, als ob es Ihnen zu schnell gegangen wäre," lächelte Hamilton. „Aber ich habe wirklich Glück gehabt — die Einzelheiten erzähle ich Ihnen jedoch später und nur für jetzt so viel, daß ich ihn in Ems beim Spiel erwischte und ihn dort auch fest und sicher sitzen habe. Mit Ausnahme von etwa zweitausend Pfund, die er verreist oder verspielt, oder zum Theil auch wohl hier seiner Donna zurückgelassen hat, fand sich noch alles Geld pünktlich bei ihm, was jetzt unter Siegel

bei den Gerichten deponirt ist. — Apropos! — die Dame haben Sie doch noch hier?"

„Allerdings," sagte Burton etwas verlegen; „aber, Mr. Hamilton, mit der Dame —"

„Machen wir natürlich keine Umstände," unterbrach ihn Hamilton gleichgültig, „und schaffen sie einfach nach England zurück. Dort mögen die Gerichte dann das saubere Pärchen confrontiren. Mr. Burton, ich gebe Ihnen mein Wort, ich wäre meines Lebens nie wieder froh geworden, wenn ich diesen Hauptlump, diesen Kornik, nicht erwischt hätte. Haben Sie denn indessen bei der Person hier etwas gefunden, und hat sie nicht auch etwa Lust gezeigt, durchzubrennen?"

„Mein lieber Mr. Hamilton," sagte Burton jetzt noch verlegener als vorher — „ich habe — während Sie abwesend waren, eine Entdeckung anderer Art gemacht, die als ziemlich sicher feststellt, daß die — junge Dame an der ganzen Sache vollkommen unschuldig ist."

„Sie befindet sich doch noch hier im Hotel und in Nr. 7?" frug Hamilton rasch und fast wie erschreckt.

„Allerdings," bestätigte Burton, „aber nicht als Gefangene. Miß Jenny Benthouse ist die Tochter eines englischen Geistlichen — ihr Vater wohnt in Islington — sie wurde von jenem Burschen unter seinem falschen Namen und unzähligen Lügen entführt, und ich — werde sie jetzt ihren Eltern zurückgeben."

„So," sagte Hamilton, der dem kurzen Bericht aufmerksam zugehört hatte, während es aber wie ein verstecktes Lächeln um seine Lippen zuckte — „aber bitte, entschuldigen Sie einen Augenblick, ich bin gleich wieder bei Ihnen. Apropos, Sie haben so vollständige Toilette gemacht. Wollten Sie ausgehen?"

„Nein — auf keinen Fall eher wenigstens, als bis wir uns über diesen Punkt verständigt haben."

„Gut, dann bin ich gleich wieder da," — und mit den Worten glitt er zur Thür hinaus und unten in den Thorweg, wo ein paar Lohndiener standen.

„Sind Sie beschäftigt?" redete er den einen an.

„Ich stehe vollkommen zu Befehl."

„Schön — dann haben Sie die Güte und bleiben Sie bis auf Weiteres in der ersten Etage, wo Sie Nr. 7 und 6 scharf im Auge behalten. Sollte dort eine Dame ausgehen wollen — Sie verstehen mich — so rufen Sie mich, so rasch Sie möglicher Weise können, von Nr. 26 ab. Sie haben doch begriffen, was ich von Ihnen verlange?"

„Vollkommen."

„Gut — es soll Ihr Schade nicht sein — der Portier unten braucht übrigens nichts davon zu wissen — und indessen schicken Sie mir einmal einen Kellner mit einer Flasche Sherry und zwei Gläsern und einigen guten Cigarren auf Nr. 26."

Mit diesen Worten stieg er selber wieder die Treppe hinauf, horchte einen Augenblick an Nr. 7, wo er zu seinem Erstaunen Stimmen vernahm, und kehrte dann zu Mr. Burton zurück, der mit untergeschlagenen Armen, und offenbar sehr aufgeregt, in seinem Zimmer auf und ab ging.

„Unsere junge Dame da unten scheint Besuch zu haben," sagte er — „ich hörte wenigstens eben Stimmen in ihrem Zimmer."

„Bitte, setzen Sie sich, Mr. Hamilton," bat ihn James Burton, „wir müssen über diese Sache, die das höchste Zartgefühl erfordert, erst in's Klare kommen, nachher ist alles Andere, was wir zu thun haben, Kleinigkeit."

„Sehr gut," sagte Hamilton — „ah, da kommt auch schon der Wein! Bitte, setzen Sie es nur dorthin. Mr. Burton, Sie müssen mich entschuldigen, aber ich habe unterwegs solch nichtswürdiges Zeug von Cigarren bekommen, daß ich eine ordentliche Sehnsucht nach einem guten Blatt fühle — nehmen Sie nicht auch eine? — und ein Glas Wein thut mir ebenfalls Noth, denn ich habe die ganze Nacht keine drei Stunden geschlafen und überhaupt eine abscheuliche Tour gehabt."

„Und wie erwischten Sie diesen Kornik?"

„Das Alles nachher — jetzt, bitte, erzählen Sie mir einmal vor allen Dingen, welche wichtige Entdeckung Sie hier indeß gemacht haben," und mit den Worten setzte er sich bequem in einem der Fauteuils zurecht, zündete seine Cigarre an und sippte an seinem Wein.

Mr. Burton nahm ebenfalls eine Cigarre, und es war

fast, als ob er nicht recht wisse, wie er eigentlich beginnen solle. Aber der Beamte mußte Alles erfahren, er durfte ihm nichts verschweigen, schon Jenny's wegen, und nach einigem Zögern erzählte er jetzt dem Agenten die ganzen Umstände seines Zusammentreffens mit der jungen Dame, und gerieth zuletzt dabei so in Feuer, daß er selbst die kleinsten Umstände mit einer Lebendigkeit und Wahrheit wiedergab, die er sich selber gar nicht zugetraut hätte.

Hamilton unterbrach ihn mit keinem Wort. Nur den Namen von Jenny's Vater ließ er sich genau angeben und notirte ihn, und während James Burton weiter sprach, nahm er Dinte und Feder, schrieb etwas in sein Taschenbuch und riß das Blatt dann heraus. Auf demselben stand nichts weiter als eine telegraphische Depesche, die also lautete:

Burton und Burton, London. Existirt in Islington Reverend Benthouse — religiöser Schriftsteller — ist ihm kürzlich eine Tochter entführt — Antwort gleich. Hamilton.

Mr. Burton dann um Entschuldigung bittend, daß er ihn einen Augenblick unterbreche, stand er auf und verließ das Zimmer. Am Treppengeländer rief er den Lohndiener an.

„Geben Sie diese Depesche an den Portier zur augenblicklichen Besorgung auf das Telegraphenamt. Hier ist der Betrag dafür und das für den Boten. Nichts bemerkt bis jetzt?"

„Nicht das Geringste."

„Gut — Sie bleiben auf Ihrem Posten."

Als er in das Zimmer zu Mr. Burton zurückgekommen war, nahm er seinen alten Platz wieder ein und ließ seinen Gefährten ruhig weiter erzählen, ohne ihn auch nur mit einem Wort darin zu stören. Erst als er vollkommen geendet hatte und der junge Mann ihn mit sichtlicher Erregung ansah, um sein Urtheil über die Sache zu hören, sagte er ruhig:

„Und wissen Sie nun, my dear Sir, welches der gescheidteste Streich war, den Sie in der ganzen Zeit meiner Abwesenheit gemacht haben?"

„Nun?" frug Burton gespannt.

„Daß Sie der jungen Dame eine Gesellschafterin gegeben haben."

„Ich durfte sie nicht so lange allein und ohne weibliche Begleitung lassen!“ rief Burton rasch.

„Nein,“ sagte Hamilton, und ein eigenes spöttisches Lächeln zuckte um seine Lippen — „sie wäre Ihnen sonst schon am ersten Tage durchgebrannt, gerade wie ihr Begleiter mir.“

„Mr. Hamilton —“

„Mr. Burton,“ sagte Hamilton ernst, „zürnen Sie mir nicht, wenn ich vom Leben andere Anschauungen habe als Sie, glauben Sie einem Manne, der in diesem Fach mehr Erfahrungen gesammelt hat, als Sie vielleicht für möglich halten. Danken Sie aber auch Gott, daß ich gerade Ihnen jetzt zur Seite stehe, denn Sie wären sonst von einer erzkoketten und durchtriebenen Schwindlerin überlistet worden und hätten nachher, außer dem Schaden, auch für den Spott nicht zu sorgen gebraucht.“

„Mr. Hamilton,“ sagte Burton gereizt, „Sie mißbrauchen Ihre Stellung gegen mich, wenn Sie unehrerbietig von einer Dame sprechen, die gegenwärtig unter meinem Schutze steht.“

„Mein lieber Mr. Burton,“ sagte Hamilton vollkommen ruhig — „lassen Sie uns vor allen Dingen die Sache kaltblütig besprechen, denn die Polizei darf, wie Sie mir zugestehen werden, keine Gefühlspolitik treiben.“

„Die Polizei ist gewohnt,“ sagte Burton, „in jedem Menschen einen Verbrecher zu suchen.“

„Bis er uns nicht wenigstens das Gegentheil beweisen kann,“ lächelte Hamilton — „aber jetzt lassen Sie mich auch einmal reden, denn Sie werden mir zugeben, daß ich Ihrem Bericht ebenfalls mit der größten Aufmerksamkeit gefolgt bin.“

„So reden Sie, aber hoffen Sie nicht —“

„Bitte, verschwören Sie nichts, bis Sie mich nicht gehört haben.“ Und ohne seines Begleiters Unmuth auch nur im Geringsten zu beachten, erzählte er ihm jetzt seine Verfolgung des flüchtigen Verbrechers, sein Auffinden und dessen Gefangennahme. Er setzte hinzu, daß Kornik, nachdem man die bedeutende Summe von Banknoten und andere hinreichende Beweise für seine Schuld bei ihm gefunden, völlig gebrochen

gewesen war und Alles gestanden hatte. Ebenso sagte er aus, daß er mit einer jungen Dame, Lucy Fallow, von London geflüchtet sei, obgleich er von dem Raube des Brillantschmucks nichts wissen wollte."

„Und legen Sie den geringsten Werth auf das Zeugniß eines solchen Schurken?" frug Burton heftig.

„Was die Aussage über den Brillantschmuck betrifft, nein," erwiderte ruhig der Polizeimann, „denn ich bin fest davon überzeugt, daß er darum gewußt hat, und erwartete sogar, denselben bei ihm zu finden. Er fand sich aber auch nicht einmal in der Reisetasche, die der Herr, wie sich später auswies, beim Portier des Curhauses deponirt hatte. Die Dame hat ihn also noch jedenfalls in Besitz."

„Aber ich habe Ihnen ja schon dreimal gesagt, daß ich nicht allein ihren Koffer, sondern auch den dieses Kornik bis auf den Boden durchwühlt habe, und nicht das geringste Schmuckähnliche hat sich gefunden, als eine Korallenschnur mit einem kleinen Kreuz daran — ein Andenken ihrer verstorbenen Mutter."

Hamilton pfiff leise und ganz wie in Gedanken durch die Zähne.

„Mein bester Mr. Burton," sagte er dann, „auf Ihr Durchsuchen der Koffer, in Gegenwart jener Sirene, gebe ich auch keinen rothen Pfifferling — ich werde das Ding selber besorgen."

„Und ich erkläre Ihnen, Mr. Hamilton," sagte Burton mit finster zusammengezogenen Brauen, „daß Sie das nicht thun werden. Sie haben Ihren Auftrag erfüllt; der Verbrecher ist geständig in Ihren Händen, und meine Gegenwart dabei nicht länger nöthig; so werde ich denn noch heute Nachmittag, in Begleitung der jungen Dame, die Rückreise nach England antreten."

„Mit der Vollmacht für ihre Verhaftung in der Tasche," lächelte Hamilton.

„Diese Vollmachten," rief Burton leidenschaftlich, indem er die beiden Papiere aus der Tasche nahm, in Stücke riß und vor Hamilton niederwarf, „sind auf eine Verbrecherin ausgestellt, nicht auf Miß Benthouse. Da haben Sie die

Fetzen, und jetzt stehe ich frei und unabhängig hier und will sehen, wer es wagen wird, die junge Dame zu beleidigen."

Hamilton erwiderte kein Wort. Schweigend erhob er sich, las die auf den Boden geworfenen Stücke auf, legte sie in ein Paket zusammen und steckte sie in seine Tasche.

„Ist das Ihr letztes Wort, Mr. Burton?" sagte er endlich, indem er vor dem jungen Manne stehen blieb — „wollen Sie sich nicht erst einmal die Sache eine Nacht überlegen? Bedenken Sie, in welch' höchst fatale Lage Sie nur Ihrem Vater gegenüber kämen, — von Lady Clive und den englischen Gerichten gar nicht zu reden — wenn es sich später doch herausstellen sollte, daß Sie sich geirrt haben."

„Es ist mein letztes Wort," sagte der junge Mann bestimmt; „denn ich muß meine Schutzbefohlene diesem schmählichen Verdacht entziehen, der auf ihr lastet. Um vier Uhr zwanzig Minuten geht der Schnellzug nach Köln ab; diesen werde ich benutzen, und es versteht sich von selbst, daß ich auch jede Verantwortung für diesen Schritt einzig und allein trage."

Hamilton war aufgestanden und ging mit raschen Schritten in dem kleinen Gemach auf und ab. Endlich sagte er ruhig:

„Sie wissen doch, Mr. Burton, welchen Doppelauftrag ich von London mitbekommen habe und wie ich, wenn ich danach handle, nur meine Pflicht thue."

„Das weiß ich, Mr. Hamilton," sagte Burton, durch den viel milderen Ton des Polizeimannes auch rasch wieder versöhnend gestimmt, „und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihnen deshalb keinen Groll nachtragen werde. Aber auch mir müssen Sie dafür zugestehen, daß ich — wo mir keine Pflicht weiter obliegt — mein Herz sprechen lasse."

„Es ist ein ganz verzweifeltes Ding, wenn das Herz mit dem Verstande durchgeht," sagte Hamilton trocken.

„Haben Sie keine Furcht, daß das bei mir geschieht."

„So erfüllen Sie mir wenigstens die Bitte," wandte sich Hamilton noch einmal an den jungen Mann, „den ersten Schnellzug nicht zu benutzen und den Abend abzuwarten. Ich habe vorhin nach London telegraphirt — warten Sie erst die

Antwort ab, Mr. Burton; es ist auch Ihres eigenen Selbst wegen, daß ich Sie darum ersuche."

„Ich bin alt genug, Mr. Hamilton," lächelte James Burton, „auf mein eigenes Selbst vollkommen gut Acht zu geben. Es thut mir leid, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können, denn mir brennt der Boden hier unter den Füßen. Um vier Uhr zwanzig Minuten fahre ich, und werde dann daheim meinem Vater Bericht abstatten, mit welchem Eifer und günstigem Erfolg Sie hier unsere Sache betrieben haben. In London hoffe ich Sie jedenfalls wieder zu sehen."

Es lag eine so kalte, abweisende Höflichkeit in dem Ton, daß Hamilton die Meinung der Worte nicht falsch verstehen konnte: Mr. Burton wünschte allein zu sein, und Hamilton sagte, ihn freundlich grüßend:

„Also auf Wiedersehen, Mr. Burton!" und verließ dann, ohne ein Wort weiter, das Zimmer.

9.

Die Katastrophe.

James Burton sah nach seiner Uhr — es war schon fast Zwei geworden, ohne daß er Jenny gesehen — was mußte sie von ihm denken? Aber jetzt konnte er ihr auch gute Nachricht bringen, und ohne einen Moment länger zu säumen, griff er nach seinem Hut und eilte hinab.

Auf dem Gang wanderte ein Lohndiener hin und her, der stehen blieb, als er auf die Thür zuging. Er hielt aber einen Moment davor, ehe er anklopfte, denn er hörte eine ziemlich heftige Stimme, die in Aerger zu sein schien. War das Jenny? — hatte vielleicht Hamilton gewagt? — Er klopfte rasch an. Es war jetzt plötzlich Alles ruhig da drinnen. Da ging die Thür auf und Elise schaute heraus, um erst zu sehen, wer klopfe. Sie öffnete, als sie den jungen Mann erkannte.

Jenny stand an ihrem Koffer, emsig mit Packen beschäftigt, als er das Zimmer betrat, und erröthete leicht; aber sie begrüßte ihn desto freundlicher und gab auch über ihr Befinden hinlänglich befriedigende Antwort.

Elise zog sich in die Nebenstube zurück, und Jenny frug jetzt mit ihrem alten gewinnenden Lächeln:

„Und so lange haben Sie mich auf Ihren Besuch warten lassen? Ich wußte vor langer Weile gar nicht, was ich angeben sollte, und habe deshalb meine Sachen wieder zusammengepackt.“

„Aber nicht meine eigene Unachtsamkeit hielt mich von Ihnen entfernt, Miß Jenny,“ sagte Burton herzlich, „sondern eine wichtige Verhandlung, die ich mit unserem Agenten hatte. Mr. Hamilton ist zurückgekehrt.“

„In der That?“ sagte die junge Dame, aber jeder Blutstropfen wich dabei aus ihrem Gesicht, und so vielen Zwang sie sich anthat, mußte sie doch die Stuhllehne ergreifen, um nicht umzusinken.

„Aber weshalb erschreckt Sie das?“ sagte Burton erstaunt. „Die Erinnerung an jenen Elenden, den jetzt seine gerechte Strafe ereilen wird, mag Ihnen peinlich sein, aber sie darf nie wieder als Schreckbild vor Ihre Seele treten.“

„Und er hat ihn gefunden?“ sagte Jenny, sich gewaltsam sammelnd — „oh, wenn ich nur das Schreckliche vergessen könnte!“

„Er hat ihn nicht nur gefunden,“ bestätigte der junge Mann, „sondern der Unglückliche hat auch sein ganzes Verbrechen eingestanden. Was half ihm auch Leugnen seiner Schuld, wo man die Beweise derselben in seinem Besitz fand?“

„Und jetzt?“

„Lassen wir den Elenden,“ sagte Burton freundlich, „Mr. Hamilton, der mit allen nöthigen Papieren dazu versehen ist, wird seine Weiterbeförderung nach England übernehmen. Ich selbst reise heute Nachmittag mit dem Schnellzug nach London ab, und da Sie Ihren Koffer schon gepackt haben,“ setzte er lächelnd hinzu — „so biete ich Ihnen, mein werthes Fräulein, an, in meiner Begleitung und unter meinem Schutz nach England zurückzukehren.“

„Sie wollten —“

„Sie dürfen sich mir wie einem Bruder anvertrauen,“ sagte James Burton herzlich, „und ich bürge Ihnen dafür, daß ich durchführe, was ich unternommen — trotz allen Hamiltons der Welt,“ setzte er mit leisem Trotz hinzu.

„So widersetzte sich der Herr dem, daß ich Sie begleiten dürfe?“ fragte rasch und mißtrauisch die Fremde.

„Lassen wir das,“ lächelte aber Burton, „ich bin mein eigener Herr, und in meiner Begleitung steht Niemandem ein Recht zu, Sie auch nur nach Paß oder Namen zu fragen. Und Sie gehen mit?“

„Wie könnte und dürfte ich einer solchen Großmuth entgegenstreben?“ sagte das junge Mädchen demüthig — „ich vertraue Ihnen ganz.“

„Herzlichen, herzlichen Dank dafür,“ rief Burton bewegt, „und Sie sollen es nicht bereuen. Jetzt aber lasse ich Sie allein, um noch alles Nöthige zu ordnen, denn ich muß selbst noch packen und die Wirthsrechnung, wie Ihrer Gesellschafterin Honorar in Ordnung bringen. Sie müssen mir auch schon gestatten, für die kurze Zeit unserer Reise Ihren Kassirer zu spielen. Beruhigen Sie sich,“ setzte er lächelnd hinzu, als er ihre Verlegenheit bemerkte — „ich gleiche das später schon Alles mit Ihrem Herrn Vater wieder aus, und werde Sorge tragen, daß ich nicht zu Schaden komme. Also auf Wiedersehen, Miß — aber beeilen Sie sich ein wenig, denn wir haben kaum noch anderthalb Stunden Zeit bis zu Abgang des Zuges,“ und ihre Hand leicht an seine Lippen hebend, verließ er rasch das Zimmer.

Sobald er unten mit dem Wirth abgerechnet und seine Sachen gepackt hatte, wollte er noch einmal Hamilton aufsuchen, um von diesem Abschied zu nehmen. Es that ihm fast leid, ihn so rauh behandelt zu haben. Der Polizeiagent war aber, gleich nachdem er ihn verlassen, ausgegangen und noch nicht zurückgekehrt.

Eigentlich war ihm das lieb, denn er fühlte sich ihm gegenüber nicht recht behaglich; zu reden hatte er überdies weiter nichts mit ihm, und was Kornik betraf, so besaß er ja selber alle die nöthigen Instructionen und Vollmachten. Er hatte

ja nur die Reise nach dem Continent mitgemacht, um die Identität seiner Person zu bestätigen — jetzt, mit all' den vorliegenden Beweisen und dem eigenen Geständniß des Verbrechers war seine Anwesenheit unnöthig geworden.

Die Zeit bis halb vier Uhr verging ihm auch mit den nöthigen Vorbereitungen rasch genug — jetzt war Alles abgemacht und in Ordnung, und ebenso fand er Jenny schon in ihrem Reisekleid, aber in merkwürdig erregter Stimmung. Sie sah bleich und angegriffen aus, und drehte sich rasch und fast erschreckt um, als er die Thür öffnete.

„Sind Sie fertig?"

„Und gehen wir wirklich?"

„Zweifeln Sie daran? Es ist Alles bereit, und bis wir am Bahnhof sind und unser Gepäck aufgegeben haben, wird die Zeit auch ziemlich verflossen sein — Miß Elise," wandte er sich dann an das junge Mädchen, indem er ihr ein kleines Paket überreichte — „Ihre Anwesenheit ist auf kürzere Zeit in Anspruch genommen, als ich selbst vermuthete, so bitte ich denn, dieses für Ihre Mühe als Erinnerung an uns zu betrachten. Und nun," fuhr Burton fort, als sich das junge Mädchen dankend und erröthend verbeugte — indem er die Klingelschnur zog — „mag der Hausknecht Ihr Gepäck hinunterschaffen. Eine Droschke wartet schon auf uns, und ich will selber recht von Herzen froh sein, wenn wir erst unterwegs sind."

Draußen wurden Schritte laut — es klopfte an.

„Herein!" rief Burton — die Thür öffnete sich, und auf der Schwelle, seinen Hut auf dem Kopf, stand — Hamilton und warf einen ruhigen, forschenden Blick über die Gruppe.

Er sah den Ausdruck der Ueberraschung in Burton's Zügen, aber sein Auge haftete jetzt fest auf der jungen Dame an seiner Seite, deren Antlitz eine Aschfarbe überzog.

„Sie entschuldigen, meine Herrschaften," sagte der Polizist mit eisiger Kälte, „wenn ich hier vielleicht ungerufen oder ungewünscht erscheinen sollte, aber meine Pflicht schreibt es mir so vor. Mein Herr — Sie sind mein Gefangener, im Namen der Königin!"

„I h r Gefangener?" lachte Burton trotzig auf, aber Hamilton

trat zur Seite und drei Polizeidiener standen hinter ihm, während er auf Burton zeigend, zu diesen gewandt, fortfuhr:

„Den Herrn da verhaften Sie und führen ihn auf sein Zimmer oder bewachen ihn hier, bis Ihr Commissär kommt! Er wird sich nicht widersetzen, denn er weiß, daß er der Gewalt weichen muß — im schlimmsten Fall aber brauchen Sie Gewalt, und jene Dame dort —"

Die junge Fremde hatte mit starrem Entsetzen den Eintritt des nur zu rasch wiedererkannten Reisegefährten bemerkt, und im ersten Moment war es wirklich, als ob der Schreck sie gelähmt und zu jeder Bewegung unfähig gemacht hätte. Wie aber des Furchtbaren Blicke auf sie fielen, schien es auch, als ob sie erst dadurch wieder Leben gewönne, und ehe sie Jemand daran verhindern konnte, glitt sie in das Nebenzimmer, neben dessen Thür sie stand, warf diese zu und schob den Riegel vor.

„Einer von Ihnen auf Posten draußen, daß sie uns nicht entwischt," rief Hamilton rasch, indem er nach der Thür sprang, aber sie schon nicht mehr öffnen konnte — „und alarmiren Sie die Leute unten, daß sie vor den Fenstern von Nr. 6 Wache halten."

„Mr. Hamilton, Sie werden mir für dieses Betragen Rede stehen!" rief Burton außer sich — „wer giebt Ihnen ein Recht, mich zu verhaften?"

„Mein bester Herr," rief Hamilton, indem er vergebens versuchte, die Thür aufzudrücken — „von einem Recht ist hier vorläufig gar keine Rede. Sie weichen nur der Gewalt. Alles Andere machen wir später ab."

„Aber ich dulde nicht —" rief Burton und wollte sich zwischen ihn und die Thür werfen, um die Geliebte zu schützen.

„Halt, mein Herzchen!" riefen aber die Polizeidiener, ein paar baumstarke Burschen, indem sie ihn mit ihren Fäusten packten — „nicht von der Stelle, oder es setzt 'was."

„Um Gottes willen," rief Elise, zum Tod erschreckt, „was geht hier vor?"

„Mein liebes Fräulein," sagte Hamilton, sich an sie wendend, in deutscher Sprache — „beunruhigen Sie sich nicht — gar nichts, was Sie betreffen könnte. Gehen Sie ruhig nach Hause, Sie haben nicht die geringste Belästigung zu fürchten. So viel

kann ich Ihnen aber sagen, daß jene Dame keine Begleitung weiter nach England braucht, da ich das selber übernehmen werde. — Ah, da ist der Herr Commissär — Sie kommen wie gerufen, verehrter Herr — das hier," fuhr er fort, indem er auf James Burton zeigte — „ist jener Kornik, von dem ich Ihnen sagte, und seine Dulcinea hat sich eben in dies Zimmer geflüchtet, von wo aus sie uns aber ebenfalls nicht mehr entwischen kann."

„Kornik? — ich?" rief Burton, indem er sich wie rasend unter dem Griff der Polizeidiener wand — „Schuft Du — ich selber bin hergekommen, jenen Kornik zu verhaften."

„Und wo haben Sie die Beweise?" sagte Hamilton ruhig in englischer Sprache.

„In Deiner eigenen Tasche sind sie," schrie Burton wie außer sich — „das Papier, das ich Dir vor die Füße warf!"

Hamilton achtete gar nicht auf ihn.

„Herr Commissär," sagte er, sich an den Polizeibeamten wendend — „jener Herr da, dem ich von England aus nachgesetzt bin, hat sich schon unter fremdem Namen in das hiesige Gasthofsbuch geschrieben. Sie haben meine Instructionen und Vollmachten gelesen. Sie werden Sorge dafür tragen, daß er uns nicht entwischt, während ich jetzt die Dame herbei zu schaffen suche." Und ohne weiter ein Wort zu verlieren, nahm er den dicht neben ihm stehenden kleinen Koffer und stieß ihn mit solcher Kraft und Gewalt gegen die Füllung der Thür, daß diese vor dem schweren Stoß zusammenbrach. Im nächsten Moment griff er durch die gemachte Oeffnung hindurch und schloß die Thür von innen auf.

Wie es schien, hatte aber die junge Fremde gar keinen Versuch zur Flucht gemacht. Sie stand, ihre Mantille fest um sich her geschlungen, mitten in der Stube, und den Verhaßten mit finsterem Trotz messend, sagte sie:

„Betragen Sie sich wie ein Gentleman, daß Sie zu einer Lady auf solche Art in's Zimmer brechen?"

„Miß," erwiderte der Polizeibeamte kalt, „ich bin noch nicht fest überzeugt, ob ich es hier wirklich mit einer Lady zu thun habe. Vor der Hand sind Sie meine Gefangene.

Im Namen der Königin, Miß Lucy Fallow, verhafte ich Sie hier auf Anklage eines Juwelendiebstahls!"

„Und welche Beweise haben Sie für eine so freche Lüge?" rief das junge Mädchen verächtlich.

„Danach suchen wir eben," lachte Hamilton, jetzt, da ihm der Ueberfall gelungen war, wieder ganz in seinem Element — „Herr Commissär, haben Sie die Güte gehabt, die Frauen mitzubringen?"

„Sie stehen draußen."

„Bitte, rufen Sie die Beiden herein — ich wünsche die Gefangene genau durchsucht zu haben, ob sie den bewußten Schmuck an ihrem Körper vielleicht verborgen hat. Wir Beide werden indeß die Koffer revidiren."

Eine handfeste Frau — die Gattin eines der Polizeidiener, trat jetzt ein, von einem andern jungen Mädchen, wahrscheinlich ihrer Tochter, gefolgt, Beide aber von einer Statur, die für einen solchen Zweck nichts zu wünschen übrig ließ, und Hamilton betrat jetzt wieder das Zimmer, in dem Burton dem Englisch sprechenden Commissär seine eigene Stellung erklärte, und ihn dringend aufforderte, nicht zu dulden, daß zwei unschuldige Menschen in so niederträchtiger Weise behandelt würden. Seine Erklärung aber, die er dabei gab, daß er seine Vollmacht selber zerrissen habe, der falsche Namen, unter dem er selber zugestand sich in das Fremdenbuch eingetragen zu haben, und die Thatsache, die er nicht leugnen konnte oder wollte, daß Hamilton wirklich ein hochgestellter Polizeibeamter in England sei, sprachen zu sehr gegen ihn. Der Commissär zuckte die Achseln, bedauerte, nur nach den Instructionen handeln zu können, die er von oben empfinge, und ersuchte Mr. Burton dann in seinem eigenen Interesse, sich seinen Anordnungen geduldig zu fügen, da sonst für ihn daraus die größten Unannehmlichkeiten entstehen könnten.

Er wollte ihn jetzt auch auf sein eigenes Zimmer führen lassen, als Hamilton zurückkehrte und den Commissär ersuchte, dem Herrn zu erlauben, hier zu bleiben. Er wünsche, daß er Zeuge der Verhandlung sei.

Ohne Weiteres ging er jetzt daran, den Koffer der Dame

auf das Genaueste zu revidiren; obgleich sich aber, in einem geheimen Gefach darin, eine Menge der verschiedensten Schmuck- und Werthsachen vorfanden, waren die gesuchten Brillanten doch nicht dabei. Auch in Kornik's Koffer ließ sich keine Spur davon entdecken. Fortgebracht konnte sie dieselben aber nicht haben, da sie ja, gerade im Begriff abzureisen, überrascht worden war, also gewiß auch alles werthvolle Besitzthum bei sich trug. Außerdem wußte Hamilton genau, daß sie — wenigstens seitdem er zurückgekehrt war — kein Paket auf die Post gegeben hatte, also trug sie es wahrscheinlich am Körper versteckt.

Aber auch diese Vermuthung erwies sich als falsch. Die Frau kehrte, während der Gefangenen unter Aufsicht des jungen Mädchens gestattet wurde, wieder ihre Toilette zu machen, in das Zimmer zurück und brachte nur ein kleines weiches Päckchen mit, das sie bei ihr verborgen gefunden hatten. Sie überreichte es dem Commissär, der es öffnete und englische Banknoten zum Werth von etwa achthundert Pfund darin fand. Vier Noten von hundert Pfund Sterling waren darunter.

„Da bekommen wir Licht," rief aber Hamilton rasch, als er sie erblickte — „von den Hundert-Pfund-Noten habe ich die Nummern, und die wollen wir nachher einmal vergleichen. Vorher aber werden wir das Zimmer untersuchen müssen, in das sich Madame geflüchtet hat. Möglich doch, daß sie die Zeit benutzte, in der sie dort eingeschlossen war, um Eins oder das Andere in Sicherheit zu bringen."

„Ich habe Alles genau nachgesehen," sagte die Frau des Polizeidieners kopfschüttelnd — „in alle Polster hineingefühlt und die Gardinen ausgeschüttelt, selbst in den Ofen gefühlt und den Teppich genau nachgesehen. Es steckt nirgends 'was."

„Kann ich eintreten?" rief Hamilton an die Thür klopfend, denn er war nicht gewohnt, sich auf die Aussagen Anderer zu verlassen. Das junge Mädchen, das zur Wache dort geblieben war, öffnete. Die junge Fremde stand fertig angezogen, aber todtenbleich, wieder mitten im Zimmer, und ihre Augen funkelten dem Polizeibeamten in Zorn und Haß entgegen. Hamilton war aber nicht der Mann, davon besondere Notiz zu nehmen. Das Erste, was er that, war, die Jalousien aufzustoßen, um hinreichend Licht zu bekommen, dann untersuchte er Tapeten

und Bilder — auch hinter den Spiegel sah er, rückte sich den Tisch zu den Fenstern und stieg hinauf, um oben auf die Gardinen zu fühlen. Er fand nichts, aber er ruhte auch nicht — der Teppich zeigte nicht die geringsten Unebenheiten. — Er rückte das Sopha ab und fühlte daran hin — aber es ließ sich kein harter Gegenstand bemerken.

Wie seine Hand an der mit grobem Kattun bezogenen Hinterwand des Sophas hinfuhr, gerieth sein Finger in eine nur wenig geöffnete Naht. Er zog das Sopha jetzt ganz zum Licht, die Rückseite dem Fenster zugewandt, nahm sein Messer heraus und trennte ohne Weiteres die Naht bis hinunter auf. Während er mit dem rechten Arm in die gemachte Oeffnung hineinfuhr, streifte sein Blick die Gestalt der Gefangenen, die augenblicklich gleichgültig auszusehen suchte, aber es konnte ihm nicht entgehen, daß sie seinen Bewegungen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit folgte.

„Ah, Mylady," rief er da plötzlich, indem seine Finger einen fremdartigen Gegenstand trafen — „ob ich es mir nicht gedacht habe, daß Sie die Ihnen verstattete Zeit hier im Zimmer auf geschickte Weise benutzen würden! Sie sehen mir gerade danach aus, als ob Sie nicht zu den „Grünen" gehörten — was haben wir denn da? — eine reizende Kette, und da hängt auch ein Ohrring darin — da wird der andere ja wohl auch nicht weit sein — es kann nichts helfen, der Tapezierer muß wieder gut machen, was ich jetzt hier verderbe" — und er riß, ohne weitere Rücksicht auf den Schaden, den er anrichtete, Werg und Kuhhaare heraus, bis er den gesuchten Ohrring, der etwas weiter hinabgefallen war, fand. Auch eine Broche, aus einem einzigen großen Brillant bestehend, kam mit dem Werg zu Tage.

„Leugnen Sie jetzt noch, Madame?" sagte Hamilton, indem er sich aufrichtete und der Verbrecherin das gefundene Geschmeide entgegenhielt. Aber die Gefragte würdigte ihn keines Blicks; schweigend und finster, wie er sie damals im Coupé gesehen, starrte sie vor sich nieder, und nur die rechte Hand hielt sie krampfhaft geballt, die Zähne fest und wild zusammengebissen, und die Augen, die von solchem Liebesreiz strahlen konnten, sprühten Feuer.

„Haben Sie etwas gefunden?" rief ihm der Commissär entgegen.

„Alles, was wir suchen," erwiderte Hamilton ruhig — „aber ist denn der Lohndiener noch nicht vom Telegraphenamt zurück?"

„Eben gekommen. Er wartet schon im andern Zimmer auf Sie."

„Gott sei Dank — jetzt treffen alle Beweise zusammen!" rief Hamilton aus. „Ich ersuche Sie indeß, Herr Commissär, diese junge Dame in sehr gute Obhut zu nehmen, denn sie ist mit allen Hunden gehetzt."

„Haben Sie keine Angst — wir werden das saubere Pärchen sicher verwahren."

„Den Herrn kann ich Ihnen vielleicht abnehmen," lächelte der Polizeiagent, indem er in das benachbarte Zimmer trat und dort die für ihn eingetroffene Depesche in Empfang nahm. Er erbrach sie und las die Worte:

„In Islington giebt es keinen Geistlichen Benthouse. — In ganz London nicht. Burton.

Mr. Hamilton, Telegraphenbureau Frankfurt a. M."

Hamilton trat zum Tisch, auf den er den Schmuck und die telegraphische Depesche legte, dann nahm er aus seiner Tasche die Liste der gestohlenen Banknoten, die er mit den bei der jungen Dame gefundenen verglich und einige roth anstrich, dann fügte er diesen noch ein anderes Papier bei: die genaue Beschreibung des im Hause der Lady Clive gestohlenen Schmucks, und als er damit fertig war, sagte er freundlich zu Burton:

„Dürfte ich Sie jetzt einmal bitten, Mr. Burton, sich diese kleine Bescheerung anzusehen? Es wird interessant für Sie sein. — Lassen Sie den Gefangenen nur los, meine Herren!"

„Sie werden sich nie Ihres nichtswürdigen Betragens wegen entschuldigen können," sagte Burton finster, indem er aber doch der Aufforderung Folge leistete.

„Auch dann nicht," frug Hamilton, „wenn ich Sie überzeuge, daß Sie einer großen — einer recht großen Gefahr entgangen sind?" frug Hamilton.

„Einer Gefahr? — wie so?"

„Der Gefahr, das Schlimmste zu erleben, was ein anständiger Mann, außer dem Verlust seiner Ehre, erleben kann — sich lächerlich zu machen."

„Mr. Hamilton —"

„Bitte, lesen Sie hier die Depesche Ihres Herrn Vaters — seine Antwort auf meine Anfrage von heute Morgen. — So — und hier haben Sie die Nummern der aufgefundenen Banknoten — und hier endlich die genaue Beschreibung des Schmucks, von Lady Clive's eigener, sehr zierlicher Hand. Zweifeln Sie jetzt noch daran, daß Sie es nicht mit einer Miß Jenny Benthouse, sondern mit einer leichtfertigen Lucy Fallow zu thun hatten? — Bst — lieber Freund, die Sache ist abgemacht" — sagte aber der Agent, als er sah, wie bestürzt der junge Burton diesen nicht wegzuleugnenden Beweisen gegenüber stand. — „Nur noch einen Blick werfen Sie jetzt auf die junge Dame," fuhr er dabei fort, während er zugleich die Thür aufstieß und nach der trotzig und wild dastehenden Gestalt des Mädchens zeigte. — „Glauben Sie, daß jene Dame Ihnen bis London gefolgt wäre, und nicht vorher Mittel und Wege gefunden hätte, Ihnen unterwegs zu entschlüpfen? Uebrigens habe ich schon von Ems aus, so wie ich Kornik's Geständniß erhielt, nach London an Lady Clive telegraphirt und sie gebeten, mir Jemanden zur Recognoscirung des jungen Frauenzimmers herzusenden. Der kann schon, wenn sie ihn rasch befördert hat, morgen Mittag eintreffen, und dann, nachdem jeder Vorsicht Genüge geleistet und die äußerste Rücksicht genommen ist, um nicht eine Unschuldige zu belästigen, werden Sie mir doch zugeben, Mr. Burton, daß ich meine Pflicht erfüllt habe."

James Burton schwieg und sah ein paar Secunden still vor sich nieder; aber sein besseres Gefühl gewann doch die Oberhand. Er sah ein, daß er sich von einer Betrügerin hatte täuschen lassen, und Hamilton die Hand reichend, sagte er herzlich:

„Ich danke Ihnen, Sir — ich werde Ihnen das nie vergessen."

„Ein desto schlechteres Gedächtniß werde ich dann für

II. Band (5.—8. Lieferung). Läuschen un Rimels, 2. Theil. — Ein gräflicher Geburtstag. — Memoiren eines alten Fliegenschimmels. — Kein Hüsung. — Urgeschicht von Meckelnborg.

III. Band (9.—12. Lieferung). De Reis' nah Belligen. — Woans ick tau 'ne Fru kamm. — Ut de Franzosentid. — Briefe des Herrn Inspectors Bräsig. — Die Reise nach Braunschweig.

IV. Band (13.—16. Lieferung). Hanne Nüte. — Ut mine Festungstid. — Gedichte.

V. Band (17.—20. Lieferung). Dörchläuchting. — De meckelnbörgschen Montecchi un Capuletti oder de Reis' nah Konstantinopel.

VI. Band (21.—24. Lieferung). Schurr-Murr. — Eine Heirathsgeschichte. — Ut mine Stromtid, 1. Theil.

VII. Band (25.—28. Lieferung). Ut mine Stromtid, 2. und 3. Theil.

Das Format der Volksausgabe ist ähnlich dem der Ausgabe in 15 Bänden, der Druck etwas compresser, aber klar und deutlich auf gutem, glattem Papier.

Geschmackvolle Einbanddecken in grüner Leindwand à 25 Pf. und in rother Leinwand mit reicher Goldpressung à 75 Pf. sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Auch kann das Werk bandweise — (in grüner Leinwand mit Schwarzdruck pro Band 3 M. 65 Pf., oder in rother Leinwand mit reicher Goldpressung pro Band 4 M.) — bezogen werden. —

Um den Abnehmern schon in den zuerst erscheinenden Lieferungen etwas von Fritz Reuter's Werken selbst zu bieten, haben wir uns entschlossen, die Ausgabe mit dem Anfang von „Läuschen un Rimels", I. Theil, zu eröffnen. Heft 2—4 des I. Bandes enthalten in nachstehender Reihenfolge: den Schluß von „Läuschen un Rimels" I., „Vorwort und Einleitung", die Biographie („Fritz Reuter's Leben und Werke") und „Ausgewählte Briefe des Dichters".

Die Abnahme einer Lieferung verpflichtet zur Abnahme des ganzen Werkes. Einzelne Lieferungen werden nicht abgegeben. — Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen.

Wismar, Rostock und Ludwigslust.

Hinstorff'sche Hofbuchhandlung.

G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Volks- und Familien-Ausgabe.

112. Lieferung.

II. Serie.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

unser letztes kleines Intermezzo haben," lachte der Polizeiagent, die dargebotene Hand derb schüttelnd. „Und nun, mein lieber Mr. Burton, reisen Sie, wenn Sie meinem Rath folgen wollen, so rasch Sie mögen, nach England zurück. Für die beiden Schuldigen werde ich schon Sorge tragen, und in sehr kurzer Zeit denke ich Ihnen nachzufolgen."

Dem Commissär erklärte Hamilton bald den Zusammenhang der Verhaftung Mr. Burton's, den er dadurch nur hatte so lange aufhalten wollen, bis er die Beweise von der Schuld jener Person beischaffte — das war geschehen, und er selber brachte jetzt die an dem Morgen von Burton zerrissene und von ihm wieder sorgfältig zusammengeklebte Vollmacht zum Vorschein, die als beste Legitimation für ihn dienen konnte.

Am nächsten Tag traf richtig ein Polizeibeamter, der Miß Lucy Fallow persönlich kannte, in Frankfurt ein, und Hamilton erhielt die Genugthuung, seinen ersten Verdacht völlig bestätigt zu finden. Gleich danach reiste James Burton allein ab, während Hamilton noch einige Tage brauchte, bis er die Uebersendung der Werthpapiere und Banknoten durch die nassauische Regierung nach England reguliren konnte. Dann erst folgte er mit seinen Gefangenen nach England, von denen er aber nur das Mädchen hinüberbrachte.

Kornik machte unterwegs einen verzweifelten Fluchtversuch und sprang, während der Zug im vollen Gange war, zwischen Lüttich und Namur aus dem Fenster des Waggons; aber er verletzte sich dabei so furchtbar, daß er starb, ehe man ihn auf die nächste Station transportiren konnte.

Eine Heimkehr aus der weiten Welt.

Was auch Andere dagegen sagen mögen, es ist schon der Mühe werth, eine größere Reise zu unternehmen, nur um wieder zu kommen.

Manche Freude, manches Glück blüht uns „armen Sterblichen" hier auf dieser schönen Welt, keine aber so voll und reich und herrlich, als die Freude des Wiedersehens nach langer Trennung — keine so rein und selig, als die Rückkehr in das Vaterland. Soll ich Dir deshalb, lieber Leser, erzählen, wie mir zu Muthe war, als ich nach einer Abwesenheit von neunundbreißig Monden von Weib und Kind zurück in die Heimath kehrte? — Ich will's versuchen.

Ich kam damals — im Juni 1852 — nach einer ununterbrochenen Seereise von hundert neunundzwanzig Tagen direct von Batavia. Siebzehn von den hundert neunundzwanzig hatten wir uns allein bei faulem Wetter in Kanal und Nordsee herumgetrieben — siebzehn Tage auf einer Strecke, die wir recht gut hätten in dreien zurücklegen können. Und so dicht dabei an der heimischen Küste! Es war eine verzweifelte Zeit; doch sie ging auch vorbei, und endlich, endlich rasselte der Anker in die Tiefe.

Das ist ein wunderbar ergreifender Ton, den man nicht allein hört, sondern auch fühlt, denn das ganze Schiff rasselt und zittert mit, und wie die Eisenschaufel nur den Boden berührt und mit einem Ruck festhakt, fühlt man sich auch daheim.

Ich war daheim! Ob Bremen, ob Sachsen, ob Oesterreich — solchen Unterschied kennt man nur innerhalb der verschiedenen Grenzpfähle: für uns Deutsche da draußen ist Alles nur Ein Deutschland, Ein Vaterland, und wie die Matrosen nach oben liefen, die Segel festzumachen, und die Kette indessen, so weit das anging, eingezogen und um die Winde geschlagen wurde, hing mein Blick an dem grünen Ufer des Weserstrandes, an dem Mastenwald des nicht fernen Bremerhafens, und konnte sich nicht losreißen von dem lieben, lieben Bild.

Aber nicht lange sollte mir Zeit zum Schauen bleiben. Der Lootse hatte uns schon gesagt, daß wir wahrscheinlich noch zeitig genug nach Bremerhafen kämen, um das Nachmittags-Dampfboot nach Bremen zu benutzen. Alle unsere Sachen waren gepackt. Jetzt dampfte das Boot aus dem Hafen heraus und legte bei — jetzt kam ein kleines Boot vom Ufer ab, uns hinüber zu führen. Kisten und Koffer wurden Hals über Kopf hinunter gehoben, kaum blieb mir noch Zeit, den Seeleuten, mit denen ich so lange Monde als einziger Passagier verlebt, die Hand zu schütteln, und schon glitten wir über den stillen Strom, dem unserer harrenden Dampfer zu.

An Bord fanden wir eine große Gesellschaft von Herren und Damen, und hier zum ersten Mal dachte ich daran, daß ich ja in Bremerhafen, ehe ich die „Stadt" selber betrat, meine etwas sehr mitgenommene Toilette hatte erneuen wollen. Mein Schuhwerk besonders befand sich in höchst traurigen Umständen, und meine besten Schuhe waren querüber vollständig aufgeplatzt. Aber das ging jetzt nicht mehr an — wer kannte mich auch und wo behielt ich Zeit, mich jetzt um solche Dinge zu bekümmern? — Den Strom hinauf glitten wir, der für mich der Erinnerungen so viele trug, und wie Dorf nach Dorf hinter uns blieb, wie die Sonne tiefer und tiefer sank, und hier und da schon einzelne Hügel aus dem flachen Land hervorschauten, grüßten mich die Nachtigallen, die lieben Waldsänger unserer Heimath, mit ihrem zauberisch süßen Sang.

Und weiter flog das Boot; hinter dem Rad stand ich,

aus dem die Wellen schäumten, horchte den Nachtigallen am Ufer und schaute nach den alten gemüthlichen Dorfkirchthürmen hinüber, bis von Weitem, aber schon mit einbrechender Dunkelheit, die Thürme der alten Handelsstadt Bremen herüber blickten.

Jetzt hielt das Boot; dicht unter den dunkeln Häusermassen lagen wir, in welche nur schmale schräge Einschnitte — kleine Gäßchen, die zum Ufer hinunterführen — einliefen; Karrenführer kamen an Bord, denen ich mein Gepäck übergab, und wenige Secunden später stand ich zum ersten Mal wieder nach hundert neunundzwanzig Tagen draußen auf Pflaster, auf deutschem Grund und Boden, und es war mir zu Muthe, als ob ich hätte über den Boden fliegen können.

Von da an war jeder Schritt, den ich weiter that, ein Genuß für mich, und langsam, ganz langsam verfolgte ich im Anfang meinen Weg, den frohen Becher nun auch ordentlich auszukosten.

In vielen Häusern war schon Licht angezündet, und die Leute saßen drin bei ihrem Abendbrod, hier und da aber standen sie auch noch plaudernd, und sich des schönen Sommerabends freuend, in den Thüren — auch Deutsch sprachen sie, gutes ehrliches Deutsch, nicht mehr Malayisch oder Holländisch, oder Englisch, Französisch, Spanisch oder was sonst noch, was ich seit den letzten Jahren gewohnt war, vor fremden Thüren zu hören — die Männer rauchten lange Pfeifen, die Frauen strickten lange Strümpfe, und die Kinder hetzten sich über den Weg hinüber und herüber, und lachten und jubelten.

So wanderte ich mitten zwischen ihnen durch, noch ein Fremder und Heimathloser in der weiten Stadt, und doch vielleicht der glücklichste Mensch, den in diesem Augenblick ganz Bremen umschloß.

Jetzt hatte ich endlich das Handlungshaus erreicht, in dem ich Briefe für mich von daheim finden sollte. — Die ersten wieder seit langer, langer Zeit, denn die letzten Briefe, die ich vor sechs Monaten in Batavia erhalten, waren noch außerdem über sechs Monate alt gewesen.

Der Chef war nicht zu Hause, aber ein junger Mann vom Geschäft, dem ich meinen Namen nannte, sagte: „er

glaube, daß ein Brief für mich oben liegen müsse", und wie entsetzlich langsam ging er die Treppe hinauf, danach zu suchen. — Endlich waren wir oben -- zwei, drei Gefache suchte er durch — da war er richtig — ich hielt ihn fest in der Hand und weiß wahrhaftig nicht, wie ich wieder aus dem Hause und durch die Stadt in mein Hotel gekommen bin; aber ich sah die Leute nicht mehr, die vor den Häusern standen oder an ihren hellerleuchteten Tischen saßen. So rasch mich meine Füße trugen, eilte ich in den Lindenhof, ließ mir ein Zimmer geben, bestellte Licht und Thee und saß kaum zehn Minuten später am geöffneten Fenster vor den lieben, lieben Zeilen, die mir Kunde von den Meinen brachten. — Dann erst gab ich mich den übrigen Genüssen hin, und wer nicht selber einmal so lange von daheim fort, und besonders so viele Wochen, ja Monate hintereinander auf See gewesen, wird schwer begreifen können, mit welch' behaglichem Gefühl den seemüden Wanderer alle jene tausend Kleinigkeiten erfüllen, die wir im gewöhnlichen Leben gar nicht mehr beachten, und deren Dasein wir oft nur bemerken, wenn sie einmal fehlen.

Erstlich die Annehmlichkeit von frischem Fleisch, frischer Butter, Milch und Eiern — dann das Bewußtsein, daß das Theezeug fest auf dem Tische stand und nicht brauchte in hölzerne Gestelle eingestemmt zu werden — und doch war ich mit meiner Tasse noch im Anfang außerordentlich vorsichtig. Dazu das Geräusch rollender Wagen auf dem Pflaster unten, das Schlagen der großen Thurmuhren, das ich in einer Ewigkeit nicht gehört, das Lachen und Plaudern der Menschen unten auf dem großen freien Platz, und kein Schaukeln dabei, kein Hin- und Wiederwerfen — alles das genoß ich einzeln und mit vollem geizenden Bewußtsein dieser wenigen Momente, und wenn es mir auch im Anfang noch manchmal so vorkommen wollte, als ob der Lehnstuhl, auf dem ich saß, leise hin und her schwankte, — das alte Gefühl noch von dem Schiffe her — überzeugte ich mich doch bald, daß das nur Täuschung sei.

Indessen war es dunkel und still draußen in der Stadt geworden; wieder und wieder hatte ich den Brief gelesen, und

lag jetzt in meinem Stuhl am offenen Fenster, eine ganze Welt voll Seligkeit im Herzen.

Unten wurden murmelnde Menschenstimmen laut — ich hatte sie schon eine Weile wie im Traum gehört, aber nicht darauf geachtet; auch ein paar Laternen sah ich über den Platz kommen. Da plötzlich klangen von vier kräftigen Männerstimmen die Töne des herrlichen Mendelssohn'schen Liedes:

Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgestellt so hoch da droben...

zu mir herauf, das erste deutsche Lied im Männerchor wieder, das ich seit langen Jahren hörte, und wie hatte ich mich danach gesehnt! — Neben mir öffnete sich ein Fenster — es fiel mir jetzt wieder ein, daß eine berühmte Opernsängerin meine Nachbarin war, die hier in Bremen gastirt hatte und morgen früh wieder abreiste. Der Kellner hatte mir davon gesprochen, als er das Theegeschirr hinausnahm.

Und jetzt verklangen die Töne, um wieder mit einem andern, lebendigeren Liede zu beginnen; aber voll und weich klangen sie zu mir herauf — voll und weich war mir das Herz dabei geworden, und — ich brauche mich deshalb nicht zu schämen, daß mir die hellen Thränen in den Bart liefen.

Noch immer saß ich so, und die Sänger waren schon lange fortgezogen; die Uhren in der Stadt brummten die zehnte Stunde, als ein anderer, nicht so harmonischer Ton all' die schwermüthigen Gedanken im Nu verscheuchte.

„Tuht!" blies der Nachtwächter unten und sang sein melancholisch Lied, und ich sah den dunkeln Schatten des Mannes unten mit schwerem Schritt über den Platz schreiten, folgte ihm mit den Augen, so weit ich konnte, und horchte auf die aus ferneren Stadttheilen herüberschallenden Antworten noch lange, lange. — Und dann kamen Nachtschwärmer, die einen Hausschlüssel hatten, und ich hörte, wie die Thüren auf und wieder zugemacht wurden — und dann schlugen die Uhren wieder ein Viertel, halb, drei Viertel und Elf. Immer konnte ich mich noch nicht losreißen von dem Platz am Fenster, bis ich endlich lange nach Elf mein weiches Lager suchte. Und wie herrlich schlief ich, denn meine alte Seegrasmatratze

an Bord hatte ich in den vier Monaten so hart wie ein Brett gelegen, und das weiche Roßhaarbett bot einen neuen Genuß.

Am nächsten Morgen war ich früh auf den Füßen, Manches zu besorgen, meine mitgebrachten Kisten auf die Fracht zu geben und liebe Freunde zu besuchen. Eine Zeitung hatte ich noch nicht in die Hand bekommen, und das Einzige, was ich bis jetzt von einer politischen Neugestaltung der letzten acht Monate wußte, war die Wahl Louis Napoleon's zum Präsidenten der Republik. Ein Fischerboot im Kanal, das wir wegen Zeitungen anriefen, hatte uns ein altes Stück englischer Zeitung — halb durchgerissen, mit einer tüchtigen Steinkohle als Gewicht hineingewickelt — zugeworfen — darauf fanden wir einen Theil der Einzugsfeierlichkeiten des neuen Präsidenten beschrieben — das war Alles, was wir von Europa überhaupt erfuhren — und sonderbarer Weise gleich das Wichtigste.

Freund Andree, den ich in Bremen antraf, ersetzte mir aber alle Zeitungen, denn mit kurzen, bündigen Worten gab er mir einen flüchtigen, aber vortrefflichen Ueberblick des Geschehenen — Du lieber Gott, es war wenig Tröstliches, das ich erfuhr — wie traurig sah es in dem armen Deutschland aus, und was war aus der Freiheit, aus den Freiheiten geworden, die wir 48 erträumt. Der alte Fluch der Uneinigkeit hatte wieder seine giftigen Früchte getragen, und alles was ich aus dem Sturm der letzten Jahre gerettet fand — und das überhaupt der Mühe des Aufhebens lohnte, war: die Erinnerung an das Parlament, das Bewußtsein, daß wir ein solches wirklich gehabt hatten, daß es also nicht zu den Schattenbildern gehörte und uns einmal, es möchte nun dauern so lange es wollte, wieder werden mußte. — Jetzt freilich feierte der Bundestag wieder seine Ferien wie vordem — ein Dorn im Fleisch der Deutschen, ein Spott und Hohn für das Ausland. — Die deutschen Schiffe, die noch draußen auf der Rhede von Bremerhafen unter der schwarz-roth-goldenen Flagge lagen, warteten auf den Hammer des Auctionators, die Schmach von Schleswig-Holstein und Olmütz brannte auf unseren Herzen, und — was ich außerdem von

Bekannten und Freunden hatte, saß im Zuchthause oder war verbannt. Tröstliche Nachrichten für einen Heimkehrenden; aber es überraschte mich kaum. Als ich Deutschland im März 49 verließ, saß der mit den deutschen Farben bewimpelte Staatskarren schon fest im Schlamm, und man brauchte damals kein Prophet zu sein, ihm sein Schicksal vorher zu sagen. Das Alles hatte sich jetzt erfüllt, die Reaction grünte und blühte, und wie in der Argentinischen Republik, that es den würdigen Staatsmännern nur leid, daß sie nicht auch Wald und Himmel mit ihren respectiven Landesfarben schwarz und weiß, oder schwarz und gelb, oder weiß und blau anstreichen konnten.

Was half's! Es mußte ertragen werden, und nur die *Hoffnung* konnte uns selbst unser damaliger Zustand nicht rauben.

In Bremen besorgte ich so rasch als möglich, was ich zu besorgen hatte, fuhr dann nach Hamburg hinüber, um dort einige von Sidney herübergeschickte Sachen, meist indianische Waffen, in Empfang zu nehmen, und eilte nun, so rasch mich Dampf und Eisenschienen bringen konnten, nach Leipzig, meine damals in Wien lebende Familie wieder zu sehen.

Unterwegs mußte ich erst noch an der preußischen Grenze eine Paßplackerei überwinden. Mein Paß war seit drei Monaten verfallen und außerdem in einem Zustande, wie ihn ein preußischer Grenzbeamter wohl kaum je unter Händen gehabt. In Brasilien und besonders in der Argentinischen Republik wie in Batavia, selbst von den französischen Behörden auf Tahiti war freilich allen Anforderungen, die selbst ein deutsches Paßbureau stellen konnte, genügt; an allen übrigen Landungsplätzen hatte sich aber kein Mensch um einen Paß bekümmert, und ich war nicht leichtsinnig genug gewesen, mir unnöthige Laufereien und Geldausgaben zu machen. Nur um die ganze Route auf dem Paß zu haben, visirte ich ihn mir, aus angeborenem Pflichtgefühl, dort selbst, und diese Mißachtung eines *officiellen* Visum schien die Polizeibeamten am meisten zu erschüttern. Trotzdem behandelten sie mich humaner, als ich erwartet hatte, und mit einem sanften Verweis über mein rücksichtsloses Handeln: „Aber, lieber Herr,

Sie reisen in der ganzen Welt herum und lassen nirgends visiren," wurde mir erlaubt, meine Reise ungehindert fortzusetzen.

In Leipzig, wo ich einen Tag bleiben mußte, kam ich Abends spät an und wollte noch meinen dort wohnenden Schwager aufsuchen. Seine Adresse hatte ich; ich wußte nämlich die Straße und Hausnummer, es war aber schon so dunkel, daß ich die Nummer nicht mehr erkennen konnte, und die vollkommen menschenleere Quergasse langsam niederschreitend, hoffte ich an irgend einem Hause einen Menschen zu finden, den ich fragen konnte.

Da verließ Jemand vor mir eine Thür und ging die Straße hinab; es war ein Mann in Hemdsärmeln, jedenfalls ein Markthelfer, mehr konnte ich in der Dunkelheit nicht erkennen. Als ich ihn eingeholt, frug ich ihn, ob er nicht zufällig wisse, in welcher Gegend hier Nr. 22 liege.

„Ja wohl, Herr Gerstäcker," sagte der Mann so ruhig, als ob er mir noch gestern und alle Tage hier in derselben Straße begegnet wäre, und wir jetzt hellen Sonnenschein und nicht finstere Nacht gehabt hätten. Es lag ordentlich etwas Geisterhaftes in dieser Nennung meines Namens unter solchen Umständen, und unwillkürlich frug ich: „Aber kennen Sie mich denn?" — „Na, werd' ich Sie nicht kennen," sagte der Mann — „da drüben ist gleich das Haus." — Incognito hätte ich hier nicht reisen können.

Den nächsten Tag verbrachte ich, wie schon gesagt, in Leipzig, um vor allen Dingen einen neuen Paß nach Oesterreich zu bekommen. Ein merkwürdiges Gefühl war es mir aber dabei, durch die alten bekannten Straßen zu gehen und in den Läden, in den Fenstern die nämlichen Menschen mit der nämlichen Beschäftigung zu sehen, wie ich sie vor langen Jahren verlassen hatte. Die waren nicht fort gewesen in der ganzen Zeit, die hatten Tag für Tag ihrem Beruf an derselben Stelle obgelegen, und während mir eine Fluth von Erinnerungen durch die Seele ging, kannte die ihre kein anderes Bild, als diese selben engen Straßen boten.

So sitzen hier Leute, die ich mich besinnen kann auf der nämlichen Stelle gesehen zu haben, als ich noch, ein

Knabe, da in die Schule ging. Sie kamen mir damals schon alt und ehrwürdig vor, und sahen heute genau noch so aus; nur daß sie früher keine grauen Haare hatten. Dieselben Menschen sind immer dageblieben, und wo bin ich indessen herumgewandert — was hab' ich erlebt — was gesehen — und wie drängt es mich, noch immer neuen Scenen entgegen zu eilen, während diese still und genügsam in dem engen Kreise sich bewegen, den ihnen die eigene Wahl oder das Schicksal angewiesen. Und wenn wir sterben, ruhen wir vielleicht neben einander, und die Erinnerung ist todt und fort.

Und soll ich Dir, freundlicher Leser, jetzt erzählen, wie ich nach Brünn kam, bis wohin mir meine Frau mit dem Kind entgegen fahren wollte — wie ich mich von Nachtfahrten und übermäßiger Anstrengung zum Tod erschöpft in meinen Kleidern auf das Bett geworfen hatte, den um Mitternacht eintreffenden Zug dann zu erwarten? Wie mich der Kellner nicht geweckt, und plötzlich mitten in der Nacht Frau und Kind, die ich in neunundbreißig Monden nicht gesehen, im Zimmer standen, und wie der kleine, indessen vierjährig gewordene Bursch seine Aermchen um meinen Nacken legte und mit seiner lieben Stimme flüsterte: „Du weggelaufener Papa"? — Es geht nicht — es geht wahrhaftig nicht! Worte sind nicht im Stande das zu beschreiben; das muß erlebt, empfunden sein, und — ich möchte gleich wieder auf Reisen gehen, nur um den Augenblick noch einmal zu erleben.

Wenn wir einmal sterben.

Oft, wenn ich in meinem Zimmer sitze und mein Blick über die aus allen Welttheilen zusammengetragenen Gegenstände schweift, die mir so lieb sind, weil sich an jedes Einzelne eine oft freudige, oft bittere Erinnerung knüpft, fällt mir eine Scene aus früherer Zeit ein.

In einem großen alten Hause in *** hatte ein alter Herr viele lange Jahre hindurch so abgeschlossen gelebt, daß er mit Niemandem da draußen — wenigstens nie direct — in Berührung kam. Eine alte Haushälterin und ein alter Gärtner besorgten seine Arbeiten, und nur Abends, wenn in dem obersten Erkerstübchen, wo die alte Haushälterin schlief, Licht angezündet wurde, sah man, daß die Leute drinnen noch lebten, denn sonst ließ sich den ganzen Tag keine Seele, weder an einem der dicht verhangenen Fenster noch in der Thür blicken.

Der Eigenthümer selber verließ seine Wohnung nie — einen Tag im Jahre ausgenommen — am ersten Weihnachtsfeiertag, und dann auch nur — mochte es wettern und stürmen, wie es wollte —, um hinaus auf den Gottesacker zu gehen und daselbst ein Grab zu besuchen. Allerdings hatten sich die Müßiggänger in der Stadt schon die größte Mühe gegeben, um heraus zu bekommen, wer unter dem kleinen einfachen Hügel ruhe, an dem der Greis eine volle Stunde betete — aber vergebens. Kein Kreuz, keine Tafel kündete den Namen. Der frühere Todtengräber war gestorben, aus dem Buche, das er

mit wunderlichen Zeichen und Figuren geführt, ließ sich nichts Bestimmtes mehr herausfinden, und die Leute sahen sich gezwungen, ihre eigenen Geschichten darüber zu ersinnen. Es läßt sich denken, daß die abenteuerlichsten Gerüchte die Stadt durchliefen — aber auch nur eine Zeit lang. Wie der alte Herr Jahr nach Jahr das Nämliche trieb, dabei Niemandem etwas in den Weg legte, wurde man es endlich müde, sich um ihn zu bekümmern, und erst sein Tod erweckte die schon fast vergessenen Gerüchte von Neuem — allein auch sein Tod brachte keine Aufklärung über sein früheres Leben.

Wie es mit dem Testament gewesen war, weiß ich nicht mehr, nur so viel erinnere ich mich, daß die Erben keineswegs zufrieden sein mußten, denn große Legate waren den Dienern vermacht, und die außerordentlich einfache und dadurch fast werthlose Einrichtung des Hauses sollte in dessen Räumen selber öffentlich versteigert werden.

Nach alle dem läßt es sich denken, daß ein großer Theil der Bewohner von *** neugierig war, die Räume zu betreten, die bis jetzt von dem alten wunderlichen Mann als unnahbares Heiligthum verschlossen und verriegelt gehalten waren. Die von dem Magistrat herbeorderten Beamten hatten wirklich ihre Noth, die zudringlichen Gaffer in ihren Schranken zu halten, damit sich im Gedränge nicht auch verworfenes Gesindel mit einschlich und die Hand an fremdes Eigenthum legte.

Stube nach Stube wurde deshalb nur derart geöffnet, daß man eine andere erst aufschloß, wenn die in der einen befindlichen Gegenstände verkauft und ihren jetzigen Besitzern überwiesen waren. Dadurch bekamen es die Neugierigen endlich satt, sich nur herumstoßen und drängen zu lassen, ohne weiter etwas zu sehen, als öde Zimmer und altmodische Möbel und Schränke. Nach und nach verliefen sich die Meisten, und es blieben fast nur Solche zurück, die wirklich Lust zu kaufen hatten.

So gelangten wir endlich, nachdem eine Masse von Schränken, Tischen, Stühlen, alten Bildern, zu Spinneweb gewaschenen Gardinen und hundert anderen Kleinigkeiten verkauft oder vielmehr um einen Spottpreis verschleudert waren, in die Studirstube des alten Mannes — wenn ein Platz so

genannt werden kann, in dem ein nur wenig benutzter Schreibtisch und ein kleines dürftiges Regal mit einigen zwanzig, meist französischen und holländischen Büchern stand.

Der Verstorbene war augenscheinlich kein Gelehrter gewesen, das aber hier jedenfalls der Platz, wo er seine meiste Zeit, die langen Jahre seiner Einsamkeit, träumend und durch nichts gestört verbracht, und es überkam mich ein eigenes und drückendes Gefühl, als ich die kalten, gleichgültigen Gesichter sah, die sich hier jetzt mit prüfenden Blicken in dem engen Raum umschauten und die Gegenstände tarirten. Es war mir, als ob ein Grab entweiht würde, das Grab einer Seele, deren Träume bis jetzt hier eingesargt gewesen.

Aber was kümmerte das die Käufer oder den Auctionator, der Stück nach Stück ruhig und gleichmüthig unter den Hammer brachte! Vor dem Tische stand ein alter, mit Leder überzogener Lehnstuhl, über dem Tisch hing ein kleines, ziemlich mittelmäßig ausgeführtes Bild, eine Landschaft mit einer alten knorrigen Eiche im Vordergrund, die an dem Ufer eines Weihers stand. Unter der Eiche lag ein Frauenhut und ein Brief. In dem Lehnstuhl war der alte Mann gestorben, und auf dem Tisch stand ein kleines flaches Mahagonikästchen.

Ein Jude kaufte den Tisch, den Lehnstuhl und nachher das Kästchen auch, das Bild, da Niemand darauf bieten wollte, bekam er zu. In dem Kästchen stak der Schlüssel, er öffnete es, es lagen einige Sachen darin, und er wühlte mit der Hand darin herum. Als ihm das Kästchen zugeschlagen war, drehte er es um und schüttelte den Inhalt auf den Boden. Es enthielt auch nichts Aufhebenswerthes: ein paar trockene, schon fast verkrümelte Blumen, ein Stückchen Holz mit ein paar dürren Blättern, ein paar Streifen vergilbtes Papier mit unleserlichen Zügen, ein kleines blauseidenes Band, einen zerschnittenen Handschuh und noch eine Anzahl anderer, eben so werthloser, verwitterter Dinge. Was sollte der Käufer mit dem Plunder machen? Er wurde später mit dem übrigen Staub und Gerümpel hinausgekehrt, und doch war er das Heiligthum eines ganzen Lebens gewesen.

Und wenn wir einmal sterben?

In meinem Zimmer hängen eine Unmasse von werthlosen

Dingen, Waffen aus allen Welttheilen von Stein, Holz, Stahl, Walroß- und Haifischzähnen, und wenn ich einmal sterbe, finden sie vielleicht ihren Weg in ein Naturaliencabinet, wo dann der Aufseher mit Hülfe des Katalogs den Besuchern erklären kann: das Stück stammt dort, jenes von da her, diese Waffen führen die australischen Eingeborenen, jene sind auf den Südsee-Inseln, in Afrika, in Californien, in Südamerika, in China, in Java daheim — das bleibt Alles, denn die Erinnerung ist todt, die ihnen jetzt Leben verleiht.

Jenes alte lederne Jagdhemd, mit seinen indianischen Ausfranzungen, habe ich aus selbsterlegten Hirschdecken auch selber gegerbt und genäht und manches lange Jahre getragen; jenes alte Messer führte ich zweiundzwanzig Jahre in Freud und Leid; jene Bolas holte ich mir aus den chilenischen Cordilleren, und wie der Blick darauf fällt, sitze ich wieder bei dem tollen Trinkgelage jener Stämme, sehe die mit trübem Apfelwein gefüllten Kuhhörner im Kreis herumgehen und die junge dicke Kazikentochter mir gegenüber, die mir jenes Diadem von bunten Perlen gab. Die Lanze dort schleuderte einst ein australischer Wilder nach mir; jene Mumienhand steckte mir ein junger egyptischer Epigone unter den Tempelsäulen von Karnak in die Tasche, da ich sie ihm nicht um den üblichen Sixpence abkaufen wollte; jenen Bogen erhandelte ich von einem californischen Indianer um selbstgegrabenes Gold aus seinen Bergen. Mit diesen Stücken trockenen Guiavenholzes rieb sich ein bildschönes Mädchen auf Tahiti einst Feuer, um ihre Cigarre daran anzuzünden; jenen Walfischzahn brach ich selber aus dem Kiefer eines frischgefangenen Cachelot; den Tabaksbeutel aus dem Fuß eines Albatroß arbeitete ich mir inmitten eines furchtbaren Sturmes am Cap Horn; das Hirschgeweih da oben holte ich mir aus der Bandong-Ebene in Java, und jene kleinen ungeschickt geschnittenen Figuren aus vegetabilischem Elfenbein kaufte ich auf dem Markt zu Quito.

Und welche Unzahl von Kleinigkeiten, die ein Anderer unbedingt zum Kehrichthaufen verdammen würde, bilden die Schätze, die ich um mich her aufgehäuft! Vier Steinbrocken, die jeder Geologe verächtlich bei Seite werfen würde: ein gewöhnliches Stück Kalkstein mit ein paar dunkeln Flecken

darauf — die Schweißtropfen meines ersten starken Gemsbocks, den ich hoch am Carvendelgebirge in Tyrol in voller Flucht durch's Herz schoß; ein gewöhnlicher Kieselstein, aus den Wassern des Pozuzu in Peru — die Erinnerung an den Uebergang jenes reißenden Bergstromes an einer einzelnen wilden Rebe; ein kleines Stück Granit vom 16,000 Fuß hohen Gipfel der Cordilleren in Peru; ein anderes verwittertes Gestein vom höchsten Paß der La Plata-Staaten nach Chile; eine gelbe Feder vom Kopf eines Kakadu, des ersten, leider nicht des einzigen, den ich im australischen Wald erlegen und verzehren mußte, um nicht zu verhungern; ein langes Stück Koralle, das ein australisches Mädchen als einzigen Schmuck und Kleidungsstück durch den Nasenknorpel trug; ein rothes Band, das ich in dem jetzt verschütteten Mendoza im Knopfloch führen mußte, um unter Rosas' Regierung einen Paß auf der Polizei zu bekommen; der alte hölzerne Quirl und Löffel, mit dem ich in Ecuador tagtäglich, lange Monate hindurch meine Chocolade quirlte und rührte; selbstgewaschenes Gold aus Californien; Silber aus Cerro de Pasco, der höchsten Stadt der Welt; Wüstensand aus Egypten; künstliche Federblumen aus Brasilien; — und was mein Schreibtisch an geheimen Schätzen birgt, an trockenen Blumen und an Liebeszeichen aus der Jugendzeit, Du lieber Gott, was Anderes ist das, als was der Trödler dort in dem alten Hause, aus jenem Mahagonikasten auf die Erde schüttete — und doch ein Lebensalter hindurch mit dem eigenen Herzblut erkauft und gehegt und gepflegt!

Und wer von uns Allen hat nicht solche Liebeszeichen, wem von uns Allen ruft nicht ein Band, ein trocknes Blatt, ein alter, wieder und wieder gelesener Brief alte Liebe und, wenn auch schmerzliche, Erinnerungen der Seele wach? Und wenn wir einmal sterben? Dann kommen rauhe Hände und zerstören diese „Leichen unserer Erinnerung“, denn das Leben fehlt ihnen, was ihnen diese für uns eingehaucht.

Und können wir uns deshalb von ihnen trennen? Nein, es ist nicht möglich, denn sie bilden einen Theil, und zwar den edelsten Theil unseres Selbst; sie sind die kleinen unscheinbaren, aber trotzdem unzerreißbaren Glieder jener Kette, die

uns an die Heimath binden; sie sind die Tröster in mancher bittern, sorgenschweren Stunde, die Märchenerzähler unserer eigenen Jugend. Und wie der Mensch, wenn ihm die Hoffnung genommen würde, zum Selbstmörder werden müßte, und wie er deshalb die Hoffnung hegt und pflegt, weil er mit ihr die Brücke zu seiner Zukunft baut, so hält er auch die kleinen Zeichen fest als theure Gaben der Vergangenheit.

Wohl wäre es besser, wir selber vernichteten diese kleinen unscheinbaren Liebesboten, wenn wir einmal fühlen, daß unser Ende naht; aber wer fühlt das? Wer mag es sich bis zum letzten entscheidenden Augenblick wohl eingestehen: Jetzt ist's vorbei, jetzt weist der Zeiger auf die letzte Stunde? Nicht Einer aus Tausenden. Noch mit zitternder Hand, mit schon halbgebrochenem Auge fällt unser Blick darauf, und wenn wir dann sterben, dann fliegt mit unserer Seele auch die Seele unserer Reliquien — Gott nur weiß wohin, und unsere Leichen werden Staub.

Das Klima der Tropen.

Daß es in jenen Ländern, welche innerhalb der heißen Zone liegen und die wir kurzweg „die Tropen" nennen, auch sehr heiß sein muß, gilt als eine völlig feststehende Thatsache, und man hört gar nicht etwa so selten, daß Leute an einem recht warmen Sommertag bei uns die armen Menschen bemitleiden, die „bei der Hitze" auch noch unter dem Aequator sitzen müssen. Zehn gegen Eins läßt sich aber wetten, daß in sehr vielen heißen Ländern jene armen bemitleideten Menschen in der nämlichen Zeit sich viel kühler und behaglicher befinden, als wir selber.

Es giebt allerdings Landstriche, wo die Hitze außerordentlich drückend sein und durch verschiedene Umstände noch vermehrt werden kann. So z. B. in den afrikanischen, asiatischen und australischen Wüsten, wo der trockene Sand den ganzen Tag über von der Sonne gebrannt wird und noch lange nach Sonnenuntergang die eingesogene Brutwärme wieder aushaucht. Weit anders dagegen ist es in allen übrigen Tropenländern der Erde.

Vor allen Dingen dürfen wir annehmen, daß es dort — so sonderbar das auch klingen mag — doch in der That nie heißer wird, als es bei uns an recht heißen Sommertagen ebenfalls werden kann, keinenfalls heißer. Ich weiß mich nicht zu erinnern, daß ich in irgend einem Lande der Welt — und selbst das nur an einzelnen sehr heißen Tagen — mehr als $29\frac{1}{2}$ oder 30 Grad Réaumur im Schatten gehabt habe, und das blos in Afrika; in Indien dagegen, in Austra-

lien, in der Südsee und in allen Tropenländern Amerikas habe ich nie mehr als 28½ bis 29 Grad im Schatten erlebt, und glaube auch nicht, daß es je dort heißer wird.

Was diesen Ländern den Namen der heißen giebt, ist also nicht die größere Hitze, sondern die das ganze Jahr ununterbrochen währende; aber dafür hat man dort wieder andere Vortheile, welche die Hitze lange nicht so empfinden lassen, wie sie bei uns empfunden wird.

Wir in Europa sind nämlich nur auf ein kaltes Klima eingerichtet, und erwischt uns einmal hier eine so heiße Zeit, wie im letzten Sommer, so haben wir keinen Schlupfwinkel, wohin wir flüchten können, und meinen gleich, daß wir schmelzen müßten. In den heißen Ländern dagegen ist man vollständig darauf vorbereitet. Die Häuser sind danach gebaut mit hohen, luftigen Zimmern, durch welche die Luft überall frei aus und ein kann, ohne durch enge Fensterhöhlen einen schädlichen Zug zu erregen; Badehäuser stehen überall, die Kleidung ist ebenfalls dem Klima angemessen, und alle Beschäftigungen und Arbeiten sind so eingetheilt, daß sich besonders die Europäer den Sonnenstrahlen nie in den heißesten Tagesstunden aussetzen.

Ein anderer Vortheil, den man dort hat, liegt in den kurzen Tagen. In den Tropen geht die Sonne, mit geringem Unterschied, durch das ganze Jahr jeden Tag um sechs Uhr auf und um sechs Uhr unter. Bei uns, wo sie sich in den längsten Tagen schon gleich nach drei Uhr Morgens zeigt, erhitzt sie um sieben Uhr schon den Boden mehr, als dort um neun Uhr; auch hat sie dort um vier Uhr Abends schon wieder ihre Kraft verloren. Noch angenehmer aber ist das Klima, z. B. in Indien, in der Regenzeit, wo fast jeden Nachmittag um drei Uhr ein kleiner Wolkenbruch, den die Leute dort scherzhaft Regen nennen, vom Himmel herunterfällt und die Erde kühlt und erfrischt. Die Abende in dieser Jahreszeit sind dann wahrhaft wundervoll, und von drückender Hitze von der Zeit an keine Rede mehr. Aber trotzdem daß die Hitze dort eigentlich nie lästig wird, erschlafft sie doch mit den Jahren den Körper, denn nicht allein die kalten Nächte fehlen, sondern überhaupt der Winter, in dem sich Menschen wie Pflanzen wieder ausruhen und frische Kräfte sammeln können.

Es ist mit einem Wort nicht heißer dort, als bei uns im Sommer, ja die Hitze wird dort in einzelnen Fällen vielleicht nicht einmal als so drückend verspürt, aber es ist ewig Sommer, und das reibt zuletzt die stärkste und kräftigste Constitution auf.

Aber nicht alle Tropenländer sind etwa so heiß; an der Westküste von Amerika z. B. kennt man, selbst unter den niedrigsten Breiten, eine andauernde Hitze nur an wenigen Stellen. Die Ursache davon erklärt ein Blick auf die Karte — das niedere Land ist dort zu schmal und im Osten von den schneebedeckten Cordilleren begrenzt, im Westen vom Meer bespült und den Seewinden offen, darum kann es da nie sehr heiß werden, wenigstens hat man immer kühle Nächte.

Es ist eine sonderbare Thatsache, daß ein ganz bedeutender Handel, gerade von Deutschland aus, nach Peru mit den allerschwersten und dicksten Tuchen getrieben wird, und nicht etwa für das innere, hochgelegene Land werden diese allein verwandt, sondern selbst in dem an der Küste und im flachen Lande liegenden Lima (12 Grad südl. Breite) getragen. So wie aber die Sonne im Meer versinkt und die Luft von den Schneeriesen der Cordilleren herüberweht, wird es auch ordentlich frisch an der Küste, und man kann einen warmen Rock recht gut vertragen. Selbst unter dem Aequator sind die Nächte frisch und angenehm, und da über den ungeheuern Waldungen von Ecuador und Neugranada der Himmel fast stets bedeckt ist, die Sonne also auch nie ordentliche Kraft gewinnt, so steigt die Hitze dort über Tag selten höher als 26 Grad — nie aber über 28 Grad — und selbst das nur auf wenige Stunden.

Die Linie des ewigen Schnees wird in den Tropen auf 16,000 Fuß gerechnet und fällt, jemehr sie sich der kalten Zone nähert, bis sie etwa unter 80 Grad nördl. wie südl. Breite die Meeresfläche erreicht. Ganz genau trifft das aber auf die Grade nicht zu. Besonders in den Cordilleren Südamerikas liegt die Schneelinie unter 15—17 Grad südl. Breite fast höher oder wenigstens eben so hoch, wie unter der Linie selber. Die Ursache davon sind eine Masse kalter Hochebenen in der Nachbarschaft und eine große Menge schneebedeckter Berge, welche näher zum Aequator liegen und dadurch die

Luft unnatürlich kälter machen, als es unter gewöhnlichen Umständen der Fall sein dürfte.

Als ein Beispiel, in wie großer Höhe unter den Tropen noch Menschen wohnen können, während in Europa, z. B. in der Schweiz, die Gletscher an manchen Stellen bis zu 5000 Fuß und tiefer herabreichen, mag die Stadt Cerro de Pasco in Peru dienen. Cerro de Pasco, eine Stadt, die in den Cordilleren unmittelbar an den reichen Silberminen jener Berge entstand, liegt etwa unter 11 Grad südl. Breite, aber 14,500 Fuß hoch über der Meeresfläche — also noch etwas unter der Linie des ewigen Schnees —, aber es fällt dort schon ewiger Schnee, wenn er auch nicht immer liegen bleibt, denn fast kein Tag vergeht im ganzen Jahr, an dem es nicht ein wenig schneit. Nur ein dürftiges Gras wächst dort an den Bergen, das immer gelb aussieht, weil die Spitzen stets erfroren sind. Das Futter für die Lastthiere müssen diese selber aus den tiefer gelegenen Thälern heraufholen — Bohnen und Hülsenfrüchte sind dort tropische Gewächse und werden eingeführt, mit ihnen aber auch Ananas und Bananen, denn die Thiere brauchen nur ein paar Meilen weiter hinabgeschickt zu werden, um die Region des Zuckerrohrs zu erreichen.

Der Aufenthalt in solcher Höhe ist aber trotzdem nicht unerträglich, wenn auch der Neuankömmling im Anfang viel an Kopfschmerzen zu leiden hat und besonders lange einen leisen Druck auf den Schläfen fühlt. Man gewöhnt sich zuletzt daran, und der Beweis liegt schon darin, daß die Stadt Cerro de Pasco nahe an 14,000 Einwohner zählt. Nur sehr viel kleine Kinder sollen dort sterben, und wie ich hörte, vergeht kein Tag, an dem nicht wenigstens eine Kinderleiche beerdigt wird. Cerro de Pasco ist, so viel ich weiß, die höchstgelegene Stadt der ganzen Erde.

El Comisario.

1.

Tomaco.

Die Grenze zwischen den beiden Republiken Neugranada und Ecuador an der Westküste Südamerikas bildet der aus den Cordilleren mit wildem Ungestüm niederstürzende Fluß Mira — und auch wirklich nichts weiter, als die Grenze, denn erst ganz nahe der See, im flachen Land, ist es möglich, ihn mit Booten zu befahren. Weiter oben hat er einen viel zu steilen Fall, und riesige Felsblöcke, die er überall aus seinem Bett und von seinen Ufern losgerissen, machen die Passage selbst für Canoes gefährlich.

Durch die Gewalt, mit welcher er aus den Bergen kommt, und bei einer außerordentlich kräftigen Strömung durchriß er aber das niedere fruchtbare Land an verschiedenen Stellen, und bildete so einige kleine Inseln, von denen Tomaco die wichtigste und ein wirkliches Miniaturparadies ist. Ein Paradies nämlich, was Scenerie und Vegetation betrifft, denn sonst sorgen die Bewohner dieser Republiken schon dafür, daß die paradiesischen Zustände in ihrem Lande nicht zu sehr an die alte Sagenheimath unserer Voreltern erinnern.

Ein vielleicht 100 oder 120 Fuß hoher Felsen scheint den Kern der Insel zu bilden, an dem sich die Macht des Stromes in früheren Jahrhunderten brach, so daß dieser gezwungen wurde, sich rechts und links daran hin seine Bahn, dem Meere zu, zu suchen. Aber der fruchtbarste Boden deckt

das alte Gestein, und ganz unähnlich ihren Nachbarn an der Küste, die zu faul sind, einen Fruchtkern in den Boden zu stecken, haben die Leute, die sich dort auf der kleinen Insel niederließen, einen wahren Garten aus ihr geschaffen, dessen Producte jetzt Käufer an der ganzen Küste finden.

Fortwährend legen dort kleine Schooner an, die von Guayaquil besonders Waaren und leider auch Getränke bringen, und dafür mit Cocosnüssen, Bananen, Chirimoyen, Alligatorpears (aguacarta), Ananas und anderen kostbaren Früchten beladen wieder dorthin zurückkehren, oder ihre Fracht auch an den Zwischendörfern absetzen, und dafür Gummi oder Cacao einnehmen.

Im Anfang bestand die kleine Ansiedelung, die sich auf der Insel gegründet, nur aus wenigen Personen, die sich theils mit dem sehr bedeutenden Fischfang, theils mit dem Gartenbau beschäftigten. — Nach und nach siedelten sich mehr dort an, Kaufläden entstanden und Branntweinschenken; eine Brennerei wurde sogar auf der Insel selber angelegt, um das dort gezogene Zuckerrohr gleich an Ort und Stelle zu verwerthen, und der Verkehr wuchs so bedeutend, daß es sogar der kleine englische Dampfer, der seine regelmäßigen Fahrten zwischen Panamá und Guayaquil macht, für vortheilhaft fand, dort anzulegen und so eine Postverbindung zwischen Tomaco und der übrigen Welt herzustellen.

Einen Alcalden wählten sich die Leute zwar noch immer selber und aus ihrer Mitte, und sie hatten bis dahin von den gar nicht seltenen Revolutionen Neugranadas eigentlich nur dann erst Kunde bekommen, wenn die Sache vorbei und für eine oder die andere Partei entschieden war. Wie sich der Wohlstand der Insel aber mehr und mehr hob, lenkte sie auch — keinenfalls zu ihrem Vortheil — die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich, und die Wichtigkeit ihres Besitzes stellte sich mehr und mehr heraus, als auch das unmittelbar daran stoßende Ecuador Oberhoheitsrechte über Tomaco beanspruchte.

Trotzdem hatte man in der letzten Revolution, die Mosquera gegen die bestehende Regierung anzettelte, noch sehr wenig von den Lasten des Krieges gefühlt, und einzelne Familien zogen sich sogar aus dem, den ewigen Streifcorps beider Par=

teien preisgegebenen Bogota hierher zurück. Aber dieser Friede sollte nicht lange dauern, denn während südlich von ihnen in Ecuador der Mulattengeneral Franco die Fackel der Empörung in ein ruhiges Land schleuderte und seine Macht mit gemietheten Banden eine kurze Zeit aufrecht hielt, rüstete Mosquera im Norden ein paar kleine Schiffe aus, um auch die Küstenplätze des Reiches zu besetzen, während er mit seinen Truppen das Innere durchzog und mit wechselndem Glück bald Bogota, die Hauptstadt, einnahm, bald wieder daraus vertrieben wurde. An eine Vertheidigung derselben dachte man nie. — Welche Partei gerade die stärksten Banden hatte, rückte ein, und die andere zog indessen ab, um größere Verstärkung zu bekommen.

Ob Mosquera siegte oder besiegt wurde, unruhige und beunruhigende Gerüchte zuckten überall an der Küste auf und ab, und ließen die Eingeborenen, die nicht das geringste Interesse an dem endlichen Ausgang des Kampfes hatten, ihres Lebens sich nie freuen. Was lag ihnen daran, ob ihr Präsident Mosquera oder sonst wie hieß? Sie bekamen ihn auf Tomaco doch nie zu sehen, und selbst zu Ecuador hätten sie sich mit der größten Gleichmüthigkeit schlagen lassen, wenn sie weiter keinen Nachtheil hatten.

Aber es ist eine alte Geschichte, daß weder in Republiken noch Monarchien das eigentliche Volk selber eine Revolution macht, sondern im Gegentheil dazu überredet werden muß. Der materielle Druck einer Regierung wirkt nie so unerträglich, treibt nie so rasch zum Aeußersten, wie der geistige, den das eigentliche Volk nicht so leicht fühlt.

Auch Mosquera's Regierung würden sich die Einwohner von Tomaco mit Vergnügen unterworfen haben, so weit es nämlich die unteren Klassen, die Fischer und Ackerbauer, betraf; denn sollten sie sich etwa, eines Namens wegen, widersetzen und ihre Netze und Boote, ihre Anpflanzungen und Gärten Preis geben? — Aber in Tomaco befand sich ein unter der alten Regierung gewählter Alcalde, ein Postmeister, ein Steuereinnehmer — lauter Leute, die allerdings in bloßen Füßen und Kattunhemden in der Welt herumliefen, aber trotzdem eine Stellung zu verlieren hatten. Sie stützten mit ihrem

Anhang das alte Regime, während die hierher geflüchteten Neugranadienser Alles thaten, was in ihren Kräften stand, um gegen Mosquera und die Umsturzpartei zu wirken. Es wurde ihnen das um so leichter, als Mosquera in dem Verdacht stand, eine Militärherrschaft gründen zu wollen; und das war die verhaßteste von allen, denn die jungen Leute fürchteten, nicht mit Unrecht, ausgehoben und in das innere, ungesunde Land geschleppt zu werden.

Kurz, Mosquera schien in Tomaco, wenn man die Bevölkerung hätte wollen über ihn abstimmen lassen, wenig Aussicht auf Erfolg zu haben. Desto größer war die Beunruhigung der Leute, als der kleine Dampfer, die „Anna", eines Tages die Kunde mit nach Tomaco brachte, daß Mosquera Buenaventura besetzt habe, und zwei „Kriegsschiffe" schon von dort ausgelaufen seien, um die südlicher liegenden Küstenstädte ebenfalls dem „neuen Präsidenten" zu unterwerfen. Sie hatten wenigstens Buenaventura schon verlassen, als die „Anna" dort anlief, wenn es auch noch eine Weile dauern konnte, bis sie hierherzu aufkreuzten, da ihnen Wind wie Strömung an der Küste fortwährend entgegen waren.

Wie ein Lauffeuer zuckte diese Schreckenskunde über die Insel, und die Bewohner schienen gar nicht an Widerstand zu denken, bis ein Franzose, der dort eine Art von Hotel oder Branntweinwirthschaft mit einem Kaufladen hielt und außerdem noch herüber und hinüber speculirte, der Unschlüssigkeit ein Ende machte, und von seinem Ladentisch aus den Einwohnern auseinander setzte, daß sie sich vertheidigen und ihre Freiheit bewahren müßten.

Der Mann sprach jedenfalls als Fremder unparteiisch, denn daß er ein Dutzend alte Musketen und ordinäre, schon halb verrostete Flinten auf Lager hatte, und außerdem Pulver und Munition führte, wovon er in ruhigen Zeiten außerordentlich wenig absetzte, konnte ihn kaum dazu bewogen haben, seinen Mitbürgern einen solchen Rath zu geben. Nichtsdestoweniger versäumte er keine Zeit, um die genannten Kriegsinstrumente, so rasch es anging, wenigstens von außen, wieder etwas in Stand zu setzen und den Rost zu entfernen. Was er an sonstigen Waffen: Pistolen und Messern, besaß, wurde

ebenfalls vorgesucht, um zur Schau auf seinem Ladentische auszuliegen.

Unterdessen wirkte das ausgestreute Gift. In seinem Laden sammelten sich vorzugsweise die Müßiggänger der Stadt, um bei einem Glase Aguardiente oder süßen Liqueurs, den sie sehr gern tranken und den Monsieur Renard so schlecht als theuer führte, ihre zukünftige Haltung zu besprechen. Sie wollten sich zu einem Entschluß hinaufarbeiten, der aber — wie die Meisten recht gut wußten — im letzten und entscheidenden Augenblick doch unausführbar war.

Welchen Widerstand hätten sie einer bewaffneten Macht bieten wollen? Ein einziger Raketenschuß würde ihre ganze aus Bambus und Schilfdächern erbaute kleine Stadt in Brand gesteckt haben. Befestigungen gab es gar nicht — die Straßen lagen sämmtlich offen, feindliche Boote konnten in der Fluthzeit fast an jedem Theile der Insel landen. Dazu war die Bevölkerung fast waffenlos und, wenn sie auch Waffen gehabt hätte, ungeübt in dem Gebrauch derselben. Alle Vernunftgründe sprachen deshalb dafür, etwas, das man doch nun einmal nicht ändern konnte, ruhig über sich ergehen lassen, noch dazu, da es ihnen nicht einmal Nachtheil bringen konnte. — Aber der Branntwein! Sobald die Köpfe erregt waren, fingen die Leute an, welche ihre jetzige Regierung ebenfalls nur dem Namen nach kannten, patriotisch zu werden, und eines Tages, ehe es dunkel wurde, hatte Louis Renard seine sämmtlichen alten Musken an den Mann gebracht, sogar seine eigene und letzte, ziemlich gute Doppelflinte verkauft und mit seiner Munition so weit aufgeräumt, daß ein neuer Auftrag nach Guayaquil oder Panamá nöthig wurde.

Am nächsten Morgen waren die Bewohner von Tomaco auch schon mit Tagesanbruch munter, und Kundschafter erkletterten den Felsen, um von dort aus einen besseren Ueberblick über die See zu gewinnen und etwa ansegelnde Fahrzeuge augenblicklich signalisiren zu können. Ueberhaupt befand sich die Stadt in einer ziemlichen Aufregung, da sich zu gleicher Zeit eine Art von Miliz gebildet hatte, die freilich nur in der einen Hinsicht uniform war, daß sämmtliche „Soldaten" ohne Uniform erschienen. Auch zwei kleine Ka-

nonen wurden vorgesucht, die der Postmeister einmal von der „Anna" erstanden hatte, wo man sie gebraucht, um Signalschüsse zu geben. Natürlich fehlte es an Kugeln dazu, die sich aber durch kleine Stücke gehackten Bleies ersetzen ließen, und es sah in der That so aus, als ob die Stadt entschlossen wäre, ihre „heiligen Rechte" bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen — aber es sah auch nur so aus.

Die Leute exercirten allerdings den ganzen Vormittag, und als die Seebrise mit dem nahenden Abend das Land bestrich, begannen sie noch einmal, und die Meisten hatten sich gemerkt, was links und rechts war. Als indeß der ganze Tag verlief, ohne daß sich ein feindliches Segel blicken ließ, und am nächsten und nächstfolgenden Mosquera's Flotte immer noch auf sich warten ließ, erkaltete der Eifer, und man fing an, seinen gewohnten Beschäftigungen wieder nachzugehen. Sie mußten das ja auch, wenn sie überhaupt leben wollten, denn wer denkt in diesem Klima daran, sich Vorräthe von dem anzulegen, was er gerade braucht! An der Insel lagen ein kleiner Schooner und zwei Walfischboote, die angelaufen waren, um Früchte zu kaufen; diese mußten ihre Ladung bekommen, und die Fischer durften ebenfalls nicht länger müßig liegen, denn Alles murrte, daß kein einziger frischer Fisch im ganzen Orte zu finden war.

Man tröstete sich sogar damit, daß die ganze Flottengeschichte nicht wahr sei. Der liebe Gott wüßte, welches Märchen man den Leuten von der „Anna" in Buenaventura aufgebunden hatte. Mosquera dachte wahrscheinlich gar nicht daran, sie in ihrem abgelegenen Fischerdorf zu belästigen, und ihre Vorsichtsmaßregeln waren unnütz gewesen — hatten aber freilich nur jenen leichtsinnigen Menschen Schaden gethan, die sich verleiten ließen, so Hals über Kopf Schießwaffen und Munition zu kaufen. Was sollten sie jetzt mit den alten Schießeisen anfangen?

In einem neugebauten Hause, das sich durch die noch nicht wettergebräunten Tragestämme und das helle, frische Dach deutlich von den anderen unterschied, auch auffallend sauberer gehalten war und oben, statt der sonst gewöhnlich halb oder ganz fehlenden Seitenwände, neue Bambusseiten zeigte, deren

regelmäßig eingeschnittene Fenster mit einer dort gebräuchlichen Art von Bambusjalousien verhangen waren, wohnte ein Señor Ramos mit seiner Familie, der vor etwa drei Monaten mit seiner Frau, einem Kinde und zwei schwarzen Dienstleuten hierher übersiedelte, gleich nach seiner Ankunft den Platz kaufte und das Haus darauf baute.

In jenen glücklichen Ländern nämlich braucht man zu einem Hausbau keine Maurer, Zimmerleute, Tischler, Dachdecker, Tüncher, Glaser, Schlosser, Tapezierer und wie die schrecklichen Menschen alle heißen, die einem Bauherrn das Leben bis in das innerste Herzblut hinein vergiften, so daß er tagtäglich das Bauen auf ewige Zeit verschwört. Wer sich ein „Haus" bauen will, accordirt dasselbe mit einem Eingeborenen, der sich entweder von seiner eigenen Familie helfen läßt, oder ein paar Nachbarn zur Arbeit nimmt; dann werden die dazu nöthigen Stämme im Walde frisch gefällt, Einer spaltet die jungen Palmen, die zu Boden oder Wänden benutzt werden sollen, indem man sie einhackt und ausbreitet, ein Anderer holt das Schilf oder die Palmenblätter zum Dach und schnürt sie mit Bast in Büschel zusammen. Wenn einmal die Löcher gegraben sind, in welche die Pfähle zu stehen kommen, die den obern und einzigen Stock tragen sollen, so ist auch das Haus in einer einzigen Woche fertig und kann bezogen werden. Die Häuser stehen dort alle auf Pfählen. Es ist das viel gesünder und luftiger und auch des vielen Ungeziefers wegen nöthig, das sich unten auf dem Boden weit zahlreicher einfinden würde. Nur in den kleinen Städten haben die Kaufleute ihre Läden unten, indem sie einen Palmen- oder Bambusverschlag um die unteren Stämme machen, aber auch sie wohnen oben. Ueberhaupt würde es Niemandem einfallen, auf der feuchten Erde zu schlafen, wenn er sich nicht gerade draußen im Walde befindet und dazu gezwungen ist.

Señor Ramos muthete das nicht einmal seinen Dienstleuten zu, sondern setzte noch ein kleines Nebenhaus für diese an, das zwar seine besondere Leiter hatte, mit dem Hauptgebäude aber im ersten Stock durch einen schmalen und schwanken Bambussteg verbunden war, der Abends durch eine vorge-

bundene und mit einer Matte bedeckte Gitterthür von dem nämlichen Material abgesperrt wurde.

Señor Ramos mußte — wenn die Vermuthung der Leute von Tomaco richtig war — ein sehr reicher Mann sein, denn er arbeitete nicht allein nichts — das thaten sehr Viele in Tomaco — er verkaufte auch nichts, und bezahlte Alles, was er brauchte — wenn das auch nicht viel war — baar und in blankem Silber. Er verließ auch sein Haus nur sehr selten, schrieb aber dort fleißig, und nur, wenn der englische Dampfer kam, fuhr er mit dem Capitain an Bord zurück, blieb dort, bis das kleine Fahrzeug wieder zu arbeiten anfing, und kehrte nachher in seinem eigenen Canoe, das sein Neger ruderte, an Land und in sein Haus zurück.

Er war, wie man recht gut wußte, ein Feind Mosquera's und ein getreuer Anhänger der Regierung von Panamá, denn er hatte, als er hierher zog, kein Hehl daraus gemacht. Trotzdem kaufte er sich weder bei Señor Renard eine von dessen alten Musketen, noch exercirte er mit in der Sonne am Strand, und als ihn der Postmeister direct dazu aufforderte, sich an der Nationalvertheidigung zu betheiligen, meinte er, er könne schon exerciren, und wenn es wirklich zum Kampf käme, würde er neben dem Postmeister fechten, — eine Sache, die der Postmeister — allerdings aber nur im Stillen — für sehr unwahrscheinlich fand, denn er selber war noch gar nicht mit sich einig, ob er es so weit würde kommen lassen.

2.

Die erste Crinoline.

Jetzt herrschte wieder Ruhe auf Tomaco. Fünf Tage waren vergangen, seit Capitain King von der „Anna" die Nachricht gebracht hatte, daß die Mosqueraflotte unterwegs sei. Sie fand aber durch nichts eine Bestätigung, im Gegentheil war

sogar eben ein Canoe von Irapiche eingelaufen, das Gummi geladen hatte und dafür Aguardiente mitnehmen wollte, und dessen Leute aussagten, an der ganzen nördlichen Küste wisse man nichts von einem Einbruch der Mosquera-Truppen. Buenaventura sollten sie allerdings besetzt haben, von dort aber seien die Schiffe wieder nach Norden gegangen, um zuerst Panamá zu nehmen und dadurch die Regierung des ganzen Landes in die Hand zu bekommen.

Der leichte, sorglose Sinn der Bevölkerung verlangte nicht mehr, denn schon die gehabte Aufregung war ihnen unbequem gewesen. Die Fischer schaukelten schon lange wieder draußen in ihren Canoes, während die Landeigenthümer hinaus in ihre Plantanare gingen, um die schweren Fruchttrauben derselben an den Strand zu tragen, oder hinauf in die Cocospalmen zu steigen, um die erst halbreifen, aber mit erquickendem Wasser gefüllten Früchte abzupflücken und mit einer geschickten Schwingung der Hand so hinab zu werfen, daß sie sich in der Luft drehten und dann mit ihrer Spitze in den Sand fielen. Schlugen sie breit auf, so platzten sie leicht durch ihr Gewicht, denn die Nuß ist so mit Milch angefüllt, daß diese herausspritzt, sowie man nur mit einem Messer hineinsticht.

In dem kleinen Städtchen herrschte wieder ganz das alte Leben. Nur die Frauen waren in einer etwas ungewöhnlichen Bewegung, denn „Señor Renard" hatte mit dem Dampfer von Panamá einen Gegenstand bekommen und eben ausgepackt, der ihr Interesse wunderbar fesselte und zu den lebhaftesten Debatten Veranlassung gab.

Der Gegenstand war in der That von großer Wichtigkeit, nämlich nichts Geringeres als — eine C r i n o l i n e, und zwar die erste, die in diesem entlegenen Theil der Welt je gesehen worden.

In einem Ort, wo es so viel müßige Leute gab, wie in Tomaco, verstand es sich von selbst, daß die wenigen Kaufleute beim Auspacken ihrer eben angekommenen Waaren immer eine Menge von Zuschauern hatten. Es lag das ja auch mit in ihrem eigenen Interesse, denn es machte eine Ankündigung derselben unnöthig, sobald das schöne Geschlecht Stück für Stück derselben in Augenschein nahm, und dann sicherlich

schon an dem nämlichen Abend Stück für Stück einzeln besprach und kritisirte. Selbst schon beim Auspacken wurde manches Stück verkauft, denn darin bleiben sich die Menschen überall in der ganzen Welt gleich, ob sie nun in einer braunen oder weißen Haut herumgehen: daß sie nämlich gern das Neueste haben und sich besonders bei der Auswahl solcher Dinge zu dem hingezogen fühlen, was ihnen aus fremden Ländern gebracht wird.

Auch diesmal hatte sich ein Theil Neugieriger eingefunden, als Renard seine neuen Waaren öffentlich — wie er stets that — auspackte, und allerdings wäre es nicht leicht gewesen, etwas Derartiges in diesen offenen Häusern heimlich zu thun. Renard kam freilich selbst in Verlegenheit, als er diese erste und einzige Crinoline aus ihrem Versteck hervorzog und entfaltete, denn wenn ihm auch der Verkäufer in Panamá angezeigt hatte, daß er ihm in Kiste so und so einen aus Paris erhaltenen Artikel neuer Damenmoden mitschicke, so war der Franzose, der früher Kellner, dann Matrose auf einem Walfischfänger gewesen und später in Chile desertirt war, doch keineswegs in die Toilettengeheimnisse der Damen so weit eingeweiht, um selbstständig gleich an Ort und Stelle beurtheilen zu können, wie dieser höchst durchsichtige Gegenstand zu einer Damengarderobe verwandt werden könne. Den Nutzen begriff er nicht, und als Zierrath oder Schmuck schienen ihm die Drahtreifen nicht elegant genug, um gerade aus Paris zu kommen.

„Que es esto?“ (Was ist das?) riefen die Damen wie aus einem Munde, als er das wunderliche Ding entpuppte. — „'donde viene, (wo kommt es her?) Señor?“

„No sée,“ (Ich weiß nicht) sagte Monsieur Renard achselzuckend, indem er den fraglichen Gegenstand selbst mißtrauisch betrachtete, „alguna cosa para las Señoritas“ (etwas für die Damen).

„Para las Señoritas? Imposible! Que barbaridad!“ stöhnte eine dicke Negerin entrüstet, als ihr vielleicht einfiel, wie sie in einem solchen Kleidungsstück aussehen würde.

Das wunderbare Fabrikat ging nun von Hand zu Hand; während aber die jungen Mädchen errötheten und untereinander

kicherten, die älteren Damen mißbilligend den Kopf schüttelten, sammelten sich immer mehr Leute vor dem Hause des Herrn Renard, und mit wenigen Ausnahmen fehlte, kaum eine Viertelstunde später, keine von Eva's Töchtern — hoch oder gering —, um den neuen Putz in Augenschein zu nehmen.

Aber zu einem Resultat kamen sie nicht. Selbst das Wort Crinolina blieb ihnen ein Räthsel, denn Niemand wußte, was es bedeuten solle, obgleich es Spanisch klang. Es waren nämlich weder Pferdehaare, noch Leinwand daran, was es allenfalls hätte bedeuten können, sondern nur Baumwolle und Eisendraht.

Endlich machte Señora Ramos' Schwarze, die bei der Versammlung nicht fehlen durfte, den Vorschlag, ihre Herrin zu fragen. Diese hatte sich in Bogata — wenn sie auch hier außerordentlich einfach ging, stets nach der neuesten Mode gekleidet, und ihr Herr bekam immer Zeitungen, in denen lauter Neues stand. Vielleicht wußte die es.

Das war ein Vorschlag zur Güte, und Renard's Frau — eine Eingeborene — wurde augenblicklich abgesandt, um eine Aufklärung, wenn irgend möglich, zu erbitten, indessen die Damen in äußerster Spannung auf dem Posten blieben. Sie mußten doch erfahren, wie dieses neue Kleidungsstück getragen würde.

Nach einer Viertelstunde endlich — und wie lang ihnen diese wurde! — kehrte sie zurück und das Räthsel war gelöst. Dies Drahtgeflecht stellte nur einen Unterrock vor — die anderen Kleider wurden darüber gezogen, um recht hübsch und weit auszublähen. — Das war das ganze Geheimniß, aber die Lösung befriedigte die Damen noch nicht, denn nun wollten sie auch einmal sehen, wie das wunderliche Ding getragen würde, und ob es praktisch wäre — das heißt, ob es vornehm aussähe.

Hier aber fand sich eine andere Schwierigkeit, denn Niemand wollte es anfangs anprobiren — selbst Señor Renard weigerte sich hartnäckig. Eine alte Negerin erbot sich endlich — gegen angemessene Vergütung natürlich — die Probe an sich machen zu lassen. Sie trotzte allen Schrecken. Renard aber war klug genug, darauf nicht einzugehen, denn er wollte

die neue Mode, von der er später einen erklecklichen Profit hoffte, nicht gleich von vornherein lächerlich und dadurch unmöglich machen. Endlich bewog er ein junges allerliebstes Mädchen von Halbblut durch das Opfer eines buntseidenen Tuches, die Crinoline unter ihr Kleid zu ziehen. Die Toilette wurde im Laden selber, unter Beihülfe von Renard's Frau, gemacht, die Thür indeß verhangen, und die rings versammelten Frauen hielten schon unberufene Neugierige ab, daß sich nicht ein oder der andere junge Bursche gelüsten ließ, durch die allerdings zahlreichen Ritzen des Hauses zu schauen, denn im Stande wären die es gewesen.

Es war ein großer Moment im Leben dieses einfachen Naturvolkes, als Juana, wie das junge Mädchen hieß, endlich im vollen Staat und Glanz aus der Mattenthür des Ladens trat, denn da sich ihr Kleid als zu kurz und eng erwiesen, hatte ihr Madame Renard für die Probe ihr bestes Sonntagskleid geborgt, das mit seinen rothen und grünen Blumen ordentlich glänzte und funkelte. Verschämt und kichernd ging die junge Dame ein paar Mal vor dem Laden auf und ab, immer dann und wann selbst staunend auf die Pracht nieder zu schauen, die sie umgab. Wen störte es, daß sie bloße Füße hatte, und daß ihr das volle lockige schwarze Haar wild und ungeordnet um die Schläfe hing?

Die Damen fingen wirklich schon an, Geschmack an der Sache zu finden. Wie viel schöner sah man das Muster auf einem Kleid, wenn man es so ausgespannt tragen konnte, und wie vornehm schaute das arme einfache Ding, das Mädchen, in dem Gestell aus — und wie viel Zeug brauchte man für einen einzigen Rock!

Juana selbst wünschte sich in ihrem ungewohnten Staat auch der kranken Schwester zu zeigen, die daheim lag und nichts von all' den Herrlichkeiten zu sehen bekam. Leichtsinniger Weise erlaubte es ihr Renard — wohnte sie doch nur schräg gegenüber — und Juana flog der eigenen Wohnung zu, an der —, wie bei allen übrigen Häusern, nur eine schmale Leiter — oft nur ein eingekerbter Baumstamm — lehnte, um an diesem auf und ab zu steigen.

Die Meisten der Neugierigen folgten ihr; kaum aber war

sie drei oder vier Stufen hinauf gestiegen, als die Zuschauer unten in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Das arme Kind merkte jetzt, daß ihr Kleid, das ihr sonst glatt am Körper niederhing, weit auf der Leiter ausblähte. Aengstlich drückte sie es zusammen, aber die elastischen Reifen wichen aus — was sie auf der einen Seite niederdrückte, stand auf der andern um so viel weiter ab. Vor Scham tief erröthend, sprang sie endlich von der Leiter mit einem Satz hinab, um die häßlichen Reifen so rasch als möglich los zu werden.

Das gab der Crinoline den Todesstoß, denn daran hatte bis jetzt noch Niemand gedacht. Welche Frau oder welches Mädchen hätte mit einem solchen Putz ihr Haus je verlassen oder wieder dahin zurückkehren können? Es war rein unmöglich, denn an allen Häusern lehnten diese Leitern, und Monsieur Renard that das Einzige, was er mit der Crinoline überhaupt thun konnte — denn kaufen wollte sie jetzt Niemand —, er hing sie in seinem Laden unter Siebe, eiserne Töpfe, Besen und andere dergleichen im Handel vorkommende Dinge an der Decke auf, und nahm sich vor, mit dem nächsten Dampfer nach Panamá an seinen Correspondenten zu schreiben, ihm doch um Gottes willen keine weitere Nachsendung derartiger Moden zu machen.

Juana hieß aber von dem Tag an nur La Crinolita in der ganzen Stadt, und lange noch standen die Leute vor dem Hause und lachten und plauderten mit einander, bis endlich ein tüchtiger Regenschauer sie in ihre Häuser trieb und sie von dort aus, über die Straße hinüber und untereinander, aber doch unter Dach, das höchst interessante Gespräch über die merkwürdige Neuigkeit fortsetzen konnten. An Mosquera's Flotte dachte Niemand mehr.

3.

Der Alarm.

So rückte der Abend heran. Der Regen hatte aufgehört, und am westlichen Horizont wurde eben noch ein rother Gluthstreifen sichtbar, den die untergehende Sonne auf ihrer Bahn nach sich zog, als plötzlich ein Canoe um die nördliche Landzunge bog und, von den Rudern der darin Sitzenden getrieben, wie ein Pfeil über das Wasser dahin und der Landung zu schoß.

„Mosquera!" hieß der Schreckensruf, der gleich darauf durch die kleine, noch eben so ruhige Stadt zuckte — „Mosquera! — Draußen segeln die Schiffe an, und Tomaco ist vom Feinde bedroht."

Das war ein Durcheinanderlaufen, und wie sich Alles noch vor wenigen Stunden lachend und jubelnd um Renard's Laden gedrängt hatte, so rannten die Leute jetzt nach dem Strande, um von den eingelaufenen Fischern das Nähere über die beunruhigende Kunde zu hören. Selbst Señor Ramos befand sich diesmal unter den Neugierigen. Aber der Bericht, den die Seeleute geben konnten, lautete immer noch unbestimmt, wenn er auch das Schlimmste fürchten ließ.

Sie hatten draußen an der Punta Mariana gefischt, und befanden sich schon wieder auf dem Heimweg, als sie zwei Fahrzeuge bemerkten, die gegen den Wind aufkreuzten und augenscheinlich auf Tomaco zuhielten. Das eine war ein Schooner gewesen, das andere eine Galeotte. Wie sie näher kamen, hatten sie auf dem Schooner eine Flagge aufgezogen, da sie aber von ihnen fortwehte, konnten sie die Farben nicht erkennen, und wahrscheinlich sollte das ein Zeichen sein, daß man sie an Bord verlangte, um dort vielleicht als practicos oder Lootsen zu dienen.

Aus Furcht davor hatten sie sich in die Ruder gelegt und waren geflohen, während das kleinere Fahrzeug, die Galeotte, sobald sie das an Bord merkten, versuchte, ihnen den Weg ab-

zuschneiden. Aber das ging freilich nicht; sie selbst hielten sich in seichtem Wasser, wohin ihnen das tiefer gehende Segelschiff nicht folgen durfte, wenn es nicht auf den Grund gerathen wollte, und als es wenden mußte, trieb es der ungünstige Wind viel mehr zurück, als daß es Fortgang gemacht hätte.

„Und wann könnten sie hier sein?"

Keinenfalls vor morgen früh, denn von der letzten Punta aus hatten sie die beiden Kriegsfahrzeuge nur noch in weiter Ferne gesehen, und ohne Lootsen an Bord durften sie nicht wagen, in dunkler Nacht hier einzulaufen.

Das war der einzige Trost, den sie mitbrachten, aber am nächsten Morgen konnten die Bewohner von Tomaco darauf rechnen, den unwillkommenen Besuch der Feinde da zu haben.

Was nun thun? Ihr erster Nationalitätseifer war schon merklich abgekühlt, und sollten sie wirklich all' ihr Hab und Gut daran wagen, um der Regierung in Panamá, die bis dahin noch gar nichts für sie gethan, die Insel in treuer Botmäßigkeit zu erhalten? Wer vergütete ihnen den Schaden, wenn die Stadt in Brand geschossen wurde? — Aller Wahrscheinlichkeit nach Niemand, und die Stimmung der Bevölkerung fing an, eine entschieden friedliche zu werden. Selbst Renard, der keine verkäuflichen Waffen mehr an der Hand hatte, hütete sich, ein einziges aufregendes Wort fallen zu lassen, ja er wußte sogar einige Beispiele von anderen Städten Neugranadas zu erzählen, wo Mosquera — weil er keinen Widerstand gefunden — vollkommen friedlich eingezogen war und Niemanden belästigt hatte.

Nur der Postmeister blieb Feuer und Flammen, und war wieder emsig beschäftigt, die Landwehr zu organisiren, die er am liebsten die ganze Nacht durch hätte exerciren lassen. Dazu brachte er die Leute nun allerdings nicht, aber sein Beispiel diente doch dazu, sie wenigstens in etwas aufzuregen. — Schämten sie sich doch, so gar kalt zu bleiben, wo es die Vertheidigung des Vaterlandes und des eigenen Herdes galt. Sie verstanden sich also dazu, am nächsten Morgen, noch vor Tag, den Strand zu besetzen, die Kanonen zu richten

und — wie es der Postmeister verlangte — „mit Gut und Blut ihre Ehre und ihre Rechte zu vertheidigen".

Der Postmeister sorgte auch dafür, daß sie nicht zu lange schliefen, denn kaum tauchte der Morgenstern über den Baumwipfeln des festen Landes auf, so rasselte, von ihm selber bearbeitet, eine alte Trommel durch die stillen Straßen der Stadt, um in einer Art von verzweifeltem Generalmarsch die Bevölkerung zu wecken, die jungen Männer heraus zu rufen und die Frauen und Kinder durch den ungewohnten Lärm fast zu Tode zu ängstigen.

Er unterließ auch keine Vorsichtsmaßregeln. Ein Canoe wurde, als noch tiefe Nacht auf dem Meere lag, an die nördliche Punta hinaufgeschickt, um dort auf Wacht zu liegen, bis der Tag anbreche, und dann ungesäumt genaue Kunde zu bringen. Ebenso wurden auf den Felsen hinauf Posten geschickt, und ihnen eine kleine Fahne mitgegeben, durch welche sie bestimmte Botschaften auf eine vorher bestimmte Art herabwinken sollten — was sie aber natürlich vergaßen, ehe sie nur oben waren.

Unterdessen ließ er die beiden Kanonen an die äußerste Spitze der Insel schaffen, von wo aus er beide Kanäle — wenn auch nicht gerade beschießen, doch jedenfalls bedrohen konnte, und ebenso mußten die Leute mit Spitzhacken und Schaufeln arbeiten, um eine Art Schanze aufzuwerfen, hinter der sie gedeckt gegen das Feuer der Schiffe stehen konnten. In dem lockern Sand war leicht zu arbeiten, und sie hatten bald eine Brustwehr ausgegraben, die hinreichend schien, sie zu verbergen, wenn sie auch einer wirklichen Kanonenkugel kaum einen Widerstand geboten hätte.

Bis Tagesanbruch waren sie richtig damit fertig. Der Postmeister blickte mit Stolz auf das vollendete Werk, und als der Tag graute, hingen Aller Blicke mit Spannung an dem westlichen Horizont, den noch ein duftiger Nebel deckte. Kaum aber hob sich die Sonne, so preßte sie auch diese leichten Schwaden auf die Oberfläche der See nieder, von der sie rasch aufgesogen wurden, und „Dort sind sie! dort sind sie!" lief der Ruf von Mund zu Mund und fand bald sein Echo in der Stadt, der die geängstigten Frauen und

Kinder entströmten, um den Feind mit eigenen Augen zu schauen.

Zu gleicher Zeit winkten die Posten auch auf dem Hügel mit ihren Fahnen und kam das nach der Punta ausgesandte Canoe in voller Eile zurück. — Sie Alle hatten den Feind zu gleicher Zeit bemerkt, und die Richtung, welche die kleinen Fahrzeuge mit der schwachen Morgenbrise nahmen, ließ keinen Zweifel mehr, daß Tomaco wirklich ihr Ziel sei. — Aber waren es auch wirklich Kriegsschiffe?

In dem breiten weißen Streifen, der um den Rumpf herum lief, zeigten sich allerdings die schwarzen viereckigen Portlöcher — aber ob es gemalte oder wirkliche Porte waren, ließ sich in der Entfernung noch nicht erkennen, und solche gemalte Porte führten fast alle Kauffahrteischiffe, während die wahren Kriegsschiffe gewöhnlich ganz schwarz angestrichen waren und nicht die geringste Abzeichnung trugen.

Der Postmeister selber, der eine Art von Teleskop besaß, das er einmal einem Walfischfänger um ein Billiges abgekauft, bemühte sich vergebens, etwas Genaueres zu erkennen — das verwünschte Glas hatte so viel gekratzte Risse! — Nicht einmal eine Flagge zeigten sie, und suchten nur mit sämmtlichen beigesetzten Segeln den schwachen Wind zu fassen und dadurch vorwärts und auf Ankergrund zu kommen. Mit der Seebrise, die den Nachmittag etwa um drei Uhr einsetzte, durften sie sicher darauf rechnen, die Einfahrt des Hafens in ihrer Gewalt zu haben.

Es war jetzt in der That nichts weiter zu thun, als diesen Zeitpunkt eben abzuwarten; denn ein verzweifelter Plan, den der Postmeister entwarf, mit Canoes und Booten nämlich in die offene See hinaus zu fahren und die Kriegsschiffe zu entern und zu nehmen, fand auch nicht den geringsten Anklang. Die Leute meinten ganz vernünftig: wenn sie das wollten, könnten sie ja nur ruhig warten, bis die beiden Fahrzeuge zu ihnen hereinkämen; dann hätten sie es doch jedenfalls weit bequemer.

Indessen ging der Alcalde, dem nicht wohl bei der Sache wurde, zu Señor Ramos hinüber, um dessen Meinung zu hören; er staunte aber nicht wenig, als ihm dieser ganz ruhig sagte, er würde an seiner Stelle nicht den geringsten Wider=

stand leisten, denn einem ordentlichen Angriff hielten seine Leute doch nicht Stand, und Widersetzlichkeit würde den Feind nur erbittern, aber nie etwas an der Sache — der Besetzung Tomacos durch Mosquera's Truppen — ändern.

„Wenn Sie das nur dem Postmeister gesagt hätten!“ entgegnete, etwas bestürzt, der Alcalde. „Der ist ganz Feuer und Flamme.“

„Der Postmeister ist ein Bramarbas,“ sagte Señor Ramos ruhig. — „Lassen Sie den da draußen manövriren, er wird nicht den geringsten Schaden thun.“

Dabei blieb es, und die Einwohner von Tomaco beobachteten mit ängstlicher Spannung das zwar langsame, aber doch unverkennbare Näherrücken der „Flotte“.

Den stolzen Namen Flotte verdienten die beiden kleinen Fahrzeuge allerdings nicht. Es waren ein paar ganz gewöhnliche Schooner, wie sie überhaupt an der Küste kreuzten, um Tauschhandel zu treiben und selten größere Reisen als nach Panamá und wieder zurück zu machen. Noch dazu wurden zu diesen Fahrten gewöhnlich die ältesten und schlechtesten Schiffe benutzt, da sie in dieser Breite nie eine schwere See oder gar einen Sturm zu fürchten hatten. Das Schlimmste, womit sie kämpfen mußten, waren Windstillen, die ihre Reise oft um das Dreifache verlängerten. Uebrigens fanden sie überall an der Küste kleine Häfen, wo sie einlaufen und frische Provisionen kaufen konnten — Wassermangel fand in einer Gegend nie statt, wo wenigstens einmal an jedem Tag ein kleiner Wolkenbruch fiel, so daß man an Deck, mit einem ausgespannten Segeltuch, leicht auffangen konnte, was man über Tag brauchte.

Die beiden kleinen Fahrzeuge schienen nun auch nicht um einen Grad besser zu sein, als alle anderen derartigen gleichen Gelichters, und möglich, daß der Postmeister, der lange Jahre seines Lebens an der Küste zugebracht, auch der festen Ueberzeugung war, er hätte es nur mit friedlichen Küstenfahrern zu thun und könne, in sehr billiger und gefahrloser Weise, seinen Muth zeigen und seinen Landsleuten imponiren. Mosquera, noch nicht im Besitz Panamás oder irgend eines andern bedeutenden Hafens, war aber in der That genöthigt gewesen, ein paar ganz gewöhnliche Schooner, wie er sie an der Küste

genommen oder aufgekauft hatte, zu bemannen und zu armiren, und da die Bewohner dieser kleinen Hafenplätze auch wohl noch nie ein wirkliches Kriegsschiff gesehen hatten, so konnten sie, seiner Meinung nach, recht gut Alles erfüllen, zu was er sie brauchte — und erfüllten es auch in vielen Fällen.

Die Spannung am Lande hatte ihren Höhepunkt erreicht, als beide Schooner, etwa Mittags um zwölf Uhr, draußen vor dem Eingange des Kanals neben einander ankerten, und gleich darauf ein kleines Boot in See gelassen wurde — was man mit bloßen Augen deutlich erkennen konnte —, in das einige Mann hineinstiegen und dann dem Lande zuruderten. Hinten im Heck des Bootes stand ein Officier, und als er näher kam, hob er eine kleine weiße Fahne empor — es war richtig ein Parlamentairboot, und da die Leute recht gut wußten, daß sie von den paar Mann keinen Ueberfall zu fürchten hatten, drängten sie mehr und mehr der Landung zu, um dort gleich an Ort und Stelle das Schlimmste zu erfahren.

Selbst der Postmeister, der aber seinen Leuten streng anbefahl, auf ihrem Posten zu bleiben, den sie bis auf den letzten Mann vertheidigen wollten, näherte sich der Stelle, um bei dem Kriegsrath zugezogen zu werden.

Still und schweigend ruderte indeß das Boot heran, und die vier Leute an den Riemen — ruppig genug aussehende Burschen, wenn sie wirklich zu einem Kriegsschiff gehörten — warfen bei ihrer Arbeit etwas scheu den Kopf zurück nach den Leuten am Strande, und schienen keineswegs eines ganz freundlichen Empfanges gewiß zu sein.

Vollkommene Ruhe bewahrte indeß der Officier selber, der, als das Boot den Sand scheuerte, von seinem Sitz aufstand und die weiße Fahne emporhob. Da aber gerade Ebbe war, lag das Boot, wenn auch schon festgefahren, noch immer wohl zehn oder zwölf Schritt von dem seichten Strande ab, und Einer der Leute sprang ohne Weiteres hinaus in's Wasser, um ihn auf seinen Schultern auf trockenen Boden zu tragen, denn er hatte Stiefel an, die er nicht naß machen durfte.

Der Officier nahm das auch an, und zwar als eine Sache, die sich von selbst verstand, wenn es ihm auch in der Würde seiner Stellung und europäischen Augen gegenüber vielleicht

Eintrag gethan hätte, so huckepack und nichts weniger als graziös an Land geritten zu kommen. Hier aber war man etwas Aehnliches schon so gewöhnt, daß Niemand nur eine Miene deshalb verzog und der Alcalde in etwas steifer und gezwungener Haltung ihm entgegentrat, um zu erfragen, was er wünsche und was die Schiffe da draußen beabsichtigten.

Der Officier grüßte freundlich, ohne sich dann aber bei weiteren Höflichkeiten aufzuhalten, sagte er ruhig:

„Señores, ich komme hierher im Namen meines Capitains und Admirals, des ehrenwerthen Don Juan Salcantra, um Sie aufzufordern, Sr. Excellenz, dem geliebten und tapfern Präsidenten Mosquera den Huldigungseid zu leisten und zu schwören, daß Sie diesen Platz gegen alle Feinde Sr. Exellenz vertheidigen und ihm überhaupt treue Unterthanen sein wollen."

Todtenstille folgte dieser Aufforderung, und selbst der Alcalde war in Verlegenheit, was er darauf erwidern solle. Mit der Schlauheit und Geschmeidigkeit der ganzen spanischen Race ließ er aber doch nicht lange auf eine Antwort warten und erwiderte freundlich:

„Señor, wir sind ruhige und friedliebende Bürger auf Tomaco, die mit treuer Anhänglichkeit an ihrer Regierung hängen und erst vor ein paar Tagen erfahren haben, daß eine Revolution im Lande ausgebrochen sei. Daß der neue Präsident in Panamá Mosquera heißt, wußten wir noch gar nicht, und wenn Sie uns von dort den schriftlichen Befehl zu dem eben Verlangten bringen, sind wir mit Vergnügen bereit, Ihrem Wunsche zu willfahren."

„Die Regierung in Panamá," sagte nun der Officier finster, „ist gestürzt — General Mosquera regiert jetzt allein im Lande, und deshalb haben die verschiedenen Hafenplätze auch von ihm allein Befehle entgegen zu nehmen, die er aber nie schriftlich, sondern nur mündlich giebt."

„Bitte um Entschuldigung, Señor," nahm der Postmeister das Wort. „Die Regierung von Panamá ist nicht gestürzt, wenigstens nicht, daß Sie etwas davon wissen könnten, denn der englische Dampfer, der direct von Panamá kam, hat erst nach Ihnen Buenaventura verlassen und uns noch Depeschen unserer Regierung mitgebracht."

„Señor," erwiderte der Officier kalt, „die Regierung von Panamá ist im ganzen Lande gestürzt und in Panamá eingeschlossen, Sie können dieselbe also nicht mehr Regierung nennen. Aber ich bin nicht hier, um mich mit Ihnen in einen Wortstreit einzulassen. Meine Aufforderung an Sie ergeht nur dahin, ob Sie sich den rechtmäßigen Behörden unterwerfen wollen, — wo nicht, werden wir mit unseren Schiffen Ihren Gehorsam zu erzwingen wissen, und die Folgen — haben Sie sich dann selber zuzuschreiben. — Ich bitte um Antwort."

„Und die soll Ihnen werden," rief der enragirte Postmeister, ehe der Alcade selber das Wort ergreifen konnte. — „Kommen Sie nur so nahe, daß wir Sie mit unseren Kanonen erreichen können, so wollen wir Ihnen eine Antwort hinüberschicken, daß Ihnen die Köpfe brummen."

„Ist das Ihr letztes Wort?" frug der Officier finster.

Der Alcalde wollte etwas erwidern, aber die Umstehenden, denen die kecke Rede ihres Postmeisters imponirte, brachen in ein donnerndes Hurrah aus, und die Leute im Boot griffen erschreckt nach ihren Rudern, weil sie sich nicht sicher fühlten, daß die übermüthigen Burschen am Ende über sie herfallen könnten. — Was wußten sie von Völkerrecht oder Parlamentairflagge!

Der Officier mochte etwas Aehnliches fürchten, denn er trat dicht zum Rand des Wassers zurück und sah sich nach seinen Leuten um. Dadurch gewannen die Bewohner von Tomaco nur neuen Muth. Der Alcalde wollte etwas sprechen, aber er kam nicht zu Worte — wieder gaben die Hurrahschreier eine volle Salve, und der Officier, mit gänzlicher Mißachtung seiner blanken Stiefel und trockenen Beinkleider, trat in das Seewasser hinein, war mit wenigen Schritten bei seinem Boote, schwang sich hinein, und während sich die Ruderer mit aller Macht in die Riemen legten, glitt die etwas plumpe Jolle wieder in tiefes Wasser zurück und dem Schiffe zu.

4.

Die Einnahme von Tomaco.

Draußen in See hatte indeß die Mannschaft mit großer Spannung dem Erfolg des Parlamentairs entgegen gesehen, denn dieser gab ja die Entscheidung, ob sie die vor ihnen liegende Insel ruhig besetzen oder sie erst nach einem vielleicht harten und blutigen Kampfe erobern sollten.

Und eine wunderliche Mannschaft war es in der That, welche die Decks der kleinen Fahrzeuge füllte! Besonders der Schooner, eigentlich das stärkere Schiff von den beiden, zeichnete sich darin aus, denn zusammengeleseneres Volk ließ sich kaum auf der Welt denken. Nicht ein Mann sah aus wie der andere oder hatte auch nur das geringste Seemännische in seinem Wesen. Schmutzig, abgerissen, nicht einmal in ihrer Hautfarbe gleich, die vom tiefen Schwarz des Negers bis zu der braunen Haut des Halbindianers alle verschiedenen Schattirungen zeigte, räkelten sie sich und lagen über Deck, und die drei oder vier Europäer dazwischen schienen einer ganz andern Welt anzugehören.

Besonders der Steuermann, ein Engländer, und wie alle englischen Seeleute sauber und adrett gekleidet, sah mit unbeschreiblicher Verachtung auf den Troß hinab, als er jetzt oben auf dem Quarterdeck, sein Teleskop in der Hand, die Befehle des Capitains, eines Neugranadiensers, erwartete.

Aber die Schiffe wenigstens paßten zu der Mannschaft, denn wenn man ihnen von außen auch erst kürzlich einen frischen Ueberzug von Oelfarbe gegeben hatte, so konnte das doch den Augen eines Kundigen die alten Schäden nicht verbergen, die sich nicht übertünchen ließen. Selbst der Hauptmast war geflickt, und die Segel schienen nur aus einzelnen Lappen zusammengesetzt zu sein — die meisten Taue bestanden aus zusammengedrehter roher Haut, und aus dem Deck selber hatte Alter oder lange Benutzung schon ganze Späne herausgefressen, daß es gar nicht mehr ordentlich gescheuert werden

konnte. Ueberhaupt sah das ganze Fahrzeug genau so aus, als ob es eine einzige tüchtige See rettungslos in den Grund waschen müsse, während der untere Raum, in dem die Besatzung schlief und aß, gar keine Beschreibung zuließ.

Allerdings hatte der Steuermann versucht, in diese Wirthschaft Ordnung, oder doch wenigstens Reinlichkeit zu bringen, aber vergebens. Die ganze Mannschaft trat gegen ihn auf, und da ihn der Capitain in seinen Bemühungen nicht im Geringsten unterstützte, ja seinem Kajütenjungen sogar gestattete, daß er die Kajüte in einem ähnlichen Zustande hielt, so ließ er es endlich gehen; was sollte er sich auch mit den Land-Lubbern die Schwindsucht an den Hals ärgern?

Jetzt kam das Boot zurück.

„Wie die Kerle nur rudern!" brummte er leise vor sich hin. „Ein Heidenglück, daß hier kein Mensch einen Begriff davon hat, wir müßten uns zu Tode schämen mit unserer Bande. Hol' sie der Henker!"

Und er spuckte dabei seinen Tabakssaft mit einem wahren Ingrimm in's Meer hinein.

Das Boot kam indeß näher, und der Capitain — oder Almirante, wie er sich stolz nennen ließ — hatte schon ungeduldig mit seinem Fernrohr hinüber gesehen. Der Officier, der jetzt im Boot aufgerichtet stand, schüttelte die emporgehobene Hand zum Zeichen der Verneinung, und leise vor sich hinfluchend, rief der Neugranadieser:

„Nun, Señores, wenn Ihr es denn nicht anders haben wollt, so kann ich Euch nicht helfen! — Señor Culpepper," wandte er sich dann an den Engländer, „geben Sie den Befehl, daß die Kanonen scharf geladen werden, wir wollen den Herren da am Ufer, sowie wir etwas näher hinan kommen können, die in Buenaventura aufgetragenen Grüße bringen."

Señor Culpepper zerbiß eine Verwünschung zwischen den Zähnen und ging nach vorn; denn was auf einem wirklichen Kriegsschiffe nur durch den Befehl und die Pfeife des Bootsmannes beordert wird, mußte er selber überwachen, und vielleicht auch mit Hand anlegen, wenn er es gethan haben wollte.

Indem stieg eine schmächtige, hagere Gestalt in einem

blauen Rock mit blanken Knöpfen und straff anliegenden schwarzen Haaren, einen kleinen Panamahut auf dem Kopf, an Deck, wo ein paar Matrosen eben beschäftigt waren, das Sonnenzelt aufzuspannen. Der Neuheraufgekommene aber, wenn er auch selbst vom „Almirante" mit großer Achtung behandelt wurde, hatte kein angenehmes Aeußere. Die gelbe Hautfarbe seines Gesichts trug eine Menge bläulicher Flecke, beinahe als ob er einmal einen Schrotschuß auf den Kopf bekommen hätte, und wenn er auch nicht gerade schielte, hatte das eine Auge doch — was man im gewöhnlichen Leben so nennt — einen falschen Blick. Dabei ging der Mann immer ein wenig gebückt und sah wie lauernd und mißtrauisch um sich her.

An Bord unter den Leuten hieß er gleich vom ersten Tage an „die Ratte", wenn er auch einen ziemlich hohen Posten zu bekleiden schien und von den Officieren gewöhnlich Señor Comisario genannt wurde — was kümmerte das die Mannschaft? — an Bord hatte er ihnen doch nichts zu befehlen.

„Nun, wie ist es?" fragte er, sowie er das Deck betrat und den lauernden Blick umherwarf. — „Das Boot noch nicht zurück?"

„Dort kommt es eben langseit," sagte der Seemann. „Wir müssen, wie ich merke, Gewalt brauchen."

„Dann lassen Sie das Nest in Grund und Boden zusammen schießen, Señor Almirante!" rief der Commissär, während seine Augen ein unheimliches Feuer annahmen. „Die Canaillen haben es nicht besser verdient, und wenn wir an der Küste einmal ein solches Exempel statuiren, so erspart uns das eine Menge Mühe vielleicht für andere Plätze."

„Wenn es nicht sein muß," sagte der Seemann kopfschüttelnd, „so möchte ich es gerade bei Tomaco nicht gern thun. Es ist einer der betriebsamsten Orte Neugranadas."

„Rebellisches Gesindel!" rief der Commissär im Eifer. „Ich kenne sie von früher her und besser als Sie glauben. Verrätherisches Pack die ganze Bande, und seien Sie versichert, daß ich jede Maßregel vertrete, die Sie gegen dies Volk in Anwendung bringen."

Der Seemann erwiderte nichts darauf, denn der ausgesandte Parlamentair stieg eben an Bord und machte seine Meldung.

„Und haben Sie erfahren, ob ein Señor José Ramos hier in Tomaco lebt?“ unterbrach ihn der Commissär, ehe er seinen Bericht ganz vollendet hatte.

„Señor,“ sagte dieser, „ich hatte an Land mehr zu thun, als mich nach einzelnen Persönlichkeiten zu erkundigen. Der Zeitpunkt war gerade nicht besonders passend.“

„Aber Sie haben doch wenigstens Jemanden von dort mitgebracht, der uns nähere Auskunft geben könnte!“ rief der Commissär, indem er einen giftigen Blick nach dem jungen Manne schoß.

„Wir waren froh, daß wir uns selber wieder fortbrachten,“ erwiderte dieser, „denn die Stimmung schien eine sehr aufgeregte zu sein. Uebrigens haben sie dort drüben im Sande Schanzen aufgeworfen und dieselben auch wahrscheinlich mit Kanonen armirt, wenn ich das von dort, wo ich mich befand, auch nicht ganz deutlich erkennen konnte.“

„Was für Kanonen werden sie hier am Lande haben!“ sagte der Capitain verächtlich. — „Unsere Zwanzigpfünder sollen da schon ganz anders mit ihnen sprechen. Wie steht es mit der Fluth, Señor Culpepper?“

„Fängt eben an zu steigen, Señor,“ lautete die Antwort — „vor drei Stunden dürfen wir aber nicht daran denken, die Anker zu lichten, denn wenn wir hier auf dem Sande festfahren, und sie haben wirklich so ein Ding wie ein Geschütz am Land, so können sie mit uns machen was sie wollen.“

Der Capitain erwiderte nichts, sondern ließ sein Boot bemannen und ruderte nach der Galeotte hinüber, während der Commissär, seine Nägel beißend, an Deck auf und ab ging und nur manchmal das Teleskop aufnahm, um zu beobachten, was da drüben am Lande vorging.

Indessen schlenderte der Steuermann wieder über Deck, damit dort — so weit das möglich war — Alles in Ordnung gebracht würde, wenn es wirklich zu einem Kampf kommen sollte. Vorn am Gangspill lehnte ein anderer Europäer — ein junger Franzose, der den Posten eines master at arms

bekleidete. Er hatte beide Arme auf das Gangspill gelehnt, stützte sein Kinn darauf und blickte in tiefem Sinnen nach dem Lande hinüber.

„Nun, Bill," sagte Mr. Culpepper zu ihm, indem er neben ihm stehen blieb und ihm auf die Schulter klopfte, „worüber denkt Ihr nach?"

„Ich, Sir?" sagte der Franzose, der ziemlich gut Englisch sprach, denn er hatte lange in Canada gelebt und schien auf der See daheim zu sein. Er war reinlich und ganz matrosenartig gekleidet, was man von der übrigen Gesellschaft nicht sagen konnte — „ich überlege mir eben, daß es eine verdammt viel bessere Beschäftigung wäre, da drüben auf dem Rücken unter einer Cocospalme zu liegen, als hier mit einer nichtswürdigen Bande von Land-Lubbern sich zu Schanden zu ärgern. Ich habe das Leben hier bis an den Hals satt."

„Ich wohl nicht, Kamerad?" lachte der Engländer mit einem leisen Fluch. — „Aber was kann's helfen? Heute bekommen wir wenigstens einmal Abwechselung in die Wirthschaft, und ich kann Euch sagen, daß ich neugierig bin, wie sich unsere tapferen Neugranadienser im Feuer benehmen werden."

„Im Feuer?" sagte der Franzose verächtlich. — „So lange sie nicht fortlaufen können, werden sie natürlich Stand halten. Uebrigens geb' ich Euch mein Wort, daß es hier an Bord gefährlicher ist, hinter einer von unseren alten Kanonen zu stehen, wie davor, denn ich möchte nicht dabei sein, wenn sie abgefeuert werden."

Der Engländer lachte laut auf.

„Und habt Ihr sie nicht selber heute zu dem Zwecke geladen?"

„Bah!" sagte der Franzose. — „Die sind schon oft geladen, aber noch nie abgeschossen worden — so lange ich wenigstens an Bord bin — und so lange ich an Bord bin, werd' ich es auch zu vermeiden suchen, darauf könnt Ihr Euch verlassen."

„Wird aber diesmal nicht gehen," schmunzelte der Engländer, „denn die Ratte scheint eine ganz besondere Wuth auf das Nest da drüben zu haben und kann die Zeit nicht erwarten, wo der Befehl zum Feuern gegeben wird."

„Die Ratte soll — zu Grase gehen," brummte Bill durch die Zähne. „Ich möchte nur wissen, was der hier schon einmal ausgeheckt hat, daß er so wüthend auf den Ort ist. Habt Ihr je ein freundlicheres Plätzchen in der Welt gesehen, Mate?" fuhr er fort und deutete mit dem Arm nach der reizenden Insel hinüber. — „Kann es etwas Pittoreskeres geben, als jenen alten grauen Felsen mit den Palmen am Fuße, seiner hellgrünen Zuckerrohr-Mantille und den prachtvollen, breitblätterigen Bananen oben auf dem Gipfel? Wie friedlich könnten die Menschen hier leben — und leben auch so, wahrscheinlich — wenn wir sie mit unserer verwünschten Politik in Ruhe ließen und die „Ratte", statt sie hier an's Land zu setzen, einfach im Kanal ersäuften."

Der Engländer lachte leise vor sich hin und ging wieder nach hinten, wo er jetzt, da die Fluth schon scharf einsetzte und der Bug vom Land abgedreht lag, einen bessern Ueberblick über die Insel hatte. Der Capitain kam ebenfalls zurück, und die Mannschaft wurde zum Essen gerufen, um völlig bereit zu sein. So rückte etwa drei Uhr heran — das Wasser war bedeutend gestiegen, und da der Commissär ebenfalls unablässig drängte, um an Land zu kommen, gab der „Admiral" endlich den Befehl, die Anker wieder zu lichten und aufzusegeln.

„Fertig zum Feuern!" lautete dabei der Befehl. Es schien wirklich Ernst zu werden, und der master at arms wurde auf das Quarterdeck befohlen.

„Lassen Sie Ihre Leute bei den Kanonen stehen, Sir," redete ihn hier der Capitain an, „und beim ersten Schuß, der vom Lande her fällt, geben Sie eine Salve — eine ganze Breitseite" (es waren drei Kanonen an jeder Seite) „und zielen Sie gut."

„Sehr wohl, Señor Almirante," sagte der Franzose, mit der Hand an der Mütze, „aber — wollen Sie mir eine Bemerkung erlauben?"

„Was ist da noch zu bemerken?" fragte der Capitain scharf.

„Weiter nichts," bemerkte der Franzose, „als daß der Schooner das Abfeuern der Kanonen nicht aushält. Sie sind zu schwer für uns."

„Mit dem Bedenken kommen Sie jetzt, im entscheidenden Augenblick?“ fuhr der Capitain auf.

„Señor,“ erwiderte der Mann ruhig, „als ich in Buenaventura der kleinen Prügelei wegen von den Behörden eingesteckt wurde und die Wahl bekam, zwei Monate in einer wahren Pesthöhle von Gefängniß zu sitzen, oder an Bord dieses Kriegsschiffes zu gehen, hatte ich mit der Armirung desselben nichts zu thun. Jetzt haben Sie mich zum Geschützmeister gemacht, und es ist meine Schuldigkeit, Sie vor der Gefahr zu warnen.“

„Sie wollen mir doch nicht sagen,“ rief der Admiral, „daß wir nicht wagen dürften, einen Schuß zu thun!“

„Allerdings,“ erwiderte mit unzerstörbarer Ruhe der Franzose. „Ich habe den Schooner genau untersucht — die Planken und Rippen sind so morsch, daß Sie in keinem andern Wasser damit fahren könnten, wie gerade hier — sie halten nur noch bei ruhiger Fahrt aus reiner Gefälligkeit zusammen. Ich weigere mich übrigens nicht, zu feuern. Geben Sie den Befehl, und Sie sollen sehen, daß Ihre Geschützstücke ordentlich bedient werden. — Ich kann schwimmen, und wenn der alte Kasten auseinander geht und die Kanonen nicht platzen, so hoffe ich an Land zu kommen. Daß wir aber heut Abend, wenn wir nur eine einzige Breitseite abfeuern, die Wand bersten und eine Stunde später voll Wasser laufen, darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort“ — und seine Mütze lüftend, drehte er sich ab und ging wieder ruhig auf seinen Posten.

Der Capitain blieb in einer höchst unbehaglichen Stimmung zurück, und auch der Commissär war ein sehr bestürzter Zuhörer der Unterredung gewesen, denn er hatte bis jetzt einen ganz andern Begriff von ihrer Marine gehabt. Sank das Schiff wirklich, so war er verloren, denn er konnte nicht schwimmen, und ob sie in einem Boot freundlich an der Küste empfangen würden, bezweifelte er sehr.

Der Engländer wurde jetzt gerufen, um seine Meinung über die Sache zu hören, aber er zuckte die Achseln. Der Franzose war, wie er bestätigte, gelernter Schiffszimmermann und hatte ihn schon ein paar Mal auf den wahrhaft traurigen

Zustand der Schiffshölzer aufmerksam gemacht. Er traute selber nicht, und wenn sie seinem Rath folgen wollten, so hielten sie mit Schießen wenigstens so lange als möglich zurück. Der Schooner mache jetzt schon so viel Wasser, daß sie auf jeder Wacht eine volle Stunde pumpen müßten, und ihn dann noch nicht einmal frei bekämen. — Wenn sich durch die Erschütterung des Feuerns die Hölzer noch mehr lösten, stünde er für nichts. — Uebrigens könne er auch schwimmen.

Und damit spuckte er sein Priemchen über Bord und schnitt sich ein frisches ab, während der Schooner, von der Galeotte dicht gefolgt, mit der jetzt einsetzenden Seebrise rasch seinem Ziel entgegenlief und einem Kampfe, sobald er vom Lande aus begonnen wurde, nun schon gar nicht mehr ausweichen konnte. Gegen diese Brise und die starke Strömung der einsetzenden Fluth wären die erbärmlich segelnden Fahrzeuge gar nicht im Stande gewesen, die offene See wieder zu erreichen.

Der „Almirante" befand sich in Verlegenheit, denn es kann ja nichts Fataleres für den Befehlshaber eines Kriegsschiffes geben, als zu hören, daß die Kanonen, die zu dem besondern Zwecke an Bord geschafft wurden, um damit zu schießen, nicht abgefeuert werden dürften, wenn man nicht befürchten wolle, nicht etwa Schaden nach außen anzurichten, sondern das eigene Fahrzeug zu ruiniren. Wer weiß auch, was er gethan hätte, wenn gerade Ebbe gewesen wäre und ein günstiger Wind ihm irgend eine andere Bewegung erlaubt hätte, als die, vorwärts zu segeln. So aber befand er sich genau in der Lage eines Cavalleristen, dessen Pferd mit ihm, angesichts der feindlichen Reihen, durchgeht, und zwar gerade auf die Feinde zu. Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als zu thun, als ob er das Pferd noch selber regiere und lenke, und nur aus rasender Tapferkeit zu diesem tollkühnen Angriff getrieben werde. Er war auch mit sich einig, denn wenn wir zu einem Entschluß gezwungen werden, ist es nicht schwer, ihn zu fassen.

Jetzt befand man sich der im Sande eingegrabenen Batterie gegenüber. Deutlich konnte man schon die dort am Ufer durcheinander laufenden Soldaten erkennen, und der Capitain

bemerkte mit seinem Glas, daß sie wirklich mit einem Gegenstande, der einer Kanone ähnlich sah, beschäftigt waren. Es dauerte auch nicht lange, so folgte ein Blitz, dann eine kleine weiße Rauchwolke, und während der Schuß zu ihnen herüberdröhnte, sprangen die Leute alle nach dieser Seite des Fahrzeugs, um zu sehen, welche Richtung die Kugel nehmen würde. — Aber keine Kugel kam. Dicht am Ufer spritzte das Wasser allerdings an ein paar Stellen auf, das war aber wenigstens hundert Schritt vom Schiff selber entfernt, und nicht einmal in der Richtung, sondern viel weiter nach hinten. Uebrigens erfolgte kein Befehl einer Erwiderung an Bord. Die Leute standen mit brennenden Lunten neben ihren Kanonen, aber sie schossen nicht, und mit wahrhaft majestätischer Ruhe glitten die beiden Fahrzeuge, die zu wenig Tiefgang hatten, um bei steigender Fluth ein Auflaufen zu fürchten, an den so mühsam aufgeworfenen Schanzen vorüber und gerade auf die Stadt zu, bis sie, dieser gegenüber, plötzlich auf ein gegebenes Signal die Segel lösten und die Anker niederrollen ließen. Kaum zwei Minuten später schwang ihr Bug mit der Strömung herum, und beide zeigten jetzt der Stadt di· drohenden Seiten, mit denen sie jeden Moment den Angriff beginnen konnten.

„Und was wollen Sie thun?“ fragte der Commissär ängstlich, als der Capitain sein Boot beorderte, um selber an das Land zu fahren. „Uebereilen Sie um Gottes willen nichts, daß Sie Ihre Schiffe nicht gefährden.“

„Haben Sie keine Angst,“ sagte der Seemann mit einem verächtlichen Lächeln. — „Es wäre ja schade um das Material. Uebrigens kenne ich meine Landsleute, und hoffe, das ohne Blutvergießen durchzusetzen, was wir durch unsere Kanonen erreichen wollten. Dann werden Sie mir erlauben, nach Buenaventura zurückzukehren und dort diese kostbaren Fahrzeuge der Obhut Sr. Excellenz wieder zu überliefern.“

„Von Herzen gern, von Herzen gern, Almirante,“ rief der Commissär rasch. „Auch hoffe ich, Ihnen dann einige wichtige Gefangene mitzugeben. Meine Kundschafter, die mir meldeten, daß Señor Ramos mit seiner Familie nach Tomaco geflüchtet sei und jetzt hier gegen Mosquera agitire, können sich nicht geirrt haben, und dann war unsere Reise nicht um=

sonst, denn ich gebe Ihnen mein Wort, daß dieser Ramos der gefährlichste und schlimmste Agitator in ganz Neugranada ist.“

„Veremos!“ erwiderte der Capitain trocken und stieg in sein Boot hinab, mit dem die Leute schon seiner warteten. Er nahm nicht einmal eine weiße Fahne mit, sondern steuerte das Boot direct auf eine sich am Strande sammelnde Menschengruppe zu, weil er an der Stelle ziemlich richtig den besten Landungsplatz vermuthete. Zu gleicher Zeit sah er, wie die an den Sandschanzen aufgestellte Mannschaft im Sturmschritt mit ihren beiden kleinen Kanonen herbeieilte, um — wenn nöthig — vielleicht den Landungsplatz zu vertheidigen, denn daß sie gegen die Schiffe selber mit ihren Geschützen nichts ausrichten konnten, hatten sie wohl bei dem ersten Mal Feuern bemerkt.

Der Alcalde erwartete ihn schon, und diesmal fest entschlossen, sich durch den Postmeister nicht wieder das Wort vor dem Munde wegnehmen zu lassen. Er trat auch dem Capitain, sowie dieser an's Land sprang, entgegen und sagte, indem er ihm die Hand reichte und schüttelte:

„Buenos Dias, Señor! — Sehr angenehm, Ihre Bekanntschaft zu machen. Können Sie uns vielleicht Aufklärung geben, zu welchen Zweck Sie hier Ihre beiden Schiffe vor unserer Stadt geankert haben?“

Ein leises Lächeln flog über die Züge des Seemannes, als er antwortete:

„Mit weit größerem Recht, mein verehrter Señor, könnte ich Sie fragen, weshalb Sie auf ein paar Schiffe Ihres eigenen Landes, die einen Hafen ihres eigenen Territoriums besuchen, feuern lassen. — Bitte, unterbrechen Sie mich nicht! Wäre ich Ihnen wirklich feindlich gesinnt, was hinderte mich, furchtbare Rache für die Beleidigung zu nehmen, denn Sie werden mir zugeben, daß eine einzige in diese Bambushäuser abgefeuerte Kanone entsetzliche Verwirrung anrichten und viele Menschenleben gefährden würde. Um aber kein Blut treuer Unterthanen unseres theuern Vaterlandes zu vergießen, um den Bürgerkrieg nicht auf dies friedliche Eiland zu tragen, komme ich noch einmal zu Ihnen, um Sie aufzufordern, das

zu thun, was Sie doch nicht mehr ändern können: Se. Excellenz den jetzigen Präsidenten der Republik, Señor Mosquera, anzuerkennen und ihm Treue zu schwören. Ich selber komme nur als der Feind derer, die den Huldigungseid verweigern — im andern Fall sind wir Freunde und Bundesgenossen, und ich stehe mit meiner Person dafür, daß Sie weder an Ihrer Stadt, noch irgend einem derselben angehörenden loyalen Bürger geschädigt werden sollen."

„Aber, bester Herr," sagte der Alcalde, durch die freundliche und vernünftige Anrede schon halb gewonnen und nur noch in Verlegenheit, wie er vor den Umstehenden eine vielleicht etwas zu rasche Sinnesänderung beschönigen sollte, „wir — wir wissen hier eigentlich noch gar nichts von Sr. Excellenz, dem neuen Präsidenten. Wir sind friedliebende Menschen, die mit keinem Lande einen Krieg wollen — am allerwenigsten mit dem eigenen, aber wie — wie bekommen wir denn eine Garantie, daß nicht — ohne jedoch das Geringste gegen Ihre eigene Person andeuten zu wollen — daß nicht irgend ein Schiff bei uns anlegen könnte, welches irgend einen neuen Namen als Präsident und Regierung aufstellt und Besitz von der Insel ergreift?"

„Darüber beruhigen Sie sich," sagte der Seemann; „ich handle nicht nach eigener Machtvollkommenheit, sondern habe einen Regierungs-Commissär an Bord, der, von Buenaventura aus mit allen nöthigen Papieren und Schriftstücken beglaubigt, das Weitere mit Ihnen auf vollkommen gesetzlichem Wege in Ordnung bringen wird. Der Herr ist Ihnen auch, so weit ich erfahren habe, nicht einmal ein Fremder, sondern war früher selber, wie er mir versicherte, ein Einwohner oder wohl gar ein Beamter dieser Insel —"

„In der That? Und sein Name?"

„Señor Fosca."

„Fosca? Alle Teufel!" platzte der Alcalde etwas erstaunt heraus; „Señor Fosca ist Regierungs-Commissär geworden?" Aber es blieb ihm keine Zeit mehr zum Ueberlegen, denn der Postmeister kam gerade mit einem Theil seiner Leute wenigstens herbei, da ihm keineswegs alle folgten. Die Meisten, indem sie eine Beschießung der Stadt fürchteten, liefen nach

ihren Häusern, um dort zu retten, was sie retten konnten. Der Alcalde war aber fest entschlossen, diesmal ohne den Postmeister zu handeln, und sagte deshalb rasch und bestimmt:

„Wenn Sie mir Ihr Wort geben, Señor, daß der Stadt kein Schaden geschehen soll, so glaube ich in Uebereinstimmung mit meinen Mitbürgern zu handeln, wenn ich Ihnen erkläre, daß wir den Präsidenten Mosquera anerkennen wollen."

„Ja wohl! Gewiß! En verdad — con gusto!" tönte es von allen Seiten, denn das entschlossene Aufsegeln der Kriegsschiffe hatte seine Wirkung auf die Gemüther nicht verfehlt.

„Und das Versprechen gebe ich Ihnen," sagte der Seemann, dem damit eine wahre Centnerlast von der Seele fiel, denn eine Weigerung hätte ihn in die größte Verlegenheit gebracht.

„Und wissen Sie, welche Verantwortung Sie da auf sich nehmen, Señor Alcalde?" schrie der Postmeister, der eben zur rechten Zeit erschien, um zu spät zu kommen. „Wir sind hier freie Bürger, und wenn irgend ein Präsident —"

„Fosca ist Regierungs-Commissär und an Bord," flüsterte ihm der Alcalde zu, indem er seinen Arm faßte; „halten Sie das Maul!"

Der Postmeister sah ihn verdutzt an. Es war augenscheinlich, daß er den Sinn der Worte nicht so rasch begriff, aber der Alcalde warf ihm einen warnenden Blick zu, und sich auf dem Absatz herumdrehend, nahm er den Hut ab, schwenkte ihn in der Luft und rief mit seiner weit hinaus dröhnenden Stimme:

„Compañeros, el viva! Viva Su Excellencia el presidente Señor Mosquera! — El viva!"

„El viva! El viva!" jubelten ihm die Leute nach, die ebenfalls ihre Hüte schwenkten, und wie ein Lauffeuer pflanzte sich der Schrei durch die Stadt fort. Galt er ja doch als Friedenszeichen und war den Leuten eine Bürgschaft, daß sie von den Schrecken und Gefahren des Krieges verschont bleiben sollten. Mit der Gewißheit hätten sie irgend einen lebenden

oder auch todten Menschen — wer er immer gewesen — leben lassen.

Es war in der That ein Jubel auf der Insel, als ob man diesem Augenblick schon seit Jahren mit der größten Spannung entgegengesehen hätte, und daß der Postmeister gerade, der noch vor wenigen Stunden da unten am Strande Sandschanzen aufgeworfen und selbst eine Kanone auf die nahenden Schiffe abgefeuert, in den Ruf mit einstimmte, fiel keiner Seele mehr auf.

5.

Baptista.

Der Capitain hatte seine Schuldigkeit gethan und sein Ziel viel rascher und vollkommener erreicht, als er je gehofft. Es drängte ihn deshalb wieder an Bord zurück. Aber so bald kam er noch nicht los, denn von allen Seiten strömten Menschen herbei, um ihm die Hand zu drücken und ihm zu erklären, daß sie gute Freunde bleiben und keinen Krieg mit einander haben wollten. Und nicht allein die Männer thaten das, sondern ganz besondere Energie entwickelten die Negerweiber, von denen die Insel ein außerordentlich starkes Contingent stellte, und wo solch' eine alte würdige Dame einmal die Hand des Seemannes erwischte, ließ sie nicht sogleich wieder los. Sie versicherten ihm dabei stets mit ihrer gewöhnlich tiefen Baßstimme, daß sie sich unendlich glücklich schätzen würden, wenn er zu ihnen in das Haus kommen und eine Tasse Chocolade trinken wolle.

Er hatte Mühe, sich ihrer zu erwehren, und sein Boot endlich wieder gewinnend, sprang er hinein und ließ sich an Bord zurückrudern.

Still vor sich hin mußte er freilich unterwegs lachen, wenn er sich überlegte, daß Tomaco eigentlich nur dadurch friedlich

erobert und Mosquera eine neue Stadt gewonnen sei, daß sich beide Theile vor einander gefürchtet hätten, denn wie die Sachen standen, konnten sie sich gegenseitig keinen großen Schaden thun. Die List *war* aber gelungen; die Bewohner von Tomaco hatten sich durch eine völlig unausführbare Drohung: die Beschießung der Stadt, einschüchtern lassen, und es lag jetzt an Señor Fosca, das Weitere in Frieden und Freundschaft zu arrangiren und sich mit den Behörden zu verständigen.

Als der Capitain sein kleines Fahrzeug erreicht und den Befehl gegeben hatte, Munition und Kugeln wieder fortzuräumen und die „Geschützstücke" auf's Neue zu befestigen — ein sicheres Zeichen also, daß von einem Kampf nicht weiter die Rede war —, trat plötzlich der Franzose zu seinem Admiral heran, und seinen kleinen Wachshut abnehmend, wollte er ihn eben anreden, als Señor Fosca mit triumphirendem Blick auf diesen zukam und rief:

„Ich weiß Alles! Schon ehe Sie zurückkamen, war ein Fruchtboot hier. — Meine alten Freunde sind noch dieselben — der nämliche Eifer, Einer dem Andern einen Verdienst vor der Nase wegzuschnappen. — Aber ich habe auch Ihren Erfolg erfahren und — daß Señor Ramos wirklich hier mit seiner ganzen Familie lebt. Er kann uns jetzt nicht mehr entgehen, und ich bitte Sie also, Almirante, mir nachher sechs Mann von Ihren Leuten zur Verfügung zu stellen, um den Verräther zu verhaften."

„Mein bester Señor," sagte der Seemann, dem die Sache augenscheinlich fatal war, — „ich habe den guten Leuten da drüben versprochen, sie nicht weiter zu schädigen."

„Aber der Verräther war ausgenommen," rief Fosca rasch, — „gehört er doch auch gar nicht nach Tomaco und geht der Stadt nicht das Geringste an. Señor Almirante, ich habe den *strengen* Auftrag von Sr. Excellenz, auf diesen gefährlichsten aller Staatsverräther zu fahnden und ihn nach Buenaventura zu liefern. Ich möchte nicht in jenes Mannes Haut stecken, der ihm Zeit und Gelegenheit ließe, zu entkommen."

„Ach was!" brummte der Seemann verdrießlich vor sich hin, „so gefährlich wird die Sache nicht sein, Señor. Aber

meinetwegen thun Sie, was Sie nicht lassen können, und nehmen Sie sich von Leuten, was Sie brauchen. Ich mache Sie aber dafür auch für alle Folgen verantwortlich, wenn Sie die jetzt beruhigten Einwohner wieder aufreizen und unser Aller Sicherheit dadurch gefährden."

„Die Verantwortung übernehme ich," sagte der Commissär, und ein boshaftes Lächeln zuckte über sein fahles Gesicht, als er sich umdrehte und wieder in die Kajüte hinunterstieg.

„Was wollen Sie?" wandte sich der Capitain nun, eben nicht in bester Laune, an den jungen Franzosen, der indessen zurückgetreten war, um sein Anliegen später vorzubringen.

„Señor Almirante," sagte der Franzose, „wie ich zu meiner Freude sehe, ist kein Krieg mehr nöthig. Unter diesen Verhältnissen brauchen Sie aber auch keinen master at arms mehr, und da ich jetzt ein unnützes Möbel an Bord bin, so wollte ich Sie ersuchen, mir meine Entlassung zu geben. Ich möchte gern in mein eigenes Vaterland zurückkehren."

„Thut mir leid," sagte der Seemann barsch, „Ihre Zeit ist noch nicht um, und außerdem brauche ich Sie nothwendig. Sie sind Schiffszimmermann, nicht wahr?"

„Ein sehr mittelmäßiger," bestätigte achselzuckend der Gefragte.

„Thut nichts! Wahrscheinlich immer noch besser als unsere carpinteros in Buenaventura. — Sie müssen mit helfen, den Schooner wieder in Stand zu setzen, wenn wir zurückkommen."

„Den Schooner?" lächelte der Franzose. — „Ach ja, es geht, wenn er einen neuen Rumpf und andere Masten bekommt und nachher frisch aufgetakelt werden kann. An den alten Kasten werden Sie aber doch keine Reparaturkosten mehr wegwerfen wollen?"

„Das ist Sache der Regierung," brach der Capitain kurz ab. „Sie gehen jedenfalls mit zurück, und dort findet sich das Weitere. Sehen Sie indessen zu, daß mir das Volk kein Unglück mit dem Pulver anrichtet — daß sie besonders da unten nicht rauchen. Haben Sie mich verstanden?"

„Vollkommen gut, Señor," sagte der Franzose mit einer Verbeugung, als der Seemann an ihm vorüberschritt und dem Commissär in die Kajüte folgte.

„Abgeblitzt!“ lachte der Engländer, der, als er auf das Quarterdeck kam, die Unterredung gehört hatte. — „Hätte ich Euch auch vorher sagen wollen, Kamerad, denn wenn der Alte uns paar Europäer von Bord ließe, wen behielt er denn da zurück als die Buschläufer, die ein Fallreep nicht von der Besanschote zu unterscheiden wissen. Nein, damit ist's nichts! Ich hätte selber Einsprache dagegen erhoben, also schlagt Euch die Phantasien aus dem Kopfe.“

„Wird wohl nichts anders werden, Mr. Culpepper,“ stimmte der Franzose bei, indem er, leise vor sich hinpfeifend, nach vorn ging.

Der Nachmittag war indessen schon ziemlich weit vorgerückt, die Sonne stand kaum noch eine halbe Stunde hoch am westlichen Himmel, und die Wolken begannen schon die den Tropen eigene, violette Färbung anzunehmen, als Señor Fosca mit seinem Boot an Land fuhr. Statt der erbetenen sechs Mann Wache hatte er sich aber zwölf ausgesucht, die vollständig bewaffnet ihn begleiten sollten, und der Capitain that da auch keinen Einspruch. Er wollte augenscheinlich mit der ganzen Sache nichts zu thun haben.

Am Land wurde er von den Spitzen der Behörden empfangen, der Alcalde, der Postmeister und der Steuerbeamte — dessen Posten er selber früher einmal auf Tomaco bekleidet hatte — standen an der Landung, und die Begrüßung — wenn man überhaupt auf äußere Anzeichen schließen konnte — war eine herzliche.

Am liebsten hätte Señor Fosca nun allerdings das vorgenommen, was ihm am meisten am Herzen zu liegen schien: die Verhaftung des Hochverräthers — aber das ging doch nicht — der wichtigere Act und zwar die Uebernahme der Insel und die Huldigung des neuen Präsidenten mußte vorausgehen, und die S p i t z e n der Bevölkerung, von den meisten dort Ansässigen begleitet, begaben sich demnach in das „Regierungsgebäude“ (ein Haus, das sich vor den übrigen nur durch einen etwas größeren Umfang auszeichnete), um den feierlichen Act dort vorzunehmen.

Vorher hatte der Postmeister, der jetzt die Geschmeidigkeit selber zu sein schien und gar nicht so that, als ob e r je den

geringsten Widerstand gegen Mosquera's Ansprüche geleistet, eine längere und geheime Unterredung mit Señor Fosca, und dann erfolgte in ziemlich summarischer Weise die Uebergabe der Stadt und Insel an den neuen Herrscher, mit der Bestätigung der jetzigen Beamten in ihrem Dienst.

Es war unterdessen vollkommen dunkel geworden, und die beiden „Kriegsfahrzeuge" in dem Kanal hatten jedes an ihrem Vormast eine rothe Laterne aufgezogen. Wachen brauchte es nicht an Deck, denn die ganze Mannschaft lag zerstreut darauf herum oder saß plaudernd vorn auf der Back oder auf den Railings. Hinten auf dem Quarterdeck ging der Franzose mit verschränkten Armen auf und ab; der englische Steuermann lag bequem auf einer Bank ausgestreckt und rauchte seine Cigarre.

Der Franzose hatte seine Jacke neben sich auf dem Steuerrad hängen, jetzt ging er hin und zog sie wieder an.

„Nun, Bill," lachte Mr. Culpepper, „Ihr friert doch nicht in der Temperatur?"

„Das nicht, Sir," sagte der Mann gleichgültig, „aber der Thau fängt an zu fallen, und da drüben zieht auch wieder ein Wetter herauf. Wir bekommen eine böse Nacht."

„Ob es in dem verbrannten Lande nicht auch alle Tage vom Himmel herunterschüttet!" brummte der Engländer und rauchte ruhig weiter. — Der Franzose beschäftigte sich damit, einen Theil der noch unordentlich umherliegenden Brassen aufzurollen. Eine davon aber, ohne daß es Mr. Culpepper sehen konnte, nahm er und hing sie über Bord, dann stieg er langsam und gleichmüthig über die Railing, ließ sich an dem Tau geräuschlos hinab und verschwand im nächsten Augenblick unter Wasser.

„Heh, Bill!" rief der Engländer nach einer Weile, ohne jedoch den Kopf zu wenden. — „Wohin wolltet Ihr denn eigentlich, wenn Euch der Alte los gelassen hätte?"

Er bekam keine Antwort und sah sich jetzt erstaunt um. — Das Deck war leer.

„Hm!" brummte Mr. Culpepper vor sich hin. „Habe ihn doch gar nicht fortgehen hören —"

„Du, Juan, da schwimmt ein Fisch!" sagte Einer der Leute

vorn an Bord. „Wetter! Das muß ein großer Kerl sein. Ich mache meine Angel zurecht, vielleicht fangen wir ihn.“

Es hatte sich für einen Moment ein dunkler Gegenstand über Wasser gezeigt, verschwand aber gleich wieder, und Einige der Leute holten ihr Angelgeräth hervor. Es gab wirklich viel Fische dort in der Nähe des Landes, und das aufsteigende Gewitter begünstigte den Fang.

Bill, wie ihn Mr. Culpepper alter Gewohnheit wegen nannte, hieß eigentlich weder Bill noch Guillaume, sondern Baptiste Lecomb, und hatte unterdeß seine Flucht so keck und rasch ausgeführt, daß er als ein ganz vortrefflicher Schwimmer das Land erreichte und längst zwischen den dunkeln Häusern verschwunden war, ehe er an Bord vermißt wurde. Am Land zog er sich vor allen Dingen aus und rang seine Kleider soweit als möglich trocken, daß er sich nirgends durch die übergroße Nässe verrieth — eine Erkältung brauchte er in dem heißen Klima nicht zu besorgen — und erkundigte sich dann bei dem ersten Eingeborenen, den er antraf, ob kein Europäer, besonders ob kein Franzose in dem Orte wohne. Er befand sich nicht weit von Renard's Haus, und als er zu diesem hingewiesen war, machte er keine weiteren Umstände einzutreten.

Monsieur Renard war eben nach Hause zurückgekommen und bei der Uebergabe der Stadt an Mosquera gegenwärtig gewesen. Er stand in seinem Laden und war gerade im Begriff, seine beiden Lampen anzuzünden, da er an diesem Abend unter den obwaltenden Verhältnissen nicht ohne Grund zahlreiche Gäste erwartete und die jetzt aufflackernde einzelne Oelflamme nur ein sehr ungewisses Licht verbreitete. Wie in aller Welt hätte man auch eine solche Festlichkeit in einem solchen Ort anders feiern wollen als durch Trinken, und Renard wußte, daß er die besten Getränke in der Stadt hielt. — Es waren wenigstens die theuersten.

Eben nicht angenehm überrascht wurde er da durch den etwas unerwarteten Besuch, der sich ihm ohne Weiteres als Deserteur von einem der neugranadiensischen Kriegsschiffe vorstellte.

Baptiste war in der That nicht der Mann, große Um-

stände zu machen, und nach seiner ersten Einführung setzte er nur hinzu, indem er sich im Laden umsah:

„Zuerst, Landsmann, sehe ich, Sie haben hier Getränke, also bitte ich, geben Sie mir einen tüchtigen Cognac, denn heißes Wasser zu einem Grog, der mir besser thun würde, ist gewiß nicht fertig — es ist wenigstens nie fertig, wenn es am nöthigsten gebraucht wird, und dann verschaffen Sie mir ein Canoe, damit ich nach Ecuador entkommen kann."

„Und brauchen Sie sonst nichts?" fragte Renard, über diese Zwanglosigkeit erstaunt.

„Ein paar Dutzend Franken baar Geld wären allerdings erwünscht, denn das Einzige, was ich von landesüblicher Münze besitze," fuhr der junge Franzose fort, „sind zwei schlechte ecuadorische Reale, sogenannte Dimesstücke, die ich Ihnen hier nicht einmal für Ihren Cognac anbieten mag. Ich darf doch einen Landsmann nicht beleidigen."

„Alle Wetter!" lachte Renard, den diese ganz eigene Keckheit — und er selber war sonst nicht gerade blöde — zu amüsiren anfing, „Sie trotzen nicht schlecht auf unsere Landsmannschaft, Kamerad, denn wissen Sie wohl, daß Sie mich hier — mit dem neuen Regime im Lande — durch Ihre Flucht in die furchtbarste Verlegenheit bringen können, sobald man erfährt, daß ich das Geringste damit zu thun hätte!"

„Bah!" sagte Baptiste gleichgültig. „Sie wissen recht gut, daß jeder Franzose, unter ähnlichen Umständen, das Nämliche für Sie thun würde, also ist es nicht der Mühe werth, nur ein Wort weiter deshalb zu verlieren. Oder wollten Sie mich etwa an die Bestien wieder ausliefern?"

„Aber, bester Freund," sagte Renard, wirklich in Verlegenheit, „was hilft Ihnen selbst ein Canoe? Der Weg von hier nach dem Pailon — dem nächsten Platz in Ecuador — ist gar nicht so leicht zu finden und Sie brauchen —"

„Machen Sie sich deshalb keine Sorgen," lachte Baptiste. — „Ich bin nicht zum ersten Mal in Tomaco und kenne den Weg sowohl durch die Lagune wie um die Punta Manglares."

„Dann, bester Freund," sagte Renard rasch, indem er ihm ein tüchtiges Glas Cognac einschenkte, das Baptiste mit einem vergnügten „à votre santé! Apropos, haben Sie nicht ein

paar Cigarren?" leerte — „kann ich Ihnen keinen bessern Rath geben als — und hier haben Sie auch einige vortreffliche Esmeralda-Cigarren — als sich das erste beste Canoe von der Landung zu nehmen und zu machen, daß Sie fortkommen; denn wenn man Sie an Bord vermißt, werden Sie auch augenblicklich verfolgt werden, und wo soll man Sie an einem Ort verbergen, der nicht einmal Wände, viel weniger heimliche Verstecke hat? Nur so viel Rücksicht bitte ich Sie auf einen Landsmann zu nehmen, daß Sie mein Canoe liegen lassen. Es hat vorn am Bug einen kleinen Messingknopf mit einem Hufeisen darunter genagelt. Ein Ruder gebe ich Ihnen mit."

„Sehr schön," sagte Baptiste, „Ihr Canoe ist sicher; aber vorher beantworten Sie mir noch eine Frage. Lebt hier im Ort ein Señor Ramos? Apropos, haben Sie hier eine Hinterthür, wenn Jemand vorn in den Laden kommen sollte?"

„Allerdings, aber je länger Sie zögern, desto schwieriger wird Ihre Flucht sein. Ein Señor Ramos lebt allerdings hier; kennen Sie ihn?"

„Ist er derselbe Ramos, der vor drei Jahren in Buenaventura wohnte?"

„Er zog, glaube ich, von dort nach Bogota."

„Er hat Familie?"

„Eine sehr hübsche junge Frau und ein Kind, ein kleines Mädchen von etwa sechs oder sieben Jahren."

„Peste!" rief Baptista, indem er mit dem Fuße aufstampfte, „dann kann ich noch nicht fort."

„Und was haben Sie mit dem zu thun?" fragte der Franzose. „Er hält mit keinem Menschen Verkehr, und von ihm dürfen Sie keine Hülfe erwarten."

„Aber er braucht sie!" rief Baptiste rasch. „Vor drei Jahren, als ich in Buenaventura todkrank und verlassen lag, hat er mich in sein Haus aufgenommen und wie ein eigenes Kind gepflegt. — Seine Frau ist ein Engel und die kleine Adriana ein Cherub. Meine Hand soll verdorren, wenn ich die braven Leute im Stich lasse!"

„Das ist nicht übel!" rief Renard, ärgerlich werdend. „Erstlich braucht Señor Ramos weder Ihre noch eines andern

Menschen Hülfe, und verlangt sie auch wahrscheinlich gar nicht, und dann möchte ich wissen, was Sie ihm nützen wollten, da Sie sich selber nicht einmal auf offener Straße dürfen blicken lassen."

„So haben Sie nichts davon gehört," fragte Baptiste, „daß ihn der neue Commissär — diese schieläugige Canaille mit dem Körper einer Katze und der Seele eines Schakals — gefangen nach Buenaventura schleppen will, ihn und die junge Frau und den Engel von einem Kind in jene Hölle von Gefängniß, das mich, einen starken, kräftigen Mann, fast zum Selbstmord trieb?"

„Alle Wetter!" sagte Monsieur Renard halblaut und erstaunt. — „Also darauf liefen die Anfragen des Señor Fosca hinaus? — Aber wie können Sie ihm helfen?" fuhr er dann laut und kopfschüttelnd fort. „In der Stadt hat Señor Ramos wenig oder gar keine Freunde, denn er hielt mit keinem Menschen Verkehr und war immer stolz und aufgeblasen. — Gegen mich auch," setzte er etwas gereizt hinzu, „denn ich kam ihm ganz freundlich entgegen und meine Frau hat den Leuten sogar einen Besuch gemacht, obgleich wir sie gar nicht kannten; aber nicht ein Fuß von ihnen ist über unsere Schwelle gekommen, außer dem, welchen die Dienstleute darüber setzten, wenn sie Waaren holten, die sie aber schon hier holen mußten, weil sie sie sonst nirgends so gut und billig bekommen."

„Hat er seinen Neger bei sich?" fragte Baptiste rasch und ohne auf das, was Renard sagte, zu hören, „einen flinken Mulattenjungen, der Antonio heißt?"

„Einer des Namens ist allerdings bei ihm, ein Bursche von vielleicht vierundzwanzig Jahren."

„Wenn ich nur den wenigstens sprechen könnte, daß man ihn warnte —"

„Alle Teufel!" rief Renard schnell. — „Jetzt kommen Leute."

„Wo ist das Ruder?" rief Baptiste rasch.

„Da hier in der Ecke lehnen zehn oder zwölf."

Der Franzose griff ohne Weiteres eins davon heraus.

„Dort hinaus! Da ist die Thüre in den Hof. — Machen Sie, daß Sie hinüber nach Ecuador kommen."

Baptiste sprang der Thür zu, als dort ebenfalls Stimmen laut wurden.

„Caramba!“ murmelte er leise vor sich hin. — „Das war zu spät.“ Den Blick umherwerfend, erspähte er ein leeres Brodfaß, das dicht neben der Ausgangsthür und in einer Art von Gang stand, der aber nur durch Kisten, Nagelfässer und sonstige Waaren gebildet wurde. Ohne Renard ein Wort weiter zu sagen oder ihn um Erlaubniß zu fragen, legte er die Hand auf den Rand desselben, stützte sich mit der Rechten auf das Ruder und sprang hinein. Das Ruder lehnte er dann daneben und hatte eben noch Zeit, sich unter zu ducken, als die Thür auch schon aufging und ein paar Einwohner von Tomaco, unter ihnen der Postmeister, den Laden auf diesem ihrem Hause näher liegenden Wege betraten. Gleichzeitig kam auch, laut und leidenschaftlich mitsammen redend, ein Schwarm von Menschen von der andern Seite, und Renard, der, ehe er nur einen Entschluß fassen konnte, seinen verzweifelten Landsmann schon in seinem Versteck und dessen Flucht, für jetzt wenigstens, völlig abgeschnitten sah, warf nur rasch und fast unwillkürlich eine gerade dort liegende alte Matte über das Faß, und machte sich dann bereit, seine — jedenfalls in diesem Augenblick unwillkommenen — Gäste zu empfangen.

Señor Ramos hatte sich an diesem bewegten Tage, wie immer, streng abgeschlossen in der Räumlichkeit seines eigenen Hauses und inmitten seiner kleinen Familie gehalten, denn er suchte absichtlich Alles zu vermeiden, was ihn mit dem politischen Treiben Tomacos hätte in Berührung bringen können. Was half es auch, welche politische Richtung diese äußerste, vollkommen abgeschiedene Ecke des Staates verfolgte? Sie stand mit dem übrigen Lande in gar keiner Verbindung und hatte sich dem zu fügen, was an den Hauptplätzen und im Herzen der Republik erkämpft und ausgefochten wurde.

Welchen Theil er früher an diesen Kämpfen genommen hatte — Niemand wußte es in Tomaco, Niemand kümmerte sich darum. Hier schien er nur darauf bedacht, seine Häuslichkeit so freundlich als möglich herzurichten, was ihm denn

auch mit den wenigen ihm hier zu Gebote stehenden Mittel sicher gelungen war.

Das Haus zeichnete sich vor den übrigen, wie schon früher erwähnt, allerdings durch seine etwas größere Sauberkeit und die zierlich gearbeiteten Bambusjalousien, vielleicht auch dadurch aus, daß es vollkommen geschlossen stand, und nur dann einen Einblick in das Innere gewährte, sobald die Fenster in der Abendkühle weit geöffnet wurden. Im Innern aber konnte es mit keinem der übrigen verglichen werden, denn Señor Ramos hatte keine Kosten gescheut, ein kleines neugranadiensisches Paradies daraus zu schaffen.

Den Boden deckte vollständig eine chinesische, roth- und gelbgestreifte Strohmatte, ein Luxus, der sich in keinem einzigen der anderen Häuser fand. Die Betten, die in einem kleinen Bambusverschlag standen, waren reinlich überzogen und mit schneeweißen Mosquitonetzen versehen, und selbst die Wände waren nicht leer und ein Spiegel hing über einem kleinen sauber polirten Tisch von inländischem Mahagoniholz, während zwei Oelgemälde in vortrefflicher Ausführung Ansichten des wunderbar schönen Innern von Neugranada darstellten.

Der Tisch war gerade zum Abendbrod gedeckt und die Chocolade dampfte in Tassen von feinem Porzellan, während auf den Schüsseln gebratene Bananen und Fische, frische Eier, feiner Schiffszwieback und eine dampfende Schüssel mit Reis und gekochten Austern verriethen, daß es sich die Bewohner auch in leiblichen Genüssen an nichts fehlen ließen. Auf dem Tische brannten zwei Stearinlichter in Porzellanleuchtern. Dazu standen in einem besondern silbernen Gestell zwei junge angeschnittene Cocosnüsse auf dem Tisch, deren süßes Wasser oder Milch als kühlendes Getränk dienen sollte, und die Frau, eine reizende liebe Gestalt, mit rabenschwarzen Locken und feurigen Augen, hatte gerade der Kleinen die Serviette umgebunden und sie auf ihrem Stühlchen näher zum Tisch gerückt, als unten vor dem Hause Stimmen laut wurden, ohne daß sie jedoch Geschrei oder Toben gehört hätten. Es war, als ob eine Menge von Leuten mit einander flüsterten oder leise sprächen.

„Was ist das?“ sagte die Frau, erschreckt aufhorchend. „Hörst Du nichts, José?“

„Was wird es sein, mein Kind!“ erwiderte freundlich der Mann. „Müßiges Volk, das sich noch in der Straße herumtummelt, bis es von dem Gewitter in die Häuser getrieben wird. Setz' Dich, Schatz! Die Chocolade wird sonst kalt.“

„Sie kommen die Leiter herauf!“ rief die Frau ängstlich. „Was können sie in der Zeit noch von uns wollen? Es ist fremdes Volk im Ort.“

„Gott weiß es!“ erwiderte der Mann, jetzt ebenfalls aufstehend, denn die Frau hatte Recht. „Bleib sitzen, Adriana, mein Kind. Laß Du Dich wenigstens nicht stören. Bleibe Du auch hier, mein Herz, ich werde selber nachsehen.“

„Ave Maria!“ sagte plötzlich eine Stimme draußen an der kleinen Bambusthür, die ebenfalls nur dieses kleine Haus verschloß — denn Niemand wird in einem der südamerikanischen Länder ein fremdes Haus ohne diese fromme Anrede betreten, wenn auch der Sinn derselben oft nicht mehr bedeutet als der profane Anruf bei uns, ob Jemand daheim sei.

„Purisima!“ erwiderte Don José und öffnete die Thür, aber ein kaltes, eisiges Gefühl durchzuckte sein Herz, als der Lichter Schein auf das bleiche tückische Gesicht des Commissärs fiel, der mit einem spöttischen Lächeln das kleine freundliche Gemach rasch mit den Augen überflog und dann höhnisch sagte:

„Ungemein erfreut, Don José, Euch nach langem Suchen endlich in Euerm stillen Asyl aufgefunden zu haben. Die Señorita doch wohl, hoffe ich? Bedaure, wenn ich vielleicht stören sollte, aber Geschäfte, wie Ihr wißt, Don José, dulden nun einmal keinen Aufschub.“

„Señor Fosca!“ sagte Ramos fast tonlos — und er mußte sich zusammen nehmen, um seine Fassung zu bewahren. „Ich hatte nicht erwartet, Euch hier zu sehen, denn ich glaubte, daß —“

„Ich noch ruhig hinter den eisernen Gittern säße, hinter die Ihr die Güte gehabt, mich zu setzen, wie?“ lächelte der Mann, und eine fast teuflische Bosheit zuckte über sein außerdem nicht schönes Gesicht.

„Ich that nur meine Pflicht, Señor,“ erwiderte Ramos.

„Natürlich, Don José, natürlich! — Mehr thun wir Alle nicht. Aber wollen Sie mich wirklich heut Abend hier an der Thür stehen lassen? Señorita, bitte, setzen Sie sich, Sie zittern ja, als ob Sie einen Geist gesehen hätten.“

Ohne ein Wort zu erwidern, schob ihm Don José einen Stuhl hin, auf den er aber, mit einer höflich dankenden Verbeugung, nur zuschritt und mit der Hand dessen Lehne ergriff, sich aber nicht niedersetzte.

„Es wird mir nicht so viel Zeit bleiben,“ sagte er endlich, während er mit tückischer Schadenfreude das Entsetzen beobachtete, das sein Erscheinen unter den glücklichen Menschen angerichtet, „denn ich muß heut Abend noch an Bord zurückkehren; aber die Pflicht wird eine angenehme, da ich die Fahrt in so liebenswürdiger Gesellschaft mache. Señorita, ich möchte Sie bitten, etwas Wäsche zusammen zu packen, denn Sie werden uns begleiten.“

„Ich!“ rief die Frau erbebend, und ihre Wangen überzog Todtenblässe. — „Was, um der Jungfrau willen, haben Sie vor?“

„Señor,“ sagte aber Ramos, der sich die größte Gewalt anthun mußte, um ruhig zu bleiben, — „führt Sie eine Botschaft hierher, die Sie für mich haben, so bitte ich, sich direct an mich deshalb zu wenden — einen unpassenden Scherz, den Sie sich mit meiner Frau erlauben, dürfte ich nicht in der Stimmung sein, ruhig zu ertragen. Sie wissen doch, daß Sie hier in meinem Hause sind?“

„Señor Ramos,“ erwiderte der Commissär mit seiner ewig lächelnden Ruhe, die dem Gegner das Blut wie Feuer durch die Adern strömen machte, „behalten Sie Ihr kaltes Blut! — Uebrigens kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß ich in diesem Augenblick zu nichts weniger als zum Scherzen aufgelegt bin. Als ich Ihrer Frau Gemahlin sagte, sie würde uns begleiten, sprach ich im vollen Ernst, denn ich bin hierher gekommen, Señor Ramos, um Sie und Ihre Familie im Namen Sr. Excellenz unseres hohen und berühmten Präsidenten Mosquera als Hochverräther zu verhaften und nach Buenaventura hinüber zu führen.“

„Meine Familie?“ schrie Don José fast außer sich. — „Und wenn ich wirklich ein Hochverräther wäre, was hätte mein Weib — mein Kind dabei zu thun?“

„Das Kind allerdings nichts,“ lächelte der Commissär, „aber die Anklage lautet gegen Sie und Ihre Frau Gemahlin, und so leid es mir thut —“

„Hund, verruchter!“ stöhnte da Ramos, der seine Wuth nicht länger mäßigen konnte, indem er eins der auf dem Tisch liegenden Messer aufgriff und damit auf den Buben lossprang. Fosca aber, der mit der entschiedenen Absicht hierher gekommen war, seinen Todfeind bis zum Aeußersten zu reizen und dann erst zu vernichten, war darauf vollkommen vorbereitet und hatte nichts versäumt.

Bei der ersten Bewegung, die der Wüthende machte, stieß er die Thür auf, und in dem Moment sprangen die indessen heraufgeschlichenen Soldaten — Gesindel, das er sich selber zu dem Zweck an Bord ausgesucht — über die Schwelle und legten ihre Gewehre an. Die Frau fuhr in jähem Entsetzen nach ihrem Kinde, das schreiend die Aermchen nach ihr ausstreckte, aber ihre Kräfte vermochten nicht, sie länger aufrecht zu halten; sie brach ohnmächtig zusammen, und ihr Mann, alles Uebrige in der Angst um die Gattin vergessend, ließ das Messer fallen und sprang zu, um sie zu unterstützen.

„Bindet den Verräther!“ sagte Fosca ruhig, und ehe Ramos, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, nur den Sinn der Worte begriff, hatten sich ein paar der halbwilden Burschen schon auf ihn geworfen. Während ihn der eine mit dem Kolben vor die Stirn stieß, daß er zur Seite stürzte, faßten die anderen seine Arme, zwangen sie zurück und schnürten sie fest.

Für einen Augenblick herrschte jetzt eine Scene der gräßlichsten Verwirrung in dem kleinen Gemach. Der Gefangene, der nur für einen Augenblick betäubt gewesen war, fuhr empor und suchte sich von seinen Banden zu befreien. In dem Ringen stürzte der Tisch um, und das Kind kreischte so laut, daß es die Mutter damit wieder zum Leben zurückrief. — Aber auf der Straße unten sammelten sich ebenfalls Leute, und zwar Bewohner der Stadt, die den Señor Ramos immer

nur als einen braven, ruhigen Mann gekannt, und jetzt nicht halb zufrieden waren, ihn so behandelt zu sehen, aber auch keinen entscheidenden Schritt gegen das bewaffnete wilde Gesindel wagen wollten.

„Nichtswürdiger Bube!" rief Ramos, sobald er nur wieder Athem und Besinnung erlangte, das ganze Furchtbare seiner jetzigen Lage zu übersehen. — „Diebische, schuftige Canaille, aus dem Gefängniß entsprungen, um hier Deine boshafte Rache an Unschuldigen zu üben...!"

Ein Soldat kam heraufgesprungen und flüsterte Fosca einige Worte zu. — Die Stimmung unten wurde eine immer drohendere, und so gern sich der Commissär vielleicht noch eine Weile länger an den Qualen der Unglücklichen geweidet hätte, durfte er es doch nicht wagen. Er wußte genau, wie weit er gehen konnte und daß er in der Furcht der Bevölkerung vor einem Conflict seine beste Stütze hatte; war aber einmal der Damm durchbrochen, so ließen sich die Folgen nicht absehen. So lag ihm denn nur daran, der Scene so rasch als möglich ein Ende zu machen.

„Knebelt den Burschen!" sagte er finster. „Wir dürfen uns nicht länger mit ihm aufhalten — und dann an Bord."

Den Soldaten selber war das ein erwünschter Befehl, denn sie fürchteten nicht mit Unrecht, daß er ihnen das Volk über den Hals schreien könne. Im Nu war das Knebeln geschehen, denn darin besaßen sie eine anerkennenswerthe Fertigkeit.

Ramos befand sich wenige Secunden später machtlos in der Gewalt seiner Feinde.

„Señor, um der heiligen Jungfrau willen, was habt Ihr mit uns vor?" rief die Frau. — „Was ist geschehen, daß so Entsetzliches nöthig wurde?"

„Señorita," sagte Fosca, dem jetzt nur daran lag, fort und an Bord zu kommen, und der deshalb vor allen Dingen die Frau beruhigen mußte, „wenn Ihr Herr Gemahl nicht nach einer Waffe gegriffen hätte, wäre das Alles unnöthig gewesen. Ertragen Sie für jetzt, was sich nicht ändern läßt, mit Geduld. Die Anklage ist allerdings erhoben, und da die Regierung den Befehl zu Ihrer Verhaftung erließ, so muß derselbe auch ausgeführt werden. An Ort und Stelle finden

Sie aber vielleicht Mittel und Wege, sich wirksam zu vertheidigen, und Ihrer Rückreise — wenn Sie freigesprochen werden — steht dann nicht das Mindeste im Wege; jetzt fort mit ihm, Ihr Leute! — Macht rasch! Das Boot wartet. Señorita, wenn Sie noch etwas von Ihren Sachen mitzunehmen wünschen, was Sie auf der Reise brauchen, so habe ich nicht das Geringste dawider. — Alles Andere ist Staatseigenthum und wird Ihnen erst bei Ihrer Freisprechung in Buenaventura wieder eingehändigt."

„Staatseigenthum?"

„Bitte, beeilen Sie sich ein wenig, denn so leid es mir thut, kann ich Ihnen doch nur noch fünf Minuten Zeit geben."

So völlig machtlos die Frau bei dem ersten Begreifen dessen, was sie bedrohte, in sich zusammen gebrochen war, so vollkommen klar stand jetzt Alles vor ihrer Seele, und das Entsetzliche, anstatt sie zu beugen, hielt sie aufrecht. Sie sah den Gatten widerstandslos in der Gewalt der Feinde, sah sich und ihr Kind von einem gleichen Schicksal bedroht und fühlte, daß sie für Alle denken mußte. Mit zitternder Hand strich sie sich die herabgefallenen Locken aus der Stirn, aber ihr Blick schweifte fest und suchend in dem kleinen Gemach umher und haftete im nächsten Augenblick auf der angstvollen Gestalt Antonio's, der neben dem furchtsam zusammengekauerten Mulattenmädchen in der kleinen Hinterthür stand.

„Ah, Teresa," rief sie diese an, „mach' ein wenig rasch! Muchacha, wir haben Eile. Gieb mir etwas Wäsche für meine Adriana heraus — und für mich auch. — Wir gehen auf Reisen. Das Mädchen darf mich doch begleiten, Señor?"

„Bedaure sehr, Ihnen das abschlagen zu müssen, Señorita," sagte Fosca kalt. — „Es ist nicht Sitte, daß Gefangene Dienerschaft mitnehmen, und der Raum auf dem Schooner ist ohnedies außerordentlich beschränkt."

„Die Reise wird nicht lange dauern?"

„Höchstens zwei Tage. Wir laufen vor dem Wind nach Buenaventura hinauf."

„Gut denn! Wie Gott will! Hier, Teresa — still, mein Herz, weine nicht — die Mama bleibt bei Dir — hier,

Teresa, diese Sachen packe in die kleine chinesische Kiste — dies auch noch — hier ist noch ein Kleidchen für Adriana —"

Sie war an den Schreibtisch ihres Mannes getreten und hatte dort aus einer der Schiebladen ein kleines Kästchen genommen, das sie mit ihrem Körper so verdeckte, um es vor den Blicken des Commissärs zu verbergen. Ihr Auge suchte dabei Antonio, und der schlaue Schwarze begriff augenblicklich, was sie wollte. Als sie an ihm vorüberging, hatte sie es ihm gereicht und er es auch schon mit einer raschen Bewegung hinter sich und hinaus in das Dunkle geschafft.

„Madame erlauben mir vielleicht, daß ich Ihnen behülflich bin," sagte da vortretend Fosca, — „es versteht sich von selbst, daß Sie alle Werthsachen ausliefern, um den Staat für etwaige entstehende Unkosten zu decken."

„Ich verstehe," sagte die Señora kalt. — „Sie haben volle Freiheit hier, Señor —"

„Wo ist der Mulatte, der da noch eben in der Thür stand?"

„Haben Sie Auftrag, auch ihn wegen Hochverraths zu verhaften?" fragte die junge Frau mit einem bittern Lächeln.

Fosca schritt rasch der kleinen Hinterthür zu, aber der Mulatte war verschwunden, und über die schwanken Bambusstäbe, die da draußen die Brücke zu dem Hintergebäude bildeten, wagte er nicht, ihm zu folgen. Ohne Weiteres machte er sich dagegen über die wenigen Schränke her. Von dem Bett riß er ein Tuch herunter und breitete es auf den Boden, dann warf er darauf, was ihn des Mitnehmens werth dünkte, band es zusammen und gab es einem der Soldaten zum Tragen. Aber er schien noch nicht befriedigt, denn er hatte bis jetzt kein baares Geld gefunden, und wandte sich deshalb an die Frau.

„Nehmen Sie, was Sie finden," sagte diese verächtlich, „und verlangen Sie nur nicht, daß ich Ihnen suchen helfe. — Ich wüßte übrigens nicht, daß der Staat seine Beamten zum Plündern in die Häuser schickt."

Fosca durchwühlte noch eine Zeit lang alle Fächer, aber die Zeit mochte ihm selber dabei zu lange währen. Vor Allem mußte er seine Gefangenen an Bord und in Sicherheit

schaffen — nachher konnte er ja noch immer hierher zurückkehren. Indessen beorderte er zwei von den Soldaten, auf Wacht zu bleiben und Niemanden hinauf zu lassen. Zwei andere trugen indessen den Gefangenen zur Treppe, wo andere standen, sie zu unterstützen. Aber Ramos richtete sich hier auf und stieg selber die Stufen hinab. Widersetzlichkeit hätte auch nichts geholfen und ihn selber nur den Mißhandlungen der Buben ausgesetzt.

Vor dem Hause hatten sich indeß eine Menge von Menschen versammelt, und untereinander flüsterten die Leute und bedauerten die arme Frau und das Kind, aber Niemand wagte ihnen thätlich beizustehen. Wer konnte auch wissen, welches furchtbare Verbrechen die Beiden begangen hatten!

6.

Der Succurs.

„Hallo, Renard! Noch dunkel hier?" riefen die zuerst Eintretenden den Franzosen an. — „Was, zum Teufel! treibt Ihr? Ist das Oel ausgegangen?"

„Einen Augenblick, Señores, einen Moment nur!" rief Renard, geschäftig um seinen Ladentisch herumeilend, um Licht zu machen, denn die eine düster brennende Lampe erhellte den Raum nicht zum dritten Theil. „Bin ja selber erst nach Hause gekommen. Alle Wetter! An solchen Tagen kann man doch nicht daheim sitzen und die Welt eben treiben lassen was sie will."

„Unsern Alcalden begreife ich nicht, daß er diesen — Señor hier nach Herzenslust wirthschaften läßt," riefen die Vordersten, als sie von der Frontthür aus das Haus betraten. — „Es ist schändlich, die arme Frau so zu behandeln. Die hat doch wahrhaftig keinen Hochverrath begangen."

„Quien sabe, compañero," sagte ein Anderer. „Es passiren

wunderliche Dinge in der Welt, und was hätten wir machen wollen? Uns der neuen Regierung widersetzen? — Eine hübsche Bande von Soldaten haben sie mitgebracht, und was für ein Gewissen hätten sich die Kerle daraus gemacht, unter uns hinein zu schießen. Renard, ein Glas von Eurem besten Cognac. Mir ist die Geschichte in den Magen gefahren, und ich muß sie hinunterspülen."

„Was ist denn vorgefallen, Señores?" fragte Renard, neugierig gemacht, indem er die beiden Oellampen rasch angezündet hatte und die Cognacflasche mit Gläsern auf den Ladentisch stellte.

„Ach was? Nichts!" sagte der Postmeister, der von der andern Seite kam. — „Mir auch die Flasche! Nichts, als daß sie diesen Señor Ramos endlich abgefaßt haben und ihn nun mit nach Buenaventura nehmen. Ich habe dem Burschen nie getraut, denn er that immer viel zu geheimnißvoll und wollte mit Keinem von uns Umgang haben."

„Aber was hat die Frau damit zu thun, Don Gaspar?" redete ein Anderer den Postmeister an. „Die und das arme Kind auf ihren schmierigen Schooner und zwischen all' das Gesindel zu schleppen, ist doch mehr als grausam, und der Präsident weiß sicher nichts davon."

„Was geht's uns an? Das ist ihre Sache!" brummte der noch vor wenigen Stunden so wüthende Nationalitätsvertheidiger. — „Wir haben genug mit unseren eigenen Angelegenheiten zu thun."

„Hülfe, Señores! Hülfe um des Himmels Erbarmen willen!" rief ein junger Mulattenbursche, der in die Thür gestürzt kam und sich verstört in dem Raume umsah. — „Meinen armen Herrn, meine arme Señora und das kleine liebe Kind haben sie fortgeschleppt und wollen sie in's Gefängniß stecken! Oh, helfen Sie, helfen Sie! Señor Ramos so ein guter, braver Mann — so eine gute, brave und schöne Dame! Es ist ja schrecklich!"

„Ach was! Mache daß Du fortkommst, Braunfell!" schrie ihn der Postmeister an, der übrigens nicht viel lichter war wie jener selber. „Wenn Deine Herrschaft nichts verbrochen hat, wird ihr auch nichts geschehen, und hat sie sich etwas

eingebrockt, nun gut, dann bekommt sie jetzt Gelegenheit es auszuessen."

„Es ist eigentlich eine wunderbare Geschichte, Don Gaspar," sagte ein Mann, der einen kleinen Schooner hatte und mit diesem gewöhnlich Fahrten zwischen der Insel und den übrigen Küstenstrichen machte, „daß man den Ramos einsteckt, der beim Ansegeln der Fahrzeuge ruhig in seinem Hause saß, und Euch frei laufen ließ, der Ihr die Mannschaft nicht allein gegen den Usurpator — wie Ihr ihn nanntet — aufgeboten, nein, sogar Eure furchtbare Kanone auf die Feinde abgefeuert habt, und jetzt seid Ihr auf einmal ein Herz und eine Seele mit der Gesellschaft —"

„Kümmert Euch um Euch selber!" rief Don Gaspar, dem das Gespräch nicht angenehm zu sein schien. — „So lange wir noch nicht wußten, daß wir es mit einer rechtmäßigen Regierung zu thun hatten, waren es unsere Feinde, und ich glaube, ich habe bewiesen, daß ich mein Leben und Blut für mein Vaterland wagen kann. Wie aber die Sache jetzt steht, mit einem wirklichen Regierungs-Commissär an Bord, der ordentliche Vollmacht vom Präsidenten hat —"

„Die aber noch Keiner von uns zu sehen bekommen," unterbrach ihn der Andere wieder.

„Er braucht sie auch nicht Jedem unter die Nase zu reiben!" rief der kleine Mann ärgerlich, „und wir sollten froh sein, daß wir endlich geregelte Verhältnisse bekommen, denn diese ewigen Revolutionen bringen uns nur hier Gefahr und können uns nie etwas nützen."

„Schöne geregelte Verhältnisse das," sagte der Erste wieder, „wenn man friedliche Familien Nachts aus ihren Häusern holt und auf das erste beste Schiff schleppt!"

„Verbrecher müssen auch wie Verbrecher behandelt werden," rief Don Gaspar, sein ausgetrunkenes Glas auf den Tisch stoßend. „Ehrliche Leute haben sich weder davor zu fürchten, noch sich darum zu kümmern." Und seinen Hut auf das eine Ohr schiebend, verließ er rasch das Haus.

„Ehrliche Leute!" lachte der Schoonermann hinter ihm her. — „Prachtvolle ehrliche Leute, die, alle Beide! — Weil der eine Lump Steuerdefraudationen begangen hat, mußte er

bei Nacht und Nebel fort von hier, und weil er den Andern nicht verrathen, muß der jetzt durch Dick und Dünn mit ihm, wenn er sich nicht selber an den Pranger stellen will."

„Oh por amor de Dios, helft meiner armen Herrschaft!" bat der Mulatte noch einmal. — „Hat mein armer Herr jemals einen Menschen gekränkt? — Hat die gute liebe Dame nicht vielen, vielen Armen Wohlthaten erzeigt, und war sie nicht immer lieb und freundlich gegen Jeden, Jeden?"

„Ja, mein braver Bursche," sagte der Schoonermann, „das ist Alles recht schön und gut, aber so viel ich weiß, haben sie sie schon an Bord des Schiffes, und was können wir da machen?"

„Ach nein, Señor," rief der Mulatte rasch, — „das Boot war abgefahren — Señor Fosca konnte nicht fort — er war sehr böse und hat sie jetzt so lange unter das Haus des Alcalden gethan — einen Platz, wo sich sonst die Kühe und Schweine aufhalten. — Meine arme, arme Señora!"

Stimmen wurden laut draußen, und sechs oder acht der Schiffssoldaten drangen in den Raum.

„Hallo, Señores!" sagte Monsieur Renard. — „Was wünschen Sie? Auf der Jagd nach Hochverräthern, wie?"

„Ein Officier ist von unserem Schiff entflohen," sagte der Eine der Leute barsch, „ein Franzose, Einer von Euren Landsleuten, und wir sollen hier nachsuchen, ob er sich nicht in Eurer Wohnung aufhält. Ist er da, so gebt ihn heraus, denn er kann nicht fort. Unsere beiden Boote kreuzen an der andern Seite, und wir müssen ihn wieder haben. Almirante hat fünfzig Dollars geboten, wer ihn wiederbringt."

„Peste!" murmelte Monsieur Renard leise zwischen den Zähnen, während die übrigen Gäste den Laden verließen, um mit dem braunen wilden Volk in keine Berührung zu kommen. — „Aber, Señores, hier ist er nicht, so viel sehen Sie, er müßte sich denn während meiner Abwesenheit oben versteckt haben. Bitte, gehen Sie hinauf und durchsuchen Sie das ganze Haus! Ich würde nie einen Deserteur beherbergen."

„Oh Du lieber Himmel!" stöhnte der arme Mulatte und stützte sich mit dem Ellbogen an das nämliche Faß, in dem

Baptiste versteckt lag, „wer wird meiner armen Herrschaft helfen?“

„Kommen Sie nur, Señores,“ sagte Renard, dem jetzt daran lag, die Leute aus dem Laden zu bringen, weil er sich ziemlich sicher wußte, daß sein Landsmann die ihm vergönnte Zeit zur Flucht benutzen würde. Die Soldaten, in der Hoffnung, den Entsprungenen zu finden, folgten ihm auch rasch; kaum hatten sie aber den untern Raum verlassen, als Antonio, wie von einer Schlange gestochen, zurückschrak, denn aus dem Fasse heraus ergriff eine Hand seinen Arm — aber eine Stimme flüsterte gleich darauf:

„Ich helfe Dir, Kamerad! Komm!“ Mit einem Satze war der Franzose aus seinem Versteck heraus, ergriff das Ruder, nahm, ohne besonders wählerisch zu sein, noch ein anderes von den dort lehnenden, das er dem Mulatten in die Hand drückte, und zog den armen Teufel, der gar nicht wußte, was er von dem Allen denken sollte, mit sich und durch die Hinterthür in's Freie hinaus.

Er bedurfte keiner langen Zeit, um sich mit dem Mulatten zu verständigen.

„Kennst Du mich nicht mehr, Tonio?“

„No, Señor! — Es ist dunkel —“

„Hast Du Baptiste vergessen?“

„Oh, Señor Baptiste — unsere arme Señora —“

„Komm, mein Bursche! So lange Leben da ist, so lange ist Hoffnung, und wenn wir nicht zu helfen vermögen, so können wir dem schurkischen Fosca wenigstens ein Messer in den Giftbalg rennen. Ich bin heut Abend gerade bei Laune. Hast Du ein Canoe?“

„Ein gutes, großes Canoe — läuft wie der Wind.“

„Können wir damit in See gehen?“

„In See! — Ich weiß nicht — große Wellen in See.“

„Bah! Besser ersoffen, als nach Buenaventura,“ sagte Baptiste. — „Wo liegt Dein Canoe?

„Gleich dort drüben an dem Sandbluff.“

„Wenn wir nur Jemanden hätten, der bereit stände.“

„Teresa!“ sagte der Mulatte rasch.

„Gut — und noch ein Ruder soll sie mitnehmen. Fort

mit Dir! Ich bleibe hier so lange unter dem Hause, bis Du zurückkommst."

Der Mulatte flog mehr als er ging die Straße hinab, und Baptiste drückte sich in den Schatten des nächsten Ueberbaues, wo er auch eine Entdeckung nicht zu fürchten hatte, denn um alle die Plätze abzusuchen, würden die Soldaten eine ganze Nacht gebraucht haben. Antonio blieb aber auch nur wenige Minuten.

„Was nun, Master? — Was können wir Zwei gegen alle die Soldaten ausrichten? — Sie werden uns todtschießen und die arme Señora doch mit fortschleppen."

„Was wir machen können, Kamerad, weiß ich selber noch nicht," lachte Baptiste in tollem Uebermuth. „Das muß der Augenblick geben. Ich fühle mich aber aufgelegt, mit einer ganzen Rotte der feigen Schufte anzubinden, und kann ich die Unglücklichen nicht befreien, so liefere ich mich selber wieder an den Schooner aus, denn sie sollen die Reise nicht ohne einen Freund an Bord machen."

„Sie sind von dem Schiffe entflohen?"

„Bst, Kamerad! Jetzt ist keine Zeit zum Geschichtenerzählen. Wo ist des Alcalden Haus?"

„Gleich dort drüben. Sowie wir um diese Ecke biegen, liegt es vor uns."

„So komm!" flüsterte Baptiste. — „Wenn ich erkannt werden sollte und fliehen müßte, findest Du mich gleich nachher unter dem nämlichen Hause wieder, wo ich eben auf Dich gewartet habe. Die Schufte werden auch das ganze Haus geplündert haben."

„Das Beste hat die Señora gerettet," rief Antonio rasch, „ein Kästchen, das sie mir zum Aufheben gegeben."

„Und wo ist das?"

„Teresa nimmt es mit zum Canoe."

„Bravo, mein Junge! Das war gescheidt! Nun vorwärts!"

In der Straße, in welche sie einbogen, war Alles todtenstill, und Baptiste blieb zögernd stehen. — Die Gefangenen mußten schon fortgebracht sein, denn sie hätten sonst wenigstens Soldaten sehen müssen. Antonio ergriff seinen Arm und drückte ihn leise.

„Bleibt einen Augenblick hier,“ flüsterte er, „ich bin gleich zurück!“ Und wie ein Pfeil glitt er über die dunkle Straße hinüber und dann dicht an der andern Seite hin, bis zu des Alcalden Haus. Aber schon nach wenigen Secunden kehrte er zurück. Kein Mensch war mehr dort zu sehen, die Gefangenen mußten schon an Bord geschafft sein.

„Dann sei Gott uns gnädig!“ flüsterte Baptiste zwischen den zusammengebissenen Zähnen durch. „Ich habe mein Wort gegeben, und, beim Himmel! ich will es halten.“

„Was wollt Ihr thun, Señor?“

„Ich kehre an Bord zurück. Allein und freudlos sollen die armen Menschen ihren Feinden nicht überantwortet werden. Wo liegt Dein Canoe?“

„Gleich dort drüben, Señor, etwas oberhalb der Schiffe. Oh meine arme, arme Señora!“

„Wo stand ihr Haus früher?“

„Wenn wir durch diese Gasse gehen, kommen wir daran vorbei. — Oh so schön war es dort! So lieb und freundlich, bis die bösen, bösen Menschen kamen.“

„Fort! fort! Wir dürfen hier nicht länger zögern. — Komm dort vorbei, vielleicht hören wir noch etwas von ihnen. Was liegt auch daran, ob ich der Patrouille begegne!“ Und mit raschen Schritten, fast in einem halben Lauf, rannte er die Gasse hinab, mit Antonio an seiner Seite.

„Dort liegt das Haus.“

„Da ist noch Licht darin,“ rief Baptiste überrascht.

„Sie werden es völlig plündern. Señor Fosca läßt nichts zurück, denn seit ihn mein Herr in Bogota wegen Unterschlagung und Betrug in's Gefängniß werfen ließ, hat er eine furchtbare Wuth auf ihn bekommen.“

„Also deshalb? Wahrhaftig, sie tragen Sachen herunter. Komm, Antonio, wir wollen ihnen helfen.“ Und rasch entschlossen, wie er immer war, schritt er, von dem Mulattenburschen aber nur scheu gefolgt, gerade über die Straße hinüber, wo er einen Soldaten mit einem Pack traf, während der andere gerade wieder die Leiter hinaufstieg.

„Aber, Muchacho,“ redete er den Burschen wie ärgerlich an, — „was vertrödelt Ihr die Zeit hier auf eine so nichts=

würdige Weise? Wißt Ihr nicht, daß sie an Bord auf Euch warten?"

„Pero, Señor!" sagte der Bursche, ganz erstaunt seinen Officier ansehend. — „Sind Sie denn nicht fortgelaufen? Caracho! Sie werden doch in der ganzen Stadt gesucht!"

„Du faselst wohl?" rief Baptiste. „Marsch mit Euch! Der Commissär wird wüthend werden."

„Aber der Commissär hat uns ja eben erst noch einmal heraufgeschickt. Er will Alles mitnehmen, ehe er die Gefangenen an Bord schafft."

„Hat er die noch nicht drüben?" rief der Franzose wie ärgerlich, „das ist ja rein zum Rasendwerden mit der Langweiligkeit. Wer ist noch bei ihm?"

„Weiter Niemand als sechs von unseren Leuten, zum Rudern und zur Bewachung."

„Aber ein Boot hat er doch?"

„Ja, von der Galeotte ist eins herübergeschickt. Das ist eben die Mannschaft, denn die Anderen sind den Fluß hinauf, weil sie glaubten, daß Sie nach Ecuador hinüber wollten."

„Ich nach Ecuador? Unsinn!" rief Baptiste, mit wenigen Schritten die Stufen hinauffliegend. Dort überraschte er den zweiten nicht minder als seinen Kameraden durch sein Erscheinen, aber er ließ ihn gar nicht zu Worte kommen.

„Fort mit Dir, Bursche!" rief er. „Die Zeit vergeht! Wir müssen zum Boot!" Ohne Weiteres das Bettzeug von einem der Gestelle nehmend, trug er es an die Treppe und warf es hinunter. — „Hier, Antonio, trage das!" — Dann griff er das andere auf, hob es sich auf den Kopf und folgte damit ebenfalls.

Der Soldat wagte natürlich keinen Einspruch. Wie konnte er auch? Daß sein Vorgesetzter den Befehl in die Hand nahm, verstand sich von selbst, und daß es geheißen hatte, er sei desertirt — Lieber Gott! an Bord der Schiffe herrschte überhaupt so viel Confusion, daß ein solcher kleiner Mißgriff nicht einmal zu den Unwahrscheinlichkeiten gehörte. Daß aber der Officier solche Eile hatte, beunruhigte ihn, denn die Soldaten trauten noch immer dem Frieden nicht in der Stadt. War etwas vorgefallen? Wenn sie hier abgeschnitten und beim

Plündern eines Hauses gefaßt wurden, konnte es ihnen schlecht ergehen. In aller Hast griff er auf, was ihm gerade unter die Hände kam, und folgte den Vorangegangenen, die schon unterwegs nach dem Boote waren.

7.

Der Commissär in der Falle.

In einer entsetzlichen Lage waren indessen die unglücklichen Gefangenen, die, ganz der Willkür ihres Henkers anheim gegeben, den rohen Scherzen und dem Spott der Soldaten zur Zielscheibe dienen mußten, damit diese sich die müßige Zeit am Ufer vertreiben konnten. Fosca hinderte sie auch nicht daran, und Señor Ramos knirschte machtlos seine Zähne zusammen. Er konnte nichts dagegen thun. Mit auf den Rücken gebundenen Händen lag er hinten im Boot, während neben ihm im Heck, die Steuerreeps in der Hand, der Commissär Platz genommen hatte. Die Frau kauerte mit dem Kinde in der Mitte des Bootes neben ihren dort aufgehäuften Habseligkeiten, und ihre stillen Thränen netzten die Wangen der Kleinen, während sie ihr liebe Worte gab, sie zu beruhigen suchte und ihr Trost zusprach — Trost, der ihr selber fehlte.

Der Commissär war schon fast ungeduldig geworden, denn wenn auch seine eigene Habgier die Leute noch einmal hinauf geschickt hatte, um soviel als möglich mit fortzuführen, fing die Zeit ihm doch an lang zu werden.

Die Soldaten schlenderten indessen am Ufer auf und ab, als einer von ihnen die Ankunft der Erwarteten meldete.

„Nun, endlich!" rief ihnen Fosca schon von Weitem entgegen. „Das hat lange gedauert. Macht, daß Ihr herein kommt. Aber wozu schleppt Ihr den ganzen Plunder mit herunter? Wer hat Euch gesagt, daß Ihr die Betten mitnehmen sollt? Wir haben ja nicht einmal im Boote Platz.

Werft die Lumpen dort auf den Sand und legt nur das Andere herein.“

„Bitte um Entschuldigung, Señor Comisario,“ lachte Baptiste, indem er seine Ladung, gegen den Befehl, in das Boot warf und dann Antonio seine ebenfalls abnahm und der ersten folgen ließ; „es ist eine alte Regel, beim Ausräumen nichts zurück zu lassen, und da die Gefangenen doch unterwegs wahrscheinlich auch schlafen wollen, brachte ich mit, was mir unter die Hände kam.“

„Caramba!“ rief der Commissär erstaunt. „Señor Baptiste? Ich meinte, die ganze Mannschaft sei hinter Ihnen her, um Sie wieder einzufangen!“

„Das ist prächtig,“ lachte der Franzose. „Dasselbe haben mir schon die Burschen gesagt. Wenn ich also auf speciellen Befehl des Admirals in der Stadt herumlaufe, um einige Aufträge auszuführen, hetzt der Steuermann die Soldaten hinter mir drein, um mich wieder einzufangen. Kostbare Idee das! — Aber rasch, Jungens, das Wasser fällt schnell, die Ebbe muß bald ausgelaufen sein, und wir bleiben auf trockenem Sande sitzen. Holzköpfe Ihr, seht Ihr denn nicht, daß das Boot schon aufsitzt? Angefaßt da! Rasch, damit wir es wieder flott bekommen!“

Die Thatsache ließ sich nicht leugnen, und die Soldaten, völlig beruhigt darüber, daß ihr Officier nicht hatte weglaufen wollen — er wäre sonst doch wahrhaftig nicht freiwillig wiedergekommen — sprangen in das Wasser und schoben das Boot zurück, bis es wieder flott wurde.

„Wir haben hier nicht Alle Platz!“ rief der Commissär.

„Das ist richtig. Dann bleiben die Soldaten zurück, bis wir das Boot wieder herüber schicken können.“

„Das geht nicht,“ beharrte Fosca. „Ich muß Wache bei dem Gefangenen haben.“

„Dann wird doch wohl noch ein Canoe aufzutreiben sein,“ sagte Baptiste. — „He, Bursche, hast Du kein Canoe in der Nähe?“

„Gleich hier oben, Señor,“ rief Antonio, an den die Frage gerichtet war.

„Dann hole es, schnell!“

G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Volks- und Familien-Ausgabe.

113. u. 114. Lieferung.

II. Serie.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Der Mulatte verschwand wie ein Schatten in der Nacht.

„Wer war der?" fragte der Commissär.

„Ein Bursche, der uns heut Abend noch frisches Fleisch herüber liefern soll. Er muß mit an Bord, um den Auftrag zu erhalten."

Ein eigener wilder Plan zuckte durch des Franzosen Hirn. Noch war es vielleicht möglich, die Unglücklichen zu retten, wenn er den größten Theil der Soldaten beseitigen konnte. Aber wie? Gewohnt jedoch, Alles dem Augenblick zu überlassen, sprang er jetzt ebenfalls in das Boot, angeblich um das Gepäck zu ordnen, in Wirklichkeit, um es so zu vertheilen, daß so wenig als möglich Menschen darin sitzen konnten.

Die Gefangenen hatten ihn gar nicht beachtet und noch viel weniger in der Dunkelheit erkannt. Waren doch auch Jahre verflossen, daß sie seine Stimme gehört, die damals, von Krankheit geschwächt, auch matt und hohl genug geklungen hatte. Und wie konnten sie ihn an Bord hier und unter denen vermuthen, die im Begriff waren, ihr ganzes Lebensglück zu zerstören!?

Von oben den Kanal herunter kam jetzt das Canoe gerudert und lief im nächsten Augenblick etwa zehn Schritt von dem andern auf den Sand.

„Hallo! Was ist das für ein Frauenzimmer da drin?" rief der Commissär.

„Die Wäscherin, Señor, die an Bord soll und die ich dort oben fand," erwiderte Antonio rasch gefaßt, und Ramos zuckte unwillkürlich zusammen, denn *jetzt* hatte er seines treuen Burschen Stimme erkannt. Aber Baptiste rief, auf die Idee eingehend:

„Zum Henker, und wegen der bin ich eine volle Stunde in dem dunkeln Nest und drüben an der Punta herumgehetzt! Ich glaubte schon, der Admiral würde mir alle Wetter auf den Hals fluchen, wenn ich sie nicht mitbrächte. Aber hinein hier mit ihr in das Boot! Die darf ich nicht drüben bei den Soldaten lassen."

„Hier in das Boot geht sie nicht mehr," rief der Commissär dazwischen. „Caramba! Mann, wen und was wollt Ihr denn nicht *noch* hereinpacken?"

Baptiste war nicht gesonnen, seinen einmal gewonnenen Vortheil aufzugeben. Jetzt mußte er mit dem Boot fliehen — das war die letzte Möglichkeit eines Erfolges, und da er mit dem Canoe nie hätte wagen dürfen, schwer geladen in die offene See hinaus zu steuern, so bot das Boot, so mittelmäßig es auch sonst sein mochte, doch unendlich mehr Sicherheit. Ohne deshalb auch weiter den Befehl des Commissärs zu beachten und das Mulattenmädchen, das schnell an Land gesprungen war, selber in den Bug des Bootes hebend, sagte er:

„Ueberlassen Sie das Alles mir, verehrter Herr! Ich bringe Sie sicher hinüber, denn mir liegt selbst daran, von der Sache abzukommen. Auf einem Kriegsschiff macht man nicht gern den Polizeidiener und Büttel. — Heh, kannst Du rudern, Bursche?"

„Gewiß, Señor," erwiderte Antonio.

„Dann marsch hinein mit Dir und stoß ab! Halt, für das Canoe sind zu viel Leute! Zwei können noch mit hier herein."

„Wenn Sie nicht den ganzen Platz verpackt hätten," rief der Commissär unwillig. „Werft doch den Plunder über Bord!"

„Gut, dann legt Eure Gewehre hier herein. Gebt sie her! Herr Commissär, bitte um ein wenig Raum!" Und die Gewehre der Leute nehmend, trug er sie selber, das Wasser nicht achtend, hinten nach den Steuerreeps.

„Und wie soll ich jetzt steuern?" fragte Fosca ärgerlich.

„Das besorge ich selber. Jetzt vorwärts! Einer von Euch noch herein. Du hier, Pedro!" sagte er, einen kleinen schwächlichen Burschen aus dem Trupp ergreifend. „Setze Dich da vorn hin und rudere aus Leibeskräften. Nun ab! Kommt mit dem Canoe nach, so rasch Ihr könnt."

Die Soldaten waren ganz verdutzt. Wenn ihnen aber das hastige, fremdartige Benehmen ihres Officiers auch auffiel, konnten sie doch nichts dagegen thun, denn er war einmal ihr Vorgesetzter, und so lange es sich der Commissär gefallen ließ, durfte es ihnen auch recht sein.

„Carajo, Señor!" lachte der Eine. „Die Señorita hätten

Sie uns eben so gut im Canoe lassen können. — Sie haben ja schon eine an Bord."

„Nichts für uns Beide, Kamerad!" rief ihm der Franzose zu, während er, von Antonio kräftig unterstützt, das Boot mit dem Ruder hinaus in tiefes Wasser stieß. Dort wirkte schon die Strömung, und sie mußten zu den Rudern greifen.

„Bitte, Señor," sagte dann Baptiste, indem er ziemlich rücksichtslos über die Gefangenen hin nach hinten stieg und sich zu dem gebundenen Ramos niederbeugte, „der Señor hier liegt mir im Wege. Steuern Sie einmal einen Augenblick."

„Ja steuern!" brummte der Commissär. „Alle Gewehre liegen auf den Reepen."

„Fassen Sie nur das Ruder mit der Hand an. Sie wissen sich doch sonst immer so vortrefflich zu helfen, Señor."

Der Ton, mit dem dieses gesagt wurde, frappirte den Neugranadienser, aber er mußte in der That das Steuer etwas aufdrehen, wenn das Boot nicht mit der Strömung zu weit hinabgetrieben werden sollte. Er erhob sich zu dem Zweck, kniete auf den Sitzbord und richtete das Ruder.

„Muth!" flüsterte in demselben Moment Baptiste dem Gefangenen zu, und Ramos fühlte, wie ein scharfes Messer seine Bande durchschnitt. Seine Arme wurden frei.

„Und nun legt Euch in die Ruder, Burschen!" rief der Franzose, sich wieder aufrichtend, den beiden Leuten zu, indem er selber zum Steuerruder ging und die Gewehre so zurückschob, daß er zwischen sie und den Commissär zu sitzen kam.

„Guarda se, Señor," sagte der Soldat, „sie sind alle geladen."

„Ich weiß es. Nehmt Euch nur beim Aussteigen damit in Acht, daß Keiner an dem Hahn hängen bleibt. So, Señor Comisario, jetzt werde ich Sie ablösen. Haben Sie die Güte und rücken Sie noch ein klein wenig hinüber."

„Halten Sie nicht zu tief! Die Strömung ist hier sehr stark — wir treiben sonst vorbei," sagte Fosca, als er sah, daß der Franzose den Bug mehr abfallen ließ.

„Nur keine Angst, Señor," lachte dieser in der Erregung des Augenblicks, und das Herz klopfte ihm, als ob es ihm die Brust zersprengen wollte. „Ich verfehle mein Ziel nicht,

und passen Sie auf, was für eine angenehme Fahrt wir haben."

„Sie treiben wahrhaftig zu weit nach unten! Carajo, Señor! Können Sie nicht steuern? Sehen Sie doch, wie das Canoe hält."

„Ja, mein bester Señor," lachte Baptiste — sie waren dem Canoe wenigstens hundert Schritt voraus. „Die Leute da drüben wollen auch an Bord, wir aber sind im Begriff, eine kleine Seefahrt zu machen."

„Eine Seefahrt?" rief der Commissär, erschreckt von seinem Sitze aufspringend. — „Verrath!"

Er hatte das Wort noch nicht ganz heraus, als ihm Baptiste's Finger den Hals wie in einem Schraubstock zusammenpreßten.

„Señor Ramos," rief er dabei, „auf und an Ihr Ruder! Du, Pedro, nach vorn! Die geringste Bewegung, die Du machst, und ich jage Dir eine von den Kugeln durch den Leib — oder halt! Willst Du rudern, so rudere, was Du rudern kannst, und es soll nachher Dein Schade nicht sein, aber bei dem geringsten Zeichen von Verrath bist Du eine Leiche!"

„Ja, Señor, gewiß — wenn ich muß."

„Du mußt! Antonio, bei der ersten falschen Bewegung, die er macht, rennst Du ihm Dein Messer in den Leib und wirfst ihn über Bord. Rudere jetzt! Stärker! Caramba, es ist für Dein Leben, Patron, denn wenn wir eingeholt werden, massakrire ich Dich selber."

„Hallo!" schrieen jetzt die im Canoe befindlichen Soldaten hinter ihnen her. „Weiter hinauf! Ihr verfehlt das Schiff."

„Bube!" zischte der gefangene Commissär unter dem furchtbaren Griff seines Nachbars durch die Zähne, und sich dann mit äußerster Kraftanstrengung frei machend, schrie er in einem wahren Aufkreisch um Hülfe. Aber es war nur ein einziger Ruf, den er ausstoßen konnte, denn Baptiste, der das Steuer nicht loslassen konnte, hatte nur einen Moment in seinem Griffe nachgelassen. Der Gefahr durften sie sich nicht aussetzen, und ehe der Ueberlistete einen zweiten Schrei ausstoßen konnte, traf ihn die geballte Faust des kräftigen Franzosen

so eisenstark gegen die Schläfe, daß er, wie von einer Kugel getroffen, zusammenknickte.

„Jetzt binden und knebeln Sie ihn, Señor!“ rief er Ramos zu. „Rasch! Um unser Aller Leben; denn wirkliche Gefahr erwartet uns erst, wenn sie auf den Schiffen mißtrauisch werden.“

Es bedurfte keiner Worte weiter. Ramos begriff ihre Lage besser als irgend ein Anderer, wenn er sich auch noch nicht denken konnte, wer sein Befreier sei. Es war auch keine Zeit, zu fragen, und mit einem Stück des Seils, mit dem er selber gebunden gewesen, schnürte er dem noch Bewußtlosen die Glieder zusammen und zwang ihm dann das Halstuch seines Kindes zwischen die Zähne in den Mund.

Sie trieben jetzt, ungefähr noch hundertzwanzig Schritt von dem nächsten Schiff entfernt, an diesem vorbei.

„Ahoy the boat!“ schrie Mr. Culpepper's Stimme von dort herüber. — „Was für ein Boot ist das? Wohin wollt Ihr?“

Keine Antwort erfolgte. Baptiste wußte nicht gleich, was er erwidern sollte, oder fürchtete, sich durch seine Stimme zu verrathen.

„Boot hinab! Rasch! Hinunter mit Euch, Ihr Jungen! Die besten Ruderer hinein und vier Mann mit Gewehren, hinter dem Boot dort her! Gebt Feuer, wenn sie nicht halten, und dann rasch wieder geladen!“

Die Worte hallten deutlich von dort herüber.

„Diable!“ murmelte Baptiste vor sich hin. — „Mit zwei Rudern kommen wir nicht von der Stelle. Señor, Sie müssen mit helfen. Rasch, greifen Sie ein Ruder auf, um Ihr Leben! Oder können Sie steuern? Ich habe mehr Kraft.“

„Ich kann steuern,“ sagte da die junge Frau, die vor Aufregung zitternd die letzten Vorgänge beobachtet, aber noch nicht gewagt hatte, eine Frage zu thun, ein Wort laut werden zu lassen. Wie ein Traum kam ihr das Ganze vor, und der Uebergang von dem furchtbarsten erdenkbaren Elend und Jammer zu Freiheit und Leben war ihr so überraschend schnell, so unerwartet, nie mehr gehofft gekommen, daß sie noch immer

nicht daran glauben mochte. Jetzt aber, wo ihre eigene Kraft und Geschicklichkeit ihnen nützlich werden konnte, brach sie das Schweigen.

„Brav, Señora, brav!" rief Baptiste jubelnd aus. „Das giebt uns ein Ruder mehr. Und jetzt, Teresa, hierher! Weiter zurück, mein Schatz! Der Bug drückt vorn zu viel nieder, und wir gehen deshalb zu schwer. Du kannst das Kind nehmen."

„Teresa?" fragte die Frau erstaunt, aber Freudenthränen weinend und doch in zitternder Angst kroch das arme Mädchen über die aufgethürmten Betten hinweg zu ihrer Herrin, vor der sie niederfiel und ihre Kniee umfaßte.

„Weg mit den Thränen, Schatz! Weg mit den Thränen!" rief Baptiste lachend. „Dazu ist nachher Zeit. Wir werden da draußen Salzwasser genug in's Boot kriegen. — So recht, Pedro, lege Dich tüchtig hinein! Es soll Dein Schade nicht sein, und wir wollen doch sehen, ob wir in Ecuador nicht noch etwas Besseres aus Dir machen können als einen lumpigen Soldaten. Wir sind jetzt Kameraden, und ich lasse Dich nicht im Stich."

Dadurch, daß das Mädchen zurückkommen mußte, hatte das Boot viel an leichterer Fahrt gewonnen, denn der Bug hob sich. Des Seemanns scharfes Ohr hatte aber auch bereits das Einsetzen der Ruder vom Schiffe her gehört, wenn sie den Schooner selber auch schon nicht mehr auf dem dunkeln Hintergrund des Manglarenwaldes erkennen konnten. Nur die rothen Lichter leuchteten noch herüber.

„Nun für unser Leben!" rief er, sein eigenes Ruder aufgreifend, während die Señora das Steuer genommen und nicht zu viel versprochen hatte, als sie versicherte, sie könne es regieren. „Halten Sie den Bug jetzt noch immer auf jenen hellleuchtenden Stern zu — es ist die Venus, und mag er uns Glück bedeuten heut Abend."

Von jetzt an wurde kein Wort mehr gesprochen. Die vier Männer ruderten schweigend, aber aus Leibeskräften, denn sie wußten, daß nur größere Schnelligkeit sie retten konnte.

Da fielen rasch hintereinander drei Schüsse von dem verfolgenden Boot.

„Großer Gott, sie schießen!“ rief die Frau. „Lege das Kind auf den Boden des Bootes, Teresa.“

„Nicht hierher,“ beruhigte sie Baptiste, da er, mit dem Rücken nach vorn im Boot sitzend, das Abblitzen der Gewehre hatte sehen können. „Es ist unmöglich, daß sie uns hier schon erkennen, wenn nicht die hellen Betten zu sehr leuchten.“

„Werft sie über Bord!“ bat Ramos.

„Bewahre!“ lachte der Franzose, „lieber den Comisario. Erst müssen wir finden, daß sie uns zu schwer sind. Decke jenen dunkeln Poncho darüber, der auf dem Sitzbrett liegt, Teresa. Er gehört freilich dem Herrn Commissär, aber zu dem Zweck wird er ihn uns wohl leihen.“

„Aber was bedeuten die Schüsse?“

„Nichts Gutes,“ sagte Baptiste finster. „Es sind Signale für das Boot an der andern Seite der Insel, um dasselbe herbei zu rufen, und wenn es wirklich in der Nähe ist, kann es uns den Weg abschneiden. Aber caramba!“ setzte er mit fest zusammengebissenen Zähnen hinzu. — „Wir haben auch Gewehre im Boot, und im schlimmsten Falle können wir ihnen einen wärmeren Empfang bereiten, als sie jetzt wohl denken.“

„Aber keine Munition.“

„Pedro hat doch gewiß seine Patrontasche mit. Wie viel Patronen sind darin?“

„Zwanzig, Señor.“

„Bravo, und sechs geladene Gewehre, die Festung ist armirt.“

„Und mit dem Boot hinter uns?“

„Ah bah!“ sagte Baptiste, sich in sein Ruder legend. — „Die Sache ist allerdings fast zu interessant, um angenehm zu sein, aber hol’s der Teufel! — Entschuldigen Sie, Señora, auf See lernt man ein rohes Sprechen, ohne manchmal etwas dabei zu denken — ich hoffe doch noch, daß wir die hohe See gewinnen sollen, und wenn sie uns da hinaus folgen, nun, dann formiren wir mit den Matratzen eine kleine Festung um den schwachen Theil der Besatzung und wehren uns eben unserer Haut. Vorwärts jetzt! — Mit dem Reden geht Kraft verloren.“

Wieder wurden hinter ihnen drei Schüsse abgefeuert, und Baptiste sah zu seinem Schrecken, daß sie diesmal nicht in die Luft schossen, sondern hinter ihnen her. Aber die Entfernung war noch zu groß, nur wenn sie hoch gehalten hätten, wäre vielleicht eine oder die andere Kugel bis zu ihnen geschlagen. So fielen sie alle zu kurz, und er hütete sich wohl ein Wort darüber zu sagen, um die Frauen nicht unnützer Weise zu beunruhigen.

Das Boot flog rasch durch das Wasser, und eine Zeit lang wurde kein Wort weiter gewechselt. Der Commissär war wieder zur Besinnung gekommen und wand sich krampfhaft am Boden des Bootes, aber er konnte keinen Schaden thun, und Baptiste, neben dem er lag, behielt ihn auch scharf im Auge.

„Wenn wir uns ein klein wenig mehr rechts hielten," sagte Ramos endlich, — „die Gefahr wäre dort geringer, einem der anderen Boote zu begegnen."

„Wir dürfen nicht," erwiderte Baptiste, — „wenn sie uns nachher den Paß zwischen der Punta Manglares und der Insel verlegen, so treiben sie uns weit in See hinaus, und dort steht jetzt ein tüchtiger Südwind, von dem wir hier nur noch nichts fühlen, weil wir durch das südliche Land gedeckt sind. Vorwärts! Hier ist die Spitze der Insel! In wenigen Minuten muß es sich entscheiden! Bis jetzt war Gott mit uns, er wird uns nun auch nicht verlassen."

Das hinter ihnen folgende Boot hatte jedenfalls etwas an ihnen gewonnen, man konnte die Ruderschläge desselben deutlicher hören, aber ihre Ruder knarrten und machten dadurch zu viel Geräusch.

„Teresa," sagte Baptiste, „nimm Lappen oder Tücher, was Du gerade hast, Schatz, tauche sie in's Wasser und lege sie uns unter die Ruder, verstehst Du? So! Ich habe mir schon geholfen," fuhr er fort, indem er sein Taschentuch in die Ruderdolle brachte, — „nur für die Anderen."

Das war bald geschehen, und sie hatten nun den Vortheil, wenigstens geräuschlos zu fliehen.

Auf Baptiste's Wunsch ließ die junge Frau das Boot jetzt noch ein wenig dem Land zu abfallen. So nahe be-

fanden sie sich jetzt am Ufer, daß die auf der Backbordseite Rudernden mit ihren Riemen schon den Sand fühlen konnten. Sie durften nicht wagen, näher hinan zu halten. Da hörten sie plötzlich laute Stimmen und Fluchen dicht an ihrer Linken.

Fast unwillkürlich hielten Alle mit Rudern ein, und wie ein dunkler Schatten glitt das Boot, von der Ebbe und Strömung des Mira begünstigt, über die Oberfläche.

„Seco!" sagte da eine deutliche Stimme. „Carajo, Basilio! Ich sagte Dir es gleich, daß wir hier auf den Grund rennen würden. Nun sitzen wir fest. Hinaus mit Euch, daß wir den faulen Kasten wieder flott bekommen."

„Sie sitzen fest! Vorwärts!" jubelte Baptiste mit vorsichtig gedämpfter Stimme — und wieder trafen die Ruder in's Wasser, immer noch die vorherige Richtung haltend, um wenigstens aus dem Bereich der Schußwaffen zu kommen. Die in dem andern Boot hatten wirklich in dem Augenblick zu viel mit ihrer eigenen Lage zu thun, um nach etwas Anderem auszuschauen. Sie waren jedenfalls über Bord gesprungen, um das dadurch erleichterte Boot vom Sand abzuheben und wieder in tieferes Wasser zu schieben. Deutlich konnten die Flüchtigen das Plätschern und Fluchen der Leute hören. Aber so dicht mit den Köpfen über dem Wasserspiegel mochte doch wohl Einer oder der Andere der Leute das vorbeigleitende Boot bemerkt haben. Plötzlich war Alles ruhig, und eine Stimme rief gleich nachher:

„Heh da! Ist das nicht ein Boot?"

Keine Antwort folgte.

„Warum antwortet Ihr nicht? — Schieß, Pablo!"

„Vorwärts, um der heiligen Jungfrau willen!" drängte Baptiste. — „Sie sind noch nicht flott. Jeder Ruderschlag bringt uns weiter aus dem Bereich ihrer verdammten Flinten."

Es dauerte wohl zwei Minuten, bis sie den scharfen Blitz eines abgefeuerten Gewehres sahen, aber gute Schützen sind diese spanischen Abkömmlinge nicht, schlechte Gewehre hatten sie ebenfalls, und im Dunkeln auf den Schatten eines Bootes zu halten, ist ein schwieriges Ding. Die Kugel schlug wenigstens vier oder fünf Ellen rechts von den Fliehenden auf das Wasser. Und kein zweiter Schuß folgte. Die Mannschaft wollte sich

wahrscheinlich nicht auf das unsichere Feuern verlassen und lieber ihr Boot rasch wieder flott bekommen.

Dann antworteten wieder einige Schüsse von dem verfolgenden Boot, und die Burschen des gestrandeten schrieen als Antwort so laut sie konnten.

„Jetzt links hinüber, Señora!“ rief da Baptiste. — „Immer an den Manglaren hin! Dort ist tiefes Wasser, bis wir an die nächste Punta kommen. Sie ist nicht mehr weit, und haben wir erst die zweite Mündung des Mira hinter uns, dann sind wir gerettet.“

Die Leute arbeiteten mit Anspannung aller ihrer Kräfte, und selbst Pedro leistete Außerordentliches, denn es schien ihm selber nicht viel daran zu liegen, in den eben erst verlassenen Kriegsdienst zurückzukehren.

Deutlich konnten sie jetzt noch einmal die Zurufe von den verschiedenen Booten unterscheiden; auch die Ruder hörten sie wieder knarren, aber die Verfolger, mit dem Terrain kaum genau bekannt, schienen unsicher geworden zu sein, welche Richtung das flüchtige Boot genommen habe. Vielleicht fürchteten sie auch, mit der Ebbe hinaus in See genommen zu werden.

Eine Viertelstunde später herrschte Todtenstille auf dem Wasser, die nur durch das leise Plätschern der Ruder unterbrochen wurde. Sie waren gerettet.

8.

Im Pailon.

Sie waren gerettet, immer aber noch arbeiteten die Ruder wacker vorwärts, und das Boot glitt an dem dunkeln Ufer rasch dahin. Jetzt hatten sie die Mündung des Mira erreicht, und in der Dunkelheit war es fast, als ob es das offene Meer sei. Don José hielt auch wirklich mit Rudern inne und frug, ob sie sich nicht jetzt links am Lande halten müßten.

„Wenn wir Fluth hätten, oder in einem Canoe säßen, ja, Señor," sagte Baptiste, immer noch mit unterdrückter Stimme, obgleich schon lange mehr kein Laut der Verfolger zu ihnen gedrungen war. „Mit dem Boot hier dürfen wir aber getrost wagen, um die Punta Manglares zu fahren, denn gegen den Mira hätten wir sonst ein tüchtiges und schweres Stück anzurudern. Vorwärts, Señorita! Gerade hindurch, bis wir den Wald wieder erreichen, den Sie dort wie einen dunkeln Streifen vor sich sehen. Nur ein kleines Stück dann noch weiter, und wir kommen in die offene See."

„Und kennen Sie den Weg?"

„Wie meine Tasche." —

Wieder ruderten sie schweigend weiter, denn unter dem Schatten der Manglaren wollte sie Alle noch nicht das unruhige Gefühl verlassen, als ob an jeder Ecke ein anderes Boot der Verfolger auftauchen und ihnen den Weg zur Rettung abschneiden könnte. Aber sie hatten nichts mehr zu fürchten, und kaum eine halbe Stunde später trug sie die rasch abströmende Ebbe zwischen einer mit Manglaren bewachsenen langen Insel und der dort vorspringenden Landzunge hindurch, und wenige Minuten noch und ihr Boot schaukelte auf den langen getragenen Wogen des Stillen Oceans.

Glücklicher Weise trafen sie hier nicht mehr den scharfen Süder, den Baptiste gefürchtet, und der sie gezwungen hätte, die Fluth abzuwarten und wieder zurück in den letzten Miraarm einzulaufen, um von dort aus den Kanal zu suchen. Der Wind hatte sich vollständig gelegt, und nur die See wogte noch und hob sich und sank mit dem darüber hingleitenden Boot.

Zur Linken öffnete sich ihnen ein wunderbarer Anblick, so daß Aller Blicke unwillkürlich dorthin flogen, denn dort schäumte bei fast niedrigstem Wasserstand die Brandung über und gegen die freigelegten Sandbänke an, und warf ihre phosphorglühenden Wogen, deren weiße Kämme wie flüssiges Gold schimmerten und leuchteten, donnernd gegen den Strand. — Und immer und immer erneute sich das Bild! Sowie die eine Sturzsee in tausend blitzende Funken zerfloß, bildete sich weiter zu ihnen eine neue, die mehr und mehr anschwoll und von glitzernden

Gluthenstreifen durchzogen zu sein schien, bis sie sich hob und brach und dann einen wahren Feuerregen umhersprühte.

„Wie furchtbar schön ist das!“ hauchte die Frau, das großartige Schauspiel aber doch mit scheuen Blicken betrachtend; denn wenn sich eine neue Woge hob, war es, als ob sie näher und näher zu ihnen kam und sie unmerklich, aber sicher, wie in einer gewaltigen Strömung, dort hinüber reißen müßte. „Werden wir dort nicht hinein treiben?“

„Nein, Señora,“ sagte Baptiste freundlich. „Haben Sie keine Angst! Die Elemente sind gnädiger mit uns als die Menschen. Ich fürchtete einen scharfen Süder, bei dem wir allerdings Schwierigkeiten gehabt haben würden, hier vorbei zu laufen, aber statt dessen erhebt sich, wie ich eben fühle, eine leichte Seebrise, und mit der können wir es uns bequemer machen, als wir es bis jetzt gehabt haben. Bitte, führen Sie nur noch kurze Zeit das Steuer — nur nicht weiter in die See hinaus, nur immer in der nämlichen Entfernung von den Brandungswellen, wie wir uns bis jetzt gehalten, ich werde jetzt das Boot ein wenig behaglicher herrichten.“ Er legte sein Ruder nieder, stieg über die Sachen hinweg, die er in der Mitte so eng als möglich zusammenpackte, und breitete, eine der Matratzen vorn im Boote so aus, daß sie eine Art von Mulde bildete.

„So, Señora,“ sagte er dann, indem er zurückstieg und ihr die Hand reichte, „jetzt klettern Sie hier vorn herüber. — Haben Sie keine Angst, ich halte Sie. Das Kind gebe ich Ihnen dann nach, und legen Sie sich da vorn ganz unbesorgt zum Schlafen nieder. Sie bedürfen der Ruhe, und die arme kleine Adriana auch.“

„Aber wer sind Sie,“ fragte die Frau jetzt, indem sie seinen Anordnungen folgte, „daß Sie Ihr Leben für uns wagten und jetzt auch noch so freundlich Sorge tragen?“

„Wenn wir Tageslicht bekommen, erkennen Sie mich vielleicht wieder,“ lächelte Baptiste. „Jetzt überlassen Sie uns nur die Sorge um das Boot.“

Aus seinem Ruder richtete er nun einen kleinen Mast her, aus einem der Betttücher machte er ein Segel, ein anderes Ruder gebrauchte er zum Ausholer, und als er die Schote

befestigt hatte und anzog, fühlten sie bald, daß der Wind in die Leinwand schlug und anzog. Ziemlich so rasch wie vorher mit den Rudern, aber völlig geräuschlos und sanft wie von einer Schaukel gehoben und fortgeführt, glitt das Boot über die Fluth, und die junge Frau, ihr schlummerndes Kind im Arm, war, von den Aufregungen der letzten Nacht zum Aeußersten erschöpft, bald in einen sanften Schlaf gefallen.

Pedro, der arme Teufel, der für sein Leben gerudert hatte, fühlte sich ebenfalls so todmatt, daß er, als ihm Baptiste den Befehl gab, sein Ruder einzunehmen, zurück-, mit dem Kopf gegen die Matratze sank und augenblicklich einschlief.

Und immer weiter, jetzt gerade nach Süden, dann ein wenig nach Osten zurückhaltend, steuerte Baptiste das Boot. Neben ihm wand sich aber der unglückselige Commissär in solchen augenscheinlichen Schmerzen, daß Ramos endlich selber Mitleiden mit dem Verräther fühlte und leise sagte:

„Dürfen wir ihm nicht wenigstens den Knebel aus dem Munde nehmen? Ich fürchte, er erstickt.“

„Schade wär's nicht um ihn,“ sagte Baptiste trocken, „aber meinetwegen. Er wird ja ohnedies klug sein und das Maul halten, oder wir machen kurzen Proceß mit ihm und werfen ihn über Bord. Es wäre überhaupt das Beste, ihn hier an einer oder der andern Manglarenspitze auszusetzen, dort könnte er sich amüsiren und die zahllosen Mosquitos füttern.“ Aber er beugte sich doch, noch während er sprach, zu dem Gefangenen über und nahm ihm das Tuch aus dem Munde. Fosca athmete tief und schwer auf, aber er gab keinen Laut von sich. Die Drohung hatte gewirkt, denn ein Aussetzen in den Manglaren*) wäre ein sicherer und furchtbarer Tod für ihn gewesen.

So fuhren sie langsam weiter. Die Brise blieb schwach, aber doch immer noch stark genug, um das Boot, das sie von

*) Die Manglaren oder Mangrovebäume sind ein Seegewächs, denn sie stehen nur da am Land, wo die Fluth der See ihre Wurzeln bespülen kann. Ihr Boden ist Schlamm, und kein lebendes Wesen hält sich zwischen ihnen auf als Krabben und Mosquitos.

der Seite fing, vorwärts zu treiben, bis endlich am östlichen Horizont, den der niedere Laubgürtel des flachen Landes bildete, die Wolken anfingen sich zu lichten. Der Tag brach an, aber die Atmosphäre ist in diesem Himmelsstrich fast nie rein und ungetrübt, wenigstens nur in sehr seltenen Fällen Morgens.

Ein leiser Duft ruhte auf dem Walde, durch die feuchten Schwaden erzeugt, die ihm unausgesetzt entstiegen. Aber vor ihnen lag die Mündung des Pailon, die erste und nördlichste Ansiedelung in Ecuador — an der linken Landspitze (eigentlich einer Insel); bald konnten sie die einzelnen Häuser der dort wohnenden Fischer erkennen. Die Fluth stieg dabei wieder, und von ihr geführt, liefen sie mit dem ersten Morgengrauen in den breiten herrlichen Kanal ein, der, an beiden Seiten von ihre Zweige bis zum Wasser niederhängenden Manglaren dicht begrenzt, gerade nach Süden hinab dem kleinen Fischerdorf San Lorenzo zuführte.

Die Frau war erwacht, und mit dem stillen Frieden um sich, mit dem Gefühl vollkommener Sicherheit, hob sich ihr Herz zu Gott, und ihr Kind, ihre liebe Adriana, an sich pressend, betete sie leise, aber brünstig zu dem Allerbarmer. —

Aber welch ein wunderbarer Ton um sie her? Wie ferner Orgelklang traf er ihr Ohr, leise summend in vollen melodischen Accorden! Und als sie erstaunt den eigenthümlichen Klängen horchte, war es fast, als ob sie aus der Meerestiefe zu ihr heraufdrangen. — Es konnte keine Täuschung sein! Dicht unter dem Boot klang es vor, jetzt rechts ein wenig, jetzt links, und als sie sich über den Rand des Bootes bog, wurde der Laut voller und deutlicher. Da ging dort drüben, über dem grünen Laubmeer, die Sonne auf und goß ihr Licht über die funkelnde, spiegelglatte Bai.

„Hören sie den Orgelklang, Señora?“ frug Baptiste.

„Was, um Gottes willen, ist das?“

„Das sind die singenden Fische des Pailon,“ lachte der junge Franzose, „die gerade ihr Morgenconcert zu halten scheinen.“

Als er sich aufrichtete, fiel der Sonne Licht voll auf seine

freundlichen edlen Züge, und der Blick der Frau haftete fragend an ihnen.

„Und kennen Sie mich noch nicht, Señorita?“ fragte der junge Mann herzlich. „Auch Sie nicht, Señor Ramos? Hab' ich mich so entsetzlich verändert, oder ist die Erinnerung an den armen kranken Matrosen, den Sie in Ihrem Hause in Buenaventura so treulich pflegten, ganz Ihrem Gedächtniß entschwunden?“

„Don Baptiste!“ rief Ramos, seine Hand ergreifend und herzlich schüttelnd. „Wie sollen wir Ihnen das je danken?“

„Danken?“ entgegnete der junge Mann. „Ich bin lange genug Ihr Schuldner geblieben. Jetzt wollen wir vor allen Dingen dieses unglückselige Menschenkind losbinden,“ fuhr er lachend fort, um den Dank von sich abzuwenden. — „Allmächtiger Gott, wie sieht dieser neugranadiensische Commissär aus! Hier ist seine Macht aber vorbei. Wir sind innerhalb der Grenzen von Ecuador und der Platz, dem wir uns nähern, so viel ich gehört habe, in den Händen einer englischen Compagnie. Was fangen wir mit dem elenden Patron an?“

Noch während er sprach, hatte er die Leine gelöst, die des Gefangenen Hände und Arme zusammenschnürte, und Fosca richtete sich mühsam empor. Er sah in der That entsetzlich aus. Sein Gesicht war, von dem Schlag, der ihn betäubte, mit geronnenem Blut und dem Schmutz des Bootes bedeckt, sein Rock und Hemd zerrissen, und der boshafte Blick des Buben flog scheu von Einem zum Andern.

„Beim Himmel,“ lachte Baptiste, „ich weiß, was ich thue! Mir fehlt gerade ein Erwerbszweig und ich werde die Jammergestalt hier in San Lorenzo für Geld sehen lassen. Entrée ein halbes Pfund Cacaobohnen oder ein Dutzend Esmeraldas-Cigarren.“

„Ihr habt jetzt die Macht,“ knirschte der Gefangene zwischen den Zähnen durch, „aber es wird eine Zeit kommen, wo Ihr mir Rechenschaft für diese Behandlung geben sollt. Ich bin neugranadiensischer Beamter, und Präsident Franco in Ecuador wird nicht dulden, daß ich so behandelt werde.“

„Präsident Franco wird in nächster Zeit noch viel mehr

dulden müssen," lachte Baptiste verächtlich, „wenn sie ihn nicht etwa jetzt schon aus dem Lande hinausgejagt haben. Aber Frieden, Kamerad. Du hast uns an Bord genug geärgert, um diese Züchtigung zu verdienen, hättest Du nicht auch wie ein Verräther und Schuft an diesen braven Leuten gehandelt... Von jetzt an — und das ist die mildeste Strafe, die Dir werden konnte — keine Gemeinschaft mehr zwischen uns! Hier setze ich Dich an's Land, und dann sorge dafür, mein Bursche, daß Du so rasch als möglich in Dein gesegnetes Neugranada hinüber kommst; denn erfahren sie hier Deine Geschichte, so stehe ich Dir für nichts. Dort liegt San Lorenzo," fuhr er fort, als sie eben eine Biegung der Bai erreichten, die sich nach Osten in das innere Land hineinzog. „Dort liegen die friedlichen Fischerwohnungen eines braven Volkes. Dort, Señor Ramos, können Sie, wenn Sie nicht in das Innere gehen wollen, die Entwickelung der Wirren Ihres Vaterlandes ruhig abwarten, denn unter diesen Leuten lebt kein Verräther."

„Aber Sie bleiben bei uns," fiel die Señora rasch ein — „Sie müssen uns Gelegenheit geben, Ihnen zu beweisen, wie tief wir uns Ihnen verpflichtet fühlen."

„Vorerst," lachte Baptiste, „werde ich hier meine mitgebrachte Waffensammlung verkaufen, die wenigstens einen Theil des Lohns einbringen kann, den mir die Regierung des braven Mannes da für erzwungene Dienste schuldig ist, und dann — quien sabe — das Uebrige findet sich."

Das Boot glitt, fast nur durch die Fluth vorwärts getragen, in eine kleine Bucht ein, die im Westen das Fischerdorf begrenzte; gleich an der äußersten Spitze, an einem dort vorspringenden Felsen landete Baptiste und sagte zu Fosca:

„So, Señor, hinaus mit Ihnen, und das zur Warnung: haben wir die Sachen hier an Land geschafft und begegnet die Señora beim Aussteigen noch einmal Ihrer nichtswürdigen Physiognomie, dann seien sie versichert, daß ich Sie eigenhändig anpacke und hier von dem Felsen hinunterwerfe. Ein Bad könnte Ihnen überhaupt nichts schaden. Sie haben also etwa zehn Minuten Vorsprung. Marsch!"

Fosca ließ sich das nicht zweimal sagen. Mit Händen und Füßen kletterte er an dem rauhen Steinblock empor, und im nächsten Augenblick war er am Land verschwunden. Als die Señora das Ufer betrat, war keine Spur mehr von ihm zu sehen, und erst Nachmittags erfuhren sie, daß er ein Canoe gemiethet habe und mit der nächsten Ebbe nach Tomaco zurückgegangen sei.

Am Cachavi.

1.

In Concepcion.

An dem Santiago-Flusse in Ecuador, tief im Walde drinnen, von Palmen- und Bananenhainen umgeben, liegt das kleine Binnenstädtchen Concepcion so malerisch und freundlich, wie sich nur etwas denken läßt.

Dicht unter demselben mündet der kurz vorher den Cachavi aufnehmende Bogota in den breiteren und tieferen Santiago und vermittelt, wenn auch nur durch Canoes, die Verbindung mit der reichsten Provinz des Innern, mit Imbaburru und deren Hauptstadt Ibarra, während der Santiago durch die Tola-Mündung mit dem Meer in directer Verbindung steht und nach Norden hinauf sogar, durch die Taja-Lagune, einen breiten und bequemen Wasserweg nach dem Pailon und der dort neu angelegten englischen Colonie und deren Hafen bildet. Den meisten und lebendigsten Verkehr unterhielt es aber doch mit dem fast nur von Negern bewohnten Cachavi und den dortigen Golddistricten, und wenn auch der Handel mit dem Innern nur durch Lastträger betrieben werden konnte, da nicht einmal ein Maulthierpfad durch den Wald führte, war der Umsatz doch nicht unbedeutend, und die Leute befanden sich wohl und in guten Umständen.

Der Santiago sowohl wie der Bogota fließen aber auch durch ein reiches, unendlich fruchtbares Land, und breite, aus-

gedehnte Baumwollen- und Zuckerrohrfelder mit weiten Cacao- und Bananenanpflanzungen (sogenannten Platanaren) geben Zeugniß, welch' reichen Ertrags der Boden dort fähig ist und wie er die geringste Arbeit tausendfältig lohnt. Sie sind auch ziemlich dicht besiedelt, wenn auch nicht von den Ureinwohnern des Landes, die sich in den feuchten und heißen Niederungen dieser Gegend nicht so wohl zu fühlen scheinen, als weiter oben in den kühleren Bergen und an den rasch quellenden Gebirgswässern. Möglich aber auch, daß sie von den Negern, mit denen sie überhaupt nicht gern Gemeinschaft halten, zurückgedrängt wurden.

Als nämlich mit der Abschüttelung des spanischen Joches die Leibeigenen der spanischen Provinzen freigegeben und für ewige Zeiten frei erklärt wurden, da zerstreuten sie sich — besonders in Ecuador und Neugranada — vorzugsweise über dies Terrain und wurden Herren des dortigen Bodens, dessen Sclaven sie bis jetzt gewesen waren. Ueberall am Santiago und Bogota legten sie Estancien an, rodeten den Wald aus und pflanzten Bananen, Cacao, Kaffee und Zuckerrohr, und wenn sie jetzt auch nach ihrer Bequemlichkeit arbeiteten und nicht mehr vom Tagesanbruch bis in die späte Nacht Hacke und Schaufel führen mußten, so dankte ihnen der Boden doch mit verschwenderischer Hand für die geringe Mühe, die sie auf seine Pflege verwandten, und wo sie nicht eben reich wurden, hatten sie doch vollauf zu leben.

Welche Bedürfnisse kannten sie denn auch, die sie nicht hier mit Leichtigkeit beschaffen mochten! Ihre Wohnungen waren um Weniges besser als die, in denen sie früher von ihren Herren einquartiert worden, ihre Kleidung — eine baumwollene Hose und ein eben solches Hemd mit einem selbst geflochtenen Strohhut — blieb dieselbe, und was sie an Nahrung brauchten und wünschten, lieferte das Land.

So bildeten sie bald, in diesen Districten wenigstens, die große Majorität des Staates, und es gab Dörfer, wo sie sich sogar ihren Alcalden aus eigener schwarzer Mitte wählten.

Nur die Stellen der Gobernadores und Friedensrichter besetzte die Regierung mit den Hijos del pais — das heißt nicht etwa den eigentlichen „Söhnen des Landes", den In-

dianern, sondern mit den Abkömmlingen der spanischen Race, die auch solche Plätze viel besser zu verwerthen und auszubeuten verstanden.

Ecuador war allerdings eine Republik, aber es wäre deshalb der obersten Staatsbehörde doch nicht im Traum eingefallen, dem Volk in seinen eigenen Richtern eine Majorität zu gestatten.

Auch Concepcion war zu einem sehr großen Theil von Negern bewohnt. Nichtsdestoweniger blieben aber in dieser größeren Stadt die Weißen in der Majorität, wo sie schon durch ihre Farbe den Stand der Honoratioren vertraten. Ueberhaupt hat der Neger nur in sehr seltenen Fällen — so geschickt er oft in mechanischen Arbeiten sein mag — Talent zum Handel. Es fehlt ihm der Speculationsgeist, und die verschiedenen Läden befanden sich deshalb sämmtlich in der Hand von Weißen. Ebenso waren — wie sich das von selbst versteht — der Geistliche, der Alcalde und der Schullehrer Abkömmlinge der spanischen Race, und selbst ein italienischer Schneider hatte sich dort etablirt und sich — wie das gewöhnlich diese Art von Professionisten thun — zu einer der ersten politischen Größen und zu einer entschiedenen Opposition der bestehenden Regierung aufgeschwungen.

Señor Rigoli, wie der kleine, sehr lebendige Mann hieß, hing nämlich mit Leib und Seele an der quitenischen Regierung, während der Alcalde und Geistliche besonders — beide von dem gegenwärtigen Usurpator des Südens, dem Mulattengeneral Franco, eingesetzt — für diesen nach allen Kräften zu wirken suchten.

Rigoli's Feinde behaupteten allerdings, nur der Geist des Widerspruchs hätte den kleinen Italiener in diese politische Richtung geworfen, denn ohne Widerspruch konnte er nicht existiren; aber er leugnete dies vollkommen, und würde dadurch jedenfalls seine beste Kundschaft in den Honoratioren der Stadt verloren haben, wenn sie eben nicht gezwungen gewesen wären, bei ihm arbeiten zu lassen. Er hatte nämlich keinen Concurrenten im Ort als einen Neger, der Alles verdarb, was er unter die Scheere bekam, aber dafür auch zu den leidenschaftlichsten Anhängern Franco's gehörte und alle

Augenblicke neue Gerüchte über die gewonnenen Siege des Mulattengenerals verbreitete.

Uebrigens war diese politische Meinungsverschiedenheit bis jetzt sehr harmlos verlaufen, denn Theil an den großen Kämpfen ihres Vaterlandes konnten die Bewohner von Concepcion nicht nehmen, dafür lagen sie von dem Hauptplatz der Action zu weit entfernt und völlig abgeschieden und aus dem Weg in ihrem reizenden Thal. Aber es würzte doch die Unterhaltung, und wenn Rigoli Abends in der Posada eine Flasche Tschitscha getrunken und eine zweite vor sich hatte, hielt er so lange politische Reden, bis er seine Gegner — wenn auch nicht überzeugte,. doch wenigstens zu Paaren trieb und zuletzt gewöhnlich das Schlachtfeld allein behauptete.

So lebhaft aber derartige Debatten fast jeden Abend geführt wurden — und in der letzten Zeit lebhafter als je, da sich ein Franco'scher Officier hier aufhielt, was aber nicht vermochte, den kleinen muthigen Mann der Nadel einzuschüchtern — so still lag Concepcion während der heißen Stunden des Tages, wenn die Häuser keinen Schatten mehr warfen und die breiten Bananenwipfel ihre sonst vom leichtesten Luftzug bewegten Fächerblätter still und regungslos hielten. Dann ließ sich auch kein lebendes Wesen mehr auf der Straße blicken, und in den luftigen, auf Pfählen gebauten Häusern schaukelten die Bewohner derselben in ihren Hängematten, oder lagen ausgestreckt auf dem Boden unter ihren Mosquitonetzen.

Nicht weit von der Plaza, freundlich genug gelegen und von bunt blühenden und duftigen Akazien halb versteckt, wie von einer einzelnen Cocospalme überragt, stand ein kleines, niederes und düsteres Gebäude, aus festen, eisenharten Stämmen ausgeführt und die Fenstereinschnitte — und welches andere Haus hatte hier überhaupt Fenster, wo alle Wände offen lagen — mit dicken eisernen Gittern verwahrt.

Es war die „colabozo", das Gefängniß Concepcions, und in der That gewöhnlich leer und offen stehend, aus dem Grunde vielleicht, damit ein Jeder hineingehen und sich den unheimlichen dumpfigen Raum betrachten könne. Heute aber schien sie verschlossen und fest verriegelt und draußen an der schweren Thür auch noch mit einem riesigen Vorlegeschloß gesichert, denn

der „Schließer“ konnte doch nicht immer davor sitzen, eines einzigen lumpigen Gefangenen wegen.

In dem Gefängniß aber, die Stirn gegen das Gitter gepreßt, lehnte ein junger, bis zum Gürtel nackter Neger und hielt mit dem einen, durch die Stäbe hinausgestreckten Arm die Hand eines bildhübschen Negermädchens, das vor seiner Zelle stand und in der Linken ein bunt gewürfeltes Tuch mit Gaben hielt, die sie dem Gefangenen wahrscheinlich mitgebracht.

„Armer José,“ klagte dabei das Mädchen, indem ihr die großen hellen Thränen in die Augen traten — „daß es dahin mit Dir kommen mußte! Oh, was hast Du nur verbrochen, daß sie Dich in den schrecklichen Kerker werfen konnten!“

„Verbrochen, mi corazon — nichts,“ seufzte der junge Bursche. „Nichts auf der Welt weiter, als daß ich Dich nach Jahre langer Abwesenheit wieder einmal sehen wollte. — Nur deshalb nahm ich an der Tola-Mündung das Canoe, und weil ich Einzelner nicht so stark rudern konnte, als die vier starken Cajapas-Indianer, holten sie mich hier ein und ich muß jetzt büßen.“

„Aber die Sclaverei ist ja doch bei uns aufgehoben!“ rief das junge Mädchen heftig, — „Mutter und Vater waren schon freie Menschen, und die Gesetze verbieten den Weißen, Sclaven zu halten.“

„Die Gesetze,“ zischte der junge Bursche trotzig zwischen den Zähnen durch, — „wer hat die Gesetze gegeben, als nur die Weißen, und sie machen damit, was sie wollen. Was bin ich Anderes als der Sclave jenes Guayaquilenen? Er hatte mir Geld geborgt, und ich muß es jetzt abverdienen.“

„Oh José,“ sagte da das Mädchen mit leisem, wie schüchternem Vorwurf im Ton, aber einem gar so lieben und herzlichen Blick — „weshalb hast Du von ihm geborgt? — Konntest Du denn das böse, häßliche Trinken nicht lassen, womit Du uns Beide jetzt unglücklich gemacht?“

Der junge Bursche senkte beschämt den Kopf.

„Du hast Recht, querida,“ sagte er leise — „ich war schlecht und leichtsinnig, aber schon seit langen Monden trinke ich nicht mehr und arbeite fleißig — doch was hilft es mir? Wir ziehen ununterbrochen von Ort zu Ort, und die Arbeits-

tage, die er mir dem Gesetz nach gestatten muß, nützen mir nichts, denn für wen soll ich arbeiten auf der Reise?"

„Und wie viel bist Du ihm schuldig?" frug das Mädchen ängstlich.

„Ich weiß es nicht," seufzte der junge Bursche — „er schreibt sich Alles auf, was er mir giebt, und so viel hat mir der Alcalde gesagt, daß ich für vierzig Dollars ein ganzes Jahr für ihn arbeiten muß —"

„Und ist es so viel?"

„Ich glaube es nicht — was hat er mir denn gegeben? Die dürftigste Kleidung, ein paar Stangen Tabak und schon seit langen Monden kein aguardiente mehr. — Ich trinke nicht — nie mehr — ich habe es Dir versprochen, Eva."

„Dann laß mich dafür sorgen, daß Du frei wirst, José," sagte das junge Mädchen, und frohe Zuversicht leuchtete aus ihren Augen. „Ich habe das letzte Jahr viel, recht viel gearbeitet. Ich habe den Leuten Lebensmittel in die Minen gefahren, und selber ein wenig Gold gegraben, und bei unserem Alcalden in Cachavi geschafft, Tag und Nacht, wie seine Frau krank war und sich nicht selber helfen konnte. Das Geld liegt in Cachavi — ich hole es. — Was brauchen wir es auch? Wir sind beide kräftig und gesund und können uns schon auch ohne das eine Heimath gründen."

„Aber wie willst Du nach Cachavi hinaufkommen, Herz?" frug der junge Bursche, — „der Fluß ist reißend, und allein wärst Du nie im Stande, ein Canoe über die Stromschnellen zu bringen."

„Mein Bruder ist hier," sagte das Mädchen — „er lernt ein Handwerk bei einem Weißen. — Der ist gut — der wird ihm erlauben, daß er mir helfen darf, und wenn wir heut Abend fort fahren, können wir morgen schon oben sein."

„Dein Bruder ist schwächlich —"

„Aber ich bin stark," rief das junge Mädchen lächelnd — „hab' keine Sorge, José, ich bringe Dir Hülfe, und wenn Du mir nur versprichst, nie mehr zu trinken, so können wir bald ein neues und schönes Leben beginnen."

„Oh, wie von Herzen gern verspreche ich Dir das, aber — der Weiße giebt mich nicht wieder los und hat mir schon ge=

sagt, daß er mich, wenn er wieder nach Concepcion zurückgekehrt, an den Padre verkaufen will, und der bekommt immer Recht. — Hält er nicht schon seit sieben Jahren drei Sclaven in seinem Haus, und sind sie je im Stande gewesen, sich frei zu kaufen?"

„Dann gehe ich zu dem Meister Rigoli," sagte das Mädchen entschlossen — „er ist gut — er wird mir helfen und der Präsident selber nicht leiden, daß sie hier die Gesetze unter die Füße treten, die er zum Besten unseres Stammes gegeben hat. Er will ja keine Sclaven im Lande leiden — alle Menschen sollen frei und gleich sein."

„Ach Du mein liebes Herz," seufzte da José, „was weiß der Präsident von uns armen Schwarzen in Concepcion, und ist es nicht gerade einer seiner Officiere, dem ich angehöre? Glaubst Du denn, daß er mir gegen den beistehen würde?"

„Laß Du mich nur machen," lächelte aber das junge Mädchen zuversichtlich, „Señor Rigoli bringt Alles in Ordnung, und ich und mein Bruder fahren indessen, so rasch uns die Ruder treiben können, den Strom hinauf, um das Geld zu holen. Stromabwärts geht's ja nachher wie der Wind, und in einem halben Tag bin ich vom Cachavi hier unten."

„Du treues Herz — und alles das meinethalben."

„Und hier habe ich Dir indessen auch etwas mitgebracht," fuhr das junge Mädchen fort, indem sie das Tuch zu ihm emporhob. Aber sie fand bald, daß sie es, dickgefüllt wie es war, nicht durch die Stäbe brachte, und begann deshalb rasch es auszupacken.

„Hier," sagte sie, indem sie ihm die einzelnen Sachen hinein reichte — „sind in ihren Blättern gekochte Bananen — hier etwas geröstetes Schweinefleisch — ich konnte Dir nicht so viel bringen, sie fordern einen so hohen Preis dafür — hier hast Du Erdnüsse und rothen Pfeffer, und die Chocolade habe ich selbst für Dich gerieben, und da" — fügte sie leise hinzu — „ist auch etwas Geld. — Es ist nicht viel," lächelte sie wehmüthig, „aber ich habe ja auch immer gespart und gespart, damit wir dereinst ein kleines Häuschen bauen und uns ein Stück Vieh und ein paar Hühner anschaffen könnten. — Aber schau' nicht so traurig drein, José — wenn wir Beide

zusammen arbeiten, geht's ja auch nachher so viel rascher, und irgendwo am Bogota oder Santiago wird sich ja wohl noch ein Plätzchen für uns finden, wo wir uns eine Stelle urbar machen können."

„Du wackeres, wackeres Kind, wie soll ich Dir das je danken?" sagte José gerührt.

„Und hast Du es mir nicht schon gedankt?" erwiderte wehmüthig das junge Mädchen — „lebt denn ein Mensch auf der weiten Welt, der die arme Waise nach der Eltern Tode lieb hatte und für sie und ihren Bruder sorgte, wie Du?"

„Und was hab' ich gethan?"

„Viel — sehr viel," sagte das Mädchen rasch — „Du hast mir die Hoffnung für dieses Leben erhalten, denn als wir die Mutter begraben hatten, war es mir, als ob ich mich auch in das stille Grab legen müßte und nie, nie im Leben wieder froh werden könnte. — Und Alles, Alles wäre auch nachher gut gegangen, wenn nur das böse Trinken — aber ich will Dir jetzt keine Vorwürfe machen, José," unterbrach sie sich rasch — „Du hast mir ja versprochen, daß es nie, nie mehr geschehen soll, und jetzt gilt es nur, Dich aus Deiner Sclaverei zu befreien."

„Du willst schon fort?"

„Ich muß — die Zeit vergeh ; vorher aber habe ich noch mit meinem Bruder und seinem Lehrmeister zu sprechen, und nachher muß ich suchen, daß ich in Canoe geborgt bekomme. Aber das krieg' ich schon," setzte e lächelnd hinzu, „denn alle Menschen sind jetzt gut mit mir, weil sie sehen, daß ich brav und fleißig bin. Also mit Gott, José — aber ich komme noch einmal zu Dir zurück und bringe Dir dann auch ein paar Cocosnüsse zum Trinken mit. Die Señora Bastiano hat deren viele in ihrem Garten und erlaubt mir schon, ein paar zu pflücken."

„Mein liebes, liebes Herz."

„Hab' guten Muth," lachte das Mädchen, die den Geliebten nicht wollte merken lassen, wie weh ihr selber um's Herz war, „bald bring' ich Hülfe, und dann brauchen wir uns nicht mehr zu trennen. — Lebe wohl, José!" — und mit beiden Armen sich kraftvoll an dem Gitter emporhebend, brachte sie

ihren Mund über die unterste Eisenstange, drückte einen Kuß auf seine Lippen und lief dann flüchtigen Schrittes durch die Straßen hinab.

2.

Ein Besuch beim Alcalden.

In einer der Hauptstraßen der kleinen Stadt, und in einem ebenfalls auf Pfählen gebauten Eckhaus, lebte und schneiderte Meister Rigoli mit drei Lehrjungen, die er sich, wie er meinte, nur angenommen hatte, um seinen täglichen Aerger nicht zu vermissen, denn alle Arbeit mußte er doch selber thun — und that sie auch wirklich, weil ihm Niemand — weder in der Politik noch in der Schneiderei — etwas recht machen konnte.

Rigoli war aber trotzdem von Herzen ein seelensguter Mensch, der nie Jemandem wissentlich ein Unrecht gethan hätte, aber auch eben so wenig ein Unrecht an anderen Menschen leiden konnte. Ein so bescheidenes Metier er auch trieb, so fürchtete ihn doch selber der Alcalde, denn er hatte — was man so im gewöhnlichen Leben zu nennen pflegt — Haare auf den Zähnen, und war dabei viel gescheidter und belesener als der Alcalde selber — wozu allerdings nicht viel gehörte.

In dieser Tageszeit schienen aber auch *seine* geistigen Kräfte erschöpft zu sein, denn inmitten seiner Lehrlinge, die Nadel in der Hand, ein neu zugeschnittenes Kleidungsstück vor sich auf den Knieen, war er eingenickt, und als Eva geräuschlosen Schrittes die zu seiner Werkstätte aufführende Leiter hinanstieg und dabei ihr schüchternes „Ave Maria“ murmelte, um ihre Gegenwart bemerkbar zu machen, hörte sie dasselbe von keiner Seele beantwortet — denn die Jungen schliefen ebenfalls.

Sie blieb einen Augenblick auf der Leiter stehen, und während sie sich mit den nackten vollen Armen auf die niedere

Schwelle stützte, von wo aus sie den ganzen innern Raum mit den Augen überfliegen konnte, zuckte ein leichtes Lächeln über ihre wirklich schönen Züge. Aber es war auch nur ein Moment, denn rasch kam wieder das Gefühl ihrer eigenen unglücklichen Lage über sie, und daß sie keine Zeit versäumen dürfte, wenn sie den Geliebten wirklich retten wollte.

Mit lauter Stimme wiederholte sie deshalb ihr meldendes „Ave Maria“, das der kleine Rigoli aber, noch halb im Schlaf, mit einem sehr profanen „Carajo, Señor, tres varas — no es posible —“ beantwortete.

Durch seine eigenen, laut herausgestoßenen Worte erwachte er indeß vollkommen, und sich im ersten Augenblick erstaunt umsehend, — er begriff augenscheinlich nicht gleich, was mit ihm vorgegangen — überzeugten ihn die schlafenden Lehrlinge an seiner Seite doch rasch genug von dem Thatbestand. Er machte sich selber und einen neben ihm sitzenden dicken und entsetzlich schwitzenden Mulattenjungen auch rasch dadurch munter, daß er diesem eine derbe Ohrfeige steckte, die ihn blitzschnell auf die Füße brachte. Die Anderen erwachten dadurch ebenfalls und griffen rasch und mechanisch nach ihrer fallengelassenen Arbeit, während der Meister kopfschüttelnd sagte:

„Ob das faule Volk nicht jede Gelegenheit benutzt! Caramba, Señores, ich werde Euch auf den Pelz kommen, wenn Ihr mir nicht besser aufpaßt! — Heh, meine kleine Eva — entra, Schatz, entra. — Was bringst Du mir? ist der Wollkopf, Señor Bastiano, wieder nicht mit seinem Rock zufrieden?“

„Ach, Señor,“ sagte das junge Mädchen, indem sie der Aufforderung Folge leistete und die letzten Stufen der Leiter emporstieg, neben der sie sich dann am Boden niederkauerte — „mit einer Bitte für mich selber komm' ich diesmal.“

„Mit einer Bitte, Schatz? — nun laß hören.“

„Daß Ihr mir auf zwei Tage den Bruder borgen möget, um ein Canoe nach Cachavi hinauf zu rudern.“

„Ihr Beiden? — aber wozu? was wollt Ihr denn oben?“ frug Rigoli kopfschüttelnd.

Eva schwieg einen Augenblick und sah still und ängstlich vor sich nieder. Endlich faßte sie sich ein Herz, und erst mit leiser, dann immer festerer Stimme erzählte sie dem kleinen

gutmüthigen Italiener ihre einfache Leidensgeschichte, das Schicksal des Geliebten, den jener Franco'sche Officier — trotzdem daß die Gesetze die Sclaverei verböten, als Sclaven halte und hier in das Gefängniß geworfen habe, weil er nur auf wenige Tage nach Cachavi hinauf gewollt, wo er sie selber zu finden geglaubt. Jetzt aber gedenke der Weiße den armen José wieder mit fort von hier zu nehmen, Gott nur wisse wohin, daß sie ihn vielleicht nie im Leben wieder zu sehen bekomme, und sie selber wolle jetzt nach Cachavi hinauf, um von dort ihr mühsam gespartes und bei dem Alcalden hinterlegtes Geld zu holen und den Geliebten frei zu kaufen.

Der kleine Rigoli hatte der Erzählung aufmerksam zugehört, und im Anfang wohl seine Arbeit wieder dabei aufgenommen und weiter genäht, aber je mehr er sich in die Sache hinein dachte, desto empörter wurde er, und die neben ihm liegende Scheere aufgreifend, rief er, als Eva geendet:

„Da haben wir die Geschichte, und dieser Lump von Alcalde wagt es, mir von Freiheit und Gesetzlichkeit zu reden; Sclaverei, wie sie im Buche steht — Unterdrückung des Volkes, Mißbrauch der Amtsgewalt, ungerechtfertigte Einkerkerung, Veräußerung der Menschenrechte — aber ich weiß weshalb. Eben dieser selbe Señor Cerro, der hier mit seinem gelben, nichtswürdigen Gesicht herumläuft und sich einen Franco'schen Officier nennt, hat diesem hergeregneten Alcalden die Stelle verschafft, und jetzt hocken sie mitsammen unter einer Decke — der Padre nicht ausgenommen, und glauben, sie können die Herren und Meister hier im Lande spielen. Da wollen wir aber einen Riegel vorschieben," fuhr er fort, indem er von seinem Sitz aufsprang und sich den etwas heruntergerutschten Hosenbund wieder in die Höhe zog. „Dieser kleine blutgierige Wütherich, dieser Franco, hat uns hier oben nichts zu befehlen, sonst wäre er längst mit seinen Soldaten hierher gekommen und gegen Quito marschirt, und dasselbe Recht, was der hat, Präsident zu sein, habe ich auch, wenn ich auch nicht schwarz bin und Haare statt Wolle auf dem Kopfe habe. — Und jetzt komm einmal, Eva — jetzt wollen wir dieser obersten Gerichtsbarkeit einmal einen Besuch abstatten, daß ihr die Augen übergehen sollen."

Und damit hatte er seine Toilette beendet, stülpte sich seinen kleinen Panamáhut auf und schritt der Leiter zu.

Das arme Negermädchen war eine bestürzte Zuhörerin des Ganzen gewesen, denn wenn sie auch die einzelnen Ausdrücke und deren Sinn nicht verstand, begriff sie doch so viel, daß der kleine Schneidermeister ihrer obersten Gerichtsbehörde zu Leibe wollte, und daß sie dabei Zeuge sein sollte. Wenn der Mann aber, der die Macht hatte, ihren Geliebten in's Gefängniß zu werfen, böse gemacht wurde, welches furchtbare Unglück konnte er über sie Alle verfügen, und mit zitternder Stimme bat sie:

„Oh, Señor, macht den Herrn Alcalden nicht böse, oder er sperrt uns Alle miteinander ein, und dann hat José Niemanden in der Welt mehr, der ihm helfen kann."

„Mich einsperren?" lachte aber jetzt Meister Rigoli bei dem Gedanken laut auf — „mich, den einzigen Schneider, den sie in der ganzen Stadt haben? — Das Mädchen ist himmlisch! — Nein, mein Schatz, da hab' keine Furcht. So viel Verstand hat unser Alcalde denn doch noch — wenn ich auch nicht für mehr einstehen möchte, und daß er Dir nichts thut, das laß meine Sorge sein. Und jetzt komm, arbeiten kann ich doch nichts mehr mit den Gedanken um das allgemeine Wohl im Kopf, und nun wollen wir einmal sehen — und wo ich Euch Schlingel wieder schlafend finde, wenn ich zurück komme, statuire ich ein Exempel an Euch — ob wir die oberste Gerichtsbehörde nicht überzeugen können, daß wir in einer Republik leben und freie Bürger sind — komm!"

Und ohne ihr weiter Zeit zu einem Einwand zu lassen, kletterte er voran die Leiter hinunter und schritt dann, von dem zitternden Mädchen dicht gefolgt, die Straße hinauf, der Wohnung des Alcalden zu.

Es war allerdings jetzt keine Besuchszeit in den Tropen, und der würdige Friedensrichter denn auch noch mitten in seiner Siesta, welche er in der nach dortiger Landessitte kurz geschlungenen Hängematte halb sitzend, halb liegend verträumte. Rigoli schien aber nicht gesonnen, sich bei Kleinigkeiten und leeren Ceremonialformen aufzuhalten. Den Neger, der ihm unten den Aufgang verweigern wollte, schob er einfach bei

Seite und hatte denn auch die Genugthuung, ihr gesetzliches Oberhaupt bald völlig erwacht, wenn auch nicht eben sehr erfreut, in der Hängematte sitzen zu sehen, um zu hören, was er verlange.

„Ich habe Sie gestört, Señor Alcalde,“ sagte der kleine Mann, der den Sturm allein versucht hatte, denn Eva wäre unter keiner Bedingung zu bewegen gewesen, ihm dahinauf zu folgen.

„Das haben Sie allerdings, Señor Rigoli,“ versicherte der Alcalde mit einem nichts weniger als freundlichen Gesicht, „und die Sache muß in der That sehr wichtig sein, daß Sie einem Manne, der ununterbrochen von schweren Geschäften geplagt ist, die einzige kleine Ruhe seiner Siesta kürzen.“

„Bitte um Verzeihung, Señor,“ sagte Rigoli ohne weitere Umstände, „aber die Sache ist allerdings wichtig, denn es handelt sich hier darum, ob wir noch ein Gesetz im Lande haben oder nicht.“

„Lieber Meister Rigoli,“ sagte der Alcalde, durch die Anrede in seiner Laune eben nicht gebessert — „ich bin schon so ziemlich daran gewöhnt, daß Sie sich fortwährend um Sachen bekümmern, die Sie eigentlich gar nichts angehen. Was ist nun wieder?“

„Die Sache, Señor,“ sagte der kleine Italiener gereizt, „geht jeden Bürger an, denn wenn ich unter einer despotischen Regierung hätte leben wollen, so wäre ich lieber in meiner eigenen Heimath geblieben.“

„Sie hätten wirklich besser daran gethan.“

„Meinen Sie?“ rief Rigoli ärgerlich; „aber wir wollen uns nicht wieder zanken,“ setzte er ruhiger hinzu. — „Die Sache selber ist auch zu ernst, denn sie betrifft unserer Aller Freiheit — die Menschenrechte eines ganzen Volkes, die hier — vielleicht ohne Ihr Wissen — verletzt werden.“

„Da wäre ich doch begierig — aber bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen, Señor.“

„Mit Vergnügen,“ sagte Señor Rigoli, der sich um Alles nicht hätte etwas vergeben mögen. — „Und nun zur Sache: Sie wissen doch, daß hier ein Neger im Gefängniß sitzt.“

„Ich habe ihn selber einsperren lassen. Er war seinem Herrn entlaufen,“ sagte der Alcalde ruhig.

„So besteht also in Ecuador, trotz den dagegen erlassenen Gesetzen, noch immer die Sclaverei?“ rief Rigoli rasch.

„Bitte um Verzeihung,“ erwiderte der Alcalde — „er ist nicht der Sclave, sondern nur der Diener seines Herrn, bis er diesem die schuldige Summe abgearbeitet hat.“

„Wenn ich also irgend Jemandem ein paar Thaler schuldig bin — oder umgekehrt, Señor Alcalde,“ sagte der kleine Schneider, „wenn mir Jemand einen ähnlichen Betrag schuldete, so wäre ich eben so berechtigt, den besagten Herrn in Dienst zu nehmen und ihn — wenn er nicht gehorchte, einsperren zu lassen, wie?“

Der Alcalde bekam einen etwas rothen Kopf, denn die Frage war zu deutlich gewesen, als daß er sie nicht hätte auf die zweiundfünfzig Dollars beziehen sollen, die er selber dem vor ihm Sitzenden noch schuldete.

„Señor,“ sagte er, aber doch etwas verlegen, „Sie vergessen, daß ein solches Gesetz nur für Neger und frühere Sclaven-Kraft haben kann; es ist wenigstens noch nie auf einen Caballero angewandt worden, oder könnte auf ihn angewendet werden.“

„Und das nennen Sie eine Republik!“

„Bah, seien Sie vernünftig — einen Unterschied muß es nun einmal in der Welt geben, und wo man keine Schwarzen hat, bildet, wie Sie mir selber erzählt haben, ein Theil der Weißen das Proletariat.“

„Aber ich habe gehört, daß jener Señor, der sich einen Franco'schen Officier nennt und eher aussieht wie ein durchgegangener Schulmeister, die Absicht haben soll, seinen Diener, wenn Sie denn so wollen, zu verkaufen?“

„Er kann ihn nicht verkaufen,“ bemerkte der Alcalde kopfschüttelnd, „das würde direct gegen die Gesetze verstoßen, aber er mag ihn an einen Andern, der ihm die ausgelegten Gelder zurückerstattet, abtreten.“

„Danke Ihnen — und ist das etwas Anderes als verkaufen?“

„Lieber Freund,“ sagte der Alcalde, dem das Gespräch

unangenehm wurde, „ländlich, sittlich — Sie sind mit unseren Gebräuchen noch zu wenig bekannt, um die inneren Triebfedern zu erkennen, durch welche die Staatsmaschine in Gang gehalten wird.“

„Und nennen Sie eine Umgehung der Gesetze eine innere Triebfeder?“

„Es war ein Irrthum, dessen sich die Gesetzgeber schuldig machten,“ bemerkte der Ecuadorianer trocken, „die Sclaverei völlig abzuschaffen, und wir thun nur unsere Schuldigkeit, wenn wir den einmal begangenen und unwiderruflichen Fehler soviel als möglich gut zu machen suchen.“

„Carajo!“ rief der kleine Italiener, „das heißt ehrlich gesprochen, und eigentlich hätte ich einen andern Namen dafür. — Aber damit kommen wir nicht zur Sache. Unter welchen Bedingungen wird der gefangene Neger wieder freigegeben?“

„Sobald er seine eingegangene Schuld bezahlt,“ lautete die Antwort. „Derartige Leute benutzen aber höchst selten die ihnen durch unser Gesetz verstatteten drei freien Tage in jeder Woche, um für sich selber zu arbeiten und ihre eingegangenen Verpflichtungen abzutragen.“

„Und wie kann er arbeiten,“ rief Rigoli rasch, „wenn sein Herr die ganze Zeit mit ihm im Lande umherzieht und ihm die Feiertage nicht einmal anrechnet, um seine Heimath zu besuchen?“ — Der Alcalde zuckte die Achseln.

„Das ist allerdings ein Punkt,“ sagte er, „den das Gesetz nicht vorgesehen hat, denn ich sehe keine Möglichkeit, um einen caballero zu zwingen, ruhig an einer Stelle zu bleiben, damit der ihm verschuldete Diener Geld in der Nachbarschaft verdienen kann.“

„Und wie viel beträgt des Burschen Schuld jetzt?“

„Soviel ich weiß, einige vierzig Thaler,“ erwiderte der Richter — „jedenfalls über ein Jahrlohn — und wenn es nur einundvierzig sind, hat er ein Recht, ihn zur Arbeit anzuhalten.“

„Und wenn das Geld in einigen Tagen bezahlt wird?“

„Ich weiß doch nicht recht,“ sagte der würdige Richter etwas verlegen, „ob der Señor damit gezwungen werden kann,

seine Rechte auf die Jahresarbeit des Burschen aufzugeben, denn er hat keine weiteren Zinsen von dem ausgelegten Capital."

„So? — das wollen wir denn aber einmal sehen," rief der kleine Italiener, in vollem Ingrimm von seinem Stuhl emporspringend. — „Wenn das die neuen Gesetze sind, die der verdammte Mulattengeneral in unserem Lande geben will!"

„Señor Rigoli," unterbrach ihn der Alcalde erschreckt, „wissen Sie, daß Sie von unserer höchsten Obrigkeit sprechen, und ich eigentlich gezwungen wäre —"

„Zum Henker mit unserer ganzen Obrigkeit!" beharrte aber der unverbesserliche kleine Schneider, der nicht den geringsten Respect, weder vor dem Präsidenten, noch vor dem Alcalden zeigte. — „Wenn es denn so mit uns steht, dann will ich doch sehen, ob nicht das Volk einmal gelegentlich die Sache in die Hand nehmen kann, und wo Sie dann bleiben, Señor, und der Padre mit Einschluß Ihres Franco'schen Generals, darauf bin ich nachher selber neugierig."

„Señor Rigoli, Sie werden mich noch zwingen, ernstere Maßregeln mit Ihnen zu ergreifen."

„Ach papperlapapp," sagte der Italiener verächtlich, „drohen gilt nicht, aber das versichere ich Sie, Señor, wird das Geld herbeigebracht, und der Schwarze nicht freigelassen, dann zettele ich Ihnen eine Negerrevolution an, die sich gewaschen hat, und dann wollen wir doch auch einmal sehen, ob wir die Franco'sche Wirthschaft nicht auch bei der Gelegenheit auseinanderjagen können."

„Señor Rigoli!" rief der Alcalde und fuhr aus seiner Hängematte in die Höhe, aber der kleine Italiener nahm keine Notiz mehr von ihm, stülpte seinen Hut auf und verließ ohne Weiteres das Haus.

3.
Die Canoefahrt.

In ängstlicher Furcht hatte indessen das arme Negermädchen unten auf den Erfolg der Unterredung gewartet, und die lauten, ärgerlichen Stimmen oben konnten sie wahrlich nicht dabei beruhigen. — Jetzt endlich kam der weiße Mann zurück — aber er sah erhitzt und ärgerlich aus. Sie wagte nicht einmal, ihn zu fragen, welche Hoffnung sie fassen dürfe. Der kleine Italiener ließ sie aber nicht lange in Ungewißheit.

„Nimm Deinen Bruder, Schatz,“ sagte er, „und mache, daß Du nach Cachavi zurückkommst und Dein Geld holst — ich würde es Dir selber borgen, aber die Lumpen hier zahlen so schlecht, daß man kaum landesübliche Münze genug für Bananen und Chocolade im Haus behält. Hast Du ein Canoe?“

„Noch nicht, Señor,“ sagte das Mädchen schüchtern, „aber die Señora Bastiano borgt mir gewiß das ihrige.“

„Gut dann; Du könntest meins kriegen, aber am Bug ist ein Stück herausgebrochen und muß erst wieder gemacht werden — das soll aber jetzt gleich geschehen, denn ich weiß nicht, wie bald ich es selber brauchen werde. Wann willst Du fort?“

„Gleich, Señor — der Weg ist weit,“ sagte das junge Mädchen, „sobald ich nur das Canoe habe.“

„Noch Eins — wie viel Geld hast Du denn eigentlich, Schatz?“

„Es werden wohl sechsundvierzig Dollars sein,“ erwiderte zitternd das arme Kind — „glauben Sie, daß es genug ist, um den armen José zu befreien?“

„Genug? sicher!“ rief der kleine Italiener, sich vergnügt die Hände reibend — „und sag' dem Alcalden in Cachavi nur, zu welchem Zweck Du es willst, und daß sie hier Deinen Liebsten als Sclaven halten, dem Gesetz zum Trotz.

Und wenn Du zurückkehrst, so komme gleich zu mir, und ich bringe die Sache in Ordnung, darauf kannst Du Dich verlassen. Verstanden?"

„Oh, wie soll ich Euch je dafür danken, Señor!"

„Danken! für was?" brummte der kleine Mann vor sich hin — „wenn ich Dir das Geld geben könnte, hättest Du Ursache dazu — so nicht — mach' nur, daß Du fort kommst."

Eva ließ sich das nicht zweimal sagen und flog die Straße hinab der Wohnung der „Señora Bastiano", einer würdigen Negerdame, zu. Allerdings machte diese noch einige Schwierigkeiten, denn sie wollte morgen oder übermorgen selber nach dem Pailon hinüberfahren, um dort einige alte Freunde zu besuchen; da ihr aber das junge Mädchen fest versprach, bis spätestens übermorgen zurück zu sein, ließ sie sich endlich erbitten, und kaum zwei Stunden später, nachdem Eva noch von José Abschied genommen und seine Seele mit freudiger Hoffnung erfüllt hatte, saßen die beiden Geschwister, Eva und ihr Bruder Tonio, im Canoe, ruderten den Santiago hinab bis zu der nächsten Landspitze, und bogen dann in den Bogota ein, um hier ihre beschwerliche und ermüdende Fahrt gegen die Strömung zu beginnen.

Aber Eva kannte keine Ermüdung; der freundliche Italiener hatte die beiden Geschwister auch noch außerdem mit Mundvorrath versehen, daß sie nirgends anzulaufen brauchten. Frisches Wasser quoll ebenfalls um sie her, denn bis hierher reichte die Fluth des Meeres nicht, und rüstig und unverdrossen ruderten sie bis zu der Mündung des Cachavi, wo dann die Strömung des wohl kleineren, aber viel reißenderen Flusses so mächtig wurde, daß sie zu ihren Stangen greifen mußten. Aber unermüdlich arbeiteten sie vorwärts, die ganze Nacht hindurch, und noch stand am nächsten Tage die Sonne hoch am Himmel, als sie das kleine Negerstädtchen, wo früher ihre Eltern gewohnt, erreichten.

Eva hatte hier keine Schwierigkeit, das ersparte Geld von dem Alcalden zu bekommen, denn diese Leute speculiren nicht mit den ihnen anvertrauten Capitalien. Das Geld hing wohlverwahrt in einem Beutel von weißem Baumwollenzeug

an einer etwas versteckten Stelle unter dem Dach und war rasch herbeigeholt; aber der Alcalde, ein greiser Neger, der früher selber Sclave gewesen und durch das Emancipationsgesetz befreit worden, hatte mehr von der Welt gesehen, als das junge Mädchen, und schien dem unerfahrenen Kinde nur ungern den mühsam genug verdienten und aufgespeicherten Schatz anzuvertrauen.

Er kannte die Leute, die sich caballeros nennen, durch und durch, und wäre am liebsten selber mit nach Concepcion hinabgefahren, um bei dem dortigen Alcalden die Sache in Ordnung zu bringen — aber es ging nicht. Seine Frau war wieder krank und eine Tochter lag am Fieber danieder, und dann erwarteten sie jetzt auch mit jedem Tage die indianischen Träger von Ibarra, die ihnen eine Menge neuer Waaren bringen sollten, bei deren Verkauf er jedenfalls zugegen sein mußte. Kurz, es ging eben nicht, und er mußte das junge Mädchen ihrem Schicksal überlassen.

Diese wäre am liebsten auch gleich an dem nämlichen Abend wieder aufgebrochen, um auch nicht eine Stunde so werthvoller Zeit zu versäumen, aber ihr überdies schwächlicher Bruder war durch die ungewohnte Anstrengung so erschöpft, daß er einer Nacht Schlaf nothwendig bedurfte. Der Alcalde selber litt ebenfalls nicht, daß sich das junge Mädchen so übermäßig anstrenge, sie mußte deshalb bei ihm übernachten; aber mit Tagesgrauen war sie wieder auf, röstete für sich und Tonio ein paar Bananen zum Frühstück und Mittagessen, und ging dann selber zu dem Canoe hinab, um dieses, das die Nacht über stets hoch an Land hinaufgezogen werden mußte, da der Fluß oft so plötzlich steigt, flott zu bekommen.

Ihr Bruder packte indessen oben die Bananen ein, und der alte Alcalde war selber mit zum Fluß gekommen, um nachzusehen, daß sie ihr Geld gut verwahre, und ihr Glück auf die Reise zu wünschen.

Dem jungen Mädchen war bei der Arbeit — das Canoe allein über das Geröll in's Wasser zu schieben — warm geworden, und sie hatte ihr leichtes Oberkleid ab und in's Canoe geworfen, der kurze dünne Kattunrock reichte ihr dabei kaum bis über's Knie. Aber ihr Gesicht strahlte vor Freude, denn

heute noch — heute konnte sie den Geliebten befreien, durfte ihn selber aus seinem dumpfen Kerker in die liebe Gottesnatur hinausführen, und das Herz hätte ihr fast zerspringen mögen vor Lust und Seligkeit.

Mit viel geringerem Eifer kam ihr Bruder, von dem Alcalden begleitet, zum Ufer herunter. Ihm wäre es weit lieber gewesen, wenn er hier oben, in seiner Vaterstadt, ein paar Rasttage hätte machen dürfen, und von der übermäßigen Anstrengung gestern thaten ihm außerdem noch die Arme weh.

Eva sah, wie er nur zum Ufer herabkam, seine betrübte Miene und lachte ihn fröhlich an.

„Da, setz' Dich vorn hinein in's Canoe und mach' es Dir bequem, Tonio — ich brauche Dich heute nicht zum Rudern, denn der Fluß trägt uns allein schon rasch zu Thal."

„Und hier ist Dein Geld, Mädel," sagte der Alcalde, indem er der jungen Dirne den Beutel reichte, „verwahre es gut und laß es nicht in's Wasser fallen."

„Ich bin ja doch kein Kind mehr, Señor," sagte die Jungfrau, indem sich ein leises Erröthen über ihre dunkeln Züge stahl, „seht — hier schlag' ich es fest in das Tuch, und wenn ich auch schwimmen müßte, so kann's nicht verloren gehen."

Damit nahm sie sich ein seidenes buntes, aber schon lange verblichenes Tuch, das ihr José einmal in früherer Zeit geschenkt, vom Halse, faltete das Geld hinein, verband die beiden Enden dicht mit im Canoe liegenden Bast und schlug es sich dann um die schlanke Hüfte. — „So — und *noch* einen Knoten, und nun dürft Ihr sicher sein, daß ich es nach Concepcion bringe."

„Dann mit Gott, mein Kind," sagte der alte Neger. „Du bist ein rechtschaffenes und braves Mädchen, und verdienst dereinst glücklich zu werden. Hast Du Deinen José aber befreit, dann bleibe nicht in Concepcion zwischen den vielen Weißen — sie hassen uns, wenn sie sich's auch nicht immer merken lassen. — Kommt herauf zu uns nach Cachavi — zu verdienen giebt's hier immer, und daß Du an mir einen treuen Freund hast, weißt Du ja."

„Dank Euch, Señor — Dank Euch recht von Herzen — ich werde die freundlichen Worte nie vergessen, die Ihr zu der

armen Waise gesprochen," sagte die Jungfrau — „und Gott nur weiß, wie bald wir Eure Hülfe in Anspruch nehmen müssen. Geht aber Alles gut, und bleibt José und ich gesund, dann, hoff' ich, gründen wir uns auch unsern eigenen Herd, ohne irgend Jemandem zur Last zu fallen. Wir sind Beide jung und kräftig, und der Herr da oben wird ja weiter helfen. — Alles in Ordnung, Tonio?"

„Alles, Eva," sagte der junge Bursche, der sich behaglich vorn in dem Canoe ausstreckte — „stoß ab, daß wir vielleicht in der Hitze ein bischen in den Schatten fahren können."

Das Mädchen trat, ohne ein Wort weiter zu sagen, aus dem Canoe hinaus in die klare Fluth, um das schwanke Fahrzeug von den letzten Steinen, auf denen es noch auflag, los zu heben, als ein scharfer, gellender Schrei vom obern Theil des Stromes niederschallte und rasch in dem Dorfe selber an mehreren Stellen beantwortet wurde.

„Halt, Mädel! Halt!" rief der alte Alcalde rasch und erschreckt — „die Wasser kommen. Hab' ich es mir doch fast gedacht, denn es donnerte tüchtig gegen Morgen, und oben in den Gebirgen ist ein starker Regen gefallen."

„Desto rascher kommen wir hinab," lachte aber das tollkühne Ding, indem sie ihr Canoe mit starker Hand in den Strom hineinstieß und selber nachsprang.

„Caramba, Eva," rief ihr Bruder erschreckt, indem er sich mit beiden Armen an dem Rand des Canoe emporrichtete. — „Du willst doch nicht etwa fahren, wenn die Wasser kommen?"

„Und warum nicht?"

„Das ist Thorheit, Mädel!" schrie der Alcalde, indem er selber in die Fluth hineinsprang, um das Canoe noch zu erfassen und zurück zu ziehen.

„Zu spät!" lachte aber Eva, indem sie ihr Ruder schon gegen die Steine gesetzt hatte und das schlanke Boot mit scharfem Druck in den Strom hinaustrieb. — „Wir können ja auch Beide schwimmen, und schlägt das Canoe gar um, bringen wir's schon wieder in die Höhe. Adios, Señor, adios! Habt keine Sorge um uns. Ich weiß ein Ruder zu führen. Hei, da kommt die Woge! Jetzt, Tonio, liege still und rühre

und rege Dich nicht. — Adios, Señor, auf Wiedersehen in Cachavi!"

Vom Strande nieder stürzten eine Masse schwarzer Gestalten nach dem Flußufer, um ihre dort angebundenen Fahrzeuge in Sicherheit zu bringen, denn rasend schnell steigt oft das Wasser in diesem kleinen, den mächtigen Bergen entquellenden Strome. Unten im Thal ist vielleicht das schönste, sonnigste Wetter, und das Wasser des Cachavi selber, so klar wie Krystall, murmelt still dahin in der eingeengten Bahn. Aber weiter oben hat der Sturm seinen Tanz gehalten, und die Wolken haben ihre Sturzfluth über die Hänge entladen, an deren steilen Abdachungen nieder Bach an Bach in die Hauptader hinabspringt. Den Lehm aber wuschen sie mit, und nicht allmälig wächst der Fluß dann an, nein, so gewaltsam und mit einem Guß, wie ihm die Massen zugetheilt wurden, so wälzt er sie in einer hohen, lehmfarbenen Woge die Bahn entlang, und hinter dieser braust und kocht schäumend die Sturmfluth, nicht selten Felsblöcke aus ihrem Bett drängend und mit sich fort führend.

Sie kann auch nicht heimlich nahen. Schon von Weitem hört man ihr dumpfes Brausen, und wie sie die Bäume schüttelt und Busch und Strauchwerk tief hineintaucht in ihre kochenden Wogen; wahrhaft unheimlich sieht es aus, wenn die hohe gelbe Welle sich überstürzend in den klaren Strom hineinpeitscht, und wenn sie, darüber hinrollend, die zurückgelassene Fluth in flüssigen Lehm verwandelt.

Der Fluß steigt in einem solchen Falle oft drei bis vier Fuß in wenigen Minuten und führt mit Pfeilesschnelle auf seiner Oberfläche dahin, was er sich losgespült. Indianer und Schwarze aber, die an seinem Ufer wohnen, flüchten, wenn sie sich gerade in ihren Canoes befinden, in wilder ängstlicher Eile an Land und ziehen ihre Fahrzeuge hinter sich her, bis sie dieselben in sicherer Entfernung von den rasenden Wassern wissen.

Nun wußte der alte Alcalde allerdings, daß ein Mensch, wenn er sein Ruder gut gebrauchen konnte, wohl im Stande wäre, die Mitte der Strömung zu halten, und aufkochende Wirbel zeigten immer schon voraus, wo ein vom Wasser kaum

bedeckter Felsen ihm hätte Gefahr bringen können. Aber das schwache Mädchen — war sie im Stande, das Canoe zu steuern, und wenn ihr die Kraft gebrach — sie kannte die Gefahr gar nicht, von einer solchen Fluth erfaßt zu werden, gegen die keine Menschenkraft im Stande gewesen wäre anzuschwimmen. Wenn ihr Kopf gegen einen Felsen traf! —

Aber zu spät kamen alle Warnungen und Zurufe; das tolle Mädchen wollte nicht hören, und hoch aufgerichtet, das Ruder im Wasser haltend, das Antlitz aber der heranstürmenden gelben Woge zugewandt, um ihr mit voller, ungeschwächter Kraft entweichen zu können, stand sie da. Sie wußte, daß die Gefahr schon halb vorüber war, sobald sie nur die erste hohe Welle verhindert hatte, ihr die Fluth in das Canoe zu werfen — jetzt kam sie heran — das Ruder setzte sie ein, daß es sich von dem Drucke bog — fort schnellte das Canoe, hinter ihr die gelbe drohende Masse — aber das Wasser, das so vorausdrängte, hob das Hintertheil des leichten Fahrzeuges, jetzt faßte es die Woge und drohte den Bug vorn in den Grund zu bohren, Tonio stieß einen Angstschrei aus und hielt sich krampfhaft an dem Bootrand fest.

„Gewonnen!" jubelte da die wilde Schifferin, indem sie den linken Arm emporwarf, aber keine Zeit blieb ihr jetzt, weitere Zeichen zu geben, denn ihre ganze Gewandtheit erforderte die Regierung des Bootes, das sie mit kundiger Hand inmitten der furchtbaren Strömung zu lenken wußte.

Und es war ein wunderbar schönes, wenn auch wildes Bild.

Hoch aufgerichtet im Canoe, den schlanken, üppigen und rabenschwarzen Oberkörper nackt bis zum Gürtel, mit jeder Muskel in voller Thätigkeit, stand die Jungfrau. Das wollige, in kleine Zöpfe geflochtene Haar flatterte im Winde, die dunkeln, seelenvollen Augen glühten im Triumph über ihr gewonnenes Wagestück, die vollen rothen Lippen hatte sie trotzig aufgeworfen, daß zwei Reihen perlengleicher Zähne sichtbar wurden, und das lange Ruder mit voller Sicherheit, und dadurch auch mit Ruhe führend, glitt sie wie eine schwarze Najade über die schäumende Fluth.

Die zum Strome hinabgesprungenen jungen Männer hatten

ihr anfangs erschreckt und sprachlos nachgesehen, denn keiner von allen zweifelte daran, daß die erste und schwerste Sturzfluth auch ihr Schicksal besiegeln und das Canoe rettungslos senken und füllen müßte. Wie es sich aber hob und sank und wieder hob, und die schlanke Gestalt des Mädchens fest und unerschüttert in ihrem Nachen stehen blieb, da donnerte ein lauter Jubelruf der Bewunderung und des Beifalls hinter ihr her, und ein leichtes Lächeln flog über ihre schönen Züge, als er ihr Ohr erreichte. — Aber schon hatte sie die nächste Biegung des Stromes erreicht — wie ein Pfeil glitt der Kahn, von der stürzenden Fluth getragen, dahin — ihr Ruder begegnete der Kraft, die sie an das jenseitige Ufer zu werfen drohte — sie hielt die Mitte des Stromes, und wenige Secunden später war auch der Schrei schon in weiter Ferne verhallt, und hoher, mächtiger Urwald umgab sie an allen Seiten.

Tonio, der kleine schwarzbraune Bursche, dem der Muth der Schwester vollständig gebrach, hatte mit Entsetzen sich zum Theilhaber eines Wagestücks machen sehen, das ihm die krause Wolle zu Berge trieb. Mit beiden Händen fest an den Rand des Canoe geklammert, erwartete er auch nichts Geringeres, als dieses sinken und umdrehen zu sehen, wobei sie selber dann, wenn sie an's Ufer schwimmen wollten, gegen die noch immer hier und da aus der gährenden Fluth vorragenden Felsblöcke geschleudert und elend zerschellt werden würden. Er war sich auch in dem Augenblick wirklich noch nicht einmal recht klar, ob die Schwester ihr Fahrzeug muthwillig in den Strom hinausgestoßen, oder ob die Sturzfluth sie in ihrem wilden Ansturm vom Ufer losgerissen habe, und das Canoe jetzt, grimmig spielend, seinem Verderben entgegen wirbelte. — Aber es behielt seine Richtung — es schwankte wohl unter den nachpressenden Wellen und tanzte auf und ab, aber der schlanke Bug vermied sorgfältig jede Gefahr, die ihm durch Felsen oder treibendes Holz drohen konnte, und hoch aufgerichtet, mit den blitzenden Augen jeden gefährlichen Punkt bewachend und ihm ausweichend, stand Eva im Rücktheil des Bootes.

Die ersten Wellen hatten dabei wohl ihre Spritzkämme an Bord gesandt und eine Menge Wasser hineingeworfen,

das gleich anfangs keine Zeit blieb zu beseitigen. Jetzt aber war die erste Gefahr überwunden, und, sich völlig bewußt, der weiteren Fahrt auch ruhig begegnen zu können, wandte sie ihre Aufmerksamkeit auch wieder dem Boote zu.

„Komm, Tonio,“ sagte sie lachend, „rutsch' ein Stückchen weiter zurück zu mir, daß ich das Wasser im Canoe unter die Füße bekomme. Was fürchtest Du Dich, Muchacho, Du weißt ja doch, daß ich ein Canoe zu führen verstehe.“

„Ja, aber Eva,“ klagte der Knabe, indem er jedoch dem Befehl Folge leistete, „was fiel Dir denn auch ein, in den Strom hinaus zu stoßen, wo die Fluth kam. Wenn ich das vorher gewußt hätte, wär' ich gewiß nicht mit Dir gefahren.“

„Du bist gar nicht wie ein Junge, Tonio,“ sagte das junge Mädchen lachend, indem sie den rechten Fuß im Canoe feststellte und dann mit dem linken das im Canoe stehende Wasser faßte, und es so gegen ihr rechtes Bein schnellte, daß es hoch aufspritzend über Bord flog. Mit sechs, acht Streichen hatte sie das kleine Fahrzeug vom Wasser klar, und das bischen Nässe, das zurückblieb — bah, was schadete das den bloßen Füßen der Maid, ja es kühlte sie eher, indem es darüber hinwusch.

Aber jetzt erforderte der Fluß auch wieder ihre volle Aufmerksamkeit, denn noch war er nicht hoch genug gestiegen, um die darin liegenden Stromschnellen völlig auszugleichen, und vor ihr lag eine Stelle, in der die gelbe Fluth gurgelte und zischte, und überall verrätherische, unter dem Wasser lauernde Felsen kündete.

„Setz' Dich, Eva,“ bat Tonio, „wenn das Canoe einen Stein streift, fliegst Du hinaus und kannst Dir Schaden thun.“

„Wenn ich sitze, seh' ich die Felsen nicht,“ entgegnete aber die wackere Bootführerin, „hab' keine Angst, Herz, ich führe Dich sicher hindurch. Ist es denn das erste Mal, daß ich durch solches Wasser steuere?“

Im nächsten Moment brodelte und schäumte die Fluth um den Bug, und wie es die Wellen faßten, rieb der flache Boden ein paar Mal auf den glatten Steinen. Aber Eva hatte nicht zu viel versprochen, wenn sie dem Bruder versicherte, sie führe

durch, was sie begonnen. Jetzt lag das Ruder zwischen ihren Füßen, und mit einer leichten, aber zähen Stange, die sie aufgegriffen, lenkte sie den Lauf des Canoe so geschickt, daß es auch nicht ein einzig Mal die Seite den gefährlichen Stellen bot. Blitzesschnell aber schoß das leichte Fahrzeug in den aufgeregten Wassern seine Bahn dahin, und Secunden brauchten sie dazu, um Stellen zu passiren, gegen die sie gestern noch mit Anspannung aller ihrer Kräfte halbe Stunden lang anarbeiten mußten.

Erst aber nur einmal eine einzige Legua zurückgelegt, und die Gefahr war vorüber; das Wasser fing an sich wieder zu beruhigen — es stieg wohl noch, aber nur langsam, und mit unermüdeter Kraft trieb Eva ihren Nachen weiter.

Nur ein einziges Mal landeten sie auch unterwegs, und zwar an einer Stelle, wo ein alter Neger, ein Freund ihres verstorbenen Vaters, den Urwald gelichtet und einen Platanar angelegt hatte, und der Alte ließ sie nicht fort, ehe sie nicht einen Becher Chocolade bei ihm getrunken hatten. Aber dann ging es auch weiter, und Tonio mußte jetzt ebenfalls sein Ruder nehmen, um noch rascher das Ziel zu erreichen.

Am Cachavi selber trafen sie überhaupt wenig gelichtete Punkte — das tiefer gelegene Land war fruchtbarer, und als sie den ruhigeren Bogota erreichten, schien es ordentlich, als ob sie die Wildniß hinter sich gelassen hätten. Noch mußten sie allerdings weite Strecken Wald passiren, aber dann lichtete sich dieser plötzlich und die breitblätterigen Bananen schüttelten ihre edel geformten Wipfel bis dicht über die steil unter ihnen abfallende Uferbank. Hochstämmige Cocospalmen ragten mit ihren gefiederten Kronen über die darunter versteckten Wohngebäude der Menschen, und Cacao- und Baumwollenpflanzungen bewiesen, daß auch der freie Neger, wo ihm zu seiner Entwickelung nur Raum gegeben wird, dem Boden mehr abzuringen weiß, als er zu seinem eigenen Bedarfe braucht.

Aber wenig genug beachtete das junge Mädchen diese Anfänge der Civilisation, diese Zeichen regen Fleißes, und nur dann und wann haftete ihr Blick hier und da auf einer freundlicher gelegenen Hütte, aus deren Schattenbäumen vielleicht eine Fülle goldiger Orangen hervorleuchtete, während zahmes

Vieh am Ufer des Flusses weidete, denn so hatte sie sich ihre eigene Heimath oft und oft in stillen Sunden ausgemalt, und ein schwerer Seufzer hob dann wohl ihre Brust, wenn sie daran dachte, wie lange sie Beide — sie und ihr José, wohl noch hart und bitter arbeiten müßten, ehe sie das ersehnte Ziel erreicht. — Aber der Arm ruhte dabei auch keinen Augenblick — je näher sie der Mündung des Bogota in den Santiago kamen, desto schärfer griff sie aus, denn jede Viertelstunde, die sie hier versäumte, verlängerte ja auch die Kerkerhaft des Geliebten.

Endlich sah sie das breite, klare Wasser des schönen Stromes vor sich — um die Landzunge bog der Bug ihres Canoe, und dort schimmerten wieder die weißen Häuser von Concepcion im Sonnenlicht.

Oh, wie bog sich ihr Ruder gegen die Strömung des Santiago jetzt an, um die kurze Strecke dort hinüber zurück zu legen, und wie trieb sie den Bruder an, den sie bis jetzt soviel als möglich geschont, um sie in dieser letzten kurzen Fahrt zu unterstützen. Er theilte ihre Eile gar nicht, denn dort wartete doch nur wieder die Werkstatt des kleinen Italieners auf ihn, der er gar zu gern noch eine kurze Zeit entgangen wäre — aber die Schwester ließ ihn nicht. Aus allen Kräften mußte er sich in's Ruder legen, und kaum berührte ihr Canoe den Sand unterhalb der Stadt, als sie auch schon mit flüchtigem Satz an's Land sprang, Tonio die Sorge um das Canoe überlassend.

Kaum nahm sie sich dabei Zeit, ihr Oberkleid wieder umzuwerfen, so drängte es sie, dem Geliebten die Kunde seiner baldigen Freiheit zu bringen, und rasch hatte sie auch das Gefängniß erreicht, aber — ein eisiges Gefühl ergriff ihr Herz, als sie das unheimliche Gebäude schon von Weitem erblickte, denn — die Thür stand offen. — Hatten ihn die *Weißen* frei gelassen, oder war er —

Ueber den Plan schlenderte der Schließer des Gebäudes, ein alter, mürrischer Neger mit einem von Blattern ganz zerrissenen Gesicht. — Sie kannte ihn.

„Oh, Pedro!" rief sie ihn mit zitternder Stimme an — „wo — wohin habt Ihr José gethan?"

„José?“ antwortete der Alte mürrisch — „sein Herr ist mit ihm heute Morgen den Strom hinabgefahren. — Was weiß ich, wohin.“

4.

Nach dem Pailon.

Eva's Herzblut stockte bei der furchtbaren Kunde. — So war alle Mühe und Aufopferung umsonst gewesen und José — der unglückliche José auf's Neue für sie verloren. Im ersten Augenblick stand sie auch wirklich regungslos und keines Gedankens fähig an derselben Stelle, nur von dem Gefühl ihres Unglücks, ihrer Verlassenheit erfüllt, und der alte Pedro war lange in den Schatten seiner eigenen Wohnung zurückgekehrt, ehe sie einen neuen Entschluß fassen konnte, was nun zu thun — wie zu handeln.

Rigoli — der kleine freundliche Weiße — er blieb jetzt ihre einzige Hoffnung, und wenige Minuten später stand sie in seiner Wohnung.

Der Italiener war allerdings auf's Aeußerste überrascht, sie schon wieder in Concepcion zu sehen, und wollte es kaum glauben, daß sie in der Zeit nach Cachavi hinauf und wieder zurück gerudert sein könne. Aber das mitgebrachte Geld, das sie ihm zeigte, ließ keinen Zweifel mehr, und Rigoli, der indessen den Gefangenen nicht aus den Augen verloren, erging sich nun erst für kurze Zeit in einer Reihe der lästerlichsten Verwünschungen gegen den schuftigen Guayaquilenen, jenen Franco'schen Officier, und gegen den Alcalden selber, der mit ihm jedenfalls unter einer Decke stecke. Eva, die ihn dabei mit keiner Silbe unterbrach, erfuhr nun, daß er gestern noch einmal bei dem Alcalden gewesen sei, und dort einen heftigen Auftritt mit diesem gehabt habe, als er hörte, daß sich der angebliche Officier zur Abreise bereit mache. Er verlangte,

daß dieser die Rückkunft des abgesandten Boten erwarten solle, der abgegangen wäre, um die Summe für den Loskauf des Gefangenen herbei zu holen — ja er erbot sich sogar, selber Bürgschaft für die Zahlung des Geldes zu leisten — Alles aber vergebens. Der Guayaquilene behauptete, daß er seinen Diener jetzt gerade nothwendig brauche, da er an dem Pailon hinüber und von dort durch den Wald wieder nach Concepcion zurückkehren wolle. Er wisse aber nicht, ob er dort sicher einen Träger bekommen könne. Wenn er zurückkehre, und das Geld wirklich bezahlt werde, so ließe sich weiter über die Sache sprechen."

„Und kehrt der Weiße wirklich hierher zurück?"

„Der Teufel trau' ihm!" rief Rigoli heftig aus — „möglich ist's, aber sicher in keinem Fall, denn was ich mir über die Sache denke, so ist dieser vorgebliche Franco'sche General weiter nichts als ein ganz gewöhnlicher Landspeculant, der die Gegend hier abschnüffeln will, ob er irgendwo einen vortheilhaften Kauf machen kann, ohne Schwielen dabei in die Hände zu bekommen. Wenn er den José aber hier nicht an den Padre abtreten darf, so verkauft er ihn unterwegs, wo er die erste beste Gelegenheit bekommt und ein paar hundert Dollars daran verdienen kann. Die nöthigen Papiere sind ja leicht genug fabricirt, und wenn er dem armen Jungen, der natürlich weder schreiben noch lesen kann, etwas von baldiger Freiheit vorschwatzt, malt der sein Zeichen unter irgend einen Wisch, den er ihm vorlegt."

„Armer José!" hauchte das zitternde Mädchen.

„Wenn wir nur einen andern Alcalden hätten, als diesen Holzklotz von Menschen," zürnte der kleine Italiener, „so wäre so etwas ganz unmöglich gewesen. Aber mache einmal etwas gegen diesen — ich hätte bald 'was gesagt. Er blieb dabei, daß kein Gesetz des ganzen Staates irgend einen weißen und freien Mann zwingen könne, seine Reise aufzuschieben, und fort ist er jetzt an den Pailon — ich hab' ihn nicht halten können."

„Und wenn ich ihm dort das Geld für José brächte," rief das Mädchen plötzlich, von einem neuen Gedanken ergriffen, „müßte er ihn dort nicht freigeben?"

„Hm,“ sagte Rigoli — „aber Du kannst nicht allein an den Pailon gehen — Du kennst ja Niemand dort.“

„Die Señora Bastiano fährt heute oder morgen dorthin ab. Sie befahl mir, ihr Canoe rasch zurück zu bringen, weil sie es für die Reise brauche. — Sie nimmt mich mit — und ist auch bekannt dort und geachtet —“

„Geachtet? — hm,“ sagte der kleine Schneider, der seine ganz eigene Idee darüber hatte, wie geachtet die dicke Negerin wohl in der, jetzt von lauter Fremden besetzten Ansiedelung sein würde. Aber er mochte dem armen Kinde auch das Herz nicht unnöthiger Weise vielleicht schwer machen und sagte endlich:

„Nun, versuchen kannst Du's immer, Schatz — Schaden wird's nicht thun, ob's Dir aber hilft — Gott weiß es. Säßen wir hier nur nicht so weggesetzt aus der Welt, ich ginge — straf' mich Dieser und Jener, meiner Seel' selber zum Präsidenten, und wenn es selbst dieser blutige Franco wäre, und schenkte ihm einmal ein Glas reinen Wein ein; aber von hier aus müßte ich erst nach Tomaco in Neugranada, und dort auf das Dampfboot passen, und wo das Geld dazu hernehmen, wo keiner der hiesigen Lumpe Geld genug im Sack hat, auch nur den Stoff für seine Hosen zu bezahlen?“

„Lebt wohl, Meister Rigoli,“ sagte Eva herzlich — „und habt Dank — vielen Dank für die Mühe, die Ihr Euch meinetwegen gegeben. Ich werde es Euch nie vergessen.“

„Bah, Mädel,“ sagte der kleine gutmüthige Mann, „reden wir nicht weiter davon. Ich wollte, ich könnte Dir mehr helfen. Aber laß gut sein, jetzt — geh erst mit Deiner dicken Señora an den Pailon, und wenn Du dann zurückkommst und nichts ausgerichtet hast —“

„Aber sie müssen ihn doch freilassen, wenn ich das Geld für ihn bezahle.“

„Na, ich setze ja nur den schlimmsten Fall — gewiß müssen sie, wenn ihre Gesetze nicht lauter Lügen sein sollen — aber ich meine ja nur so — wenn Du trotz alledem nichts ausrichten solltest, dann komm wieder zu mir hierher und — ich weiß dann freilich selber noch nicht, was ich thun werde, aber einen Skandal giebt's, darauf kannst Du Dich verlassen —

einen Mordskandal, und das Andere — wollen wir dann eben abwarten. Schon gut, Mädel, schon gut, — mach' jetzt, daß Du zu Deiner Señora Bastiano hinüberkommst. Apropos, wo ist denn Dein Bruder eigentlich — ah, da kommt er eben angekrochen! Na, der wird schön müde sein von der Parforcetour. Du hast den Teufel im Leibe. Nun, er mag heute schlafen und sich ordentlich ausruhen, daß er mir morgen wieder frisch bei Kräften ist."

Wie in einem Traum stieg das arme Mädchen die Leiter hinab und eilte dem Hause der Patronin zu, von der allein sie jetzt noch Hülfe und Unterstützung hoffte. Die alte würdige Dame war übrigens den Augenblick bereit, sie mitzunehmen, aber für heut Abend war an den Aufbruch nicht mehr zu denken. Sie hatte das Canoe nicht so rasch zurück erwartet — sie mußte ja damit geflogen sein — einige Provisionen mußten auch noch eingelegt und einige Abschiedsbesuche gemacht werden — morgen früh aber jedenfalls — je früher desto besser, um die Morgenkühle noch zu benutzen, und dann wollten sie den Señor schon kriegen, der einen freien Mann zum Sclaven herabwürdigte. Sie kannte alle Familien am Pailon — brave, ehrenwerthe Leute, mit denen sie in intimster Verbindung stand — die ließen sie nicht im Stich, und Eva konnte ganz ruhig sein, auf dem Rückweg hätten sie ihren José mit im Canoe.

Das Mädchen brannte vor Ungeduld, aber die Señora Bastiano war nicht aus ihrem Gleis zu bringen, und es blieb eben bei der Abfahrt auf den nächsten Morgen.

Schon vor Tag war Eva munter und unten an der Landung, um das kleine Canoe in Stand zu setzen und ja keine Zeit zu versäumen — aber es half ihr nichts. Eine Reise nach dem Pailon war für die würdige Dame, die nur selten aus ihren vier Pfählen kam, eine viel zu wichtige Begebenheit, um sie so leichthin anzutreten. Die dazu nöthigen Vorbereitungen mußten mit der ihrem Stande würdigen Ordnung getroffen werden. Dabei hatte sie sich überlegt, daß das kleine Canoe ein solches Auftreten aber unmöglich mache, und deshalb beschlossen, ein größeres zu miethen.

Dem lagen nun allerdings keine Schwierigkeiten entgegen,

denn große Canoes gab es in Concepcion genug, und ein solches war bald herbeigeschafft, aber es erforderte einige Zeit, ehe eine hübsche und vollständig schattige Laube in dem Heck desselben aufgebaut werden konnte, und wenn auch Eva unermüdlich Bananenblätter und Stäbe herzutrug und die Arbeiter zur Eile antrieb, so wurde es doch fast zehn Uhr, ehe sie Alles im Stande hatten, und die Señora gerufen werden konnte.

Und jetzt kam sie. Señora Bastiano war wirklich eine Persönlichkeit in Concepcion — unter der farbigen Race wenigstens. Ihr Mann besaß ein nicht unbedeutendes Grundeigenthum und hielt eine Menge Leute in seinen Diensten. Außerdem spielte er ganz vortrefflich die Marimba oder Holzharmonika, und da die alte Señora wirklich ein gutes Herz hatte und viele Arme unterstützte, so war sie gewissermaßen ein Orakel der Neger geworden, die sich bei ihr und ihrem Gatten in schwierigen Verhältnissen gern Rath und, wenn es sein mußte, auch Hülfe holten.

Es ist wunderbar, mit welcher Würde solch' alte Negerdamen aufzutreten pflegen, wenn sie einen gewissen Rang in der Gesellschaft einnehmen, oder doch einzunehmen glauben. Keine Fürstin mag es ihnen an huldreicher Herablassung gleich thun, wo sie mit minder Glücklichen zusammen kommen, und da sie sich außerdem sehr gewählt kleiden und fast immer eine sehr tiefe Baßstimme haben, so kann sich der Europäer, wenn er ihnen begegnet, selten eines Lächelns erwehren — aber ich wollte es ihm nicht rathen, daß es die Señora bemerkte. Ein völlig vernichtender Blick würde ihn gewiß dafür strafen.

Señora Bastiano war der Typus dieser Negerfrauen. Wohlbeleibt, wenn auch nicht übermäßig stark, aber sehr voll gebaut, und mit zurückgebogenem Kopf einherschreitend, trug sie ein carrirtes Seidenkleid; darüber, trotz der niederbrennenden Sonne, einen papageigrünen chinesischen Shawl, eine dicke Kette von Bernsteinkugeln um den braunen Hals, und glanzlederne Schuhe aber ohne Strümpfe, und einen hellgelben seidenen Sonnenschirm oder Knicker, den sie aber nur als Fächer benutzte.

Die Begleitung Eva's war ihr dabei ganz angenehm, denn

wenn sie auch selbstverständlich ein Mädchen zur Bedienung mitnahm, sahen zwei doch besser und anständiger aus, und Eva dankte Gott, als sie endlich im Canoe saßen, das von zwei starken Negern gerudert wurde, und sie nun unterwegs waren. Rückten sie doch nun auch mit jedem Ruderschlage ihrem Ziele näher. Sie selber wollte auch gleich mitarbeiten, aber das litt die Señora nicht.

„Laß Du das nur die Leute thun, mein Kind," sagte sie freundlich, aber bestimmt. „Die haben Mark in den Knochen und bringen uns schon rasch genug vorwärts, ob wir ein paar Stunden früher oder später an den Pailon kommen, bleibt sich doch vollkommen gleich. Du kriegst Deinen José." Damit war die Sache abgemacht.

Das Canoe war ein breites, sehr bequem hergerichtetes Fahrzeug, aus dem Stamm eines der mächtigen Waldriesen dieser Gegend ausgehauen, mit flachem Boden, daß es nicht so leicht umschlug, und um ihm noch größere Sicherheit zu geben, mit ein paar schwachen Balsastämmen*) an beiden Seiten. Den dritten Theil des ganzen Canoe deckte dabei eine laubenartige Hütte, gerade hoch genug, daß man bequem und ohne anzustoßen darunter sitzen konnte. Sie war einfach durch gebogene und am Canoe befestigte Bambusstäbe hergestellt, über welche die breiten Blätter der wilden und keine Frucht tragenden Banane gelegt und festgesteckt wurden, und so dicht, daß sie nicht allein die Sonnenstrahlen verhinderten durchzubrechen, sondern auch einen recht tüchtigen Regenschauer abhalten konnten, — und auf Beides mußte man in diesem Klima gefaßt sein.

In der Mitte der Laube nun, auf einer Anzahl von weichen Matten, saß die Señora, zu ihren Füßen kauerte die mitgenommene Dienerin, und wenigstens des Steuers hatte

---

*) Das spanische Wort balsa (Floß) hat hier Anwendung gefunden auf einen Baum, dessen Holz sich vorzüglich zur Herstellung von Flößen eignet; es ist vollkommen korkähnlich, außerordentlich leicht und weiß. Der Balsabaum wächst oft zu zwei- und dritthalb Schuh Stärke und eignet sich, seiner fabelhaften Leichtigkeit wegen, ganz vorzüglich zum Wassertransport. Er hat nicht viel mehr Gewicht, als das Mark unseres Ahorns, ist aber fester.

sich Eva bemächtigt, um doch etwas beitragen zu können zur Beschleunigung ihrer Reise.

So ruderten sie mit der nicht unbedeutenden Strömung — nachdem der Abschied am Ufer von einer Anzahl anderer würdiger Damen auch noch einige Zeit in Anspruch genommen — rasch vorwärts, und wie ein wechselndes Bild von Palmen, Bananen und mächtigem Urwald, der seine Riesenzweige bis weit über das Ufer hinausstreckte, glitt die Landschaft an ihnen vorüber.

„Siehst Du das Haus dort an der rechten Uferbank, Eva?“ frug die alte Dame, nachdem sie etwa eine Stunde so gefahren waren, „wo die vielen Orangen stehen?“

„Si, Señora.“

„Fahre dort an die Landung.“

„Wollen wir halten?“

„Ja, mein Kind; die Señora Piedra würde es mir sehr übel nehmen, wenn ich vorbeiführe, ohne ihr einen guten Morgen zu sagen. — Es sind gar achtbare Leute die Piedras.“

Eva gehorchte seufzend, und eine volle Stunde ihrer kostbaren Zeit wurde damit verschwendet, daß sich ein paar alte Frauen leere Höflichkeiten sagten und Chocolade dazu tranken.

Und das war nur der Anfang einer vollkommenen Kette von Besuchen gewesen, denn Señora Bastiano schien es mit einem höchst empfindlichen Gefühl von Schicklichkeit ganz unvereinbar zu halten, daß sie auch nur ein einziges Haus vorbeifuhr, in welchem eine, selbst flüchtige Bekanntschaft wohnte. Und was für Zeit brauchte sie nicht allein zum Ein- und Aussteigen und dem vorläufigen Anfragen im Hause, wohinauf immer erst einer der Ruderer mußte, um sich zu erkundigen, ob die „Señora“ daheim und geneigt sei, den Besuch zu empfangen. Wie sie aber den vierten solcher Besuche gegemacht und glücklich beendet hatten, trat die Fluth ein, in deren Bereich sie sich schon befanden, und um ihre Leute nicht unnöthig anzustrengen, wie auch den dringenden Anforderungen einer andern dicken Mulattin nachgebend, dort zu übernachten, wurde das Boot noch am hellen lichten Tag an Land gezogen und Halt gemacht. Bei Nacht wäre Señora Bastiano überhaupt nicht gefahren — ihre Nerven vertrugen das nicht.

So versäumten sie die Ebbe und mußten bis zur zweiten Ebbe warten, die um neun Uhr Morgens eintrat. Dann erst gingen sie wieder unterwegs, aber auch nur um diese unglücklichen Besuche zu erneuern, mit denen wieder ein Theil der günstigen Zeit nutzlos vergeudet wurde.

Eva hätte blutige Thränen der Ungeduld weinen mögen, aber selbst ihre Bitten fruchteten nichts bei der alten Dame.

„Kind, das verstehst Du nicht," sagte sie leutselig, „wenn Du einmal älter bist, wirst Du auch einsehen, daß man Rücksichten im Leben zu nehmen hat, und daß wir uns selber damit ehren, wenn wir Anderen eine Ehre erweisen."

Es blieb auch dabei, und als sie endlich die Gegend der Manglaren erreichten, wo die Ansiedelungen seltener wurden und zuletzt ganz aufhörten, war es zum zweiten Mal nöthig geworden, in dem letzten Hause zu übernachten.

Von da an nahmen die Visiten ein Ende; nur im Garcero sprach die Señora am nächsten Morgen noch einmal vor, traf aber glücklicher Weise Niemand zu Hause, da die Bewohner der Ansiedelung sämmtlich nach dem Pailon und San Lorenzo hinaufgefahren waren, und jetzt endlich faßten undurchdringliche Manglaren das sumpfige Ufer ein, Lagune schloß sich an Lagune und bildete Inseln und Küstenland, an dem zur Fluthzeit das Wasser in den Zweigen und wunderlichen Wurzelbildungen der Mangrove wusch und zur Ebbezeit den von Millionen von Krabben bevölkerten Schlamm offen legte.

Bald fuhren sie auch in den breiten und tiefen Kanal des Pailon ein, der in einem rechtwinkeligen Arm erst von dem nördlich gelegenen Ocean nach Süden hineinläuft, und hier von der Mündung der Tolita-Lagune direct nach Osten einmündet. An dem Südufer dieses breiten Armes lag das kleine Fischerdorf San Lorenzo.

Es hatte die Nacht über wieder gegossen, was vom Himmel herunter wollte — wie denn überhaupt in diesem Himmelsstrich und inmitten der weiten, waldbewachsenen Niederungen selten eine Nacht ohne Regen vorüber geht — aber jetzt, nachdem sie die Morgennebel niedergedrückt, stand die Sonne frei und klar am Himmel und beleuchtete die wunderschöne Bai

und blitzte von den Millionen Regentropfen des Waldmeeres nieder.

Vor dem Canoe her strichen ein paar große braune Pelikane, und ein Fregattenvogel stand hoch, mit zitterndem Flügelschlag in blauer Luft, bis er sich einen Fisch zur Beute ersehen, auf den er dann wie ein Pfeil herunter schoß, tief unter Wasser tauchte, und wenige Momente später wieder mit tropfenden Schwingen ordentlich aus der Fluth emporschnellte, um seine Beute hoch in dem eigenen Element zu verzehren.

Bis hierher hatten sie die Ebbe günstig für sich gehabt, von da an aber kam sie aus dem Pailon heraus gegen sie an, und wenn sie auch schon ihre größte Kraft verloren, mußten die beiden Schwarzen nun doch tüchtig rudern, um gegen sie anzuarbeiten. Ein Beilegen in den Manglaren war unmöglich, denn dort hätten sie Mosquitos und eine kleine nichtswürdige Art von Stechfliegen, Jejen genannt, zu Tode gepeinigt, und Señora Bastiano kannte jene Stellen zu genau, um sich vom Ungeziefer mißhandeln zu lassen. Da mochten die Neger lieber schwitzen.

Es war etwa drei Uhr Nachmittags, als sie San Lorenzo endlich erreichten — leider in voller Ebbe, wo das ganze Ufer von einem vielleicht vierzig Schritt breiten Schlammgürtel so vollständig eingefaßt war, daß an ein Landen gar nicht gedacht werden konnte. Die Neger sprangen allerdings über Bord und schoben das Canoe, soweit es nur möglicher Weise ging, auf den Schlamm hinauf und dem Ufer um etwa zehn Schritt näher — dann aber arbeitete ihnen das solide Gewicht der Señora so entschieden entgegen, daß sie es auch keinen Zoll breit weiter vorrücken konnten, und die Señora hatte jetzt die Wahl, bis zur wachsenden Fluth hier draußen sitzen zu bleiben — was immer noch vier volle Stunden dauern konnte, oder das allerdings nicht ganz würdevolle Entree nach San Lorenzo hinein zu wählen und mit hoch aufgeschürzten Röcken durch den etwa knietiefen Schlamm an Land zu waten.

Beides schien ihr gleich unangenehm; so entschloß sie sich denn endlich zu der kürzeren, wenn auch schmerzlicheren Procedur, zog ihre Schuhe aus, die sie Eva zu tragen gab, packte ihrer andern Dienerin den Sonnenschirm und eine Anzahl anderer

Kleinigkeiten mit einem Korb Backwerk auf, das sie den Kindern ihrer Freunde mitgebracht, und — stieg über Bord.

Es war allerdings ein höchst komischer Anblick, die alte würdige Dame in dieser Situation, und dabei mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt, durch den tiefen Schlamm waten zu sehen, und ein paar Fremde, die am Ufer standen, wollten sich auch halb todt darüber lachen — aber um so viel finsterere Falten zog das braune Gesicht der alten Dame, die ihre Kleider in der Angst, sie im Schlamm zu verunreinigen, noch weit höher aufnahm, als eigentlich nöthig gewesen wäre. Aber muthig watete sie vorwärts, und hatte endlich die Genugthuung, eine kleine Quelle zu erreichen, die während der Ebbe in ein paar Steinlöchern frisches Wasser hielt, und wo sie im Stande war, sich von ihrem Mädchen die Füße waschen zu lassen.

Dort aber mußte sie noch immer eine Weile in der bisher behaupteten Stellung verharren, bis ihre Dienerin die ihr anvertrauten Sachen abgelegt hatte, und dann im Stande war, ihre Señora mit Hülfe eines Spahns erst von dem gröbsten Schlamm zu säubern und dann rein zu waschen. Erst jetzt durfte sie wagen, ihre Kleider fallen zu lassen und ihre Schuhe anzulegen, um, wie es ihrem Stande zukam, in der Stadt zu erscheinen.

Darauf aber hatte Eva schon nicht mehr gewartet. Leicht und flüchtig, war sie nur wenig in den Schlamm eingesunken, und wie sie nur die Schuhe am Ufer auf einen trocknen Platz gestellt, eilte sie flüchtigen Laufes in die Stadt hinauf, um sich dort nur erst die Gewißheit zu holen, daß José in San Lorenzo angekommen sei und dort weile. Mehr verlangte sie ja nicht — in allem Uebrigen würde ihr die Señora Bastiano gewiß schon helfen.

Armes Kind, auch dieser Weg schien vergebens gewesen, denn gleich im nächsten Haus erfuhr sie, daß gestern allerdings ein „Señor Ecuadoriano", der ihrer Beschreibung entsprach, mit einem Canoe und einem schwarzen Diener eingetroffen sei und Verkehr mit den Fremden gehabt habe, dann aber, und zwar noch gestern Abend, oder jedenfalls heute Morgen vor Tagesanbruch zu Lande aufgebrochen sei, denn er habe das

Canoe an die Fremden verkauft. Zu Lande konnte er aber keinen andern Weg eingeschlagen haben, als die erst kürzlich durch die Wildniß ausgehauene „Trocha".*) Ob er auf der aber beabsichtige, bis zum Bogota und dann hinauf nach Quito zu gehen, oder ob er nach Concepcion zurückkehren wolle, wußte Niemand anzugeben.

Der gutmüthige Ecuadorianer, dem das junge, in Thränen fast zerfließende Mädchen leid that, ging sogar selber zu den dort eingetroffenen Engländern hinüber, um sich zu erkundigen, ob sie etwas über den Fremden und sein nächstes Ziel wüßten, erhielt aber auch keine bestimmte Auskunft. Er hatte nur, ihnen gegenüber, geäußert, daß er den Weg durch die Trocha einschlagen wolle, um das Land kennen zu lernen. Sein Geschäft war, wie er angab, Juwelenhandel, und er hatte ihnen eine Anzahl von kostbaren Steinen zum Verkauf angeboten. Die Leute aber, die hierher gekommen waren um das Land zu cultiviren, brauchten keine Diamanten und Saphire, und als er fand, daß er hier keine Geschäfte machen konnte, war er ohne Weiteres wieder aufgebrochen.

Als Diener hatte er die Leute mitgenommen, die ihn hierher gerudert, einen jungen Negerburschen und zwei alte Mulatten.

5.

Die Indianerin.

Was jetzt thun? In ihrer Verzweiflung lief Eva zurück zur Señora Bastiano, aber die alte Dame war schon, mit ihrer untern Toilette wieder in Ordnung, auf einer ihrer Staatsvisiten begriffen, die hier natürlich den Weißen — als

---

*) Trocha ein Pfad, nicht mit geebnetem Weg, sondern nur eine Bahn durch den Wald — durch angekerbte Stämme bezeichnet.

geborenen Honoratioren — zuerst galten. Sie besuchte gerade einen Ecuadorianer, den sie aber just bei einer etwas wunderlichen Beschäftigung traf. Er stand nämlich unten in seinem Hof und hatte einen alten Topf auf dem Feuer stehen, in dem er bemüht schien, eine Hand voll rostiger Nägel, ein zerbrochenes Harpuneneisen und ein paar ausgediente Vorhängeschlösser abzukochen.

„Ave, Maria!" sagte die Señora, indem sie vor Erstaunen die Hände zusammen schlug, „das alte Eisen wollen Sie doch nicht weich kochen, Señor?"

„Ah, Señora Bastiano — auch einmal in San Lorenzo?" lachte der Mann. — „Sie kommen gerade recht zum Mittagessen — haben Sie aber keine Furcht, meine Frau wird Ihnen schon etwas Besseres zubereiten. Ich koche hier eben nur schwarze Dinte."

„Aus alten Vorlegeschlössern?"

„Aus altem Eisen und grünen Cocosnußschalen — man muß sich zu helfen wissen, Señora, wenn man so weit von einer Stadt abwohnt. Aber wollen Sie nicht hinaufgehen? Manuelita wird sich unendlich freuen, Sie zu begrüßen. Ich komme auch gleich nach."

Die Señora folgte würdevoll der Einladung, und als Eva den Platz erreichte, war es unmöglich, jetzt ein Anliegen bei ihr vorzubringen. Sie wäre in diesem Augenblick mit Entrüstung über eine solche Unschicklichkeit abgewiesen worden.

Dicht daneben wohnte eine alte Indianerin mit ihrer Tochter. Wie Eva mit niedergeschlagenen und thränenden Augen auf der Straße stand, rief die Alte gutmüthig von oben herunter:

„Was hast Du, Kind? — weshalb weinst Du? Komm herauf."

Draußen in der Bai lag ein Schiff, dasselbe, das die neuen Einwanderer hierher gebracht. Ein paar betrunkene Matrosen kamen lachend und schreiend die Straße herab, und aus Furcht, von ihnen gesehen zu werden, folgte das arme Mädchen der Einladung.

Dort mußte sie jetzt erzählen, was sie hierher geführt und

weshalb sie so traurig sei, und die Alte schüttelte dabei den Kopf und sagte:

„Die Fremden sind schlimm, aber die eigenen Landeskinder sind noch viel schlimmer, wo sie Einen von uns, sei es nun ein schwarzer oder ein brauner Mensch, unterdrücken können. Daß ihre Haut von der Sonne gebleicht ist, während die unsere davon gebrannt wurde — ist's unsere Schuld? Aber verachten thun sie uns doch, wo wir ihnen in den Weg treten, und prahlen thun sie auch, daß Gott der Herr uns nur erschaffen habe, um für sie zu arbeiten."

„Aber wie kann ich den armen Menschen jetzt befreien?" bat Eva, die nur dem einen Gedanken folgen mochte.

„Ja, mein Herz," sagte die Alte kopfschüttelnd, „was willst Du da machen? Wäre es hier im Orte, so könnten Dir die Fremden vielleicht dabei helfen, die bringen Manches fertig, was Unsereiner für unmöglich gehalten hätte. Aber während Du hier herumläufst und Deine Zeit verlierst, marschirt der Weiße ruhig seine Bahn fort, und kommt er dann nachher, wo die Trocha ausläuft, oben an den Bogota, so ist er mit einem der dort immer vorbeifahrenden Canoes fort, und wer soll Dir sagen, ob er stromauf oder stromab gegangen."

„Und mündet der Pfad an keinem Haus aus?"

„Segne Dich Gott, Kind, nein. Blanker, wilder Wald ist's, durch den er läuft, voll von wilden Schweinen und Schlangen und Tigern, so daß sich keiner von unseren besten Männern allein hinein getraut. Es gehen immer nur wenigstens zwei mitsammen hinein, damit sie Hülfe haben, wenn einem ein Unglück zustößt."

Eva hatte mit ängstlich klopfendem Herzen der Beschreibung gelauscht, aber vor ihrer Seele stand nur das Bild des Geliebten, der, selbst während sie hier zauderte, weiter und weiter in eben jenen furchtbaren Wald hineingetrieben wurde, während sie ja die Mittel in Händen hielt, ihn der Freiheit, dem Leben wieder zu geben.

„Und kann ich den Weg finden?" sagte sie endlich, und ihr Auge glühte dabei von einem wilden, fast unheimlichen Feuer — „ich fürchte mich nicht vor dem Walde, ich bin ja darin aufgewachsen."

„Die Trocha, Schatz?“ sagte die Alte — „und wer wird mit Dir gehen?“

„Ich habe Niemand,“ seufzte das arme Mädchen, „aber Gott ist mit mir!“

Die Alte schüttelte den Kopf.

„Das ist Wahnsinn,“ brummte sie. „Wenn Du auch der Trocha folgen könntest und wirklich von keinem Tiger unterwegs gefressen würdest, was wolltest Du machen, wenn Dich der Weiße nachher wieder unverrichteter Sache fortschickte — was er jedenfalls thut? Wenn er Deinen José hätte losgeben wollen, so würde er ihn nicht von Concepcion mit fortgenommen haben. Wart's ab, Kind, Du bist noch jung und es fällt Dir schwer etwas aufzugeben, an das Du Dein Herz gesetzt hast — mit den Jahren lernst Du's“ — setzte sie seufzend hinzu, „und — wirst es auch zuletzt gewöhnt. Lieber Himmel, was wird uns hier auf der Welt nicht genommen, das wir lieb und theuer hatten, und die Geistlichen, wenn sie einmal zu uns kommen — sagen dann, man müsse dem lieben Gott für Alles danken — auch für Leid und Trübsal!“

„Wenn ich nur den Platz wüßte, wo die Trocha beginnt!“ sagte Eva, die keine Silbe der letzten Rede verstanden oder auch nur auf den Sinn geachtet hatte.

Das junge Indianermädchen hatte daneben gestanden und mit mitleidigen Blicken die Fremde betrachtet.

„Ich weiß den Platz im Walde, wo die Trocha beginnt,“ sagte sie plötzlich — „ich war dort — ich bringe Dich über den Nadadero hinüber, bis zu der Stelle, wo die niedergebrochenen Stämme über den Sumpf führen.“

„Und was soll ihr das helfen, Muchacha?“ rief die Alte; „thörichtes Kinderzeug, das Ihr alle Beide seid und glaubt, Ihr müßtet Euren Willen haben zu jeder Zeit. Soll das tollkühne Mädchen etwa allein in die Wildniß hineinlaufen und elend darin zu Grunde gehen? Wer hat sie dann auf dem Gewissen? — Du und ich.“

„Oh, fürchtet nicht für mich!“ rief Eva rasch, „ich bin stärker als Ihr glaubt.“

„Was hilft Dir Deine Stärke, Kind, wenn Du Dich verirrst und in die Sümpfe oder gar zurück zu der Bai in die

Manglaren hinein geräthst? — Perdido! es ist ein entsetzliches Wort, und ich möchte Dir nicht wünschen, daß Du seine Schrecken erfährst. Sei vernünftig und füge Dich."

Eva stand zaudernd — aber wieder tauchte des armen José Bild vor ihr auf.

„Ich gehe," hauchte sie — „führe mich, gutes Mädchen — thu mir die Liebe und zeige mir den Weg! Du bist ja die Einzige, die mir helfen will."

„So komm," sagte das junge Indianermädchen entschlossen. „Sie hat Recht, Mutter; ich würde gerade so an ihrer Stelle handeln."

„So lauft meinetwegen," rief die Alte mürrisch. „Wer nicht hören will, muß fühlen, caramba, und ich will mit Euch beiden tollen Mädchen nichts weiter zu thun haben. So viel aber prophezeie ich Dir, Negrilla — Dein Geld nehmen sie Dir ab, und Deinen José führen sie trotzdem mit fort. Ich kenne die beiden braunen Schufte, die der Ecuadorianer bei sich hat. — Der Eine von ihnen war es, der meines Vaters Haus bei Esmeraldas in Brand steckte, und daß der Andere nicht in Cachavi vor fünf Jahren gehangen wurde, verdankt er nur seiner schnellen Flucht. Es ist böses, böses Volk, dem Du allein nachlaufen willst, und — gebe Gott, daß Dir nichts Schlimmeres geschieht."

„Gott wird mich schützen und die heilige Jungfrau," sagte Eva fest — „und Ihr, habt Dank für den guten Rath; aber wenn ich José erst erreicht habe, fürchte ich nichts. — Er wird mich schon schützen, denn sein Arm ist stark wie Eisen."

Die Alte seufzte tief auf, aber sie sah wohl, daß sie dem fremden Mädchen den einmal gefaßten Entschluß nicht ausreden könne.

„Halt," sagte sie aber plötzlich — „dort in der Calabasse ist etwas gebackener Reis — den nimm mit — und da, die Bananen binde in Dein Tuch — Du mußt etwas auf dem Weg zum Leben haben, denn im Walde findest Du nichts als Negritonüsse, und weiter oben drinnen wilde, bittere Kastanien."

„Tausend, tausend Dank!"

„Und noch Eins — dort in der Ecke steht eine alte Lanze, die mir einmal ein Strolch von Neugranadenser für Brannt-

wein in Pfand gegeben hat. Er soll heute noch wiederkommen, und das alte Ding lehnt schon drei volle Jahre in meinem Hause hier, und es ärgert mich jedesmal, wenn ich es ansehe. Nimm es mit!"

„Die Lanze?" lächelte Eva.

„Ja wohl, die Lanze," sagte die Frau mürrisch. — „Du magst sie als Stock gebrauchen, zum Gehen — sie ist nicht zu lang dazu, oder als Wehr, wenn Dir etwas zustoßen sollte — wer weiß es denn, und zu schwer ist sie auch nicht zum Tragen. — Und noch Eins, merke Dir den Weg gut durch den Sumpf, wenn Du allein zurückkehren solltest, daß Du den nachher nicht verfehlst, und dann — dann sprich wieder hier vor."

„Wie soll ich Euch für Alles danken!" sagte das junge Mädchen schüchtern.

„Für was, für das alte Eisen?" brummte die Frau. — „Am allerliebsten ließ ich Dich gar nicht gehen — ja ich weiß schon," setzte sie hinzu, als Eva eine bittende Bewegung machte, „all' mein Reden hilft mir doch nichts — also lauf — und daß Du mir bald wieder zurückkommst, Cherita — bis zum Sumpf magst Du mitgehen, aber weiter keinen Schritt."

„Weiter kann ich ihr ja auch nichts helfen, Mutter," sagte das junge Mädchen — „so komm, Fremde — Du hast einen weiten Weg;" und rasch stieg sie die Leiter hinab, während Eva noch einmal der Alten, statt weiteren Dankes, die Hand schüttelte, und der Vorangegangenen dann freudig folgte.

Es war ein wunderliches Paar, die beiden Mädchen. Die junge Negerin, voll aufgeblüht, mit dem Typus der äthiopischen Race, aber alles Unschöne daran gemildert, und mit dem vollen Ebenmaß ihrer Glieder, schlank und hoch gewachsen, während die Indianerin, vielleicht kaum sechzehn Jahre zählend, von lichtbrauner Farbe, wohl schlank, aber kleiner und schmächtiger war als Eva. Ihre Züge trugen den vollen Ausdruck der kaukasischen Race. Herrliches langes, schwarzes Haar floß ihr um die Schultern, und die dunkeln, seelenvollen Augen wurden von den herrlichsten Wimpern beschattet. Auch ihre Hände und Füße waren zierlich und klein geformt, aber ihr ganzer Körper schien fast zu zart für dieses wilde Leben, und

als Eva rasch und rüstig neben ihr hinschritt, faßte sie bittend ihre Hand und sagte:

„Du darfst nicht so rasch gehen, Fremde — mir thut es sonst hier in der Seite weh.“

„Bist Du krank, Herz?“ frug Eva freundlich.

„Nein,“ lächelte das junge Mädchen wehmüthig. — „Die Mutter behauptet es freilich, aber nur, weil sie sich so übermäßig sorgt. Siehst Du, so geht es ganz gut, und wir kommen doch rasch von der Stelle.“

So schritten die beiden Mädchen durch das Fischerdorf, das nur aus einzelnen über den Rasen zerstreuten Häusern bestand, und tauchten in ein kleines Dickicht ein, durch welches ein sumpfiger Weg nach den Platanaren führte. Aber was kümmerte sie der Schlamm — beide hochgeschürzt und mit nackten Füßen, schritten sie rasch hindurch, und passirten jetzt die Bananenanpflanzung, in der sie eine Masse gefällter und darin umhergeworfener Bäume überklettern mußten.

Dicht dahinter lag der Nadadero, ein kleiner, reizender Waldstrom mit klarem Wasser, aber überall leicht zu durchwaten, und an dem andern Ufer desselben betraten sie den eigentlichen Wald, aber hier noch licht und offen, aus Oelpalmen und der Palma real, Negritos und Laubholz bestehend.

Hier zeigte ihr Cherita zuerst den Beginn der Trocha — der sie von jetzt zu folgen hatte, und die hier aus weiter nichts bestand, als einzelnen Marken an den Bäumen — ein Stück Rinde abgeschlagen oder einen Busch eingehauen, denn kein wirklicher Fußpfad führte hindurch. Die Hauptschwierigkeit war aber, den Durchgang durch den nächsten Sumpf zu finden, und die Indianerin hatte sich den gemerkt. Der Platz lag auch nicht mehr weit. Kaum eine Viertelstunde mochten sie so zurückgelegt haben, als sich das Terrain wieder senkte, und bald führte sie ihre Begleiterin seitab von den Marken zu einer Stelle, wo einer der mächtigen Waldriesen quer über in den Sumpf geschlagen war. Hier blieb sie stehen.

„Dort ist Dein Pfad, Schwester,“ sagte sie leise, „und mag Gott Dich schützen, daß Du Deinen Zweck erreichst. Cherita wird für Dich beten.“

„Dank, Dank, Du herziges Kind,“ sagte das junge Neger=

mädchen gerührt, umschlang sie mit ihren Armen und drückte einen Kuß auf ihre Lippen.

„Und werd' ich es je erfahren?"

„Ich sende Dir Botschaft — verlaß Dich darauf."

„Sei glücklich!" flüsterte die Indianerin noch einmal, während ein paar große, helle Thränen ihre Augen füllten. Dann wandte sie sich ab und kehrte nach dem Dorf zurück, während Eva, den Lanzenschaft als Stütze brauchend, auf den alten Baum hinübersprang und mit flüchtigen Schritten darauf hin eilte, ihrem Ziel entgegen.

6.

Im Walde.

Es war ein ganz eigenes, fast erdrückendes Gefühl, das Eva's Herz erfaßte, als sie zuerst allein in den düstern Urwald eintauchte, der in keinem Lande der Welt mächtiger und bewältigender auftritt, als in diesen Sümpfen. Aber sie schaute weder rechts, noch links — José war der einzige Gedanke, den sie kannte, und nur ihr Auge flog forschend über die nächsten Büsche, um die angehauenen Zweige und dadurch die einzig richtige Bahn nicht zu verfehlen.

Hier im Anfang war das freilich noch nicht möglich, denn der Zufall hatte da, wo der abgebrochene Wipfel des einen Baumes endete, einen andern ihm entgegen geworfen, so daß diese beiden den schlimmsten und tiefsten Theil des Sumpfes vollkommen überdeckten. Wo sie den Baum verlassen mußte, sank sie nur noch auf mehrere Schritte weit bis über die Kniee in flüssigen Schlamm und zähes, dicht verwachsenes Wurzelwerk, das durch seine zahllosen und festen Fasern vielleicht eine Brücke über einen unsichtbaren Abgrund bildete, denn der eingestoßene Lanzenschaft fand keinen Grund. Aber dicht vor ihr lag fester Boden, und dort zeigte auch bald ein von

einem Popabaum abgehauener Spahn mit der an dem Stamm heruntergelaufenen dicken und süßen, aber schon gelb gewordenen Milch deutlich und leicht erkennbar die Stellen, wo sich die Trocha in den Wald hineinzog.

Dicht über ihr ertönte plötzlich ein gellender Schrei, und Eva schrak empor; aber es war nur ein Affenschwarm, den ihr Erscheinen geängstigt hatte, denn die scheuen Thiere flüchteten jetzt über die dicht ineinander gewachsenen Wipfel hin, um eine ruhigere Stelle zu suchen als diese, und doch lag auch hier Todesschweigen auf der Waldung. Doch das Mädchen wendete dem plappernden, davon flüchtenden Trupp keinen Blick zu, nur ängstlich forschte sie nach den spärlichen Zeichen, die das Messer der Weißen hier und da an einem Busch zurückgelassen, und mit den nackten Füßen flog sie dabei leicht hin über niedergebrochene Aeste und weiter hin, als sie die Hügel erreichte, über rauhes Gestein.

Aber je weiter sie kam, desto deutlicher wurde auch die Trocha, die man anfangs, wie noch unsicher der Richtung, kaum bezeichnet hatte. Durch das ärgste Dickicht fand sie an manchen Stellen eine ordentliche und breite Bahn freigehauen, und brauchte jetzt wenigstens nicht mehr zu fürchten, ihren Weg zu verlieren.

Wie still und geheimnißvoll lag aber der Wald! Wie das rauschte und brauste! Doch Eva war in dem Walde ja daheim und fürchtete nicht seine Oede und Einsamkeit.

Huhp, Huhp! klang von da drüben her der wie hülferufende Ton einer ängstlichen Stimme.

„Rufe nur!" lachte das Mädchen trotzig vor sich hin, „mich lockst Du nicht von meinem Weg ab, falscher Verirrter!"*), und fester packte sie ihren Lanzenschaft und glitt die steilen, schlüpfrigen Lehmabhänge nieder, watete durch niedere Bergwasser und klomm an feuchten Hängen hinauf, immer und aufmerksam der angezeigten Spur folgend.

Wohl hielt sie dabei den Blick am Boden selber, denn

---

*) El perdido nennen die Ecuadorianer einen ziemlich großen braunen Vogel, der genau einen solchen Ruf hat, als ob ein Mensch in der Wildniß verirrt wäre und um Hülfe riefe.

gerade von diesem Theil des Landes waren ihr gar schreckliche Geschichten erzählt worden, wie er von giftigen Schlangen wimmeln sollte. Aber sie fand bald, daß es in ihren heimischen Wäldern gerade so viel, oder besser, gerade so wenig gab als hier, denn nur selten einmal sah sie eine kleine Schlange scheu aus der Trocha hinaus in das Dickicht schlüpfen, und wandte den Kopf nicht einmal, um nachzusehen.

Vorwärts lag ihre Bahn, aber wie schwül es hier in dem feuchten Walde war, in den dichten Büschen, während die niederen Negritopalmen mit ihren wunderlich stacheligen Fruchtkugeln den Raum zwischen Unterholz und Palmenkronen vollständig ausfüllten, und dadurch den Wald so dichteten, daß kein Sonnenstrahl auf das dunkelgelbe nasse Laub fallen und es je abtrocknen konnte.

Und wie das plötzlich raschelte und wühlte und brach um sie her. Erschrocken hielt sie still und horchte, aber es war nur ein Rudel von wilden Schweinen, von Seynos, von denen sie nichts zu fürchten hatte, wenn sie nicht eins der Jungen angriff, das dann vielleicht durch sein Quietschen die Alten zu Hülfe gerufen. Grunzend, und dann und wann einander bei Seite stoßend, durchwühlten sie quer über die Trocha hinüber den Grund, und Eva blieb dicht vor ihnen stehen, um sie erst vorüber zu lassen.

Da bekam ein alter Keiler Wind von ihr und hob sichernd den Rüssel.

„Fort mit Dir, Bursche!“ rief das Mädchen und schwenkte die Lanze, und mit einem lauten, halb erschreckten, halb ärgerlichen Grunzen floh die schwarze Gestalt in den dicken Busch hinein, wohin ihm das alarmirte Rudel jetzt flüchtig folgte. Ein wahrhaft mephitischer Geruch erfüllte aber die Luft, durch die sie davongestürmt.

Und weiter verfolgte das junge Negermädchen ihre Bahn. Ein kleiner, reißender Waldstrom lag quer durch ihren Pfad, aber was kümmerte sie der, sie schwamm hindurch und nahm sich, drüben am andern Ufer angelangt, kaum Zeit, die tropfenden dünnen Kleider nothdürftig auszuringen. Vorwärts mußte sie; überall vor sich im Wege sah sie die deutlichen Spuren der vorangegangenen Männer, den Eindruck von den

Stiefeln jenes Guayaquilenen, die Fährten der nackten Füße seiner drei Begleiter, und sie wußte, daß die schmalste davon ihrem José gehörte — vorwärts, denn einen großen Vorsprung hatten diese, und erreichten sie den Bogota vor ihr, dann war auch dieser schwere Gang vergebens und der Geliebte vielleicht auf immer für sie verloren.

Immer wellenförmiger wurde das Terrain, und gegen Abend umwölkte sich auch der bis jetzt lichte Himmel und der Regen fiel in Strömen herab. Wohl passirte sie jetzt wieder eine der mit Palmzweigen gedeckten Hütten, in denen Wanderer schon übernachtet hatten, und darunter hätte sie im Trocknen ausruhen können. Aber was that ihr das Wasser! Durchnäßt war sie doch schon lange, in ihrem dünnen Zeug, und in dem heißen Klima kühlte sie das eher, als daß es ihr hinderlich gewesen wäre. Weiter strebte sie, weiter, und als der Abend endlich zu dämmern anfing, beflügelte sie ihre Schritte nur noch mehr, als ob sie damit der einbrechenden Nacht hätte entfliehen können.

Umsonst; furchtbar rasch schwand die kurze Dämmerung, und als sie trotzdem ihren Weg noch fortsetzen wollte, sah sie doch bald die Unmöglichkeit eines solchen Wagnisses ein.

Kaum eine Viertelstunde war vergangen, seit sie oben am Himmel durch eine gelegentliche kleine Lücke in den Baumwipfeln die Wolken sich hatte in der Abenddämmerung röthen sehen, und wenn auch der Himmel noch licht, wie ein zartes, helles Gewebe, durch das Baumgewölbe schimmerte, lag doch schon tiefe, undurchdringliche Nacht auf dem Urwald drunten.

Eva sah bald die Unmöglichkeit ein, ihren Weg in dieser Finsterniß zu verfolgen. Sie war nicht mehr im Stande, die Zeichen der Trocha zu erkennen. Nur einen riesigen Baumstamm sah sie noch durch das Dunkel schimmern, und eilte jetzt zu dessen Wurzel, um dort und im Schutz seiner Zweige den dämmernden Morgen zu erwarten.

Und wie das jetzt um sie her lebte und sich regte in der Wildniß, denn mit einbrechender Nacht erwachen ja die meisten Waldbewohner erst zu ihrer geheimnißvollen Thätigkeit. Nicht weit von ihr suchte wieder ein Affenschwarm seinen Ruheplatz für die Nacht, und wie das da oben in den alten Wipfeln

plapperte und kreischte und zankte und grunzte! Es war ein entsetzlicher Lärm, ehe sie alle einen bequemen Sitz gefunden hatten, und keiner den andern mehr belästigte. Endlich wurde es still, nur ein oder das andere kleine Aeffchen gab noch manchmal einen Schrei von sich, dann verstummte auch das.

Jetzt hämmerte plötzlich dicht über ihr im Baume ein Specht, der Carpintero, wie ihn die Ecuadorianer nennen. Was suchte der noch in der Dunkelheit? Aber er schwieg rasch, denn nebenan im Gebüsch begann „die verlorene Seele" ihr leises, klagendes Lied, nicht unähnlich dem Ansetzen unserer eigenen heimischen Nachtigall, aber viel stärker, viel seelenvoller, mit einem Ton, als ob er dem furchtbarsten Gram eines bedrückten, kummervollen Herzens Laute gäbe.

Die „verlorene Seele" nennt der Indianer diesen Vogel, und Eva traten die Thränen in die Augen, als sie den klagenden Tönen lauschte, die genau so klangen, als ob sie aus ihrem eigenen Herzen kämen.

Es war völlig Nacht geworden, und mächtige Leuchtkäfer schwirrten durch die Finsterniß und zuckten, wie kleine Miniaturblitze, in gelben und grünen Lichtern von Busch zu Busch. Und jetzt, da bellte eine Schlange, nicht zehn Schritt von ihr entfernt, die wahrscheinlich die Nähe eines Menschen gewittert hatte. Unwillkürlich griff das junge Mädchen nach der am Baum lehnenden Waffe, um das ekle Geschöpf von sich ababzuhalten; war es doch auch ein unheimlicher Gast, ihm in der Finsterniß zu begegnen.

Deutlich konnte sie das Ungethüm durch das Laub schlüpfen hören, wie es sich über die feuchten Blätter hinwegwand; aber es kam nicht näher, es scheute die Nähe des Menschen und nahm die Richtung seitab von dem Baum.

Und das alte, faule Holz umher fing an zu leuchten und nahm phantastische, abenteuerliche Formen an. Von allen Seiten schimmerte es durch den Wald; dort hing ein altes, halbverfaultes Blatt von einer Negritopalme nieder und zeigte in seinem Phosphorschein die skelettgleichen Rippen der Blätter, hier glich ein heruntergebrochener, von feuchtem Moder überzogener Ast in seinen Windungen der Form einer glühenden Schlange.

Jetzt ein leiser, leichter Schritt durch den Wald; eine Tigerkatze vielleicht, die auf Beute ausging und scheu die fremde, aber auch gefürchtete Witterung umschlich, die sie bekommen, und nun — Eva fuhr entsetzt von ihrem Lager empor, ein lautes Prasseln und Brechen durch die Zweige, und gleich darauf ein schmetternder Schlag, der den Boden selbst erbeben machte, aber ihr drohte keine Gefahr. Nur einer der alten Waldriesen, der vielleicht Jahrtausenden getrotzt, war niedergebrochen, in seinem Fall das ganze, ihm im Wege stehende Unterholz mit sich zu Boden reißend. Die Affen wurden wieder laut und schnatterten und klagten, und die Eule antwortete mit ihrem monotonen, hohlen Ruf dem dumpfen Fall des niedergebrochenen Baumes.

Das junge Mädchen sank wieder auf ihr Lager zwischen den alten Wurzeln zurück, und wenn es sie auch jetzt in dem dünnen, nassen Zeug, trotz der warmen Nacht, anfing zu frösteln, drückte sie sich doch in Moos und Blätter hinein und war bald sanft und süß eingeschlafen.

Kaum eine Legua von ihr in der Trocha, an einem der schon früher errichteten und mit Palmenblättern gedeckten Ranchos hielt an dem nämlichen Abend Señor Cerro, um dort zu übernachten, und warf sich, als er die Stelle erreichte, todmüde unter einen Baum, daß seine Leute indessen den Schlafplatz wieder herstellen konnten.

Ein ziemlich starker Baumast war nämlich in der Zeit, in der er nicht gebraucht worden, auf den Rancho gestürzt und hatte ein paar von den Stangen zerbrochen und einige Blätter geschädigt. Außerdem mußte auch das alte Laub, was zur Lagerstatt gedient hatte, hinaus- und fortgeschafft werden, ehe sich der Weiße hineinwagte, denn wer wußte, ob es nicht Schlangen, Centipeden und welches andere Ungeziefer noch beherbergte.

Señor Cerro war gerade nicht bei guter Laune. Er hatte unterwegs einen Affen zu ihrem Abendbrod schießen wollen, dem flüchtenden Trupp aber nicht so rasch nachkommen können,

und wie er ihnen im Dickicht den Weg abzuschneiden suchte, war er mit dem Gewehr gestürzt, so daß an diesem der Schaft abbrach.

Einer der Mulatten versuchte zwar, ihn mit Bast wieder zusammen zu schnüren, aber es ging nicht, er bekam keinen Halt, und mißmuthig ließ der Ecuadorianer endlich die doch jetzt nutzlose Waffe zu dem übrigen Gepäck in einen der Körbe legen.

Seine drei Diener gingen indessen rüstig daran, das Lager wieder in Ordnung zu bringen, und der eine von ihnen nahm die Axt und fällte ein paar junge, gut bewipfelte Palmen, während der andere mit seiner Macheta die einzelnen langen Blätter abhieb.

José, der arme Bursche und Leibeigene seines strengen, mürrischen Herrn, faßte dann das Mittelblatt an der Spitze, riß es von einander und trat zwischen die Hälften, bis er das Hauptblatt dadurch in zwei völlig gleiche Theile schied, die dann sowohl dazu dienten, das Dach des Rancho wieder auszubessern, als auch zu Schlafmatten verwandt werden konnten. Diese wurden zum Rancho geschleppt und sorgfältig ausgebreitet, und in kaum einer halben Stunde war die Wohnung für diese Nacht wieder völlig regendicht und mit einer neuen Matratze versehen auf's Neue hergestellt.

Der älteste Mulatte hatte indessen noch eine andere, stärkere Palme umgehauen, deren Wipfel er von einander hieb, um zu dem Herz oder Kern zu gelangen, denn diese Stelle enthielt ein schneeweißes, vortreffliches Mark, das ausgezeichnet schmeckte und recht gut als Gemüse dienen konnte.

José packte indessen aus dem Provisionskorb, den er unterwegs zu tragen hatte, die für den Herrn mitgenommenen Lebensmittel: scharf geröstetes Schweinefleisch und in Fett hart gebratene Bananenscheiben, sowie einige getrocknete Fische aus und stellte den eisernen Topf zum Feuer, um die Chocolade darin zu kochen.

Es war aber plötzlich vollständig dunkel geworden, und der Ecuadorianer hatte sich auf die am besten ausgepolsterte Seite des Rancho geworfen und suchte die Beendigung der Mahlzeit durch Flüche und Verwünschungen zu beeilen. Um

die Langeweile indeß zu tödten, fing er die einzelnen großen Leuchtkäfer, die, von dem Feuerschein herbeigelockt, herüber und hinüber durch den Rancho schwirrten, drückte ihnen die Flügeldecken auseinander, daß der darunter leuchtende hellgelbe Punkt deutlich zum Vorschein kam und mit den beiden grün schimmernden Kugeln, welche die schönen Thiere am Kopfe trugen, wie Edelsteine erglänzten. Dann band er sie neben einander an eine der Querstangen des Rancho, so daß sie ordentlich Licht darin verbreiteten, und ließ die armen Thiere dort in all' ihrer Pracht sich abzappeln und quälen, bis mit ihrem Tod auch der Feuerschein erlosch.

Aber selbst dieses Licht genügte ihm nicht, seine endlich fertige Mahlzeit dabei zu verzehren, denn während er aß und die beiden Mulatten ihre eigenen Vorräthe heraussuchten, mußte José eine kleine Fackel von zusammengeknetetem Gummi elasticum halten, die ein zwar dunkelrothes, aber doch vollkommen helles Licht verbreitete und — als der Herr endlich abgespeist, wieder ausgelöscht und in ein Blatt gewickelt wurde, um bis zum nächsten Abend aufgespart zu werden.

Die Diener mochten ihre Mahlzeit beim Schein des Feuers verzehren, oder im Dunkeln, wie sie wollten.

Seine Decken waren indessen für den Herrn ebenfalls ausgebreitetet worden, und eine zum Daraufliegen, die andere zum Hineinhüllen benutzend, war er bald sanft und fest eingeschlafen.

Am nächsten Morgen dämmerte kaum der Tag, als José schon wieder emsig beschäftigt war, das Feuer frisch anzufachen, das ein gegen Morgen gefallener Regenguß völlig ausgelöscht hatte. Er trug zu dem Zweck die trockenen Hülsen einer reifen Cocosnuß bei sich, die wie Zunder fangen und die Gluth bis zur letzten Faser hartnäckig halten. Es war übrigens kein leichtes Stück Arbeit, in diesem nassen Walde, wo Alles bis in das Mark hinein von Feuchtigkeit durchdrungen ist, ein helles Feuer anzufachen, und er gebrauchte eine lange Zeit dazu. Indessen der Herr schlief ja noch, und endlich hatte er es so weit, um den Chocoladentopf wieder an die Gluth setzen zu können. Die Sonne war aber schon lange über den Horizont herauf, als er damit zu Stande kam, und da sich

die beiden Mulatten ebenfalls nicht sonderlich beeilten, ihre Morgenruhe zu unterbrechen, war es fast acht Uhr geworden, ehe sie wieder an den Aufbruch denken konnten.

Aber ihr Ziel lag nicht mehr weit. Kaum eine halbe Stunde bequemen Marsches brachte sie an das Ufer des breiten Bogota, und sie fanden hier schon, nachdem sie zuerst ein häßliches Bambusdickicht passirt waren, einen ziemlich großen und freien Platz ausgehauen, der selbst vom Fluß aus deutlich sichtbar war und die Stelle künden sollte, an welcher die Trocha ausmündete.

Aeußerst vorsichtig schritten aber die Diener über jene Stelle, welche durch den Bambus ausgehauen war, denn den zwar kleinen, aber furchtbar harten und scharfen Dornen, welche an dessen Auszweigungen sitzen, und mit denen der Boden hier bestreut war, boten selbst ihre harten, aber nackten Sohlen nicht hinlänglich Widerstand. Den Lagerplatz dagegen hatten die früher hier Gewesenen vollständig abgeräumt, und es war dort sogar ein großer Rancho gebaut, um unmittelbar am Ufer übernachten zu können.

Schon von Weitem konnten die Wanderer die breite und offene Lichtung im Walde und damit das erste Ziel ihres beschwerlichen Marsches erkennen, denn dort auf dem Strome lag der Sonnenstrahl, der nie in diese dichten Wälder drang, und es war ein ganz eigenthümlich wohlthuendes Gefühl, mit dem sie den offenen, freien Platz betraten.

Der Guayaquilene schien sich aber am wenigsten diesem Genuß hinzugeben, denn so bequem er bis jetzt seinen Weg verfolgt hatte, so rasch sprang er nun an das Ufer und schien dort ein Canoe zu suchen, das, wie man ihm am Pailon gesagt, dort angebunden liegen sollte. Aber nirgends war ein dem ähnliches Fahrzeug zu erblicken, und gerade dort, wo die Trocha am Ufer des Bogota ausmündete, lag weder an dieser noch an der andern Seite ein besiedelter und dann auch bewohnter Platz. Wald, dichter, undurchdringlicher Wald deckte beide Ufer, und noch viel dichter in der unmittelbaren Nähe des Wassers, als weiter zurück, denn hier war er noch mit Bambus und Schling- und Schmarotzerpflanzen verwachsen.

„Carajo,“ murmelte Señor Cerro leise zwischen den

Zähnen durch, indem er den Fuß unwillig auf den Boden stampfte, „ob man sich auch noch auf einen Menschen in der Welt verlassen kann!“

„Kein Boot da, Señor?“ frug der eine Mulatte. „Nun, wartet ein klein Weilchen, den Bogota fahren immer Canoes hinunter und hinauf.“

„Aber ich will weder hinunter noch hinauf.“

„Weiß schon, Señor,“ grinste der Mulatte, „aber wenn wir erst Hand auf Bug haben, fährt es uns hin, wohin wir wollen, auch gerade über den Strom.“

„Und glaubt Ihr gewiß, daß Ihr den Weg nach Alto Tambo finden könnt?“

„Sicher wie was,“ nickte der Gelbe, „Señor hat doch das kleine gelbe Messingding?“

„Den Compaß? Ja!“

„Schön — der zeigt genau die Richtung an, und wenn wir fortgehen, wie die Trocha läuft, immer geradeaus, so treffen wir auf Camino real, können ihn gar nicht verfehlen, läuft gerade quer durch, von Cachavi nach Malbucho hin.“

„So wollen Sie nicht zurück nach Concepcion, oder hinauf nach Cachavi, Señor?“ frug José erschreckt.

„Du, mein Bursche,“ sagte der Mulatte tückisch, „gehst hin, wohin man Dich schickt, und wenn Dein Herr weder Lust nach Concepcion noch Cachavi hat, so schleppst Du Deinen Bambuskorb eben durch den Wald. Was kann's Dich kümmern.“

„Und ist der Wald nicht zu dicht?“ fragte noch einmal der Ecuadorianer, ohne von des Negerburschen Frage die geringste Notiz zu nehmen.“

„Si, un poco!“ lachte der Andere, „aber wir kommen schon durch. Nero geht mit der Macheta vorweg und Señor hinterher, und sagen nur immer nach dem Compaß rechts oder links oder gerade aus — dauert zwei Tage, sind wir im Weg.“

„Und Lebensmittel?“

„Bah, Menge von Palmen und wildem Honig und Kastanien. Kommen schon durch — besser wie durch Cachavi.“

„Ich weiß nicht — ich wäre doch lieber erst nach Cachavi gefahren, um dort frische Lebensmittel einzunehmen.“

„Da geht Nero aber nicht mit,“ sagte der erste Mulatte trocken.

„Caramba,“ rief der Ecuadorianer, „glaubst Du, es würde einer der schwarzen Schufte dort wagen, Hand an Dich zu legen, so lange Du in meinen Diensten stehst? Den wollte ich sehen!“

„Quien sabe,“ brummte der Mulatte achselzuckend — „besser ist besser, und wir sparen dabei noch außerdem eine lange Strecke Weg.“

„Wenn nur mein Gewehr nicht zerbrochen wäre!“

„Machen wir wieder,“ lachte der Mulatte — „gar nicht weit von hier am Fluß — glaube, ein Stückchen weiter oben wohnt ein Schmied, der legt ein Blech darum. Der hat auch großen Platanar, nehmen wir Lebensmittel und gehen dann gerad' durch, durch den Wald.“

„Wenn nur erst ein Canoe käme!“

„Hallo, was ist das?“ rief der Mulatte rasch und drehte den Kopf der Richtung zu, von der sie eben hergekommen — „dort geht ein Mensch.“

„Ein Mensch?“ rief der Ecuadorianer emporfahrend, denn allerdings war es etwas Außerordentliches, in dieser Wildniß noch ein lebendes Wesen zu finden — „Caramba — ein Mädchen?“ fuhr er aber noch überraschter fort, als im nächsten Augenblick Eva aus den Büschen trat. Aber diese achtete weder auf ihn noch auf einen der beiden Mulatten; nur José hatte ihr fernsehender Blick gesucht, nur auf diesen sprang sie zu, und seine Hand ergreifend, rief sie freudig aus:

„Gott sei Dank, José! Gott sei Dank, so war mein langer einsamer Weg doch nicht umsonst, und ich bin noch zur rechten Zeit gekommen.“

„Meine Eva!“ rief der junge Bursch bewegt — „aber wie um Gottes willen kommst Du in diese Wildniß. — Von Concepcion in einem Canoe?“

„Hat das Mädchen ein Canoe bei sich?“ frug der Ecuadorianer rasch und erfreut.

„Nein, Señor,“ sagte die junge Negerin, langsam dabei

den Kopf schüttelnd — „derselben Trocha bin ich gefolgt wie Sie —“

„Allein?“ rief Nero erstaunt.

„Wie ich hier stehe.“

„Mein armes, armes Mädchen!“ sagte José gerührt; „aber hier sind wir am Bogota-Fluß, und das nächste Canoe kann und wird Dich wieder zwischen die Ansiedelungen bringen. Wenn Dich nun eine Schlange gebissen, oder ein wildes Thier gefaßt hätte!“

„Die Thiere des Waldes sind barmherziger als die Menschen,“ sagte das Mädchen leise.

„Und wo willst Du hin, Muchacha?“ frug sie der Ecuadorianer, indem sein Blick die tadellosen Formen des Mädchens überflog — „Du kannst bei uns bleiben, wenn Du Lust hast — es soll Dein Schade nicht sein.“

„Ich wollte zu Euch, Señor?“

„Zu mir? Caramba!“ lachte der Ecuadorianer vergnügt auf, „das trifft sich ja herrlich, denn in dem vermaledeiten Wald ist das Leben langweilig und öde genug.“

„Zu Euch — José's, Eures Dieners, wegen,“ fuhr aber die junge Negerin fort, ohne den Doppelsinn der Worte zu verstehen oder zu beachten.

„José's wegen? In der That, und was hast Du mit dem zu thun, wenn man fragen darf?“

Eva antwortete nicht gleich. Sie knüpfte von ihrem Gürtel das kleine Säckchen mit Silber los, das sie sorgfältig da vorne verwahrt hatte, und es dann in der Hand dem weißen Mann entgegenhaltend, sagte sie bittend:

„Nehmt das, Señor, ich bin einen weiten, mühsamen Weg gekommen, um es Euch zu bringen, und ich habe lange, sehr lange hart arbeiten müssen, bis ich so viel zusammenbringen konnte, aber es ist mit Freuden geschehen, wenn ich mir damit José's Freiheit erkaufen kann. Nehmt, es ist mehr wie sein jährlicher Lohn beträgt, es sind sechsundvierzig Dollars, und laßt uns dann mitsammen in die Heimath ziehen.“

„Eva, mein braves, wackeres Mädchen!“ rief José.

Der Ecuadorianer aber, während des armen Kindes Blicke

in Angst und Hoffnung an ihm hingen, nahm lächelnd das Geld und wog es in der Hand.

„Also das ist Dein Schatz,“ sagte er höhnisch, „und nur seinet-, nicht meinetwegen bist Du hier in den Wald gekommen?“

Des Mädchens Blick hing zitternd an den kalten, spöttischen Zügen des Weißen.

„Und gebt Ihr ihn jetzt frei?“

„Frei?“ lachte dieser, „wenn das Alles wäre, was er mir schuldete! Aber glaubst Du denn, Du albernes Ding, daß ich ihn die zwei Jahre nur dafür genährt und gekleidet und mit aguardiente versorgt habe? Hundertzwanzig Dollars ist er mir schuldig, und wenn die entrichtet werden —“

„Hundertzwanzig, Señor,“ rief da José erschreckt, „und wofür die Summe? Für die baumwollene Hose und Jacke und den alten Hut?“

„Halt Dein Maul, Bursche, bis Du gefragt wirst,“ unterbrach ihn finster der Weiße, „in meinem Buch ist Alles eingetragen, und wenn Du einmal Deine Schulden abverdient hast, kannst Du meinethalben Deiner Wege gehen, ich will froh sein, wenn ich mich nicht mehr mit Dir zu plagen brauche.“

„Aber, Señor“ — bat das Mädchen.

„Das Geld hier werd' ich ihm aber zu Gute schreiben,“ lächelte der Ecuadorianer tückisch. „Sind es wirklich sechsundvierzig Dollars, denn jetzt habe ich keine Lust sie nachzuzählen, so bleibt er dann nur noch mit vierundsiebzig in meiner Schuld, und wenn er fleißig ist und Du ihm dabei hilfst, so kann er immer in Jahr und Tag frei kommen,“ und er schob den Beutel dabei in seine Brusttasche..

„Aber jetzt — jetzt soll er nicht mit mir gehen?“ bat das Mädchen in Todesangst. „Oh, treibt nicht Euren Scherz mit uns, Señor, wir sind arm und unglücklich genug in der Welt, und haben nichts, nichts weiter als einander. Seid barmherzig!“

„Laß mich zufrieden mit Deinen Quängeleien,“ unterbrach sie der Ecuadorianer ungeduldig. „Du hast es jetzt gehört — genug damit. Wir haben noch einen weiten Weg vor uns, und da kann ich den Diener, wenn ich ihn gerade am nöthig-

sten brauche, nicht fortschicken. — Alle Wetter, Burschen, kommt da nicht ein Canoe?"

„Von unten herauf, Señor," grinste Nero, „eben biegt es um die Landspitze — gerade zur rechten Zeit, um uns hier fortzubringen. Wohin wir gehen, folgt uns das alberne Ding doch nicht."

„Señor," sagte José, der mit fest zusammengebissenen Zähnen dem Urtheilsspruch des Weißen gelauscht hatte — „wenn Ihr mich nicht wollt frei lassen — wenn ich noch fort muß in den Wald mit Euch und die Gesetze Euch darin schützen, dann gebt dem armen Kinde auch das Geld wieder — dann will ich selber abverdienen, was ich Euch schulde."

„Du sprichst, wenn Du gefragt wirst, mein Junge," lachte der Ecuadorianer, „denn ich weiß selber gut genug, was ich zu thun habe. Und jetzt pack' Deinen Korb auf, trag' ihn zum Ufer hinab, und ruf' das Canoe heran, daß wir weiter kommen."

„Nicht einen Schritt, bis Ihr Eva das Geld zurückgegeben habt," rief José, und sein Auge leuchtete von einem unheimlichen Feuer. — „Ich weiß, daß Ihr unter Euren Gesetzen mit uns Negern noch schalten wollt, wie es Euch gefällt, aber beim ewigen Gott —"

„Rebellion?" zischte der Weiße zwischen den zusammengebissenen Zähnen durch — „aber dafür giebt's ein Mittel, Nero, wenn sich der Hund widersetzt, klopfe ihn einmal mit Deiner Macheta auf den Schädel."

„Den wollen wir schon kriegen," lachte der riesige Mulatte, indem er die Macheta ergriff — „fort mit Dir, Caracho!" rief er dabei, indem er den Neger mit der Faust in den Nacken griff und ihn vorwärts stoßen wollte — „hinunter die Bank da, oder ich mache Dir Beine."

José hatte sich, der rohen Uebermacht gegenüber, bis jetzt so schwach und willenlos gezeigt, daß die beiden Mulatten ihn schon auf dem ganzen Weg zur Zielscheibe ihres Spottes gemacht. Was er aber auch ertragen und geduldet, so lange er sich allein und hülflos wußte, und vielleicht selber dabei fühlte, wie große Schuld er an seiner eigenen Knechtschaft trage, jetzt in Eva's Gegenwart kochte sein Blut auf, und

jäh emporfahrend, stieß er den Mulatten vor die Brust, daß dieser zurücktaumelte, in einer Wurzel hängen blieb und mit schwerem Schlag, der Länge nach, zu Boden stürzte.

„Caracho!" rief der andere Mulatte und sprang dem Neger nach der Kehle, und dieser konnte sich seines Gegners kaum erwehren, als Nero mit einem wahren Wuthgeheul vom Boden emporschnellte.

„Negerbestie!" schrie er dabei, und mit der schweren und scharfen Macheta ausholend, sprang er von hinten auf José zu.

„Mörder!" kreischte da Eva, die in zitternder Todesangst Zeuge des beginnenden und so ungleichen Kampfes gewesen. Sie wußte dabei kaum, was sie that, aber die Lanze, die sie noch immer hielt, mit beiden Händen fassend, rannte sie die Spitze derselben dem Mulatten, gerade als er den Stich gegen José führen wollte, in die Achselhöhle hinein, daß er mit einem gellenden Aufschrei zusammenbrach.

Mit einem gotteslästerlichen Fluch riß in diesem Augenblick der Ecuadorianer einen Revolver aus seiner Tasche und drückte ihn drei-, viermal auf das Mädchen ab; aber Du lieber Gott, er trug die Waffe schon Wochen lang in der Tasche, und in diesem ewigen Regen und diesen ununterbrochenen feuchten Dünsten, die dem Boden entsteigen, versagt ja schon nach zwölf Stunden jedes frisch geladene Gewehr, und machtlos schlug der Hahn auf die Hütchen nieder.

Aber jetzt war auch José's Blut in Wallung gerathen, und die Macheta aufgreifend, die der Hand des zusammenbrechenden Mulatten entfallen war, warf er sich in blinder Wuth auf seinen bisherigen Herrn, der es indessen nicht für gerathen fand, den Angriff abzuwarten. Auch der Mulatte hatte mit Entsetzen seinen Kameraden stürzen sehen, und Beide — er wie der Weiße — stoben vor den gegen sie gehobenen Waffen des zur Verzweiflung getriebenen Negerpaars in die nächsten Büsche hinein und aus Sicht.

José wäre nun am liebsten dem Weißen gefolgt, und dessen Leben war dann verloren, aber Eva ergriff seinen Arm, und in der Angst, daß noch irgend ein unglücklicher Zufall ihre Flucht hemmen könne, rief sie bittend:

„Komm, José — oh komm — da naht das Canoe — es führt uns der Heimath entgegen —“

„Er wird uns verfolgen und anklagen.“

„Laß ihn — dann flüchten wir in den Wald hinein, und die Wildniß sei unsere Heimath, wohin sie nicht wagen dürfen, uns zu folgen. — Komm, José — es ist Blut genug geflossen,“ setzte sie schaudernd hinzu, „oh vermehre nicht die Schrecken dieser Stunde — aber ich konnte nicht anders.“

„Du rettetest mein Leben!“ rief José.

„Fort von hier — ich sterbe selber, wenn ich das Blut noch länger sehen muß, das ich vergoß“ — und schaudernd vor dem Entsetzlichen, sprang sie die steile Uferbank hinab.

Es war ein einzelner Neger, der hier in seinem Canoe vorüberruderte, und von Concepcion kommend, wollte er nach Hause — nach Cachavi zurückkehren. Er lenkte den Bug seines Fahrzeugs rasch dem Lande zu, als er das Mädchen am Ufer stehen und winken sah, und wenige Minuten später hatte er Eva wie José in seinem Fahrzeug aufgenommen, das jetzt, von sechs kräftigen Armen getrieben, die Fluth unter dem Bug aufschäumen machte und jede neue Gefahr hinter sich ließ.

7.

In Cachavi.

In Cachavi herrschte große Aufregung, und Niemand dachte heute an's Arbeiten. Die Männer mußten nämlich einen wichtigen Fall berathen, über den indeß die Frauen schon lange einig waren und — während sich die Ehegatten in dem breiten Gerichtsgebäude sammelten — überall auf den Straßen in kleinen Gruppen standen.

Die Sache betraf aber auch in der That nichts Geringeres, als die Flucht José's von seinem weißen Herrn und die Ermordung des Mulatten, denn Eva wie José hatten bei ihrer

Ankunft in Cachavi dem Alcaden die ganzen Vorgänge treu und einfach erzählt, und um seinen Schutz gebeten, wenn sie bis hierher verfolgt werden sollten.

Der Fall kam übrigens zu einer höchst ungünstigen Zeit, denn erst gestern war ein Canoe von der Tolamündung eingetroffen, wo sie Nachricht von Esmeraldas gehabt haben wollten, daß General Franco von Guayaquil aufgebrochen wäre, Bodegas genommen hätte und jetzt gegen Quito marschire, um sich das ganze Land zu unterwerfen. Wenn er Sieger blieb — und die Berichte, die seine Anhänger hierher gesandt, ließen kaum einen Zweifel darüber —, so schickte er einen Theil seiner Schwärme auch jedenfalls in diesen entlegenen Theil des Landes, und was hatten sie dann zu hoffen, wenn sie gegen einen seiner eigenen Officiere Partei genommen?

Die Frauen sind in der ganzen Welt über solche Combinationen erhaben. Bei ihnen spricht das Herz das erste Wort und nur der Augenblick entscheidet ihre Handlungen. Die Frauen deshalb waren auch fest entschlossen, den armen jungen Burschen nicht wieder auszuliefern, und was Eva betraf — ei! den hätten sie sehen wollen, der ihr in ihrer eigenen Vaterstadt ein Leid that, und daß sie dem pockennarbigen Mulatten einen Lanzenstich versetzt — der hatte den Strick verdient, zehnmal und hundertmal, und war ja schon einmal bei Nacht und Nebel von Cachavi in einem gestohlenen Canoe geflüchtet, um der gerechten Strafe für seine Missethaten zu entgehen.

In dem Gerichtssaal tagten indeß die Männer, und eine wunderliche Versammlung war es, der der Alcalde präsidirte. Aber kein Mulatte fand sich unter ihnen, lauter ächte, rabenschwarze Söhne Aethiopiens, wenn auch wohl Alle auf diesem Grund und Boden geboren, saßen, lagen und standen in dem Raum umher und rauchten ihre Papiercigarre. Sie Alle, ohne Ausnahme, waren nackt bis auf den Gürtel, und selbst das dichte, fest zusammengekräußte Wollenhaar verschmähte eine Bedeckung.

Eva und José waren erst diesen Morgen vernommen worden, und Keiner der hier Anwesenden zweifelte, daß sie mit jedem Wort Wahrheit gesprochen. Der Alcalde selber

hatte ja auch das Geld für Eva in Verwahrung gehabt und ihr es erst vor wenigen Tagen ausgehändigt. Er wußte genau, wie viel es gewesen und was sie damit gewollt.

Der Alcalde, eine schlanke, muskulöse Gestalt, mit schon grauem Wollkopf und etwas Cavalièrem in seinem ganzen Wesen, wie denn überhaupt die freien Neger — selbst in den Sclavenländern die Sclaven, wenn sie sich am Sonntag ihre eigenen Herren wissen — sehr gern die Bewegungen und Manieren der Weißen nachahmen, hatte den Leuten jetzt eine lange Rede gehalten, worin er beide Seiten der Frage beleuchtete und seine Zuhörer dadurch in völliger Ungewißheit ließ, zu welcher Seite er sich eigentlich schlug, und welche Meinung sie haben sollten. Es war dabei schmählich warm geworden; die Sonne stand im Zenith, und kein Lüftchen regte sich, das die Temperatur hätte nur in etwas abkühlen können.

Ein kleiner dicker Neger, in Cachavi sehr geachtet, weil er die besten und festesten Dächer flechten konnte, nahm da endlich das Wort und sagte:

„Was zerbrechen wir uns denn den Kopf über ungelegte Eier. Das Wettermädel hat dem schuftigen Nero eine Lanze in den Leib gerannt, weil er den José mit der Macheta todtschlagen wollte — so weit ist Alles in Ordnung. Wenn wir uns hier im Walde nicht selber helfen, wer soll es sonst thun? Und daß sie dem schurkischen Mulatten einen Denkzettel gegeben, oder ihn auch meinetwegen todtgestochen hat, ist nur ein Gewinn für die Colonie. — Daß aber der José ein Recht hatte wegzugehen, wenn sein Jahresgeld bezahlt worden, das, mein' ich, ist außer aller Frage, und wenn ihn der Señor zurück haben will, mag er einfach herkommen und beweisen, daß er ihm noch etwas schuldig ist. Nachher kommen wir wieder zusammen, was sollen wir uns jetzt bei der Hitze abquälen."

Der Vorschlag klang viel zu vernünftig, als daß ihm nicht alle Uebrigen hätten beistimmen sollen. Der Alcalde schüttelte zwar mit dem Kopf; im Grunde genommen war's ihm aber vielleicht auch recht, die Sache vor der Hand auf sich beruhen zu lassen; alle diese Menschen leben ja doch nur dem Augen-

blick. Die Sitzung war also damit geschlossen, und die Frauen erfuhren wenige Minuten später zu ihrer Genugthuung, daß José und Eva vor der Hand in Cachavi bleiben könnten. — Wenn noch etwas in der Sache geschehen solle, so möchten's die Herren in Concepcion anfangen. Sie wollten weiter nichts damit zu thun haben.

So vergingen zwei Tage, ohne daß man etwas von dem untern Strom gehört hätte, und den Bewohnern von Cachavi lag auch jetzt eine andere Sache am Herzen. Die schon lange von Ibarra erwarteten Indianer, welche neue Waaren bringen sollten, waren nämlich immer noch nicht eingetroffen, und allerlei dumpfe Gerüchte und Vermuthungen durchliefen die kleine Stadt. Waren sie verunglückt? — böse Ströme hatten sie unterwegs zu passiren —, oder sollte sich der Krieg schon bis dort in die entlegene Provinz Imbaburru gezogen haben, daß sie dem Feinde in die Hände gefallen? Es wäre ein harter Schlag für das kleine Städtchen gewesen, denn viele der Einwohner würden unter dem Verlust gelitten haben.

Man beschloß endlich, ihnen einen Boten entgegen zu senden — oder vielmehr zwei, denn ein Einzelner würde nie den Wald auf irgend eine Entfernung betreten —, um sich Gewißheit zu verschaffen, und zwei der Männer wurden gemiethet und noch an dem nämlichen Tage in die Wildniß hinein gesandt, die Cachavi von Malbucho auf reichlich vier Tagereisen trennte.

An demselben Nachmittag langte aber eine andere Kunde an, die ihr Interesse wieder an das Schicksal der beiden jungen Leute fesselte.

In Concepcion war nämlich der Weiße mit Nero's Leiche und dem andern Mulatten eingetroffen und hatte die Auslieferung seines Dieners und der Mörderin verlangt, und der Alcalde von Concepcion sandte jetzt einen Boten nach Cachavi, um die beiden Verbrecher mit einer dort beizugebenden Wache überliefert zu bekommen.

Der Bote kehrte aber unverrichteter Sache zurück. Der Alcalde hielt es nach der neulich zusammenberufenen Versammlung nicht einmal für nöthig, auf's Neue bei den Ein=

wohnern anzufragen — oder seine Frau entschied vielmehr für ihn, denn sie fertigte den Boten, einen Gerichtsdiener von Concepcion, gleich so energisch ab, und auf ihr Schreien sammelten sich rasch so viele dunkle drohende Gestalten, daß der arme Teufel froh war, wie er wieder in seinem Canoe saß und unbeschädigt das Negerdorf im Rücken hatte.

Das war nun allerdings ein ganz entschiedener Act der Widersetzlichkeit gegen die bestehende Autorität gewesen, und der Alcalde selber hätte vielleicht gewünscht, seine eigene Ehehälfte etwas weniger leidenschaftlich dabei zu sehen, aber die Sache war einmal geschehen und ließ sich nicht mehr ändern, und da das ganze Dorf der Abfertigung beistimmte, brauchte er auch die Verantwortung nicht allein zu tragen.

Herrschte denn überhaupt in Ecuador ein gesetzlicher Zustand? — war das Land nicht in Aufruhr und offenem Bürgerkrieg begriffen, und wußte denn irgend Einer von Allen — in Cachavi sowohl wie in Concepcion — wer jetzt Präsident im Lande sei — und, wenn er es sei, wie lange? War es Franco noch, dann allerdings hatte der Alcalde von Concepcion den Schutz desselben, um sich den Rücken zu decken, und konnte in dem Fall auch wohl eine Rechtsverletzung in seinem Sinne strafen, falls Franco's Truppen in der That das Land besetzen, oder der Mulattengeneral Geld genug schickte, um Soldaten hier für ihn anzuwerben — war das aber nicht der Fall, so hätte es ihm schwer werden sollen, sich von der Negercolonie Gehorsam zu erzwingen, und den Zeitpunkt konnten sie eben ruhig abwarten.

Wer aber dadurch in die grimmigste Verlegenheit gerieth, war der Alcalde von Concepcion. Dieser Señor Cerro, der hier als Franco'scher Officier auftrat, verlangte, wie er erklärte, nicht mehr als sein Recht, und da er selber von Franco'schen Behörden in seine Stelle eingesetzt worden, konnte er das nicht gut vernachlässigen, ohne die Franco'sche Regierung auf den Fuß zu treten. Jetzt aber weigerten ihm die verwünschten Neger da oben ganz direct den Gehorsam, und was blieb ihm da anders übrig, als seinen Willen mit Gewalt durchzusetzen? Der mußten sie sich ja dann auch fügen, oder offene Rebellion erklären, was derartige Leute aber nicht

gleich thaten, da die Negeremancipation, wie sie von der einen Regierung eingesetzt worden, von einer andern auch eben so leicht wieder umgestoßen werden konnte.

Es galt also, einen raschen und entschiedenen Entschluß zu fassen, denn dieser Señor Cerro drohte mit einem Bericht an den General Franco, und der mußte vermieden werden. Also überraschte denn der Alcalde die Bewohner Concepcions am nächsten Morgen mit einem Aufruf an die Nationalgarde und verbreitete dabei — um sich den Rücken zu decken — die Kunde in dem kleinen Ort, daß General Franco Quito genommen habe, jetzt gegen Ibarra vorrücke und einen Theil seines Heeres über San Pedro und Malbucho an den Bogota senden werde, um sich von der Loyalität seiner Unterthanen zu überzeugen.

Das wirkte wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel für Viele, die bis jetzt geglaubt hatten, der Revolution des Landes viel zu fern zu sein, um je darunter leiden zu können, und deshalb auch, obgleich im Herzen vollkommen Quitenisch gesinnt, doch General Franco's Partei anerkannten — nur eben der Bequemlichkeit wegen. Aber was ließ sich thun? — Gehorchten sie dem Aufruf nicht, und überschwemmten die Franco'schen Banden wirklich das Land, dann durften sie sich auch fest darauf verlassen, als Mißliebige denuncirt und von den Freibeutern nach Herzenslust gebrandschatzt zu werden. Wohl oder übel holten sie also Alle ihre halbverrosteten Waffen herbei, und um zehn Uhr Morgens lagen vier Canoes mit Bewaffneten und das fünfte mit dem Alcalden, Señor Cerro und sämmtlichen Dienern der Gerechtigkeit reisefertig an der Landung und setzten sich zusammen in Bewegung stromauf.

An ihnen vorbei aber glitt ein anderes, leichtes Canoe, von vier stämmigen Negern gerudert, und am Steuer saß der kleine italienische Schneider, der die Aufforderung, zur Nationalgarde zu stoßen, mit Hohn zurückgewiesen hatte und jetzt auf eigene Faust die Reise machte.

Als ihn der Alcalde bemerkte, schien er nicht übel Lust zu haben, den kleinen conträren Fremden zu arretiren, denn es ahnte ihm, daß der Bursche, wenn er vor ihnen einträfe, da

oben böses Blut machen würde. Ehe er aber mit seinem Entschluß völlig im Reinen war, passirte das Canoe schon das vorderste des Zuges, und an ein Einholen desselben war nicht mehr zu denken. Daß der kleine, nichtswürdige Italiener aber nicht warten würde, wenn er ihn anriefe, wußte er vorher und durfte sich auch deshalb nicht einmal mit einem solchen Versuch blamiren.

Des Alcalden Befürchtung war aber auch sehr gerechtfertigt, denn Rigoli hatte kaum von der Anklage und dem Unternehmen der tapferen Ecuadorianer gehört, als er auch augenblicklich beschloß, dem entgegen zu arbeiten. Seine Neger entwickelten dabei einen wahren Feuereifer, ihn vorwärts zu bringen, und am nächsten Morgen mit Tagesanbruch landete er schon in Cachavi, während die schweren Canoes der Bewaffneten, obgleich sie ebenfalls die halbe Nacht gearbeitet hatten, doch endlich beilegen und Tageslicht abwarten mußten.

Es mochte elf Uhr Mittags sein, als sie das Negerdorf in Sicht bekamen, und sie sahen sich dabei eben nicht angenehm überrascht, die Landung Mann an Mann mit den herkulischen halbnackten Einwohnern besetzt zu finden, die dabei noch Lanzen, Musketen und eine Masse anderer gefährlicher Werkzeuge in Händen hielten.

Was jetzt thun? — der Alcalde wäre am liebsten gleich wieder umgekehrt und hätte sich damit begnügt, einen Bericht an die Regierung in Guayaquil abzufassen, daß das Land im Aufstande wäre und General Franco eine Armee zum Schutz der beleidigten Autorität herbeisenden möge — aber Señor Cerro ließ ihn nicht.

„Glauben Sie doch nur nicht,“ rief er ihm zu, „daß sich diese sclavischen Hunde ernstlich widersetzen werden — lassen Sie uns hier unten landen und in geschlossenen Colonnen hinaufmarschiren, und zeigen sie den geringsten Widerstand, so schießen wir das ganze Nest in Brand.“

„Ja, Señor,“ sagte der Alcalde verlegen, „aber sie haben nur schon gezeigt, daß sie Widerstand leisten können. Ihre eigene Erfahrung —“

Der Ecuadorianer knirschte die Zähne zusammen, wenn er

an den Moment dachte, wo er vor einem Mädchen die Flucht ergriffen, und die Erinnerung daran diente wahrlich nicht dazu, ihn zu besänftigen.

„Vorwärts!“ rief er; „bei der geringsten Widersetzlichkeit feuert Ihr zwischen den nackten Trupp hinein — wir wollen ihnen die schwarzen Felle pfeffern, und ich übernehme jede Verantwortung, die daraus für Sie entstehen könnte.“

Der Nationalgarde von Concepcion blieb in der That weiter nichts übrig, als wenigstens zu landen, wenn sie sich nicht auf ewige Zeiten lächerlich machen und dem Gespött der Neger aussetzen wollte. Die Canoes wurden deshalb an das steinige Ufer gelenkt, und die Besatzung derselben sprang, ohne daran im Geringsten gehindert zu werden, auf trockenen Boden.

Etwas unterhalb der Stadt und gerade der Kirche gegenüber befanden sie sich hier; als sie aber das eigentliche und hohe Ufer erklommen, waren sie auf's Aeußerste erstaunt, auch nicht einen der Feinde mehr zu sehen. Wie in den Boden hinein schienen diese verschwunden, und Señor Cerro rief triumphirend aus:

„Nun, Señor, habe ich es Ihnen nicht vorher gesagt? Wo sind die feigen Canaillen jetzt geblieben? Zeigen Sie ihnen Ernst, und Keiner von Allen wagt auch nur, Ihnen frech in's Auge zu sehen.“

„Da kommt der Alcalde.“

„Der alte Wollkopf?“

„Er wird wahrscheinlich unterhandeln wollen.“

„Fertigen Sie ihn kurz ab, das ist das Beste; keine Unterhandlungen mit Rebellen.“

Der Alcalde dachte anders darüber; der alte Neger war aber jetzt schon zu dicht herangekommen, um ein weiteres Gespräch zu gestatten, und wie er sich auf etwa zehn Schritt genaht hatte, sagte er ruhig:

„Señor Alcalde, können Sie mir vielleicht erklären, weshalb die Boote mit den Bewaffneten hier an unserer friedlichen Stadt landen? Ich hoffe doch nicht, daß der Bürgerkrieg bis in unser stilles Asyl gedrungen ist.“

„Señor Alcalde,“ erwiderte der Ecuadorianer sehr förmlich,

„die Ursache kennen Sie wahrscheinlich. Es handelt sich hier um die Auslieferung einer Mörderin und die Zurückgabe eines entlaufenen Dieners. Machen Sie keine Schwierigkeiten, amigo, denn die Gesetze müssen in Kraft gehalten werden, und es sollte mir wahrhaft leid thun, wenn ich gezwungen würde, von der mitgekommenen Macht Gebrauch zu machen."

„Señor Alcalde," erwiderte der alte Neger da, aber vollkommen ruhig — „ich glaube fest, daß wir noch Alles in Frieden beilegen können, wenn Sie nicht eben zu sehr auf ihre Macht trotzen und Recht und Gesetz auch für uns gelten lassen."

„Das versteht sich von selbst," rief der Alcalde aus Concepcion rasch.

„Schön," sagte der Alte, der übrigens keine Waffe in den Händen trug, „dann können wir Ihnen den Beweis liefern, daß das arme Mädchen, welches Sie eines Mordes anklagen, nur in einem Act der Nothwehr handelte, als sie jenen nichtsnutzigen Mulatten, der den Tod schon zehnmal verdient hatte —"

„Sie stach ihn meuchelmörderisch nieder," schrie Señor Cerro dazwischen.

„Ueber den Haufen stieß," fuhr der alte Neger ruhig fort. „Und was den weggelaufenen Diener betrifft, für den jener Herr da die Auslösungssumme schon in der Tasche hat und nicht wieder herausgeben wollte, so braucht er uns nur die Beweise zu liefern, wofür ihm Don José hundertzwanzig Dollars schuldet, und wenn die Belege alle richtig sind, soll ihm entweder das noch fehlende Geld ausgezahlt werden, oder er seinen Diener zurückbekommen. Finden Sie das nicht in der Ordnung?"

„Gegen das Letzte ließe sich allerdings nichts —"

„Und glaubt Ihr Canaillen," schrie der Ecuadorianer in voller Wuth heraus, „daß ich mich zwingen ließe, einem Neger Contracte vorzulegen? Beim ewigen Gott, es ist weit in Ecuador gekommen, aber dem wollen wir ein Ende machen. — Gebt Ihr die beiden Verbrecher gutwillig heraus oder nicht?"

Der alte Neger antwortete ihm gar nicht, er hob beide Hände trichterförmig an den Mund und stieß einen eigenthümlichen, aber durchdringenden Ton damit hervor. — Und überall umher wurde es lebendig — den Fluß herunter, den sie von hier aus deutlich übersehen konnten, kamen plötzlich noch vier Canoes mit bewaffneten Negern — selbst den Strom herauf ruderten zwei mit Anstrengung aller ihrer Kräfte, und aus allen Häusern quollen — jedenfalls dem verabredeten Zeichen gehorchend — Massen von dunkeln, drohenden Gestalten, ohne sich jedoch im Geringsten feindlich zu geberden. Nur den Platz schlossen sie in einem weiten Bogen vollständig ein, wo die Canoes von Concepcion gelandet waren, und der dortige Alcalde bemerkte zu seinem Entsetzen, daß ihre eigenen Fahrzeuge unten im Fluß von den beiden stromauf kommenden Canoes vom Ufer gelöst und an die andere Seite hinüber geführt wurden, was ihnen natürlich jeden Rückzug abschnitt.

Zu gleicher Zeit ertönte aber aus dem Walde des andern Ufers ein gellender, langgezogener Schrei, der jedoch nicht in Verbindung mit den hier getroffenen Vorbereitungen zu stehen schien, denn die Neger selber stutzten und horchten dort hinüber, aber nicht lange.

„Die Indianer kommen!“ jubelte eine Stimme, und bald antwortete ein wildes, tobendes Jauchzen dem Meldungsruf von da drüben. — Das aber brachte die tapferen Schaaren von Concepcion, die sich hier überhaupt sehr in der Minderzahl sahen, ganz außer Fassung.

Die Indianer kommen? Hatten diese verzweifelten Schwarzen auch noch die wilden Horden des Innern zu ihrer Hülfe herbeigerufen?

„Señor,“ rief der Alcalde den alten Neger ängstlich an, „ich mache Sie für jedes Blutvergießen hier verantwortlich. — Wir sind als friedliche Boten des Gesetzes zu Ihnen gekommen —“

„Der ist verantwortlich,“ sagte der alte Mann ruhig, „der den ersten Schuß abfeuert oder die erste Lanze wirft.“

„Aber Sie haben unsere Canoes wegnehmen lassen.“

„Zu Ihrer Abreise stehen Ihnen dieselben immer wieder zur Verfügung,“ lächelte der Alte — „aber wer kommt da?“

unterbrach er sich plötzlich rasch und selber erstaunt, als sein Blick nach dem jenseitigen Ufer hinüberflog — „Soldaten?"

„Das sind die Truppen des General Franco!" rief der Alcalde von Concepcion jubelnd aus. — „Viva Franco! Viva Franco!" schrie er dabei, aber ziemlich vereinzelt, denn beide Parteien waren in diesem Augenblick gleich gespannt, ob sie von dort her Freund oder Feind zu erwarten hätten.

Das Dickicht da drüben wurde in der That lebendig, und Gewehre blitzten in der Sonne — und braune, aber uniformirte Burschen sprangen die Uferbank hinab und in das seichte Wasser hinein, um den Fluß zu durchwaten.

„Viva Franco!" schrie der Alcalde noch einmal in einem Uebermaß von Entzücken. — „Das sind die Truppen des tapfern Generals!"

„Viva Flores!" donnerte aber in dem Augenblick von dort drüben der Gegengruß herüber, daß der Magistratsperson das letzte Wort vor Angst in der Kehle stecken blieb. — Franco, der schuftige Dieb, ist verjagt, Flores el viva!"

„El viva!" jubelten da die Neger, die sich von allen Seiten zum Ufer drängten — „el viva! — el viva!"

Und „Flores el viva!" schallte es jetzt sogar aus den Reihen der Concepcionsleute selber, die gar nicht daran dachten, die usurpirten Rechte des Mulattengenerals zu vertheidigen, wo sie noch dazu die Uebermacht auf Flores' Seite sahen.

Der Alcalde war indessen rasch gefaßt. Was konnte ihm hier geschehen? Huldigte das Volk der, wie es schien, siegreichen quitenischen Regierung, welchen Grund hätte er dann gehabt, sich dem nicht anzuschließen? Und wie er sich nur von seinem ersten Erstaunen erholt hatte, quitenische Soldaten von dieser Seite her marschiren zu sehen, wo er jene furchtbare Wildniß wußte, stimmte er plötzlich lustig in den Ruf mit ein.

Alles drängte indessen dem Ufer zu, das die durch das Wasser watenden Soldaten jetzt erreicht hatten, und dabei sehr erfreut schienen, hier keine Feinde, sondern Bundes-

genossen zu finden. Da erhob sich plötzlich am untern Theil des Flusses ein Lärm, der aber nur von ein paar einzelnen Menschen ausgehen konnte.

„Carajo!“ hörten sie eine Stimme in wildem Fluch — „was haltet Ihr mich fest? — was habe ich mit Euch zu schaffen?“

„Du mit uns wohl nichts, mein Schatz,“ lachte dagegen des kleinen Italieners Stimme, „aber wir dagegen so viel mehr mit Dir. Was hast Du denn ausgefressen, daß Du auf einmal Fersengeld geben willst?“

„Was ist dort? — wen habt Ihr da?“ frug jetzt der quitenische Officier, der seine Leute rasch gesammelt hatte, weil er noch immer nicht wußte, wie er mit den Bewohnern dieser Gegend stand. Das Vivarufen allein hielt er noch für keine genügende Bürgschaft.

„Weiter Niemanden, Señor,“ sagte der kleine herbeikommende Schneider, während seine vier Neger den Gefangenen schon fest gefaßt und ihm in aller Eile die Hände auf dem Rücken zusammengeschnürt hatten — „als einen Herrn, der sich für einen Franco'schen Officier ausgiebt und unter der Firma einen ganzen Haufen voll Unheil angerichtet hat.“

„Señor Cerro,“ rief der fremde Officier erstaunt, „das ist ja ein eigenes Zusammentreffen. Also Sie sind ein Franco'scher Officier?“

„Ich kenne Sie nicht, Señor,“ sagte der Gebundene finster; „aber wenn Sie wirklich quitenischer Officier sind, so verlange ich wenigstens als Kriegsgefangener behandelt und nicht in den Händen dieser Schufte gelassen zu werden.“

„Hoho, Señor,“ schrie Rigoli lebendig, „wir werden Dir gleich Deinen Schädel weich klopfen, wenn Du Deine Zunge nicht im Zaume hältst.“

„Ich glaube, Sie sind in ganz richtiger Verwahrung, Señor,“ erwiderte aber kalt der Quitener. — „Das ist kein Officier, compañeros,“ wandte er sich dann an die Leute, „sondern ein Schuft, der in Guayaquil, als eine Art Kammerdiener des Mulattengenerals, einen bedeutenden Diebstahl beging und dann flüchtig wurde. Durchsucht ihn doch einmal, vielleicht

finden wir noch eine Anzahl Juwelen bei ihm, die damals vermißt wurden."

„Sieh einmal an," lachte der Italiener — „das Geldsäckchen der armen Eva hatte er auch noch, das habe ich aber schon in Sicherheit gebracht — nun vielleicht finden wir noch mehr."

Cerro machte einen verzweifelten Versuch, seine Bande zu zerreißen, aber die Neger hielten ihn wie in einem Schraubstock. Er wurde zu Boden geworfen, und bald fand sich denn auch, daß er in einem um den Leib geschnallten Geldgürtel eine Anzahl werthvoller Steine und Golddoublonen versteckt trug.

Indessen hatten die Bewohner von Concepcion Kunde aus dem Innern von den Neugekommenen, wie auch von den sie begleitenden indianischen Lastträgern erfragt, und als sie jetzt die Bestätigung erhielten, daß der kleine Tyrann Franco schon vor drei Wochen aus Guayaquil verjagt und zu Schiff getrieben, das ganze Land aber in den Händen des quitenischen Generals Flores und der Bürgerkrieg wirklich beendet sei, kannte der Jubel keine Grenzen.

Natürlich war jetzt von einer Verfolgung oder Bestrafung José's keine Rede mehr. Der „Señor Cerro" blieb gebunden in den Händen der Polizei, um ihn in den nächsten Tagen durch den Sumpf nach Ibarra, und von da nach Quito zu schaffen, wo er den ordentlichen Gerichten übergeben werden sollte. Der würdige Alcalde von Concepcion war ebenfalls machtlos geworden, und die Bürger der kleinen Stadt luden den Officier mit seinen Leuten jetzt auf das Herzlichste ein, mit ihnen nach Concepcion hinab zu fahren und dort den Sieg der gerechten Sache solenn zu feiern.

Rigoli war einer der Lebhaftesten bei dieser Einladung, und ruhte auch nicht eher, bis er den Officier, um den Zug mit ihm zu eröffnen, allein und an der Spitze ihrer Flotte in seinem Canoe hatte, das er jetzt mit einer, in dem dortigen Laden zusammengekauften und rasch genähten ecuadorianischen blau, roth und gelben Flagge schmückte.

Aber er vergaß in seinem Jubel auch nicht das arme junge Paar, das so viel Leid ausgestanden. Noch in der nämlichen Woche kehrte er nach Cachavi zurück, und vier Wochen

später bezogen José und Eva einen kleinen reizenden Rancho, unmittelbar unter der Stelle, wo der Cachavi in den Bogota mündet, mit Orangenbäumen vor dem Hause und ein paar wehenden Cocospalmen, wie einem schon angepflanzten Platanar. Die Hochzeit aber wurde in Cachavi ausgerichtet, und Rigoli tanzte darauf, zum Jubel der Neger, die sich über den kleinen fidelen Burschen vor Lachen ausschütten wollten, mit der jungen Frau die erste Marimba.

Der Tiger.

Es war an einem jener wundervollen Abende, wie wir sie wirklich nur in den Tropen finden, daß ich auf Java mit Herrn Phlippeau zu seiner Kaffeepflanzung nach Lembang hinauf fuhr. Lembang liegt außerdem schon etwa 4500 Fuß über der Meeresfläche; von drei bis sechs Uhr Abends war der gewöhnliche, fast immer von Gewittern begleitete Schauer gefallen, der die Erde abgekühlt und die Bäume und Pflanzen mit seinem erfrischenden Segen überschüttet hatte, und die Luft kühl und labend. Hoch am Himmel stand das südliche Kreuz, und ein wunderbarer Blüthenduft wehte von den Fruchtbaum-Oasen der einzelnen Kampongs oder Dörfer zu uns herüber.

Die Theeplantage von Tjoemboeloeit hatten wir schon lange hinter uns, und der Weg zog sich ziemlich steil an dem Berghang empor, aber die vier munteren Macassarhengste zogen den leichten Wagen rasch bergan, und unsere Cigarren rauchend und im Fond zurückgelegt, genossen wir mit voller Lust den wahrhaft wundervollen Abend.

So erreichten wir endlich die Höhe des Berges, auf dem das Wohnhaus mit Kaffeegebäuden, Mühlen und Trockenhäusern lag, von denen wir selber etwa noch sechshundert Schritt entfernt sein mochten, als ich einen eigenen dumpfen Ton zu hören glaubte, und in demselben Moment auch die Pferde unruhig wurden und von dem Kutscher kaum in der Straße gehalten werden konnten.

„Was ist?“ fragte Herr Phlippeau, sich rasch im Wagen aufrichtend.

„Tau, Tuwan!“ sagte der Bursche mit seinem singenden Ton und achselzuckend — aber wir sollten nicht lange darüber im Zweifel bleiben, denn kaum waren die Thiere, wenn auch noch schnaubend und blasend, wieder dazu gebracht worden anzuziehen, als plötzlich das laute, donnerähnliche Gebrüll eines Tigers an unser Ohr schlug und die Pferde jetzt so wild und erschreckt zurückfuhren und in die Höhe bäumten, daß uns nur eben Zeit blieb aus dem Wagen zu springen und ihnen in die Zügel zu fallen.

Es gelang auch endlich, sie wenigstens so weit zu beruhigen, daß sie still standen, aber an ein Weiterfahren war vor der Hand nicht zu denken, da sie sich alle im Geschirr verwickelt hatten, und ehe wir das in der Dunkelheit lösen und in Ordnung bringen konnten, ertönte ein neues Brüllen der verwünschten Bestie, worauf sie es ärger als zuvor trieben. Der eine kleine Hengst besonders begann so furchtbar hinten aus-auszukeilen, daß der malayische Kutscher gar nicht mehr in seine Nähe wollte; eben so wenig war dieser aber zu bewegen, nach dem kaum zweihundert Schritt entfernten Kampong zurück zu laufen und Hülfe von dort herbei zu holen, denn bis jetzt hatten wir alle Hände voll zu thun, die Pferde zu verhindern, daß sie nicht den Wagen seitwärts vom Weg abschoben und zertrümmerten.

Herr Phlippeau redete dabei heftig und ärgerlich in Malayisch auf ihn ein; da er aber sehr rasch sprach, verstand ich nicht, was er sagte, und halb lachend, halb fluchend wandte er sich endlich gegen mich und rief:

„Jetzt fürchtet sich der Esel vor dem Tiger, den er selber jeden Morgen füttert.“

„Dem Tiger?“

„Allerdings; ich habe ihn ja neben meinem eigenen Haus in einem Käfig. Das ist aber schon das zweite Mal, daß es mir die Bestie so macht, und ich muß sie todtschießen, denn die Pferde wollen mir Nachts gar nicht mehr in die Nähe der Häuser und scheuen schon, wenn der Wind nur von dort herüberweht und ihnen die Witterung zuträgt.“

Es gelang uns endlich, die Pferde los und frei zu machen, daß der Wagen wenigstens nicht mehr gefährdet war, und ich sprang jetzt selber nach dem Kampong hinüber, um ein paar der dortigen Einwohner herbei zu rufen, damit sie die Pferde einzeln führen konnten. Wir selber wollten natürlich viel lieber die kurze Strecke nach dem Hause zu gehen, als daß wir uns noch einmal der Arbeit mit den scheuen Thieren unterzogen.

Der Tiger schien sich beruhigt zu haben, kaum aber hatten die herbeigerufenen Malayen die Thiere gefaßt, als das Gebrüll von Neuem begann und die kleinen Hengste toller als je zu schnauben und auszuschlagen begannen. Das aber war jetzt der Malayen Sache, mit ihnen fertig zu werden, wir selber schritten rasch auf dem breiten, gut gehaltenen Weg den Häusern zu, und erfuhren am andern Morgen, daß die Eingeborenen wirklich gestern Abend noch mehrere Stunden gebraucht hatten, um die erschreckten Pferde in ihre Umzäunung zu bringen.

Herr Phlippeau war aber fest entschlossen, die unbequeme Bestie, die ihm denselben Streich schon einmal gespielt hatte, als er vor einigen Tagen mit seiner Frau zurück nach Hause wollte, abzuschaffen, was eben nicht anders geschehen konnte, als sie todt zu schießen. Der Transport nach Batavia hinab, wo er den Tiger hätte gut genug an eins der heimkehrenden Schiffe verkaufen können, war zu lang und unbequem, auch kostspielig, und ich selber wurde zum Executor bestimmt.

Am nächsten Morgen nahm ich deshalb meine Büchse und ging zu dem Käfig oder Kasten, der mitten auf einem offenen Platz, etwa vierzig Schritt von den Häusern der malayischen Diener entfernt und zwischen diesen und den Wohngebäuden stand. Der Kasten war gar nicht von starker Art und nur aus etwa vier Zoll starken Stäben von Arenpalmen-Holz gemacht. Dieses Holz eignet sich aber vortrefflich dazu, wilde, störrische Bestien zu halten, denn erstens ist es zäh, und dann splittert es, wenn diese hineinbeißen wollen, und sticht sie in das Zahnfleisch, so daß sie selten mehr als einen oder zwei Versuche machen, ihr Gefängniß zu durchbrechen.

Die Malayen selber waren aber sehr froh, als sie hörten,

daß der Tiger getödtet werden sollte, denn ihrer Behauptung nach hatte er die letzte Nacht so furchtbar gewüthet und an seinem Käfig gerüttelt, daß sie gefürchtet zu haben schienen, er würde sich wirklich frei machen, und dann ihnen zuerst einen Besuch abstatten, ehe er sich in seinen Wald zurückzog. — Der Tiger mußte jetzt übrigens den Zorn und die Ungeduld, die er die Nacht gefühlt, überwunden haben, denn er lag lang ausgestreckt und ruhig in seinem Käfig und leckte seine Tatzen mit der stachligen Zunge.

Es war ein noch junges, vielleicht zweijähriges Thier, schlank und geschmeidig, mit glattem, wundervoll gezeichnetem Fell. Wie ich aber auf ihn zu und dicht an seinen Käfig trat, hörte er mit Lecken auf, duckte sich wo möglich noch dichter auf den Boden nieder, legte die Ohren zurück, fletschte die Zähne und knurrte leise und tief, wie ein ärgerlicher Hund. So lag er eine lange Weile — seine Augen waren ordentlich grün geworden und leuchteten unheimlich, und wie ich einen Arm nach seinem Käfig ausstreckte, als ob ich ihn berühren wollte, fuhr er plötzlich mit einem wilden Satz und weit geöffnetem Rachen gegen die Stäbe an. Aber er biß, von früher her wahrscheinlich gewitzigt, nicht hinein, sondern schien sich damit zu begnügen, mir nur anzuzeigen, daß ihm meine Gegenwart unbequem sei.

Einige zwanzig Arbeiter vom Platz hatten sich indessen ziemlich dicht um den Käfig versammelt, und nur die Frauen wichen scheu zurück, als das gereizte Thier emporfuhr. Der Tiger aber, wie damit zufrieden gestellt, daß er uns seinen Muth und seine Kampfbegier gezeigt, war wieder in seine alte Stellung zurückgefallen, und nur der tückische Blick blieb mir seitwärts zugewandt, als ob er in mir seinen schlimmsten Feind ahnte. Wäre er frei gewesen, so bin ich auch fest überzeugt, daß er mich vor allen Anderen angenommen hätte. — So freilich mußte er sich das vergehen lassen, der kleine, aber starke Käfig hielt ihn sicher genug.

Der Kasten war in der That kaum breit genug, daß das so geschmeidige Thier im Stande schien sich darin umzudrehen, und er lag jetzt mit dem Gesicht nach vorn und den Rücken der schmalen Thür zugedreht, die mit einem hölzernen Zapfen

verschlossen gehalten wurde, vollkommen bequem zu einem sichern Schuß.

Da ich ihn noch abstreifen wollte, ehe es zu heiß wurde, zögerte ich auch nicht lange und ließ die Malayen von der andern Seite zurücktreten, weil ich nicht wußte, ob meine Spitzkugel, die ich damals noch führte — ich bin auf der Jagd aber vollkommen davon zurückgekommen — nicht doch vielleicht durch den Schädel schlagen und auf der andern Seite noch Unheil anrichten konnte. Die neugierigen Burschen waren aber kaum fern zu halten, so wollten sie alle, ganz in der Nähe, den Tod des Raubthiers betrachten, und wie ich nur wenigstens vor der Kugel freien Raum hatte, trat ich dicht an den Käfig, hielt dem Raubthier die Mündung des Büchsenlaufs vor das Ohr und drückte ab.

Der Tiger zuckte nicht einmal zusammen; der halb und tückisch nach mir gehobene Kopf fiel auf seine Tatzen nieder, und die Malayen sprangen jetzt zu ihm heran. Wie ich selber aber nun den Schuß gefeuert hatte, gab ich mein Gewehr dem Nächsten zum Halten, trat hinten an den Kasten, zog den Pflock heraus und öffnete die kleine Thür. Das aber hatten die Malayen nicht gedacht. Auf den Tiger war allerdings ein Schuß gefallen, aber daß er todt sei und keinem Menschen auf der Welt mehr schaden könne, wußte ich nur allein, die Malayen schienen wenigstens von einem so raschen und nicht von der geringsten Bewegung begleiteten Tod noch keineswegs überzeugt, und kaum hatte ich die Klappe geöffnet, ja wie ich nur den Pflock herauszog, stoben sie alle in wilder Flucht und mit lautem Geschrei auseinander und ihren Hütten zu.

Es war ein höchst komischer Anblick, und vergebens mein Rufen, daß der Tiger todt und unschädlich sei. Erst als ich mich nicht weiter um sie kümmerte und den Tiger beim Schwanz ergriff, aus dem Käfig zog und anfing ihn abzustreifen, kamen sie wieder schüchtern näher und lachten nun selber in ihrer gutmüthigen Weise über ihre Furcht. Keiner aber legte mit Hand an, und sie ließen mich meine Arbeit ganz allein vollenden. Erst als ich die Haut vollkommen herunter hatte und mir nun von Einigen dünne Bambusstäbe bringen ließ, um sie

auszuspannen und dann in der Sonne rasch zu trocknen, machten sich ein paar von ihnen daran, den Körper aufzuschlitzen.

Im Anfang wußte ich allerdings nicht, zu welchem Zweck das geschah, denn daß sie das Fleisch des Tigers nicht essen, hatte ich schon oft bestätigen hören. Sie nahmen aber auch nur das Herz des Raubthiers heraus, das sie in kleine Stücke schnitten und unter einander vertheilten. Wie ich ihnen noch erstaunt zusah, verschluckten auch ein paar von ihnen ihren Antheil gleich roh an Ort und Stelle, und nur mein letzter Führer auf der Rhinocerosjagd, ein Bursche, der auch nicht einen Funken von Courage besaß und beim Ausreißen immer der Schnellfüßigste gewesen, verschwand mit seinem Stück und kehrte erst nach einigen Minuten ohne dasselbe zurück.

Er sollte mir erklären, was dieser Gebrauch bedeute, denn zum Sattessen hatten sie das Fleisch keinenfalls genossen, dazu waren die Bissen zu klein gewesen. Er kam dann endlich, wenn auch etwas verschämt, mit dem Bekenntniß heraus, daß die Javanen, wenn sie ein Stück von dem Herzen des Tigers verzehren, auch einen Theil von dessen Muth bekämen. Rasch setzte er aber hinzu, daß er nichts davon gegessen habe, das solle ich nicht glauben — und dabei saß ihm das frische Blut noch in den Mundwinkeln.

Merkwürdiger Aberglauben, den die Leute haben, nicht wahr? — Und machen wir civilisirten Christen es etwa besser, haben wir nicht eine Menge von Dingen, die andere Völkerschaften für eben so unhaltbar und thöricht halten, wir wir jenen Gebrauch? Es ist und bleibt dieselbe Geschichte, und wir wollen nur nicht selber eingestehen, daß wir Alle Balken im Auge tragen.

Thöricht ist der Gebrauch aber schon aus dem Grunde, weil die Leute mit dem Stück vom Herzen den Muth des Tigers gewinnen wollen; es giebt nämlich auf der Welt keine zwar blutgierigere, aber auch feigere Bestie, als gerade den Tiger. Er reißt Menschen nieder, ja, aber nur wenn er sie aus dem Hinterhalt überfallen kann, nie und nimmer offen und Gesicht in Gesicht. Heimlich schleicht er herbei und liegt auf der Lauer, um irgend ein Stück Wild oder auch vielleicht ein Rind zu erbeuten, aber schon das Geräusch des nahenden

Menschen schreckt ihn empor und treibt ihn in die Flucht, und wenn man in Java wirklich von Menschen hört, die er überfallen hat, so sind es fast immer nur Frauen und Kinder, an die er sich gewagt.

Schon seine ganze Jagd beweist, wie wenig Muth er besitzt, denn er muß getrieben und umstellt werden, ehe man ihn zum Schuß bekommen kann, und nur schwer verwundet, oder in der Verzweiflung sich überlistet zu sehen, nimmt er, wenn er nicht länger fliehen kann, den Kampf an, und dann freilich ist er ein gefährlicher Gegner, ja vielleicht der gefährlichste von allen wilden Bestien, weil seine Gewandtheit seiner furchtbaren Kraft gleichkommt.

Es ist vorgekommen, daß ein Tiger eins der kleinen javanischen Pferde aus einer fünf Fuß hohen Umzäunung geraubt hat, ohne den Zaun zu durchbrechen, und er muß es, wenn er nicht damit hinüber gesprungen ist, doch wenigstens hinüber gehoben haben, wozu kaum vier Menschen im Stande gewesen wären — und draußen trug er es im Rachen fort. Aber Märchen sind es auch wieder, wenn man behauptet, daß ein einziger Schlag seiner Tatze einen Büffel betäube und zu Boden werfe. Nur wenn er ihm auf den Nacken springen kann, ist der einzelne Büffel verloren, und den dortigen bantings oder wilden Rindern mit ihren spitzen Hörnern, die sich stets in Trupps halten, soll er scheu aus dem Wege gehen und nur, wo das ungestraft geschehen kann, auf ein Kalb fahnden.

Es giebt in Java viel Tiger, und man findet sogar in den Walddistricten hier und da sogenannte „todte Kampongs", die von den Bewohnern der vielen Tiger wegen früher verlassen und deren Stätten von der gewaltigen Vegetation schon lange überwuchert wurden, so daß nur die früher dort gepflanzten Cocos- und Arecapalmen die Stellen bezeichnen, auf denen sie gestanden. Und doch wird von dem Jäger nur in höchst seltenen Fällen, und dann selbst nur durch Zufall, ein Tiger im Wald angetroffen und erlegt, denn der Tiger hält eben nicht Stand. Nur in Gruben wird er gefangen, oder hier und da benutzt auch wohl ein Europäer ein von der Bestie zerrissenes und aufgefundenes Stück, um Nachts dabei anzu-

sitzen und sie auf dem Anstand zu erlegen. Alle von den Eingeborenen erbeuteten Felle müssen an die Regierung eingeliefert werden, und der Eigenthümer bekommt dafür eine vom Staat festgesetzte Prämie von früher fünfzehn, jetzt zwanzig Gulden.

Der Tiger spielt aber, trotz seiner Feigheit, bei den Javanen eine große Rolle, und besonders seinen Krallen — außer der Wirkung, die das frisch verzehrte Herz ausüben soll — trauen sie noch eine besondere Kraft zu, oft sehr zum Aerger der Europäer, die sich dort angekaufte oder sonst gewonnene Felle gern vollständig erhalten wollen. Die Eingeborenen stehlen nämlich diese Krallen, wo sie ihrer nur irgend habhaft werden können, und an dem Fell, das ich an jenem Tag abstreifte und zum Trocknen in die Sonne hing, fehlten sie schon an dem nämlichen Abend sämmtlich.

Negerleben.

Die Menschen gewöhnen sich — und es ist das eine merkwürdige Thatsache — mit der Zeit selbst an das Wunderbarste, so daß sie es zuletzt nicht einmal der Mühe werth halten, mehr darüber nachzudenken. Wir sehen die Sonne auf- und untergehen, die Pflanzen keimen und wachsen, das Meer ebben und fluthen — sehen Winter und Sommer kommen, den Baum aus einem Kern, den Schmetterling aus einer Raupe, den Lieutenant aus einem Wickelkind entstehen, und bemerken die Verwandlung nicht einmal mehr, die für uns etwas Alltägliches geworden.

So staunen wir auch wohl anfangs neue Erfindungen an und bewunderen die Kraft des Dampfes und Elektromagnetismus — aber nicht lange, dann benutzen wir sie und können uns kaum noch denken, daß es eine Zeit gegeben hat, in der sie nicht gekannt war.

Ebenso geht es mit althergebrachten Gewohnheiten und Sitten. Kommt ein Europäer in ein tropisches Land, so ist er ganz erstaunt, dort auf einmal einer Race zu begegnen, die vollkommen nackt in der Welt herumläuft, und will sich halb todt lachen, wenn sich der König eines fremden Volkes zu ihm auf die Erde setzt und ihn um etwas Tabak anspricht; aber kaum lebt er vier Wochen unter den Leuten, so sieht er weder die Nackten mehr, noch findet er etwas Außerordentliches in der Herablassung Sr. Majestät.

Genau so geht es uns mit der Sclaverei.

Wenn sie noch nie bestanden hätte und ein Mensch sich dann erfrechen wollte, einen zweiten, der eine andere Hautfarbe hat als er und nicht ganz so „gebildet" ist, zu zwingen, für ihn umsonst zu arbeiten, während er in der nämlichen Zeit dessen Frau und Kinder an einen Dritten verkaufte, so wären wir außer uns und hielten das mit Recht für eine Scheußlichkeit und Niederträchtigkeit. Jetzt aber sind wir so gewohnt, von Negersclaven und deren Versteigerung zu hören, daß die meisten Menschen bis vor kurzer Zeit gar nichts Absonderliches mehr in der Sache fanden. Ja, in den Ländern, wo die Sclaverei wirklich bestand, wurde sogar das Recht der Weißen, schwarze Sclaven zu halten, in den Schulen gelehrt, und Geistliche entblödeten sich nicht, die heilige Schrift zu mißbrauchen, um ein solches Verbrechen als von Gott selber eingesetzt hinzustellen.

Daß wir die Baumwolle theurer bezahlen müssen, wenn es einmal keine Sclaven mehr giebt, steht wohl fest, denn der Arbeiter verlangt dann seinen verdienten Lohn, aber das Rechtlichkeitsgefühl civilisirter Menschen hat sich endlich dahin ausgesprochen, daß ein, wenn auch durch Jahrtausende geübter Brauch doch ein Mißbrauch und eine Niederträchtigkeit sein könne, und während in Rußland die Leibeigenen freigegeben wurden, traten in Nordamerika Hunderttausende unter Waffen, um ihr Vaterland von der Schmach zu befreien, zu den Sclavenstaaten gezählt zu werden.

Es fällt mir indessen hier nicht ein, eine Abhandlung über die Sclaverei, ihre Nichtberechtigung oder Berechtigung zu schreiben. Der gesunde Sinn des Volkes hat längst darüber entschieden und sie für ein Verbrechen erklärt — wenn es auch selbst in Deutschland noch einige Menschen giebt, die sie vertheidigen und mit schalen Phrasen ihre Existenz als nothwendig darzustellen suchen. Ich selber möchte hier dem Leser nur eine kurze Schilderung der Zustände geben, in denen ich Neger in den verschiedenen Welttheilen getroffen habe, und eine solche Zusammenstellung ist immer in sofern interessant, als sie einen Vergleich zuläßt.

Von der Heimath der Neger will ich nicht reden. Leute,

die mit deren Vaterland genau vertraut sind, haben das schon viel besser gethan, als ich es im Stande wäre. Nach Allem aber, was man von ihnen hört und sieht, scheint es, daß sie dort, wo sie mit den Weißen noch nicht in nähere Berührung kamen, wie das auch bei den Indianern der übrigen Welttheile der Fall ist, harmlos und gastfrei sind und eben nicht mehr arbeiten, als sie zu ihrem Lebensunterhalt brauchen.

Dann kommen die Europäer zu ihnen. Portugiesische Sclavenhändler durchziehen das Land, die Gier nach Reichthümern wird in ihnen erregt, alle Leidenschaften werden wach gerufen und zu Verbrechen gesteigert, und dann werfen sich die Weißen in die Brust und sagen: „Was für thierische Völker sind das! Kann sie Gott der Herr für etwas Anderes erschaffen haben, als den Weißen durch ihre Körperkraft zu dienen?"

Wir wollen uns diese thierischen Völker betrachten, wie sie in anderen Ländern der Erde leben, wohin sie aber nur durch die Weißen selber gebracht wurden.

Die eingeborenen Afrikaner sind nämlich keine seefahrende Nation, woran auch vielleicht die ungünstige Beschaffenheit ihrer Küsten die Schuld trägt. Nur die ihnen zunächst liegenden wenigen Inseln haben sie bevölkert und sie entweder ganz besetzt, oder sich mit den Ureinwohnern vermischt, wie z. B. auf der Westküste von Madagascar.

Daß die Eingeborenen Australiens eine Mischlingsrace von Aethiopiern und Malayen sein sollten, ist nur eine Phantasie Blumenbach's. Die australischen Schwarzen sind ein unzweifelhafter Urstamm, und nie hat ein Aethiopier oder Neger deren Küsten, außer auf einem Schiffe der Weißen, betreten.

Auch im ostindischen Archipel, ja selbst in dem ihm gegenüber liegenden Arabien finden wir keine Spur von ihnen als freien Einwanderern. Sie sind nur als Sclaven dort hinüber geschleppt, während sie von den an ihren Küsten landenden Abkömmlingen der kaukasischen Race weiter und weiter in das innere Land zurückgedrängt wurden.

Wenn sie aber nicht selber zur See gehen wollten, so gab man ihnen Passage, und die Spanier und Portugiesen, nach-

dem sie in Amerika die gutmüthigen Indianer unter dem Vorwand, ihre Seelen zu retten, erschlagen und zu Tode geknechtet hatten, mußten schon Sclaven dort hinüber führen, um die Arbeit zu thun, die das faule Seeräubergesindel nicht selber verrichten mochte.

Nordamerika folgte, und wie sich der Reis-, Baumwollen- und Zuckerrohrbau als ergiebig zeigte, schaffte man Neger dort hinüber, die nicht allein die Felder bestellen mußten, sondern auch einen einträglichen Handelsartikel bildeten.

Die Sclaven werden nun überall, wo man sie hält, nur in seltenen Fällen wirklich schlecht behandelt, denn es liegt im eigenen Interesse des Besitzers, sie gesund und bei Kräften zu erhalten. Sie dürfen deshalb eben so wenig wie ein Pferd oder Stier überarbeitet werden, und die Hauptkunst eines ordentlichen „Sclavenzüchters" besteht darin, so viel Arbeit aus ihnen heraus zu bekommen, als sie leisten können, ohne sie dabei zu schädigen.

Es giebt Ausnahmen — ich kenne auch selbst aus den Vereinigten Staaten Beispiele von boshafter, ausgesuchter Grausamkeit — Geschichten, wie sie selbst Mrs. Beecher-Stowe nicht schlimmer erdacht hat, die doch das Mögliche darin leistete, aber es sind das doch nur Ausnahmen. Im Ganzen hatten sie ihre bestimmte Arbeitszeit und ihre ihnen angemessene Kost, auch die nöthige Kleidung, und die meisten Herren gaben ihnen auch noch einen Gartenplatz, um darin für sich selber zu arbeiten. Die Vertheidiger der Sclaverei sagen nun: „Was will so ein Neger mehr? Ist er nicht viel besser daran, als unsere deutschen Armen, die, wenn sie krank und elend werden, verhungern können, ohne daß sich ein Mensch um sie bekümmert? Der Herr muß seinen Sclaven erhalten, auch wenn er nicht arbeitet."

Das ist wahr, und die gezwungene Arbeit bleibt das geringste Elend der Sclaven — das furchtbarste ist der Verkauf.

Eine Negerfamilie hat über Tag ihre Arbeit gethan, ihr Herr ist gut und milde mit ihnen, sie werden freundlich behandelt, aber — er liegt krank in seinem Hause. Wenn er morgen stirbt, wird das Gut mit seinem Inventar, zu dem die Sclaven gehören, verkauft, und was wird dann aus ihnen?

Jetzt noch sitzen Vater und Mutter mit ihren Kindern beisammen — wie lange noch? Die Gesetze verboten freilich, daß in den Staatsauctionen die Familien getrennt wurden; aber wer kaufte die Neger auf den Auctionen? Nur herumreisende Yankees, denn kein anständiger Südländer würde sich zu dem schmutzigen Geschäft eines Sclavenhändlers hergegeben haben, nur diese Menschenklasse, die der freie Norden und dort hauptsächlich der kleine Complex der eigentlichen Yankeestaaten, Massachusets, Connecticut und Vermont, liefert. Die aber machten sich auch kein Gewissen daraus, Familien zu trennen und das Weib von dem Gatten, Kinder aus den Armen der Eltern zu reißen. Es war einmal ihr Geschäft, für das ja auch sogar mancher deutsche Gelehrte seine Lanze einlegte und, wenn auch unbewußt, seine Rechtmäßigkeit vertheidigte.

Das ist das Furchtbare im Leben des Negersclaven, daß er nie und zu keiner Stunde seiner eigenen Familie sicher ist, daß er, wenn er sein Kind auf den Arm nimmt und es herzt und küßt, nicht weiß, ob nicht schon morgen ein frecher tabakkauender Weißer, von den Gesetzen beschützt, den Arm danach ausstreckt und er es nie, nie wiedersieht. Fragt die Aermsten unserer Armen, fragt die unglücklichen Erzgebirger, die sich in ungünstigen Jahren von faulen Kartoffeln nähren und nicht einmal genug von der Nahrung haben, ob sie mit ihm tauschen möchten!

Aber sonst geht es den Negern gut.

Es ist gerade so, als ob ich von einem Menschen sage: „Er hat freilich die Schwindsucht — aber sonst geht es ihm gut."

Ein glücklicher Leichtsinn half dem Volk übrigens das oft Unerträglichste wirklich ertragen. Ja, man hörte wohl dann und wann einmal von dem Selbstmord einer Mutter, der man ihr Kind geraubt und die sich in den Strom gestürzt; auch hat dann und wann ein junger Bursch aus thörichter Eifersucht einen Aufseher erschlagen und ist natürlich deshalb gehangen worden. Aber war das nicht Wahnsinn, mußte er denn nicht wissen, daß die Sclavinnen alle Eigenthum ihres Herrn sind und keins der Mädchen dem Aufseher oder nigger-driver eine kleine Gefälligkeit weigern konnte, wenn sie nicht die Hölle auf Erden haben wollte?

Wie vergnügt die jungen Leute trotzdem zur Arbeit gingen! Es lag ihnen einmal im Blute, und wenn man sie so zusammen schwatzen und lachen hörte, hätte man kaum glauben können, daß eine einzige Sorge ihr Leben trübe.

Der Neger hat ungemein viel Sinn für das Komische, und Niemand in der Welt kann herzlicher und lauter lachen, als ein Neger. Ihr Jaw! Jaw! Jaw! hört man oft unglaubliche Strecken weit, und sie biegen sich dabei zurück und zeigen ein Paar Reihen von Zähnen, die an blendender Weiße nichts zu wünschen übrig lassen. Musik und Tanz lieben sie ebenfalls leidenschaftlich, und das einfachste Instrument genügt, um eine ganze Plantage auf die Füße zu bringen. Oft und oft habe ich die Arbeiter bewundert, die an der Levée von New-Orleans die schweren Baumwollenballen und Zucker-„hogsheads“ an Bord der Schiffe wälzen. Besonders das letztere Geschäft treiben sie systematisch.

Es giebt nämlich kaum eine schwerere Arbeit, als solch ein großes Zuckerfaß zu rollen, denn es ist nie vollständig gefüllt. Der schwere Zucker fällt dadurch fortwährend nach unten, so daß stets das ganze Gewicht gehoben werden muß. Je schwerer die Arbeit aber, desto lauter und lustiger geht es dabei zu, und man soll nur einmal die acht Mann, die gewöhnlich zu einem großen Faß gebraucht werden, sehen, wie sie dabei hüpfen und springen und im Tact ein munteres Lied singen. Wie an Bord der Schiffe bei schweren Arbeiten, macht auch hier Einer den Vorsänger, der irgend eins ihrer oft schwermüthigen, oft ausgelassenen Negerlieder singt, in das dann, beim Ende eines jeden Verses, der Chor in lauter jubelnder Lust einfällt. Aber noch nicht genug, der Vorsänger ist auch zugleich Vortänzer, und während er jetzt mit triefender Stirn gegen die ungefüge Last anarbeitet, springt er plötzlich zurück, tanzt, während er die zwei letzten Strophen seines Verses singt, um die Arbeitenden und das Faß her, und wirft dann mit dem Refrain seine Schulter wieder gegen das riesige Hogshead.

So finden wir sie in den Sclavenstaaten, während sie in der Freiheit ganz andere, viel gesetztere Menschen werden und ihrer Arbeit mit großem Eifer, aber weit ruhiger obliegen, den fröhlichen, leichtherzigen Sinn aber auch da nicht verleugnen.

In den nördlichen Staaten der Union leben Tausende und Tausende von freien „Farbigen", wie sie sich dort selbst bezeichnen, denn sie setzen eine Ehre darein, nicht etwa Schwarze oder gar Neger und noch schlimmer Nigger genannt zu werden, da das Wort Nigger eins ihrer eigenen und ärgsten Schimpfworte ist. Sie belegen ihre Race auch deshalb nur mit dem Namen coloured people oder farbiges Volk, und der Unterschied zwischen ihnen und den Weißen wird mit a white lady und a coloured lady oder a white gentleman und a coloured gentleman ausgedrückt.

Nun fand man sie allerdings in vielen Gewerken vertreten; sehr selten wird man aber Einen der Race als Drechsler, Blechschmied, Uhrmacher &c. antreffen, selbst Kaufleute und Händler wurden sie nur in Ausnahmsfällen. Dagegen monopolisirten sie schon früher in allen nordischen Städten Amerikas sowohl wie selbst im Süden die sogenannten barbershops oder Barbierläden, in denen auch stets zugleich frisirt wird. Sämmtliche Köche und Kellner in den großen Hotels, Oystershops und anderen Anstalten sind ebenfalls „coloured men", und keine Musikbande besteht fast von den Kanadischen Seen nieder bis zum Cap Horn an der Südspitze des Festlandes, wo nicht ein Neger oder Mulatte die große Trommel schlüge oder Cymbeln und Triangel bearbeitete.

Auch an Bord von Schiffen sind sie meist Köche und Stewards, seltener Matrosen, nie aber konnten sie als Steuermann fahren und können es wahrscheinlich noch nicht, denn kein weißer amerikanischer Matrose würde sich von ihnen etwas befehlen lassen.

Merkwürdig ist überhaupt die grenzenlose Verachtung, mit welcher die farbigen Leute, selbst in ihren lichtesten Abkömmlingen, von den weißen Nordamerikanern behandelt wurden, ehe ihre Emancipation erklärt war. Sie hatten im Theater ihre bestimmten Plätze, auf der Eisenbahn ihre besonderen Wagen, sie mußten in den Straßen jedem Weißen ausweichen, wenn sie sich nicht augenblicklicher Züchtigung aussetzen wollten, und nur in neuerer Zeit scheint man den Versuch gemacht zu haben, sie in Allem den weißen Bürgern der Union gleich zu stellen, ja ihnen sogar das Stimmrecht zu verleihen, und es bleibt

abzuwarten, wie lange das gut thut. Es wird aber sehr schwer sein, die alten Vorurtheile so mit einem Mal zu beseitigen, denn der Weiße haßte nicht allein den Neger — das hätte sich ändern lassen —, nein er verachtete ihn auch, und ein derartiges Gefühl ist unendlich schwer in Achtung zu verkehren. Geschah doch sogar das Außerordentliche vor einigen Jahren in einem der ersten Hotels Bremens, einer deutschen Stadt, wo ein Violinvirtuos, ein Mulatte und ein durchaus gebildeter junger Mann, die Tafel auf Geheiß des Wirths verlassen mußte, weil die dort das Haus zahlreich frequentirenden amerikanischen Schiffscapitaine drohten, das Hotel in Verruf zu erklären, wenn der Nigger nicht entfernt würde.

Jetzt ist die Sclaverei im Norden aufgehoben, und das einzige Land des amerikanischen Continents, wo es noch (außer in einem kleinen Theile Guianas) Negersclaven giebt, ist Brasilien. Dorthin wird auch noch — trotz aller dem entgegenlaufenden Gesetze — ein lebhafter Negerhandel an der afrikanischen Küste getrieben. Man scheint übrigens die Sclaven in Brasilien — so weit ich nämlich darüber urtheilen kann — ziemlich gut zu behandeln, und die Regierung thut auch ihr Möglichstes, der Verbreitung der Sclaverei entgegen zu treten. Verbietet man doch sogar den deutschen Colonisten, dort Sclaven zu halten. Die Neger verleugnen aber auch dort ihr leichtes Blut nicht und verrichten die schwersten Arbeiten unter Singen und Lachen. So sah ich einst vier Neger ein Pianino in Rio-Janeiro durch die Straßen tragen, und zwar auf ganz eigenthümliche, dort aber stets gebräuchliche Weise. Sie trugen das ziemlich schwere Instrument an den vier Ecken auf den Köpfen, und keuchten nicht etwa ihren Weg entlang, sondern tanzten. Einer von ihnen hatte eine Art von Castagnetten, mit denen er den Tact angab, und während sie mit lauter, jubelnder Stimme und außerordentlich vergnügten Gesichtern eins ihrer tollen Lieder sangen, tanzten sie dabei im wahren Sinn des Worts auf dem breiten Trottoir hin und verdrehten ihre Körper in der wunderlichsten Art.

In sämmtlichen Republiken des amerikanischen Continents sind die Negersclaven freigegeben, denn mit Recht hielten es die damaligen Gesetzgeber einer Republik für unwürdig, alle

Menschen frei und gleichberechtigt zu erklären, und doch dabei die eine bestimmte Race in Banden und Knechtschaft zu halten. An der ganzen Westküste Amerikas, wie auch in den La Plata-Staaten, giebt es, dem Gesetz nach, keinen Sclaven mehr. Wo aber wäre schon ein Gesetz gegeben worden, das nicht der Eigennutz und die Habgier der Menschen zu umgehen und kraftlos zu machen gewußt!

Das Gesetz in Ecuador und Peru sagt ausdrücklich, daß dort kein Neger mehr als Sclave gehalten und verkauft werden darf, und doch geschieht Beides noch bis zu dieser Stunde, wenn auch in beschränktem Maße, aber noch dazu vor Gericht und von den Gesetzen unterstützt. Das Wie? ist leicht erklärt. Die Neger sind alle frei, aber — Contracte haben, zwischen Arbeitgeber und Arbeiter, volle Gültigkeit. Die Neger sind, wenn nicht zur Arbeit gezwungen, ziemlich faul, und viele von ihnen auch dem Trunk ergeben. Haben sie gar kein Geld mehr, so arbeiten sie, und Weiße finden sich überall, die ihnen Vorschuß geben. Hat der Neger aber von einem Weißen erst einmal Vorschuß bis zu einer Höhe von vierzig Dollars erhalten, dann kommt der Gläubiger zu dem Schwarzen und sagt: „Hör' einmal, lieber Freund, das geht nicht mehr. Was Du mir schuldig bist, kannst Du allerdings nach und nach abarbeiten, aber Du mußt mir jetzt hier diesen Schein unterschreiben, daß ich vierzig Dollars an Dich zu fordern habe und Du mir dafür ein Jahr dienen willst. Was Du indessen brauchst, geb' ich Dir.“ Der Schwarze unterschreibt den Schein und tritt in den Dienst des Weißen, dessen Sclave er von dem Augenblick ist, denn in nur sehr seltenen Fällen wird er wieder frei. Was er nämlich indessen an Kleidern und Schuhwerk braucht, oder an Branntwein haben will, giebt ihm sein neuer Herr bereitwillig zu von ihm selbst festgestellten Preisen, und sorgt dadurch schon dafür, daß er bis zum Ende des Jahres wieder die alten vierzig Dollars Schulden hat.

Auch ein förmlicher Verkauf ist dabei nicht ausgeschlossen, wenn dieser auch unter einem andern Namen stattfindet. Ein Anderer zahlt nämlich dem Gläubiger die Schuldsumme vor Gericht, und eine Kleinigkeit mehr privatim, wenn verlangt, und der Sclave — wechselt seinen Herrn.

In Ecuador haben sich die befreiten Sclaven meist in das niedere Land gezogen und dort ganze Districte besiedelt. In den mächtigen Niederungen, besonders an den Ufern der verschiedenen Ströme, sind förmliche Niederlassungen von ihnen gegründet, und man kann dort Tage lang reisen, ohne einen andern Menschen als einen Neger oder Mulatten zu treffen. So fand ich am Cachavi (einem kleinen Strom, der sich in den Santiago ergießt und durch diesen mit dem Pailon in Verbindung steht) eine völlige kleine Negerrepublik. Sie hatten dort einen schwarzen Alcalden und schwarze Beamte, und nur ein einziger weißer Händler, ein Italiener, lebte zwischen ihnen.

So war es an der ganzen Westküste aufwärts, während auch im Süden die Ufer des Guayaquilstroms meistens von Schwarzen besetzt und bebaut waren, die dort Platanare und Cacaopflanzungen angelegt hatten, während die Weißen den Handel zwischen ihnen vermittelten.

Anders stellte sich das Verhältniß in Peru, wo es kein niederes, sumpfiges Land giebt; das ihnen, wie in den nördlicheren Staaten, allein überlassen blieb. Dort halten sich die Schwarzen in der Nähe von Lima, oder selbst in der Stadt auf — eben nicht zum Nutzen der öffentlichen Sicherheit —, und es giebt kaum ein frecheres, vorlauteres Volk in der weiten Welt, als diese freigesprochenen Neger Perus. Ganze Vorstädte bevölkern sie dort, und während die Regierung die jungen Leute meist unter die Soldaten steckte, sind doch noch genug übrig geblieben, um die Straßen unsicher zu machen. Nicht mit Unrecht legte man nämlich den Schwarzen einen großen Theil jener Straßenräubereien zur Last, die in der unmittelbaren Nähe Limas verübt wurden und ihren Höhepunkt erreichten, als die Todesstrafe aufgehoben wurde. Die Gefängnisse waren nämlich so beengt, daß man die Verbrecher gar nicht alle darin unterbringen konnte, und es ist wohl nicht blos eine Fabel, wenn die Peruaner behaupten, daß man damals, wenn die Zellen gefüllt waren und neue Sträflinge eingeliefert wurden, die hinausließ, die am längsten gesessen hatten. Erst als Präsident Castilla im Jahre 1860 die Todesstrafe nothgedrungen wieder einführte und zugleich

ein riesiges Zellengefängniß mit furchtbaren Behältern im Bau begann, nahmen die Verbrechen etwas ab, wenn sie auch nicht ganz aufhörten.

Und tragen die Schwarzen allein an diesen Verbrechen die Schuld? Ich glaube kaum. Befreite Sclaven nur waren es, die das gewonnene Gut, ihre Freiheit, mißbrauchten, weil sie nie gelernt hatten es zu schätzen, und wahr ist das Wort:

„Vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht —
Vor dem freien Menschen erzittere nicht.“

Wir dürfen uns deshalb auch nicht wundern, wenn wir noch von manchem Mißbrauch hören sollten, den die Neger in Nordamerika von ihrer Freiheit machen. Es ist leicht, aus einem Sclaven einen freien Menschen, aber entsetzlich schwer, aus einer rohen arbeitenden Kraft plötzlich und mit einem Schlag einen civilisirten und vernunftbegabten Staatsbürger zu machen.

Unverhältnißmäßig wenig Neger giebt es, zum großen Glück für die dortige Bevölkerung, in Australien, was aber nur zufälligen Umständen zu verdanken ist.

In Nordamerika waren die kriegerischen Eingeborenen nicht zur Arbeit zu zwingen und zogen sich, durch ihr Terrain begünstigt, weiter und weiter in ihre Wälder zurück; ebenso in Brasilien. In den übrigen spanischen Colonien, wo jene Piraten, die auf ihren verschiedenen Raubzügen die Länder nach und nach entdeckten, von fanatischen Priestern angestachelt, Millionen unschuldiger Menschen unter dem Vorgeben erschlugen, ihre Seelen zu retten, rotteten sie die Bevölkerung aus. In allen diesen Ländern mußte der Sclavenhandel die fehlenden Arbeiter ersetzen. Nicht so in Australien, das von England aus nur als Verbrechercolonie in Besitz genommen und durch hinübergesandte Sträflinge zuerst colonisirt wurde. Dort brauchte man keine Sclaven, denn die Kettengänge der verurtheilten Verbrecher verrichteten so lange die Arbeit, bis freiwillige Einwanderer, durch den Reichthum des Landes angelockt, ihre Plätze einnahmen. So kommt es denn, daß sich dort nur sehr wenig Neger aufhalten, und es sind das fast nur einzelne, von Schiffen entlaufene Matrosen. Ja selbst diese

hielten sich in den Städten auf und mieden, nach einigen verunglückten Versuchen, das innere Land, wo sie bald fanden, daß selbst ihr Aufenthalt dort mit Lebensgefahr für sie verknüpft sei, da ihnen die australischen Schwarzen erbittert nachstellten.

Merkwürdig ist der Haß der Mulatten und Quadronen gegen die Neger, deren Stamm sie doch entsprossen. Wie der Wolf keinen grimmigeren Feind in der Welt hat als den Wolfshund, wie der Renegat kein Volk so hart bedrückt als seinen eigenen Stamm, so haßt der Mulatte selbst den Weißen, der ihn unter die Füße tritt, nicht so bitter, wie seine eigene schwarze Verwandtschaft, und die grausamsten und unerbittlichsten Sclavenaufseher oder nigger-driver der ganzen Welt sind überall die Mulatten selber.

Besonders hat sich das auch in dem Befreiungskrieg von Haiti gezeigt, wo die Mulatten die entsetzlichsten Grausamkeiten gegen die eigentlichen Neger begingen, und wieder ihrerseits von diesen auf das Bitterste verfolgt und, wo es anging, vernichtet wurden.

Der Charakter der Negerrace ist im Ganzen gutmüthig, denn bei nur einigermaßen freundlicher Behandlung sind sie leicht bei guter Laune und willig zu jeder Arbeit zu erhalten. Viel religiöser Sinn liegt nicht in ihnen, wo sie sich aber einmal in diese Richtung werfen, da werden sie auch leicht fanatisch, besonders die Frauen, und neigen dann meist zu den Secten, deren Religionsübungen in den lautesten Ausbrüchen stattfinden, wie z. B. die Methodisten in Amerika. Diese haben in der That die meisten Anhänger unter den Schwarzen, und einer solchen Andacht beizuwohnen, wenn der „Geist" über die Betenden kommt und sie zu rasen anfangen, wenn sie stampfen, springen, schreien und ihre eigene scharfe Ausdünstung dabei den geschlossenen Raum erfüllt, ist das Haarsträubendste, was man sich auf der Welt denken kann.

Dabei lieben sie Putz und helle Farben. Die Frauen besonders kleiden sich am liebsten in Weiß und Hellgelb, und es steckt wirklich etwas vom Affen in ihrer Natur, wenn man sieht, wie gewissenhaft der freie Schwarze die Moden der Weißen nachahmt und wie komisch er sich darin bewegt.

Nehmen wir ein Bild aus der Zeit vor Aufhebung der Sclaverei. Ein alter, würdiger gelbbrauner Gentleman mit vollkommen weißwolligem Haar, der in seiner Jugend vielleicht auf irgend einer südstaatlichen Pflanzung Baumwolle pflückte, später als Steward auf einem Dampfboot mit furchtbar gescheiteltem Haar eine Serviette unter dem Arme herumtrug, um sich im reiferen Mannesalter hinter den gestreiften Barbierpfahl der schönen Kunst zurück zu ziehen, hat sich endlich zur Ruhe gesetzt, und ordentlich rührend ist die steife Ehrbarkeit, mit der er jetzt seinen schwarzen Frack, weiße Hosen, ein großes schneeweißes Jabot, riesige Vatermörder und eine vergoldete Dose trägt.

Dort kommen zwei schwarze Damen Broadway herunter. Es ist Sonntag Nachmittag; die eine Dicke — mit einer Statur, mit der sie auf jeder deutschen Messe als „Koloßdame" ihr Glück machen könnte, — ist in ein weißes, ausgeschnittenes Mousselinkleid gehüllt, das ihre Reize mehr verräth als verbirgt. — Sie trägt dabei eine goldene Kette, riesige Ohrringe, Broche, Gürtelschnalle, Armbänder, Ringe, kurz einen wahren Juwelierladen von Offenbacher Arbeit, einen weißen Seidenhut mit sämmtlichen Landesfarben der Welt und einen orangegelben chinesischen Shawl. Die junge Dame aber, die sie bei sich hat, ein junges Ding von noch kaum siebzehn Jahren, voll und schlank gebaut, nur von Rabenschwärze und mit etwas zu sehr aufgeworfenen Lippen, aber prachtvollen Zähnen und ein Paar wahren Gluthaugen, geht ebenfalls weiß gekleidet und noch dazu höchst kokett mit weißen Rosen in dem wulstigen Wollhaar, das in unzählige kleine Zöpfe geflochten ist.

Ihnen begegnet ein junger Stutzer — ebenfalls „couleurt". Er war Steward in einem der ersten Hotels Philadelphias und ist jetzt nach New-York gekommen, um hier ein „Engagement" zu suchen. Er geht à quatre épingles gekleidet, ordentlich carrikirt modern, mit hellblauer, kaum fingerbreiter Cravatte, veilchenblauen Glacéhandschuhen, Glanzstiefeln, großcarrirten, sehr engen Pantalons, hellblauem Frack mit gelben Knöpfen, weißer, gestickter Weste, Tuchnadel, Hemdknöpfen, Uhrkette und Berloques, kurz mit Schmuck behangen, wie ihn

bei uns nur ein jüdischer Weinreisender trägt. Ein kleines Rohrstöckchen mit Elfenbeingriff, ein gekrümmtes Knie vorstellend, hält er an die dicken Lippen und betrachtet musternd die ihm Begegnenden. Da fällt sein Blick auf das ungleiche Paar.

„By Golly!“ ruft er entzückt aus, „Missus Nelson and the lovely blossom Miss Sarah Mary!“ (Madame Nelson und die liebliche Blüthe Fräulein Sarah Mary.)

„Oh, Looord a Massy,“ sagt die alte würdige Dame mit einem tiefen Grundbaß, indem sie erstaunt mitten im Weg stehen bleibt und beide Hände — von denen die eine den Sonnenschirm, die andere den „Strickbeutel“ hält, erstaunt emporhebt, „Mr. Brown in New-York!“ Die junge Dame lächelt verschämt und zeigt zwei Reihen wundervoller Zähne und ein Paar verführerische Grübchen in den Backen. Mr. Brown ist ganz befangen von der aufgeblühten Knospe, die er seit Jahren nicht gesehen. Er behält den Hut in der Hand.

„Bitte, bedecken Sie sich, Mr. Brown,“ sagt die Dame. „Gemmen always do.“ (Die Herren thun das immer.)

Mr. Brown gehorcht, aber noch immer wie in einem Traum. Dabei vergißt er die für Einen seiner Race stets nöthige Aufmerksamkeit in der Straße.

Ein junger Patricier kommt des Weges; er ist elegant, aber nachlässig gekleidet, sein Gesicht sieht verlebt und unzufrieden aus. Er scheint nicht besonders guter Laune; seine Stirn ist in Falten gezogen; plötzlich stößt er gegen den ent- und verzückten Mr. Brown aus Philadelphia an.

„Kannst Du nicht aus dem Weg gehen, verdammter Nigger!“ und ein Faustschlag schleudert den Unglücklichen aus seinem Himmel und von dem Trottoir hinab, daß ihm der Hut vom Kopf und der Stock mit dem Elfenbeinknie aus der Hand fällt.

„Loooord a Massy!“ haucht die alte würdige Dame wieder in tiefer Entrüstung, aber mit nur halblauter Stimme, und der unglückliche Mr. Brown wagt gar keine Entgegnung und hebt nur bestürzt seine Habseligkeiten wieder auf. Er weiß recht gut, daß alle Weißen in Sicht bei der geringsten

Widersetzlichkeit über ihn herfallen und ihn mit Händen und Füßen mißhandeln würden. Klagen? bei wem?

„No dammage done“ (kein Schaden verursacht), lacht ein Irländer, der gerade sehr vergnügt mit seiner „dray“ oder seinem Karren vorüberfährt.

Es waren das tägliche Scenen in New-York und sind es vielleicht noch, denn das Volk, was auch die Regierung für Gesetze erläßt, wird sich schwer daran gewöhnen können, dem „Nigger“ eine Gleichberechtigung mit sich selber zuzugestehen.

Dadurch bleiben sie auf sich selber angewiesen — eine verachtete Klasse in einer ihnen fremden Welt, selbst wenn sie sich, wie das gar nicht etwa selten geschieht, zu Wohlstand und selbst Reichthum hinaufarbeiten.

So besuchte ich einst das Haus eines alten, sehr reichen Mulatten, der am False River in Louisiana eine große Plantage und selbst viele Sclaven hatte. Ich wollte einen von diesen von ihm miethen und wurde von der chamber maid oder dem „Kammermädchen“, das mir die Thür öffnete, in das untere hohe und luftige „Parlour“ gewiesen.

Welch ein Unterschied! Die Stammesgenossen des alten Herrn wohnten da draußen in kleinen dürftigen Negerhütten, ihre Kleidung war ein weißbaumwollener Kittel, ihre Nahrung die gewöhnliche Negerkost: Speck und Syrup — und hier?

Das Zimmer war mit einer rothen, geschmackvollen Tapete ausgeschlagen. Gepolsterte Divans und Fauteuils standen darin umher und Mahagonimöbel. An den Wänden hingen — allerdings nicht gerade von den ersten Künstlern gemalte — Bilder alter, würdiger Herren und Damen aus der Familie, mit schwarzbraunen Gesichtern und Wulstlippen, aber in höchstem Staat und Glanz — es schien der Ahnensaal zu sein — und auf dem einen Divan und in dem einen Fauteuil lehnten zwei gelbbraune Damen von etwa zwei- und sechsundzwanzig Jahren in einem sehr losen, aber sehr saubern Morgenanzug — die erhitzten Gesichter komischer Weise dicht mit weißem Puder bestreut, um die transspirirte Feuchtigkeit abzutrocknen. Sie empfingen mich aber mit Grazie, und der alte Herr, der bald darauf eintrat, machte das Geschäft mit mir in wenigen Minuten ab.

Es war ein Mann von — wie man ihn dort taxirte — etwa hunderttausend Dollars Vermögen, aber dennoch durfte er nicht wagen, sich in irgend einem Hotel mit an den Tisch zu setzen, oder — wenn er einmal das Dampfboot nach New-Orleans benutzen wollte — auf diesem in der Kajüte zu fahren. Er mußte im Zwischendeck bleiben, wohin die „Niggers" gehörten.

Wie wunderbar ist überhaupt die ganze Race über den Erdboden zerstreut! In der Heimath, unter ihren kleinen Fürsten, deren Geldgier die Weißen erregt haben, geknechtet, gehetzt, eingefangen und an die Fremden verkauft, arbeiten sie in einigen Ländern unter der Peitsche ihres Aufsehers, während sie in anderen, der eigenen Heimath entfremdet, als unabhängige Menschen leben dürfen — und wie benutzen sie diese Freiheit?

Der Stamm Israels, auf ganz ähnliche Weise in der Welt zerstreut, macht einen andern Gebrauch davon. Die Mehrzahl weiß, daß sie, nicht zu der bevorzugten Kaste gehörend, nie durch sich selbst, nur durch den Erwerb herrschen kann, und wirft ihre ganze Fähigkeit auf diesen Zweig. Der Neger nicht. Er hat keinen Sinn für Wissenschaften, kein Geschick für den Handel, und was er sich verdient, geschieht mit schwerer Arbeit oder eisernem Fleiß. Allerdings haben wir einige Ausnahmen, wie z. B. Ira Aldridge und einige Wenige, die sich wirklich der Kunst gewidmet, aber sie stehen viel zu vereinzelt da, um auch nur zu zählen.

Wo wir in Europa Neger oder ihre Abkömmlinge zu sehen bekommen, sind es entweder in Livrée gesteckte herrschaftliche Diener, Kunstreiter, oder Gesindel, das sich auf den Messen und Märkten herumtreibt, um dort entweder die große Trommel zu schlagen oder sich als Indianer in den Buden für Geld sehen zu lassen.

Der Neger lernt leicht eine fremde Sprache, aber nie rein, und besonders scheint ihn der Buchstabe R darin zu stören, während dagegen die Indianerstämme, z. B. die australischen Schwarzen, ein ganz merkwürdiges Gehör für einen fremden Klang haben und vorgesprochene Sätze auf das Genaueste nachsprechen.

Vollkommen ungerecht wäre es aber, dem Stamm der Neger, wenn sie bis jetzt auch noch nicht gerade viel darin geleistet haben, alle geistigen Fähigkeiten abzusprechen, denn wenn wir gerecht sein wollen, müssen wir immer annehmen, wie wenig Gelegenheit ihnen bis jetzt geboten wurde, sich zu entwickeln. Selbst wo man sie freigegeben hat, hörten sie nie auf, einen untergeordneten Stamm zu bilden, und wo man ihnen wirklich ein eigenes und freies Terrain anwies, um einen eigenen und selbstständigen Staat dort zu bilden, oder wo sie sich das selber nahmen, wie in der Negercolonie in Liberia oder auf Haiti, war es immer nur wieder ein heißes, tropisches Land, das sie bewohnten und das nun einmal einer jeden geistigen Entwicklung hinderlich ist und Geist und Körper erschlafft. Selbst der Europäer, so lange er nicht seinen in einer gemäßigten Zone gestärkten Körper mit in ein heißes Land bringt, fühlt sich dort am wenigsten zu geistigen Arbeiten angeregt, wie können wir es da von dem Neger verlangen?

Freieren Spielraum bekommen sie jetzt allerdings in den nordamerikanischen Staaten, aber sie werden immer und ewig ein verachteter Stamm bleiben, unbequem durch ihre Masse, aber deshalb nur noch mehr gehaßt, und wenn man nicht ein Mittel findet, sie zu Hunderttausenden aus dem Lande zu schaffen, so kann gerade das Anwachsen des Negerstammes, inmitten der weißen Bevölkerung, später noch einmal zu schweren und blutigen Conflicten führen.

Eine Mesalliance.

1.

Der Ball in Tanunda.

In Tanunda — einem kleinen, fast nur von Deutschen bewohnten Städtchen in Südaustralien — war Ball, und die ganze weibliche Bevölkerung des Orts befand sich, wie bei all' solchen Gelegenheiten, in einer gelinden Aufregung. Kein Wunder auch; jede Dame wünschte doch so anständig als möglich zu erscheinen; wer aber dazu nicht alles Nöthige eigen besaß, gerieth allerdings hier in einige Verlegenheit, denn in ganz Tanunda existirte kein einziges Modemagazin.

Schmiede gab es genug, Sattler, Schuhmacher, Schneider, Blechschmiede, Drechsler, Schreiner, und wie die verschiedenen Handwerke alle heißen mögen; aber nirgends in einem der Läden flatterten oder hingen hinter großen eleganten Spiegelscheiben bunte seidene Bänder oder künstlich gearbeitete Kränze; nirgends waren neu patentirte Schnürleiber und kostbar gestickte Unterröcke zur Schau ausgehangen — worüber sich auch die praktischen Landbewohner nur lustig gemacht hätten. Kurz, es bestand keine einzige Aushülfe für das schöne Geschlecht, seine Reize zu erhöhen. Nur ein Glück, daß die Natur selber mitleidiger war als die prosaischen Menschen und ihren Kindern draußen, auf tausend Blüthenbüschen, ihre schönsten und duftendsten Gaben bot.

Und wenn die Damen in der Stadt nur wüßten, wie viel hübscher ein frischer, natürlicher Blumenkranz einem hübschen

frischen Gesicht steht, als all' der bunte Flitterkram, den kunstfertige Hände zusammenbauen — aber freilich gehören auch hübsche und frische Gesichter dazu, sonst stechen die lebhaften Farben zu sehr gegen den fahlen Teint der Wangen ab, und die Kunst muß dann aushelfen, wo die Natur nicht mehr zu helfen vermag.

In Tanunda wußte man wenig von Kunst; die meisten dortigen Ansiedler gehörten überhaupt dem Arbeiterstande an und hatten neben dem Gewerk oder dem kleinen Handel, den sie in der Stadt trieben, noch ihre Section Land außerdem. Auch die Töchter waren in dem fremden Lande, und rings von englischen Sitten umgeben, doch immer nur richtige deutsche Bauermädel geblieben, die weder in ihren Gewohnheiten noch in ihrer Tracht eine Aenderung trafen.

Merkwürdig ist überhaupt die Zähigkeit, mit welcher der deutsche Bauer an dem Alten hängt, und wie schwer er zu Neuerungen zu bringen ist. Selbst die Auswanderer, also doch solche, von denen man vermuthen sollte, daß sie gerade mit dem Alten gebrochen hätten, und jetzt bereit wären, in einer neuen Welt ein neues Leben zu beginnen, verrathen das in der sinnlosen Last, die sie in ein fremdes, weit entferntes Land hinausschleppen und oft, an Ort und Stelle angekommen, von der Hafenstadt aus bis zu ihrer Bestimmung mehr Fracht dafür bezahlen, als der ganze Plunder werth ist. Aber nichts lassen sie daheim, was niet- und nagellos ist, keine irdene Schüssel, keinen hölzernen Napf, keinen Besen, noch Scheuerlappen, ja ich weiß Beispiele, daß sie, besonders nach Australien, ihre irdenen Oefen mitgenommen haben. Kaum ist dann ein halbes Jahr vergangen, so steht dort drüben unter Eucalypten und Banksien ein Bauernhaus, das sich in nichts von dem daheim verlassenen unterscheidet, mit denselben niederen Zimmern und Fenstern, denselben Tischen und Bänken, denselben alten verstaubten Bildern an den Wänden, denselben bemalten irdenen Schüsseln über dem Herde, ja mit dem nämlichen dumpfen und ungesunden Geruch in der Stube — genau so, wie daheim im Vaterlande.

Und der Bauer selber mit seiner Familie hat sich — wie er sich auch vielleicht in seiner sonstigen Lebensweise ändern mußte —

wahrlich nicht in irgend etwas geändert, was ihn selbst betrifft. Er trägt noch, mitten zwischen den Engländern und Amerikanern, ob auch von ihnen hundertmal ausgelacht und verspottet, den nämlichen langen blauen Rock mit schmalem Kragen und riesigen Leinwandtaschen, wie daheim — denselben ausgeschweiften Hut, wie er auf seinem Dorfe seit Menschengedenken Mode war, dieselbe alte kurze Pfeife als Begleiter, Zeitmesser, Sorgenbrecher und was sonst Alles, unentbehrlich bei Arbeit und Müßiggang, und nur in der Zeit am Tage unsichtbar, wo er Sonntags in der Kirche sitzt, und die Pfeife dann, vorher sorgfältig ausgegossen, in eine der Leinwandtaschen spurlos verschwindet.

Auch die Frauen hängen hartnäckig an der heimathlichen Tracht und setzen anfangs die Eingeborenen nicht wenig durch ihre kurzen Röcke, blauen Zwickelstrümpfe und riesigen Bänder an den Hauben in Erstaunen; aber zuletzt gewöhnt man sich auch an das Sonderbarste und findet es nicht mehr auffallend.

Wunderbar gemischte Gesellschaft findet man aber in solch' deutschen Colonien in fremden Welttheilen, und Tanunda besonders leistete darin das Außerordentlichste. Engländer gab es, wie gesagt, nur sehr wenige in der Stadt, und die wenigen waren kein besonderer Umgang für die Deutschen. Man würde auch nie geglaubt haben, daß man sich in einer englischen Colonie befände, wenn man durch die Stadt ging und überall nur deutsche Schilder an den Häusern, nur deutsche Trachten sah, nur Deutsch reden hörte — aber, lieber Gott, wir wissen es ja schon gar nicht anders, als daß wir Deutschen mit unseren tüchtigen Arbeitskräften und unseren fleißigen und dabei gutmüthigen und geduldigen Staatsangehörigen allen anderen Ländern der Welt ihr Land urbar machen, ihre Colonien bevölkern und heben müssen. Wir selber besitzen, ob unsere vaterländischen Schiffe auch in allen Meeren der Welt getroffen werden, kein einziges eigenes transatlantisches Eigenthum, und kein Wunder denn, daß wir es uns in jenen fremden Plätzen wenigstens gemüthlich zu machen suchen.

In dem Orte waren denn auch zwei ziemlich gute deutsche

Wirthshäuser, das eine aber, das Tanunda-Hotel, das besuchteste, und besonders hielten hier die „Honoratioren" ihre Zusammenkünfte, da der Wirth nicht allein ein trinkbares deutsches Bier ausschenkte, sondern auch einen Stolz darein setzte, ächten Rheinwein zu verhältnißmäßig billigen Preisen in seinem Keller zu haben.

Dort war heute Ball und der große Saal in der ersten Etage schon so festlich geschmückt, wie es die bescheidenen Mittel in Tanunda nur erlaubten und die noch bescheideneren Ansprüche forderten, und dort begannen schon Nachmittags um vier Uhr — um fünf Uhr sollte die Musik „losgehen" — die wunderlichsten Elemente sich zu sammeln, die je ein solches „Tanzvergnügen" besucht und sich darauf amüsirt hatten.

Das junge „Mannsvolk" der ländlichen Bevölkerung war das erste auf dem Platze. Vorher mußte einmal ordentlich getrunken werden, damit sie „Courage kriegten" und die „Mädels" nachher konnten ankommen sehen, und bis es fünf Uhr schlug, hatte sich einer von diesen schon so vollkommen angetrunken, daß er Streit suchte und von den übrigen gerade in demselben Augenblick hinausgeworfen wurde, als die ersten „Honoratioren" das Hotel betreten wollten.

Es war der Kaufmann Becher mit seiner jungen Frau, einem allerliebsten kleinen Weibchen, sehr einfach, aber doch elegant gekleidet, denn sie hatte andere Zeiten gesehen, und man behauptete, daß sie früher Kammerjungfer bei einer Gräfin gewesen wäre. Jetzt merkte ihr freilich Niemand — als vielleicht in ihrem gewandten und anständigen Wesen — den früheren Stand an, denn sie galt allgemein in Tanunda für eine eben so vortreffliche Wirthin wie Hausfrau, und hatte sich besonders gut in den Verkauf der Waaren gefunden.

„Holla," lachte Becher, ein gemüthlicher Norddeutscher, während seine junge Frau vor dem Tumult zurückschrak und sich fester an seinen Arm hing, „das muß doch wahr sein, in dem Australien ist Alles verkehrt. Bei uns in Deutschland werfen sie einander immer erst zum Schluß hinaus, hier fangen sie aber gleich damit an."

„Haben Sie keine Furcht, Madame Becher," rief sie aber einer der jungen Burschen an, „wir halten hier Ordnung,

darauf können Sie sich verlassen. Der Tanz soll nicht gestört werden — nur immer anständig."

„Wir haben auch keine Furcht, Braunhofer," lachte Becher gutmüthig, indem er dem Eingang mit seiner Frau zuschritt, „denn daß Ihr hier vortreffliche Polizei haltet, habt Ihr eben erst noch bewiesen — der thut keinen Schaden mehr — ah, Herr von Benner," wandte er sich dann an einen jungen Mann, der ebenfalls in diesem Augenblick von der andern Seite kam und das Hotel betreten wollte, „das ist recht, daß Sie kommen, solche flotte Tänzer können wir brauchen."

„Werde doch keinen Ball in dem langweiligen Nest versäumen," lachte der junge Mann, indem er die beiden Gatten grüßte, — „Frack und Glacéhandschuhe fallen freilich bei Unsereinem weg," schmunzelte er, als sein Blick auf Herrn Becher's Hände fiel, die allerdings in weißen und tadellosen „Glacés" prangten, wie denn auch die junge Frau nicht ohne solche erschienen war.

„Bei Unsereinem, Herr von Benner?" frug Becher.

„Nun," sagte der junge Mann mit einem bitter-ironischen und doch humoristischen Zug um die Lippen, „was für Ansprüche werden denn an einen Handlanger bei dem Maurerhandwerke gemacht? Ich muß ja der Gesellschaft noch dankbar sein, daß sie mich zuläßt."

„Papperlapapp, mein lieber Freund," rief aber Becher, dem der Spott in der Bemerkung vollkommen entging, gutmüthig aus, „hier in Australien haben wir die alten faulen Standesunterschiede abgeschüttelt und kehren uns den Henker daran, was Jemand arbeitet, wenn er sich sein Brod nur auf ehrliche Weise verdient, denn das ist die Hauptsache."

„Danke Ihnen," sagte Benner mit demselben Lächeln, das aber diesmal der jungen Frau das Blut in die Wangen trieb, denn sie fühlte, was der junge Adelige damit meinte, wenn es ihr Mann auch mit der alten wohlwollenden Herzlichkeit hinnahm und nicht weiter beachtete.

„Bitte," rief er abwehrend aus, „gar nichts zu danken. Sie stehen hier in Ihrem vollen Recht. Tanzen Sie nur flott und machen Sie sich besonders um einige ältliche Damen verdient, dann sollen Sie einmal sehen, wie willkommen Sie

sind.“ Und dem jungen adeligen Handlanger vergnügt zulächelnd, betrat er mit seiner jungen Frau das Haus und stieg die Treppe hinauf.

Eduard von Benner, wie der junge Mann hieß, gehörte einem der ältesten und edelsten Geschlechter Deutschlands an; seine Verwandten bekleideten daheim die höchsten Ehrenstellen und gehörten zu den reichsten und vornehmsten Familien, ja gehören noch dazu, während er hier, als Handarbeiter in dem fremden Lande, mit saurem Schweiß sein Brod verdienen mußte. Wenn er sich aber auch in diese Nothwendigkeit gefügt, war ihm doch der alte trotzige Sinn geblieben, der ihn schon daheim aus dem Vaterland getrieben, und ein spöttisches Lächeln zuckte um seine fest zusammengepreßten Lippen, als der kleine vergnügte Mann an ihm vorüberschritt.

„Krämerseele,“ murmelte er vor sich hin, während er ihm mit untergeschlagenen Armen nachsah, „weil Du die dicken arbeitsharten Fäuste in Glacéhandschuhen herumträgst und Dir das rothseidene Schnupftuch hinten aus einer Fracktasche heraussieht, protegirst Du den Baron — es wäre bei Gott zum Todtschießen, wenn man nicht eben darüber lachen müßte. — Aber hol' der Teufel die Grillen!“ setzte er mit zusammengebissenen Zähnen hinzu — „ich bin nun einmal in dies tolle Leben mittenhinein gesprungen und will Euch beweisen, daß ich die Kraft habe, es durchzuführen. Eduard von Benner, Sohn des Regierungs-Präsidenten, Neffe des Kammerherrn, Enkel des allmächtigen Ministers Sr. Majestät — bah, so viel für all' den Narrenkram, den sie daheim zum Ekel treiben; haben sie's denn anders haben wollen, haben sie mich nicht mit Gewalt der tausend Thaler wegen zum Aeußersten gezwungen? Jetzt mögen sie auch selber die Folgen tragen.“

„Nun, Benner, so finster?“ lachte eine fröhliche Stimme, und eine Hand legte sich auf des jungen Mannes Schulter. „Sie schneiden wahrhaftig ein Gesicht, das eher zu einem Trauermarsch als zu dem eben da beginnenden lustigen Rutscher paßt.“

„Ah, Doctor,“ nickte ihm der junge Mann zu, — „Sie noch hier? Ich glaubte, Sie wären nach Adelaide.“

„Morgen früh,“ sagte der Doctor vergnügt, der aber

auch nicht so aussah, als ob er einen Ball besuchen wolle, denn er trug Wasserstiefel und einen kurzen braunen Rock — „Sie werden wohl schon davon gehört haben: meine Frau ist mir wieder einmal davongelaufen, und ich will sehen, ob ich sie einfangen kann; aber den heutigen Abend möchte ich nicht versäumen."

„Sie nehmen's kaltblütig."

„Bah, was will man machen! — Verwünschte Noth, die man hier in Australien mit dem Frauenvolk hat. Ich habe in meinem Leben nicht so viel von weggelaufenen Frauen gehört, wie hier; es muß ordentlich in der trockenen Luft liegen. — Aber gehen wir nicht lieber hinauf? — Alles drängt schon der Musik zu. —"

Er hatte Recht; während die Musik oben begann, kamen die Gäste in Masse von der Straße herein, und ein ganzer Trupp Bauermädel, die draußen, eine die Hand der andern gefaßt, straßenbreit gegangen waren, drängten jetzt lachend und kichernd, ohne einander aber los zu lassen, in die Hausflur, sich wie in einer Kette die Treppe hinaufziehend.

„Alle Wetter," rief der junge Baron Benner, „da sind prächtige Mädels drunter! Wie ist's, Doctor, wollen wir's riskiren?"

„Verdammt wenig zu riskiren," brummte der Doctor zurück, „aber zum Tanzen hab' ich keine Lust; unsere Skatpartie wird bald zusammenkommen, und dann bin ich für den Abend besetzt."

„Mit Ihren langweiligen Karten," lachte Benner, „da lob' ich mir den Tanz, denn bei dem kann man sich doch einmal tüchtig austoben — kommen Sie!"

„Sie haben wohl noch nicht genug Bewegung, Herr Baron," lachte jetzt ein Anderer der vorüber Drängenden, der kleine Apotheker Schrader, — „Donnerwetter, ich sollte doch denken, daß das Backsteintragen den ganzen Tag Einem die Lust zum Springen benähme."

„Sie setzte ich noch mit auf meine Last oben drauf, Schrader," lachte aber Benner trotzig zurück, — „und spürte es nicht einmal."

„Danke schön," lachte der Abgefertigte und humpelte die

Treppe hinauf, während der junge Adelige ärgerlich ein leises, aber doch ziemlich vernehmliches „Pillendreher" hinter ihm drein murmelte.

„Sie, Schrader," redete diesen da ein anderer dicker behäbiger Herr an, der ebenfalls mit ihm hinaufstieg, — einer der Capitaine eines in Adelaide-Port liegenden Kauffahrteischiffes — „wer zum Henker war denn der junge Mensch, den Sie da eben „Baron" anredeten? Das Gesicht kam mir so merkwürdig bekannt vor."

„Ah, Sie meinen den Herrn Baron von Benner," lächelte der Apotheker. „Während sich sein Papa daheim mit den Regierungssorgen des ganzen Staates abquält, trägt sein Herr Sohn hier derweile Backsteine für die einzelnen Theile desselben."

„Alle Wetter," rief der Capitain erstaunt aus, indem er stehen blieb und Schrader's Arm faßte, „das ist doch nicht der Sohn von unserem Regierungs-Präsidenten?"

„Derselbe," nickte der Apotheker, — „aber kommen Sie, deshalb brauchen Sie doch nicht stehen zu bleiben; da passiren hier viel wunderlichere Geschichten, als daß ein Sohn von einem Regierungs-Präsidenten oder Minister oder sonst was Handlanger wird und Backsteine die Leiter hinaufschleppt. — Sehen Sie da oben den jungen Herrn mit dem prachtvollen ungarischen Schnurrbart und den lockigen Haaren?"

„Er sieht aus wie ein Officier," nickte der Capitain.

„Ja wohl, war es auch," nickte der Apotheker, — „jetzt ist er beim Friedensrichter — einem englischen — Kindermädchen."

„Unsinn," lachte der Capitain.

„Unsinn?" sagte der Apotheker, — „hat sich 'was mit Unsinn. In Australien giebt's gar keinen Unsinn, und die merkwürdigsten Geschichten sind hier schon vorgefallen. Da ist dem Härtel, dem Wundarzt, sein Mädel, wissen Sie, was die wurde, als den Vater der Schlag rührte? — Barbier!" Der Capitain lachte laut auf.

„Und was treibt der junge Benner hier?" sagte er, als sie jetzt mitsammen den Saal betraten und dem „Büffet" zuschritten, — „doch nicht wirkliche Handlangerdienste?"

„Wirkliche, ordinäre Handlangerdienste," bestätigte aber Schrader, „und was soll er sonst treiben? Derartige junge Herren haben im alten Vaterland gewöhnlich nichts weiter gelernt, als das ihnen regelmäßig gelieferte Geld so rasch und unregelmäßig als möglich wieder unter die Leute zu bringen. Wachsen sie dann heran, so giebt man ihnen irgend einen fetten und angenehmen Posten, bei einer Gesandtschaft oder sonst wo, auf dem sie nichts zu thun haben, und wenn sie der Staat dann eine Weile ernährt hat, erhalten sie für treue Dienste ein halbes Dutzend Orden und Pension. Hier in Australien aber heißt's: Friß Vogel oder stirb — arbeite oder hungere, denn umsonst wird hier nichts gereicht. Was soll die Art aber nun arbeiten? Um selbst etwas fertig zu bringen, was ein anderer Mensch brauchen kann, dazu sind sie zu ungeschickt, und da bleibt ihnen dann zuletzt nichts weiter übrig, als anzunehmen, was sich gerade bietet, nur um das bischen Leben zu fristen."

„Aber ist das nicht aller Ehren werth," sagte der Capitain, „wenn sie das wirklich thun?"

„Wenn sie nicht müßten, ja," lachte der Apotheker, „aber es bleibt ihnen keine andere Wahl. Der Knüppel ist eben an den Hund gebunden."

Ihr Gespräch wurde hier unterbrochen, denn der Tanz hatte begonnen, und die Paare kamen mit solcher Schnelligkeit und in so rascher Reihenfolge angeflogen, daß die Zuschauer nur suchen mußten aus dem Weg zu kommen, um nicht überrannt zu werden.

Der junge Benner war übrigens mitten dazwischen und hatte sich schon unter der Gruppe der Mädchen eine der flinksten Tänzerinnen herausgesucht, mit der er sich lustig im Kreise schwenkte. Der frühere Lieutenant, ein Herr von Krowsky, hielt sich dagegen mehr zu den Honoratiorentöchtern, und allerdings hatte man hier die Wahl, denn der Ball glich wirklich weit eher einer Art von Maskerade, als einem gewöhnlichen Tanzvergnügen.

Alle Stände schienen vertreten, und vom feinsten Ballcostüm an, das besonders ein junger, neu eingetroffener Arzt zur Schau trug und mit seiner weißen Weste und Cravatte,

wie Strümpfen und Schuhen, und vollkommen tadellosem Frack Aufsehen erregte, bis zu dem Bauer mit dem dreieckigen Hut, die kurze qualmende Pfeife im Munde, oder Doctor Polzig in Wasserstiefeln war Alles vertreten.

Ebenso bei den Damen; einige der jungen Mädchen und Frauen, unter ihnen Schrader's Tochter und die Frau Becher, hatten wirklich geschmackvolle Balltoilette gemacht, mit der sie in jedem Casino hätten erscheinen können. Nur die um die Taille gebundenen weißen Taschentücher gaben Zeugniß der gemischten Gesellschaft, da die wenigsten Herren Handschuhe trugen. Die Bauermädchen dagegen verschmähten selbst diesen Schutz gegen kleine Unbequemlichkeiten des Lebens, und ihre weißen großen Taschentücher an einem Zipfel in den sonngebrannten, arbeitstüchtigen Händen haltend und hin und her schlenkernd, prangten sie in all' dem Schmuck ihres heimischen Dorfes, mit silbernen Ketten und Ohrringen, mit großen Bändern auf den Hauben, oder auch bunte Tücher um den bloßen Kopf gebunden — aber Alle trugen Strümpfe, obgleich sie die sonst nur Sonntags in der Kirche an die Füße brachten, und Alle sahen vergnügt und glücklich aus. Dazwischen aber bewegten sich auch die Handwerkertöchter in schlichten Kattunkleidern, mit natürlichen Blumen im Haar, und manche schmucke, niedliche Gestalt war unter ihnen. Ja selbst die Dienstmädchen hatten vollkommen freien Zutritt zu dem Ball, und manche „Honoratiorentochter" „schimmelte" an der Wand, während sich ihre jugendfrischere Magd mit den jungen Herren lustig im Kreise schwenkte.

Aber keine Unordnung fiel vor; wenn auch einmal einer der jungen wilden Burschen einen heller Juchzer mit „unse Kirmeß" in der Erinnerung an die heimathlichen Freuden ausstieß, sie alle wußten, daß sie dabei auf Ordnung halten mußten. Der junge Braunhofer, ein Bauernsohn, hatte der Frau Becher nicht zu viel versprochen, wenn er ihr sagte, sie solle keine Furcht haben, und in harmloser Lustigkeit verbrachte das fröhliche Völkchen seinen Abend.

Der englischen Gerichtsbarkeit war das ebenfalls bekannt. Hatte das eine englische Wirthshaus im Ort einmal Tanzmusik, so mußte die ganze Polizei die Nacht auf den Beinen

sein, und war selbst dann oft nicht im Stande, einen Tumult zu verhüten. Hielten die Deutschen dagegen Ball, so sah man keinen Polizisten auf der Straße oder in der Nachbarschaft, und nur zuweilen kam die Behörde selber mit der Cigarre im Munde und einem ganz vergnügten Gesicht, um ein wenig zuzusehen, oder wohl selber einen Tanz zu wagen.

Der junge Benner war übrigens an dem Tage einer der fleißigsten Tänzer gewesen, und dabei nicht etwa wählerisch in seinen Ansprüchen an Rang oder Stand. Am allermeisten tanzte er mit einem jungen Mädchen, einer reizenden Blondine. Sie war ein bildhübsches Kind, aber nur eine Schusterstochter, die bei dem Apotheker Schrader in Dienst stand, und Madame Schrader selber fühlte sich so entrüstet darüber, daß sie ihm, als er auch sie einmal aufforderte, mit gerümpfter Nase den Rücken drehte und meinte, sie „wolle ihre Jette nicht berauben".

Jetzt war Pause. Benner hatte seine Tänzerin zum Büffet geführt, wo sie ein Glas Punsch mitsammen tranken, und schlenderte dann Arm in Arm mit dem früheren Lieutenant Krowsky im Saal herum.

„Du scheinst Dich zu amüsiren," sagte dieser, der sich seinerseits ziemlich zurückgehalten hatte. Er war erst kurze Zeit in der Colonie und an das wunderliche Leben noch nicht gewöhnt.

„Und weshalb nicht?" lachte Benner, „zu was Anderem sind wir hier? Mir kommt Australien immer wie so eine Art unterseeische Stadt, wie eine Traumwelt vor, in die uns das Schicksal geworfen hat, und wir machen jetzt den hiesigen Meerweibchen den Hof, wie wir es früher den Baronessen und Comtessen gemacht haben."

„Ja," sagte Krowsky, „so würde ich es mir auch gefallen lassen, wenn ich die Gewißheit hätte, daß ich morgen früh in meinem Bett daheim wieder aufwachte, aber — hol' mich der Teufel, Benner, ich glaube, wir haben einen verflucht dummen Streich gemacht, daß wir uns hierher verloren, und ich wenigstens sehe noch gar kein Ende ab, wie wir wieder mit Ehren wegkommen wollen!"

„Wieder wegkommen?" lachte Benner trotzig, „und wer

denkt daran? Das frühere Leben haben wir abgeschüttelt — für Deutschland sind wir doch todt und begraben — die Oberwelt will uns nicht wieder und kann uns nicht gebrauchen: so jetzt denn mit beiden Füßen in dies tolle Treiben hineingesprungen und durchgeschwommen — es kann eben nichts helfen."

„Ja, das ist Alles recht schön und gut," seufzte der Lieutenant, „wenn nur eben die Erinnerung nicht wäre."

„Bah!" lachte der junge Baron trotzig, — „Erinnerung! Kannst Du selber zurück? — Bist Du im Stande, daheim wieder in die alten, einmal verlassenen Verhältnisse einzutreten?"

„Wenn ich's wäre, Benner, bei Gott, ich bliebe keine Stunde länger in dem verwünschten Lande — aber es geht nicht."

„Nun also," rief sein Kamerad, „den Kopf hoch und diese holzköpfigen Bauern nicht merken lassen, daß wir uns nur im Geringsten hier außer unserer Sphäre fühlen. Was die können, können wir auch, und ich wenigstens will ihnen beweisen, daß ich mich nicht vor dem australischen Leben fürchte — ich heirathe und werde australischer Familienvater."

„Du bist verrückt," lachte Krowsky — „wen? eine der reichen Bauerstöchter? Da kannst Du erleben, daß Bauer Hinz oder Kunz dem Herrn Baron von Benner kurzab den Stuhl vor die Thür setzt, weil er seine Tochter nicht will eine Mesalliance machen lassen, — d. h., weil sie Geld hat und Du nichts."

„Und glaubst Du, daß ich mich dem aussetzen würde? — Ich will das Geld der lumpigen Bauern nicht; ich brauche es nicht und kann ihnen — und denen daheim beweisen, daß ich selber im Stande bin, meinen eigenen Hausstand zu gründen. — Ich heirathe des Schusters Tochter — meine Tänzerin."

„Du bist toll," rief Krowsky, — „des Apothekers Dienstmagd? Und glaubst Du, daß Deine Familie das zugeben würde?"

„Meine Familie?" lachte Benner bitter vor sich hin, „die hochadelige Sippschaft, wie sie die Nasen rümpfen und

wüthen und schimpfen werden, und die Tante, die Staatsdame, hahaha! Könnte ich nur dabei sein, wenn sie's erführen — wie sie die Hände zusammenschlagen und in ihrem Kaffeeklatsch die entsetzliche Neuigkeit besprechen, daß der Sohn des Regierungs-Präsidenten, der Enkel des Ministers, ein Dienstmädchen geheirathet hat."

„Aus Dir spricht der Punsch heut Abend," sagte Krowsky ruhig, weil er ihn durch weiteren Widerspruch nur noch mehr in der tollen Idee zu bestärken fürchtete, — „morgen reden wir weiter darüber — da beginnt der Tanz wieder; ich habe die tolle Wirthschaft übrigens satt und werde nach Hause gehen und mich schlafen legen. Kommst Du mit?"

„Ich denke gar nicht dran," lachte Benner, „jetzt geht die Lust erst los, und ich bin bei meiner Braut auch auf den Cotillon engagirt."

„Benner, mach' keinen Unsinn," sagte Krowsky, „und setz' dem armen Mädel nicht etwa gar tolle Dinge in den Kopf — Du willst doch nicht ewig in Australien bleiben?"

„Will ich nicht?" rief Benner trotzig, „und glaubst Du, daß ich hier solche Arbeit verrichtete, wenn ich nicht fest entschlossen dazu wäre? Sobald ich Geld genug zusammen habe, um mir nur hundert Schafe zu kaufen, werde ich Stationshalter, und in zehn Jahren bin ich ein reicher Mann — aber da beginnt der Tanz." — Und während sich Krowsky, wirklich des Gewirres müde, der Thür zuarbeitete, um an die frische Luft zu kommen, suchte Benner seine Tänzerin wieder auf und gab sich mit wahrhaft ausgelassener Fröhlichkeit dem Vergnügen hin.

2.

Jung gefreit; hat's Niemand gereut?

Wochen waren seit dem letzten Ball vergangen und Krowsky und Benner indessen oft zusammen gewesen. Beide bedurften

auch einander gegenseitig, denn mit wem Andern hätten sie sich aussprechen können, wer anders hätte sie verstanden oder ihre verschiedenen Lebensansichten getheilt? Aber nie kam der Lieutenant auf jene Andeutung zurück, die ihm Benner am Ballabend gemacht, und die er natürlich für ein nur im halben Rausch gethanes Prahlen hielt. Benner konnte sich solcher Art doch auch wahrlich nicht den Rückweg in die alte Heimath muthwillig und für immer abschneiden, was durch eine solche Heirath jedenfalls geschehen wäre, und je weniger deshalb darüber gesprochen wurde, desto besser.

Ihre Zusammenkünfte in der Woche waren auch wirklich sehr spärlich, und Beide zu sehr und anhaltend beschäftigt, Abends auch viel zu müde, um noch nach vollbrachter Arbeit lange aufzusitzen.

Und was trieben Beide, die daheim nur in der haute volée gelebt, nur in den ersten Cirkeln der Stadt ihre Gesellschaft gesucht und nie davon geträumt hätten, mit dem „gemeinen Mann" in anderer Art als zwischen Dienern und Herren zu verkehren? Womit beschäftigten sie sich hier, nachdem sie, übersättigt von den mißbrauchten Genüssen des Lebens, die Geduld ihrer Verwandten ermüdet, in tollem Jugendtrotz eine neue Welt aufgesucht, um hierherüber wo möglich ihr altes Leben zu tragen? Waren die Träume erfüllt, mit denen sie sich die transatlantische Erde ausgemalt? waren ihre Ideale zur Wirklichkeit geworden? —

Der Apotheker Schrader hatte nicht Unrecht, wenn er behauptete, Herr von Benner sei Handlanger und Herr von Krowsky Kindermädchen geworden.

Benner war nicht im Stande gewesen, in Adelaide irgend eine ihm nur halbwegs zusagende Beschäftigung zu finden, denn man konnte ihn eben zu nichts gebrauchen. Daß er eine leidliche Hand schrieb, genügte nicht — es wurde bei Jedem außerdem vorausgesetzt. Und seine übrigen Fähigkeiten zeigten sich sehr geringer Art. Er ritt allerdings ausgezeichnet und spielte vortrefflich Whist und Billard, aber zu alle dem brauchte ihn Niemand. Als das wenige mitgebrachte Geld endlich verzehrt war, wanderte er in Verzweiflung zu Fuß nach Tanunda und fand hier Arbeit bei einem deutschen Maurer, der gerade

Tagelöhner brauchte. Er mußte eben leben und war zu stolz zum Betteln. Im ersten Vierteljahr ging es ihm freilich sehr knapp, aber bald arbeitete er sich hinein, so daß er schon im Stande war, eine einfache Mauer aufzuführen und sonstige kleine Arbeiten zu machen. Sein Lohn stieg damit, und da er Abends manchmal und regelmäßig Sonntags für die deutsche Zeitung in Adelaide — allerdings um ein sehr mäßiges Honorar — correspondirte, begannen sich seine Aussichten zu bessern.

Von Krowsky lebte in ganz ähnlichen Verhältnissen; nur hatte er sich nicht dazu bequemen können, bei deutschen Handwerkern in Arbeit zu gehen. Er wollte arbeiten, ja, so hart wie Einer, aber die deutschen Erinnerungen waren ihm noch zu frisch im Gedächtniß, und da er ziemlich gut Englisch sprach, fand er endlich im Hause des Friedensrichters ein Unterkommen. Dort wurde er theilweise mit der Feder beschäftigt, mußte aber auch im Garten mit anfassen, und die junge Frau des Richters, wenn sie mit ihrem Mann spazieren ging, verwandte ihn gar nicht etwa so selten dazu, in der Zeit „ein wenig auf das Kind Acht zu geben". Krowsky war sehr gutmüthiger Natur und hatte Kinder gern: daß er dann zu Zeiten das Kleine auf den Arm nahm und damit herumtanzte, war natürlich. Der Volkswitz bemächtigte sich aber rasch dieser Thatsache, und eintreffenden Fremden besonders wurde mit Vorliebe erzählt, daß sie hier einen österreichischen Officier hätten, der Kindermädchen geworden wäre.

Es war wieder ein Sonntagabend, und Krowsky ging ungeduldig in seinem kleinen Zimmer auf und ab, da Benner versprochen hatte, dort vorzusprechen; aber er kam heute spät, und der junge Mann hatte eben seinen Strohhut aufgegriffen, um selber fortzugehen, als der Freund in der Thür stand und lachend ausrief:

„Du bist ungeduldig geworden, wie?"

„Du bist in der That länger geblieben, als ich dachte."

„Und wenn Du wüßtest, wo ich gewesen bin," sagte Benner, „und was ich in der Zeit Alles gethan habe, würdest Du mir doch eingestehen müssen, daß ich mich wacker geeilt!"

„Und wo warst Du?“

„Beim Schuhmacher Peters.“

„Läßt Du bei dem jetzt arbeiten?“

„Natürlich werde ich bei meinem Schwiegervater arbeiten lassen,“ lachte Benner, „ich darf ihm doch die Kundschaft nicht aus dem Hause tragen!“

„Deinem Schwiegervater? Mensch, bist Du toll?“ schrie Krowsky wirklich erschreckt.

„Die Sache ist abgemacht,“ sagte aber Benner in voller Ruhe, „ich habe bei ihm in aller Form um die Hand seiner Tochter Henriette angehalten, und wenn ihm auch im Anfang die Verwandtschaft zu vornehm war, willigte er zuletzt ein.“

„Er hat eingewilligt?“ rief der Lieutenant.

„Wundert Dich das?“ lachte Benner. — „Anfangs wollte er allerdings nicht. Er fragte mich, ob es wahr sei, daß mein Großvater Minister gewesen und mein Vater noch bei der Regierung wäre, und als ich das nicht ableugnen konnte und wollte, schlug er mir das Mädel rund ab.“

„Weißt Du, daß der Schuhmacher der Vernünftigere von Euch Beiden war?“

„Ich danke Dir. — Traust Du mir nicht zu, daß ich weiß, was ich thue?“

„Wenn Du die Schusterstochter wirklich heirathest, nein,“ sagte Krowsky finster, — „und zu einem Spiel ist das arme blutjunge Ding zu gut.“

„Krowsky, Du pochst wirklich auf unsere Freundschaft.“

„Weil ich Dir ehrlich die Wahrheit sage? Wie alt bist Du?“

„Siebenundzwanzig Jahre! — Ich denke, ich bin mündig.“

„Leider!“ seufzte der junge Officier. „Und wie willst Du mit der Frau je nach Deutschland zurückkehren?“

„Aber wer sagt Dir denn, daß ich das will?“ rief Benner heftig aus. „Meine Seele denkt nicht daran. Mit meiner Familie bin ich fertig — meine Mutter ist todt, mein Vater, ein starrer Bureaukrat und Geldmensch, hat mich mit kaltem Blut, mit eiserner Ueberlegung von seiner Schwelle verstoßen. Glaubst Du, daß ich ihm je wieder bittend nahen würde?“

„Aber er selber kann Dich zurückrufen.“

„Wenn Du ihn kenntest, würde Dir nie ein solcher Gedanke möglich scheinen. — Nein — aber selbst wenn er es thäte, wenn ihn reute, wie er an dem einzigen Sohn gehandelt, es wäre jetzt zu spät, und er mag nun büßen, was er an mir verbrochen.“

„Aber, Benner,“ sagte Krowsky treuherzig, „Du sprichst da wahrhaftig wie ein Kind, das seinen Trotzkopf behauptet. Wen strafst Du denn damit am meisten, Dich selber oder ihn? Komm, überleg' Dir die Sache ordentlich, und Du wirst doch am Ende zu einem andern Entschlusse kommen.“

„Mein guter Krowsky,“ sagte der junge Mann, „Du wirst jetzt sentimental, und von einem andern Entschluß kann keine Rede sein. Ich will und werde in Australien bleiben, denn ich sehe, daß Tausende von Menschen, denen wir Beide an Intelligenz bei Gott nicht nachstehen, hier ihr Glück machen und reich werden. Ich denke aber auch gar nicht daran, ein elendes Junggesellenleben die ganzen langen Jahre zu führen, — ich brauche Jemanden, der sich um mich kümmert, weil ich das selber noch nie gethan habe, und meine kleine Henriette scheint mir dazu gerade das richtige Wesen; ich hätte keine bessere Wahl treffen können.“

„Nun Gott gebe,“ sagte Krowsky mit einem Seufzer, „daß sie das Nämliche auch einmal später von Dir sagen kann. Wenn Du in Dein Unglück hineinrennen willst, ich kann Dich nicht halten, aber meine Meinung ist, daß Du Dich für Deine Lebenszeit unglücklich machst und das Mädchen besser thäte, den ärmsten Schuhmachergesellen im ganzen Ort zu nehmen, als den Sohn des Regierungs-Präsidenten von Benner.“

Benner sah finster vor sich nieder; er hatte von dem sonst so leichtherzigen, ja oft leichtfertigen Lieutenant ein anderes Urtheil erwartet; aber das dauerte nicht lange — um seine Lippen zuckte ein spöttisches Lächeln, und er sagte endlich:

„Krowsky, ich werde Dich ersuchen die Trauungsrede zu halten, heißt das, wenn Du Dich je wieder einmal in eine so salbungsvolle Stimmung versetzen kannst. Jetzt komm, wir

wollen ein wenig ausgehen, und nachher stell' ich Dich meiner Braut vor —"

„Im Hause des Apothekers Schrader?" spottete Krowsky, „sie wird gerade bei ihrer Arbeit sein."

„Aergere mich nicht," rief aber Benner; „es versteht sich von selbst, daß sie den Platz noch heute verläßt oder schon verlassen hat."

„Und wann soll die Hochzeit sein?"

„Sobald als möglich — ich bin das Leben satt und will ein neues beginnen."

Krowsky antwortete nicht mehr; er sah, daß alle Gegenvorstellungen doch nichts halfen, und nur aufseufzend und mit dem Kopf schüttelnd, nahm er seinen Hut und folgte dem Freund, der ihm voran auf die Straße hinausschritt.

Sie waren noch nicht weit gegangen, als ihnen der Apotheker Schrader begegnete, den beiden jungen Leuten zunickte und vorüber ging. Kaum hatten sie ihn aber passirt, als er stehen blieb und zurückrief:

„Ach, Herr Benner, ich wollte Ihnen gern etwas sagen."

„Mir, Herr Schrader?" fragte Benner, sich halb nach ihm wendend, ohne Krowsky's Arm aber los zu lassen.

„Ja — Sie entschuldigen — aber — ich wollte Sie bitten, mein Mädchen, die Jette, zufrieden zu lassen. Es ist ein braves, ordentliches Kind, und ihre Eltern haben sie unter meinen Schutz gestellt."

„In der That, Herr Schrader," sagte Benner lächelnd.

„In der That, Herr Baron," erwiderte der kleine Apotheker, durch den höhnischen Ton ebenfalls gereizt.

„Kommen Sie jetzt von Hause, oder gehen Sie dorthin?"

„Und weshalb, wenn ich fragen darf? Ich gehe nach Hause."

„Oh, bitte, dann sagen Sie doch Henrietten," fuhr Benner ebenso fort, „daß sie sich mit Einpacken ein wenig eilen möchte. Es wird nachher Jemand vorkommen, der ihre Sachen abholt."

„Ihre Sachen abholt?" rief der Apotheker und blieb in größtem Erstaunen auf der Straße stehen.

„Guten Morgen, mein lieber Herr Schrader," sagte Benner, ihm vertraulich zunickend, und schritt mit Krowksy die Straße hinab, dem Hause des Schuhmachers Peters zu.

Dort herrschte heute keine sonntägige Ruhe, wie sonst immer an einem solchen Tage, wo Mutter und Tochter in die freichristliche Kirche gingen und der Vater indessen, der, wie er meinte, „vom Kirchengehen nichts hielt", in schneeweißen Hemdsärmeln behaglich hinten in seinem kleinen Garten saß, aus einem großen, nur Sonntags gebrauchten Meerschaumpfeifenkopf rauchte und dazu die eben eingetroffene Adelaide-Zeitung las.

Henriette, ein junges, wirklich bildhübsches Mädchen, mit blonden Haaren und großen treublauen Augen, saß in der Ecke und weinte; der Vater ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab und qualmte, daß der Dampf wie aus einer Locomotive hinter ihm drein zog, und nur die Mutter, eine noch rüstige Frau, mit einem klugen, nur etwas scharf markirten Gesicht, saß am Fenster, strickte und schien die allgemeine Aufregung nicht zu theilen.

„Es thut kein gut — es thut kein gut," brummte dabei der Mann zwischen den Zähnen durch, „Du wirst sehen, Alte —"

„Jetzt sei endlich vernünftig," sagte aber die Frau, „Du hast einmal eingewilligt, also ist die Sache abgemacht, und daß die Kinder ihr Brod finden werden — lieber Gott, hier in Australien hat Jeder sein Brod, der nur arbeiten will, und ein verheiratheter Mann noch viel eher, als ein lediger, denn er ist nicht auf's Wirthshaus angewiesen, wo die ledigen Burschen das gewöhnlich in einem Tage verjubeln, was sie in sechsen mit schwerer Arbeit verdient haben."

„Aber aus so vornehmer Familie — Du kennst die Leute daheim nicht, Alte, und wenn —"

„Aber was haben wir mit den Leuten daheim zu thun?" sagte die Frau ungeduldig. „Wir sind hier in Australien, am andern Ende der Welt, und wer da sitzt, der braucht sich

wahrhaftig nicht mehr um die deutschen Barone und Grafen und Minister zu kümmern — weiter fehlte gar nichts."

„Und wenn er wieder einmal dorthin zurückkehren will?"

„Dann wird ihm unser Kind auch keine Schande machen," sagte die Mutter, mit Stolz auf das erröthende Mädchen blickend. „Er kennt doch die Verhältnisse daheim besser und genauer als wir, und wenn's ihm recht ist, dürfen wir auch damit zufrieden sein."

„Und wenn er sie sitzen läßt?" sagte der Vater störrisch.

„Das wird er nicht thun, Vater," sagte da das junge Mädchen mit fester, vertrauensvoller Stimme, — „er ist gut und brav, und auch guter und braver Leute Kind, — er wird ein armes Mädchen, das ihn lieb hat, nicht unglücklich und elend machen, wenn er ihr erst gesagt hat, daß er nicht ohne sie leben kann."

„Na, denn in Gottes Namen und meinetwegen," rief der Vater in Verzweiflung aus, „gegen Euch Frauensleute ist doch nicht anzukommen, wenn Euch der Dünkel einmal den Kopf verdreht hat — Baron, — Baron und Frau Baronin, nicht wahr? — ich erleb's noch, daß Du Dich so nennst."

„Lieber Vater!" bat Henriette.

„Und warum soll sie sich nicht Frau Baronin nennen?" rief da Benner's lachende Stimme, der an der Thür die letzten Worte gehört hatte und in's Zimmer sprang; „wie, Jettchen? Klänge für Dich etwa der Titel schlechter, als für irgend ein abgelebtes, pergamenthäutiges Schreckbild der vornehmen Gesellschaft im alten Vaterland?"

„Mein lieber, guter Eduard," sagte das junge Kind, schüchtern auf ihn zugehend, während er sie in seine Arme schloß und herzlich küßte, „sei dem Vater nicht böse!"

„Und weshalb, Schatz?" rief der junge Mann, „etwa weil er Dich Frau Baronin nannte? — Aber hier ist ein Freund, mit dem ich Euch bekannt machen möchte — Krowsky, wie gefällt Dir meine Braut?"

Krowsky hatte bis jetzt in der Thür gestanden und die Gruppe schweigend überschaut. Seine Blicke hafteten dabei vorzugsweise auf dem jungen Mädchen, und er mußte sich gestehen, seit langer Zeit kein so liebliches Wesen gesehen zu haben.

Sie war noch blutjung — fast in der That ein Kind, und die Schüchternheit, mit der sie ihm in diesem Moment gegenüberstand, machte sie vielleicht noch jünger erscheinen, als sie an Jahren zählte. Die Wahl, wie er sie auch mit kälterem Blute sonst mißbilligen mochte, stellte jedenfalls ein gutes Zeugniß für Benner's Geschmack aus — aber würde sich dieser, selbst durch ein so liebliches Wesen, für seine ganze Lebenszeit binden lassen?

Lieutenant Krowsky hatte sich seine ganze Lebenszeit durch einen fast übergroßen Leichtsinn ausgezeichnet, und daheim eine so tolle Jugend verlebt und so viele Schulden dabei gemacht, wie irgend ein Lieutenant seines Alters in der ganzen Welt. Aber das eine Jahr, das er in Australien zugebracht, schien eine merkwürdige Veränderung in ihm bewirkt zu haben. Wie er sich in diesem Lande keine lebenslängliche Existenz denken konnte, ohne zu verzweifeln, und mit heißer Sehnsucht der Zeit dachte, wo er in das Vaterland zurückkehren könne, glaubte er, daß auch alle anderen Menschen, wenigstens Benner, so denken müßten, und es war ihm dann ein recht wehes, schmerzliches Gefühl, wenn ihm das Schicksal dieses armen, unschuldigen und ahnungslosen Wesens vor die Seele trat. — Doch was konnte er bei der Sache thun? Abgeredet hatte er genug, aber nichts damit erreicht; Benner war fest entschlossen, seinem Kopf zu folgen. — Du lieber Gott, wer weiß, ob er vor einem Jahr nicht noch das Nämliche gethan, und halb verlegen, halb gerührt, und jedenfalls mit weit mehr Herzlichkeit, als ihm sonst eigen war, ergriff er Jettchen's Hand und sagte leise:

„Mein liebes Kind, ich will zu Gott hoffen, daß Sie sich immer so froh und glücklich fühlen, wie gerade heute, und daß nie ein Kummer oder eine Sorge die Rosen auf diesen Wangen bleichen möge.“

„Bravo, Krowsky,“ rief Benner lachend, „Du hast heut wieder Deinen salbungsreichen Tag und triffst nach beiden Seiten. Es steht Dir vortrefflich.“

„Weißt Du, mein Junge,“ sagte Krowsky ernsthaft, „ein bischen Salbung könnte Dir ebenfalls nicht schaden, denn Du thust einen verdammt wichtigen Schritt; aber daß ich auch

fidel sein kann, will ich Dir auf Deiner Hochzeit beweisen, wozu ich mich hiermit feierlichst einlade."

3.

Der Brief.

Anderthalb Jahre waren nach der beschriebenen Scene verflossen, und „Baron Benner" hatte wirklich zum Erstaunen der ganzen Colonie nicht allein „Schrader's Dienstmädchen" geheirathet, sondern auch eine dem alten Schuhmacher gehörende Section Land bezogen, auf der er sich selber ein kleines Häuschen baute und wacker zu wirthschaften anfing. Er schien in der That nicht zu viel versprochen zu haben, als er damals seinem Freund Krowsky sagte, er wolle ein neues Leben beginnen und mit dem alten vollständig und für immer brechen. Mit eisernem Fleiß hatte er gearbeitet, keine Stunde versäumt, kein Wirthshaus dabei betreten und sich in der kurzen Zeit mit zwei sehr glücklichen Ernten doch schon so viel verdient, daß er es als Grundlage einer künftigen gesicherten Existenz betrachten konnte.

Seine junge Frau hing mit schwärmerischer Liebe an ihm, und Krowsky, der jetzt in Adelaide wohnte und nach Verlauf eines Jahres noch einmal nach Tanunda hinauskam, um Abschied von Benners zu nehmen, blieb ordentlich überrascht stehen, als ihm das junge blühende Weibchen in all' ihrer natürlichen Grazie mit einem prächtigen Jungen auf dem Arm entgegenkam und ihm, wie Purpur erröthend, die Hand reichte.

Krowsky selber verließ Südaustralien und ging zu Schiff nach Neu-Südwales, er sprach überhaupt davon, Australien vielleicht bald ganz zu verlassen. Er hatte das Leben zum Ueberdruß satt und konnte sich nicht hinein gewöhnen — es gab doch nur *ein* Deutschland.

„Und was hast Du dort drüben?" sagte Benner. „Bist

Du im Stande, wieder in die alten Verhältnisse, in die alte Stellung, in die alten Bekanntschaften einzutreten? — Nein, nie. Mittellos der Spott der früheren Kameraden werden? Bei Gott, das hielte ich nicht aus, und darfst Du denn, mit Deinem Namen — dürfte ich es — dort arbeiten? Wir wären ausgestoßen aus der Gesellschaft, in die wir dort nun einmal gehören, und würden uns unglücklich und elend fühlen. Nein wahrlich, da bleib' ich lieber hier und gründe mir hier meine eigene Welt, meinen eigenen Kreis. — Geh mir mit Deutschland und seinen schaalen, hohlen Begriffen von Stand und Rang, seinen Prätensionen und übertünchten gesellschaftlichen Formen — ich will nichts mehr davon hören."

Krowsky reiste am nächsten Tag ab, und Benner begleitete ihn bis nach Adelaide auf das Schiff, dann kehrte er nach Hause zurück und nahm das alte Leben wieder auf.

So vergingen noch wieder mehrere Monate; es war in den letzten Tagen des Mai, und Benner mit seiner Flinte in das Maisfeld hinausgegangen, da sich die ersten Kakaduschwärme zeigten und die noch saftigen Maiskolben bedrohten. Die gefräßigen Vögel, ein Schwarm von vielleicht fünfzig bis sechzig Stück, die in die benachbarten Gummibäume einfielen, machten auch gleich einen Angriff auf die leckere Beute, flüchteten aber, als sie den Mann aus dem Haus kommen sahen, wieder in die Wipfel der riesigen Bäume hinauf, wo sie ein Schrotschuß gar nicht erreichen, ihnen wenigstens keinen Schaden thun konnte. Dort saßen sie und kreischten und tobten, bis sie richtig den Hauptzug herbeilockten, der gerade von Osten herüberstrich und die Ansiedelungen aufsuchte.

Wie eine weiße mächtige Wolke kam er heran, viele Tausende dieser geselligen Vögel, und mit einem Lärm, der bei stillem Wetter auf Meilen weit hörbar war, fielen sie plötzlich in die benachbarten Bäume ein, daß diese wie beschneit aussahen, so waren sie von ihnen bedeckt.

Benner kannte aber schon die Lebensart der Kakadus und versuchte nicht, an sie anzuschleichen, sondern versteckte sich hinter einen im Feld stehenden alten und abgestorbenen Baum, wo er ruhig und regungslos stehen blieb, bis sich die ziemlich scheuen Vögel endlich überzeugt zu haben glaubten, daß Alles

da unten sicher sei. Jetzt aber löste sich der erste Schwarm aus den Wipfeln ab, vielleicht fünf- bis sechshundert, und strich lautlos in das Feld nieder, gerade über Benner's Kopf weg; da krachte der erste und gleich darauf der zweite Lauf mitten hinein in die Masse, und wie die erschreckten Thiere aufkreischend auseinander stoben, stürzten zwölf oder vierzehn von ihnen todt oder geflügelt wie ein Regen in das Feld nieder.

Jetzt aber war es, als ob jeder der Vögel sein Bestes thue, den andern zu überschreien; ein wahrer Höllenlärm entstand, und hunderte, während die verwundeten am Boden nicht weniger Spectakel machten, stießen von den Bäumen herab, wie um ihnen beizustehen, oder doch zu sehen, was da vorging.

Der junge Mann hatte indessen in aller Hast seine beiden Läufe wieder geladen, und wie Trupp nach Trupp mit wildem, ängstlichem Geschrei über den Platz wegstrich, suchte er sich wieder den zahlreichsten Schwarm aus und feuerte noch einmal hinein, wieder mit nicht viel schlechterem Erfolg. Das war ihnen zu viel. Daß sie außerdem den Feind nicht sehen konnten, ängstigte sie. Die Gegend kam ihnen zu unsicher vor, von den Bäumen strichen sie ab, kreisten ein paar Mal hoch in der Luft und weit außer Schußweite um den verdächtigen Platz, und zogen dann in dichtgedrängtem Schwarm nach Westen hinüber.

Benner war noch damit beschäftigt, die erlegten zusammen zu suchen und die verwundeten vollends zu tödten. Die Kakadus haben zwar ein nichtswürdig hartes, dunkelrothes Fleisch und liefern einen nur sehr zweideutigen Braten, geben aber, wie die Ansiedler wenigstens behaupten, eine gute Suppe, und Henriette wußte die auch vortrefflich zuzubereiten. Da hörte er irgendwo im Feld draußen seinen Namen rufen:

„Herr von Benner! — Herr von Benner!“

„Huhp!“ antwortete er, um die Richtung anzugeben, in der er sich befand, und richtete sich hoch auf.

„Huhp!“ antwortete die Stimme wieder, und irgend Jemand arbeitete sich durch den Mais durch nach ihm zu. — „Aber wo stecken Sie denn? Der Teufel kann Sie in dem Gewirr von Stöcken finden!“

„Hier!“ antwortete Benner wieder, und gleich darauf tauchte das schweißgeröthete Gesicht des kleinen Kaufmanns Becher aus dem Blattdickicht auf und lächelte vergnügt, als er den jungen Mann bei seiner Arbeit entdeckte.

„Hallo!“ rief er, „haben Sie aber hier eine Verwüstung im zoologischen Garten angerichtet. Herr der Welt! Was wollen Sie mit all' den Kakadus machen?“

„Suppe,“ sagte Benner, „und wenn Sie nichts Besseres vorhaben, bleiben Sie bei uns zu Tisch.“

„Danke Ihnen, angenommen!“ rief Becher, sich mit einer englischen Flagge dabei die Stirn trocknend. Er hatte nämlich in Deutschland eine bedeutende Quantität baumwollener Taschentücher als solche Flaggen drucken lassen, aber in der deutschen Colonie doch nicht den Absatz dafür gefunden, den er vielleicht erwartete, und nun selber, um damit aufzuräumen, ein Dutzend davon in Gebrauch genommen. „Nach Tanunda käm' ich auch bei der Hitze gar nicht wieder zurück, ohne unterwegs zu schmelzen. Ist das ein Land, dies Australien — Alles verkehrt — rein Alles! Ich habe sogar die Compasse in Verdacht, daß sie heimlicher Weise nach Süden statt nach Norden zeigen, und selbst die Sonne hier im Westen auf- und im Osten untergeht — im Stande wär' sie's. — Ha! passen Sie auf, da drüben sitzt noch einer — nehmen Sie sich in Acht, die Racker beißen wie die Teufel — mich hat einmal einer ausgezahlt.“

Benner lachte, zog den bezeichneten Kakadu, der unter einem der dort überall als Unkraut wachsenden Pelargonienbüsche saß, bei einer Flügelspitze vor und schlug ihn vollends todt. Dann raffte er seine nicht unansehnliche Beute zusammen und machte sich bereit, damit nach Hause zurückzukehren.

„Aber was führt Sie bei der Hitze und Gluth hier in unsere abgelegene Gegend, mein guter Herr Becher?“ fragte er, während er neben ihm her dem Haus wieder zuschritt. „Wollen Sie einen neuen Einkauf von Hühnern und Eiern machen, oder werfen Sie sich gar auf die Mehlspeculation, die uns die Preise in die Höhe treibt?“

„Diesmal nicht,“ sagte Becher, — „aber bitte, lassen Sie

mich doch eine Partie von den Bestien tragen — sie sind doch ordentlich todt?"

„Haben Sie keine Furcht, von denen beißt keiner mehr. Hier, nehmen Sie die da, wenn Sie sich denn absolut nützlich machen wollen."

„Danke Ihnen — nein, ich bin nur Ihretwegen heute herausgekommen; ich habe einen Brief für Sie."

„Einen Brief? Für mich?" rief Benner, erstaunt stehen bleibend, „und woher?"

„Ja, ich weiß es nicht," sagte der kleine Mann, „er steckt in meiner Satteltasche im Haus — er ist vom ***schen Consulat aus Sidney und nach Adelaide geschickt, von wo er an mich weiter befördert wurde."

„An Sie?" sagte der junge Mann kopfschüttelnd; „aber was haben Sie denn mit dem ***schen Consulat zu thun?"

„Ja, sehen Sie," lächelte Becher etwas verschämt, „Sie wissen doch, daß ich aus Anhalt-Köthen bin, und da habe ich schon seit einiger Zeit das Anhalt-Köthensche Consulat für Tanunda bekommen, um die Interessen unserer Staatsangehörigen zu vertreten."

„Alle Wetter!" rief Benner, „da wird Ihnen verwünscht wenig Zeit für Ihre übrigen Geschäfte bleiben."

„Ach nein," meinte der kleine Mann, doch ein wenig verlegen, „eigentlich ist dies die erste Besorgung, die ich bekommen, denn unserer Staatsangehörigen haben wir keinen einzigen in der ganzen Colonie. Aber wissen Sie, es hat doch auch manche Annehmlichkeit Consul zu sein und — meine Frau freut sich besonders darüber."

Sie waren indessen an das Haus gekommen, wo Benner's junge Frau schon, sie erwartend, mit dem Kind auf dem Arm in der Thür stand und ihnen freundlich zuwinkte. Und wie jubelte der Kleine, als ihm der Vater die erlegten Vögel zeigte und ihm dann einen Flügel zum Spielen abschnitt.

Becher war indessen geschäftig zu seiner Satteltasche gegelaufen, um den Brief zu holen, der mit einem großen, aber schon breitgeschmolzenen Consulatssiegel verschlossen war, daß man das Wappen nicht einmal mehr erkennen konnte. Die junge Frau betrachtete mit einem ihr selbst unerklärlichen be-

ängstigenden Gefühl das große, wie amtliche Schreiben, das ihr Gatte noch immer kopfschüttelnd in der Hand hielt.

„Was um Gottes willen kann nur das ***sche Consulat an mich zu schicken haben!“ sagte er, während er die Adresse las. „Herrn Freiherrn Eduard von Benner zu Adelaide in Südaustralien — Freiherrn — ja wahrhaftig, ein Freiherr bin ich im wahren Sinne des Worts, wenn auch wohl nicht in der Art, wie die Adresse meint — und von wem der Brief nur sein kann?“

„Aber warum brechen Sie ihn denn nicht auf?“ sagte Becher, „da erfahren Sie ja gleich die ganze Mordgeschichte.“

„Mordgeschichte?“ rief die Frau erschreckt.

„Oh Jemine,“ lachte Becher abwehrend, „so war es ja nicht gemeint, — ich weiß ja gar nicht was drin steht, nicht einmal wo er her ist. Vielleicht ist es ja auch etwas recht Gutes, eine Erbschaftsangelegenheit möglicher Weise, oder ein Lotteriegewinnst — wer kann denn wissen, was in einem solchen Consulatsbrief steht?“

Benner hatte das obere Couvert abgerissen und fand einen andern, schwarz gesiegelten Brief darin, der sein eigenes Wappen trug.

„Von meiner Schwester,“ rief er erschreckt, wie nur sein Auge auf die Adresse fiel.

Er war leichenblaß geworden, und Henriettens angsterfüllte Blicke hingen an seinen Zügen.

„Hm — sollte mir leid thun, wenn eine unglückliche Nachricht darin stände,“ meinte Becher gutmüthig — „aber wer zum Henker kann so 'was vorher wissen! Vielleicht ist's aber auch nur ein weitläufiger Verwandter, der Sie in seinem Testament bedacht hat, lieber Benner. — Famose Geschichte, wenn so ein alter reicher Onkel stirbt, von dem man nur erst durch das Testament erfährt, daß er überhaupt gelebt hat!“

Benner hörte gar nicht mehr, was Jener sprach. Er hatte den Brief in ungeduldiger Hast aufgerissen und verschlang die Zeilen der bekannten, lieben Handschrift mit den Blicken.

Endlich ließ er den Brief sinken und starrte still und schweigend vor sich nieder.

„Darf ich wissen, was Dir so weh thut, Eduard?“ flüsterte Henriette und legte ihren Arm um seine Schulter.

„Ja, mein Herz,“ sagte er leise, und ein paar große helle Thränen perlten ihm in den Bart. „Du darfst und mußt es wissen — bleiben Sie, lieber Becher — es ist überhaupt kein Geheimniß — der Brief enthält die Nachricht von dem Tode meines Vaters.“

„Armer Eduard,“ sagte die junge Frau und schmiegte sich fester an ihn — „oh wie leid mir das Deinetwegen thut!“

„Aber ich denke, Benner,“ sagte der kleine Kaufmann, in reiner Verzweifelung, nur irgend einen Trost zu finden, „Sie — Sie haben mit Ihrem Herrn Papa nicht immer ganz harmonirt?“

„Es war mein Vater,“ flüsterte der junge Mann, „und ich selber trage auch wohl viel — viel die Schuld jener unseligen Zwistigkeiten.“

Er war auf einen Stuhl niedergesunken und barg das Antlitz eine Weile in der linken Hand. Endlich stand er auf; er sah sehr blaß aus, war aber vollkommen ruhig, und Becher die Hand hinüber reichend, sagte er freundlich:

„Ich danke Ihnen, lieber Becher, daß Sie sich so viel Mühe meinethalben gegeben haben — lassen Sie mich jetzt einen Augenblick allein hinausgehen — es sind viele Dinge, die mir den Kopf kreuzen.“

„Aber, bester Freund, ich komme lieber auf ein ander Mal wieder.“

„Nein — nein — laß ihn nicht fort, Jettchen — nur sammeln möchte ich mich — der Schlag kam zu plötzlich — zu unvorbereitet — mein Vater war noch so rüstig, noch in seinen besten Jahren!“

„So war er nicht lange leidend —“

„Er ist auf der Jagd erschossen worden.“

„Du großer allmächtiger Gott,“ sagte sein Weib erschüttert, „das ist ja furchtbar!“

„Ja, die verfluchte Jagd!“ rief Becher leidenschaftlich, „was da schon für Unglück geschehen ist! — und das nennen die Leute nun ein Vergnügen, mit geladenen Büchsen im Walde nach allen Richtungen hin herum zu schießen, ob da

Menschen stehen oder nicht, wenn sie nur einen Hasen treffen. Na, ich danke."

„Willst Du allein gehen, Eduard?"

„Laß mich einen Augenblick, mein Herz — ich muß auch den Brief noch einmal ordentlich überlesen. Es steht so viel, so Verworrenes darin, daß mir der Kopf ordentlich schwindelt — ich bleibe gewiß nicht lange aus."

Er verließ das Zimmer, und Becher überlegte sich eben im Stillen, ob er nicht besser gethan, wenn er seinen ersten Consulatspflichten weniger treu nachgekommen wäre und den ominösen Brief mit der Post zugeschickt oder durch einen expressen Boten besorgt hätte. Er hatte auf einen vergnügten Tag gerechnet und kam in ein Trauerhaus; es ließ sich aber jetzt nicht mehr ändern. Seine Gutmüthigkeit trieb ihn auch dazu an, die arme, sehr niedergeschlagene Frau zu trösten, und in seinem Eifer, sie zu zerstreuen, erzählte er ihr jetzt eine Unmasse von anderen, dem ähnlichen, ihm bekannten Unglücksfällen. Da hatte ein guter Freund von ihm einmal einen Schrotschuß in den Unterleib bekommen und nur noch lange genug gelebt, um seiner herbeigeeilten Frau Lebewohl zu sagen. Auf einem Nachbardorfe war dem Pfarrer das eigene Gewehr los und der Schuß durch die Hand gegangen, und ehe sie abgenommen werden konnte, bekam der Mann die Maulsperre und starb. — Und der Herr von Pescow gar, der Gutsbesitzer, wo er zu Hause war, der kommt Abends von der Jagd zu seiner Braut — am nächsten Tage sollte die Hochzeit sein, und er wollte nur noch einen Rehbock dazu schießen, und wie er die Flinte in die Ecke stellt, geht sie los und trifft ihn gerade durch den Kopf, daß er todt in die Stube fällt. — Und dann Schulmeister Lettweilen, ein seelensguter Mensch, wenn auch ein bischen leichtsinnig —

Henriette ließ ihn nicht weiter erzählen; sie bat ihn, um Gottes willen mit den Schreckensgeschichten aufzuhören — ihr würde ganz übel und weh dabei zu Muthe, und Becher, dem in diesem Augenblick gar nichts Anderes einfiel, war damit völlig auf's Trockene gesetzt. Aber die Frau hatte auch jetzt viel in der Küche zu thun, um das Essen herzurichten — die Kakadus könnten freilich für heute nicht mehr verwandt werden,

denn sie bedurften ihre gehörige Zeit, um gar zu werden. Becher setzte sich indessen in der Stube auf einen bequemen Rohrstuhl, wo er von der Hitze und dem langen ungewohnten Ritt heute Morgen in der Sonne bald ermüdet einschlief.

Henriette fand ihn da, störte ihn aber nicht, sondern deckte nur so geräuschlos als möglich den Tisch, damit Eduard, wenn er wieder nach Hause kam, das Essen fertig und Alles bereit fände. Erst als sie ihn kommen sah, weckte sie Herrn Becher und konnte, trotz ihrer trüben Stimmung, kaum ein Lächeln unterdrücken, als sie das verdutzte Gesicht des kleinen, aus dem Schlaf auffahrenden Mannes sah, der mit weitgeöffneten Augen ganz bestürzt um sich starrte und um's Leben nicht zu wissen schien, wo er sich eigentlich befand und was mit ihm vorgegangen. Erst nach und nach kam er wieder zu vollem Bewußtsein und versicherte jetzt der jungen Frau ganz ernsthaft, er sei so müde gewesen, daß er „beinah' eingeschlafen wäre“.

Benner war still, aber freundlich. Er ging, als er in's Zimmer trat, auf Henrietten zu, nahm sie in den Arm und küßte sie herzlich auf Stirn und Augen; aber er sprach nicht weiter über den Brief oder den Todesfall; ja, als Henriette ihn direct deshalb fragte, sagte er: „Laß das heute, mein Kind; der Schmerz ist für mich noch zu neu, um ihn ruhig zu besprechen. Morgen reden wir darüber; ja, Du sollst selber den Brief lesen und mir Deine Meinung sagen.“ Er wurde dann gesprächiger, ja selbst heiter und unterhielt sich lange mit Becher über die jetzigen australischen Zustände, über das Deportationswesen im Norden, über Mehl- und Wollpreise, selbst über die kleinlichen Religionsstreitigkeiten in Tanunda zwischen den Alt-Lutheranern und sogenannten „Weltkindern“, d. h. solchen, die der freien, oder auch wohl gar keiner Gemeinde angehörten.

Es war spät, als Becher endlich den Heimritt, aber jetzt in der Kühle des Abends, antrat, und es schien fast, als ob Benner allen weiteren Erörterungen zu Hause noch selber so lange als möglich aus dem Wege gehen wollte, denn er sattelte sein eigenes Pferd und begleitete den kleinen Mann fast bis Tanunda hinein. Erst als sie die Lichter des Städtchens

schon von Weitem sehen konnten, wandte er sein Thier und kehrte langsam nach Hause zurück.

4.

Ein schwerer Entschluß.

Am nächsten Morgen wachte Henriette wie gewöhnlich um fünf Uhr auf, aber ihr Gatte hatte sein Lager schon verlassen, und als sie angekleidet in die Stube trat, saß er dort — den Brief vor sich, den Kopf in die Hand gestützt — sinnend am Fenster und sah gedankenvoll in den sonnigen Morgen hinaus.

Sie ging leise zu ihm, legte ihren Arm um seine Schulter und sagte herzlich:

„Guten Morgen, Eduard! Grübelst Du noch immer über den bösen Brief? Ach, mir thut's ja auch weh, Schatz, daß Du Deinen Vater verloren hast, wenn ich ihn auch nimmer gekannt habe und wenn er so weit fort wohnte.“

Benner zog sie nieder zu sich und küßte sie, dann sagte er leise:

„Setz' Dich da her zu mir und lies einmal den Brief!“

„Erst muß ich den Kaffee kochen,“ wehrte aber die Frau ab, „denn wenn der kleine Schlingel nachher munter wird, läßt er mir keine Ruhe, — komm, lies ihn mir derweil vor!“

Benner seufzte tief auf.

„Willst Du nicht?“ fragte sie treuherzig.

„Geh, Kind — thu Deine Arbeit erst,“ sagte der Mann, „wir müssen dann Ruhe haben, um Manches zu bereden.“

Die junge Frau schüttelte mit dem Kopf — sie hatte nie geglaubt, daß ihr Mann so traurig über den Tod eines Vaters sein würde, dem er immer nur Lieblosigkeit und Härte vorgeworfen — aber doch freute sie's. „Er hat ein gutes, braves Herz,“ sagte sie bei sich, „und nun der Alte gestorben

ist, trauert er um ihn, als ob er den liebsten und besten Verwandten verloren hätte."

Aber nicht gewohnt, lange über irgend etwas nachzugrübeln, ging sie rüstig an ihre Arbeit, und während sie den Kaffee kochte, besorgte sie auch das indeß aufgewachte Kind und trat dann mit diesem auf dem Arm, in der rechten das Brett mit dem Frühstück haltend, in's Zimmer zurück.

Er nahm ihr das Kind ab und auf den Schooß, herzte und küßte es und setzte es dann auf den Boden nieder, um erst zu frühstücken. Während dessen wurde auch kein Wort gesprochen, denn die Frau wollte ihn absichtlich in seinen Gedanken nicht stören. Das war ein Schmerz, der eben austoben mußte und wogegen keine Trostesworte halfen. Hatte er seine bestimmte Zeit, so gab er sich von selber, und Sonnenschein kehrte wieder in das Herz des Menschen zurück, so oft auch noch dann und wann flüchtige Wolken vorbeigingen und ihren Schatten darüber werfen mochten.

„Und nun, Eduard," sagte sie, als das Frühstück beendet war und Eduard seine Tasse zurückschob, — „laß mich den Brief haben, den ich lesen sollte, denn ich muß nachher gleich wieder an die Arbeit. Heute giebt's viel zu thun — nach dem letzten Regen wächst uns das Unkraut fast über dem Kopf zusammen und man findet sich nachher gar nicht mehr durch."

Eduard reichte ihr das Schreiben, ohne ein Wort dabei zu sagen, stand dann auf und ging, während sie las, mit verschränkten Armen und raschen Schritten in dem kleinen Gemach auf und ab.

Henriette studirte ein wenig an dem Brief, denn es dauerte einige Zeit, bis sie sich in die fremde Handschrift hineingefunden hatte, aber es ging doch zuletzt, und nur leise nickte sie manchmal mit dem Kopf oder schüttelte auch wohl, wenn ihr der Inhalt sonderbar erschien.

Eduard unterbrach sie mit keiner Silbe, aber dann und wann flog sein Blick wie scheu nach ihr herüber, als ob er fürchte, daß sie über irgend etwas erschrecken würde. Der Brief schien jedoch kein solches Gefühl in ihr hervorgerufen zu haben, sie blieb ruhig und unbefangen, und als sie geendet, faltete sie ihn wieder zusammen und sagte herzlich:

„Deine Schwester muß ein recht braves Frauenzimmer sein, Eduard, sie schreibt gar so lieb und gut und meint's auch sicher so. Ich wollt', ich könnt' sie einmal sehen und ihr die Hand drücken. — Das muß ein schwerer Schlag für sie gewesen sein. Ist sie denn verheirathet?"

„Ja."

„So — und wen hat sie? — Was ist ihr Mann?"

„Ein Graf von Galaz."

„Ein Graf? Sieh 'mal an, da ist sie gewiß eine recht vornehme Frau — wer weiß, ob sie da etwas von mir armem Ding wissen möchte, und es ist vielleicht recht gut, daß wir so weit auseinander wohnen."

„Und hast Du nicht weiter gelesen, Jettchen?"

„Ei gewiß, Alles bis zum Ende, wo sie schreibt: Deine Dir ewig treue Schwester Alexandrine."

„Hast Du da nicht gelesen, daß sie mich bittet, der Erbschaft wegen nach Deutschland zu kommen?" sagte Eduard und sah erstaunt zu ihr auf.

„Ei sicher — zweimal schreibt sie's ja sogar; aber was versteht so eine Frau davon? die hat wohl nimmer einen Begriff von der Reise, daß sie da meint, Einer könnte, der paar Thaler wegen, von daheim weg und über's weite Meer hin und zurück. Da kostete ja allein die Reise mehr, wie die ganze Sache vielleicht werth wäre. Laß sie's schicken; der Vater hat ja auch im vorigen Monat eine Erbschaft von fünfhundert baaren Thalern geschickt gekriegt — wenn der deshalb hinüber gegangen wäre, nicht einen Pfennig davon hätt' er wieder mit zurückgebracht."

„Aber, mein liebes Herz," sagte Benner, „es handelt sich hierbei nicht um ein paar hundert Thaler, sondern um viele Tausende — um ein großes Vermögen, das mein Vater, der bei seinem jähen und unerwarteten Tode ohne Testament gestorben ist, nur seinen beiden Haupterben, mir und meiner Schwester, hinterlassen hat. Mehrere Rittergüter sind dabei, viel baares Geld und Silber, liegende Gründe dazu, ein paar Häuser in der Residenz, und Gott weiß was sonst noch für Dinge, die meine persönliche Gegenwart nicht allein meinet-, sondern auch meiner Schwester wegen dringend nöthig machen."

„Aber Du denkst doch nicht etwa daran, nach Deutschland zurück zu gehen?“ sagte Henriette, als ihr plötzlich der erste Gedanke an eine solche Möglichkeit kam, und fast unbewußt und erschreckt setzte sie das Kaffeegeschirr wieder auf den Tisch zurück, das sie eben aufgenommen hatte, um es hinaus zu tragen.

„Es wird nicht anders zu ordnen sein, mein liebes Kind,“ sagte Benner, während er an's Fenster trat und hinaussah. Er mochte in dem Moment seines Weibes Auge nicht begegnen.

„Nicht anders zu ordnen sein, Eduard?“ rief aber Henriette, und sie fühlte ordentlich, wie ihr jeder Tropfen Blut zum Herzen zurückströmte, — „und das sagst Du so ruhig und gleichmüthig, als ob es nur eine Trennung von wenigen Tagen wäre?“

„Aber wie kann ich's ändern, Jettchen?“ sagte Benner, indem er sich nach ihr umdrehte und selber über das Aussehen der Frau erschrak — „ängstige Dich doch nicht deshalb; all' unsere Noth und Sorge und Arbeit hat ja auch jetzt dafür ein Ende, denn wir sind selber damit reich geworden — die Zeit geht ja auch vorüber.“

„Wir waren so glücklich bei der Arbeit, Eduard!“

„Ja, mein liebes Herz, aber wir werden jetzt noch glücklicher werden.“

Die Frau hatte sich auf einen Stuhl gesetzt und faltete die Hände im Schooß — sie konnte nicht länger stehen, so zitterten ihr die Kniee, und selbst das Kind achtete sie nicht, das zu ihr hingekrochen war und an ihrem Kleide zupfte.

„N o ch glücklicher, Eduard?“ sagte sie leise. „Oh, Gott weiß, wie ich zu ihm gebetet habe, daß er uns so erhalten möge — noch glücklicher! — wir wollen nicht freveln, daß uns der Himmel nicht dafür straft und uns n i m m t, was wir haben.“

„Aber was für trüben Gedanken giebst Du Dich hin, mein Herz!“ sagte Benner, — „anstatt daß Du Dich des neuen Glückes freuen solltest, klagst Du, als ob uns ein Unglück betroffen hätte. Ist das recht, oder selbst nur vernünftig?“

„Und droht uns nicht ein Unglück, Eduard?“ sagte die Frau weich. „Oh, Herr Schrader hat es mir wohl oft gesagt: ein Jahr wird er bei Dir bleiben, vielleicht zwei, dann

geht er fort, und Du sitzest mit Deinem Kinde allein in Australien."

„Schrader ist ein Esel," sagte Benner ärgerlich, „der alberne Tropf sucht ordentlich 'was darin, den Leuten Unglück zu prophezeien, und wenn Einer bei ihm ein Loth Brustthee holt, so zuckt er schon die Achseln und räth ihm, sich sehr in Acht zu nehmen, weil er sichtbare Anlagen zur Schwindsucht hätte."

Die Frau erwiderte nichts weiter, sie saß still und ineinander gebrochen auf ihrem Stuhl und starrte vor sich nieder, und erst als der Kleine zu schreien anfing, weil sich die Mutter gar nicht um ihn kümmern wollte, hob sie ihn zu sich empor und drückte ihn leidenschaftlich an die Brust.

„Sei vernünftig, Jettchen," sagte da endlich Benner bittend, „überleg' Dir Alles genau — ja besprich es mit Deinem Vater, und er wird mir selber zugestehen müssen, daß ich nicht anders kann. Ich muß nach Deutschland, denn was hier auf dem Spiele steht, ist zu bedeutend, um es aus Furcht vor einer kurzen Trennung zu gefährden. — Denke Dir auch," fuhr er nach einer Pause fort, in der ihm Henriette noch immer nichts erwiderte, „wie allein und verlassen meine Schwester jetzt solchen verwickelten Geschäften gegenübersteht. Schon ihretwegen müßte ich hinüber."

„Ich verstehe das Alles nicht," sagte die arme Frau kopfschüttelnd, — „ich glaubte, Deine Schwester wäre an einen Grafen verheirathet, und dann steht sie doch nicht allein und verlassen."

„Aber jener Graf hat doch nichts mit unserer Familienangelegenheit zu thun —"

„Und gehört er nicht mit zu Eurer Familie? — sei mir nicht böse, Eduard," brach sie aber rasch ab, als sie die tiefe Falte bemerkte, die sich über seine Stirn zog, — „mir ist das Herz so voll und schwer, und der Kopf thut mir so weh, ich weiß kaum noch, was ich rede. — Also Du willst wirklich nach Deutschland zurückgehen und Weib und Kind in Australien lassen?"

„Und glaubst Du, daß ich mit leichtem Herzen gehe?" fragte Benner zurück. „Wenn es nicht wäre, daß ich für

Euch gerade eine sorgenfreie Zukunft bereiten könnte, ich bliebe wahrlich da. Mir wird der Abschied weh genug thun, sei versichert, Kind, und die ganze Nacht hat mich der Gedanke schon gequält."

Die Frau schwieg und sah still und sinnend vor sich nieder, endlich flüsterte sie leise: „Wie Gott will!", nahm ihr Kind auf und ging hinaus.

Das war ein trüber und schmerzlicher Tag in der kleinen sonst so glücklichen Familie, und wenn die Frau auch nicht klagte oder selbst nur mit einem Wort weiter die beabsichtigte Trennung erwähnte, gab es ihr doch immer einen Stich durch's Herz, sobald der Kleine in wilder Kindeslust aufjubelte und die Mutter umklammerte.

Den Nachmittag ritt Benner in die Stadt. — Er wollte selber mit Henriettens Eltern sprechen, ihnen den Brief zeigen und ihren Rath hören — obgleich er über seinen Entschluß mit sich im Reinen war —, aber es würde die Frau beruhigen, wenn die Eltern selber sagten, daß er nach Hause müsse, um Alles in Ordnung zu bringen — in zwölf bis vierzehn Monaten konnte er ja auch recht gut wieder zurück sein.

Zwölf bis vierzehn Monate, Du großer Gott, wie leicht spricht der Mund eine solche Zeit aus, wie rasch verfügt das Menschenherz über einen solchen Zukunftsraum, während ihm doch das Schicksal seiner nächsten Lebensstunde verborgen ist! Aber wir hoffen und harren, bauen Pläne und fassen Entschlüsse, und wenn die vorgesteckte Zeit naht — was ist aus unseren Plänen und Entschlüssen geworden — wo sind wir selber?

Es war eine eigene Berathschlagung in der kleinen Stadt zwischen dem Baron Benner, dem Erben einer halben Million, und den beiden alten Leuten, dem Schuster und seiner Frau. Der Alte saß bei seiner Arbeit auf dem niedern Schemel, den alten Buschschuh irgend eines derben Bauern unter dem Knieriem und Ahle und Draht herüber- und hinüberziehend, die Frau selber wirthschaftete dabei in der Stube herum, eine unausweichliche Tasse Kaffee für den lieben Gast und Schwiegersohn herzurichten — aber beide hielten mitten in ihrer Arbeit inne, als Benner ihnen mit kurzen Worten den Inhalt des

gestern empfangenen Schreibens mittheilte und ihnen zugleich verkündete, daß er jetzt ein bedeutendes Erbe in Deutschland zu erwarten habe.

„Viele tausend Thaler?“ — Die Frau schlug die Hände über dem Kopf zusammen und der Schuster schüttelte den seinen still vor sich hin. Er glaubte nie an große Zahlen, und das Ganze kam ihm zu plötzlich und auch zu unwahrscheinlich vor, als daß er sich gleich hätte vollständig hineindenken können. Das Einzige, was ihm klar war, daß der Baron nach Deutschland zurück und seine Frau hier allein lassen wollte, gefiel ihm nicht. — Wenn er nun dort blieb? — Aber die Frau sah weiter — viele tausend Thaler als Erbschaft, was hätte sich mit denen nicht hier in Australien anfangen lassen und was für eine vornehme Frau konnte dann ihre Tochter werden. Benner hatte sie im Augenblick auf seiner Seite, und der Alte gab auch endlich nach. Was konnte er auch dagegen machen, wenn sein Schwiegersohn ihm sagte, daß er hinüber müsse, aber recht war's ihm noch immer nicht, und er vergaß ganz Ahle und Draht, schob sich sein schwarzes fettiges Käppchen auf's eine Ohr und kratzte sich in tiefen Gedanken den Kopf.

Das Resultat der Berathung gestaltete sich denn auch so, wie es Benner vorhergesehen. Die Eltern erklärten sich einverstanden mit der Reise, und ihr Schwiegersohn mußte ihnen nur versprechen, keine Zeit daheim zu versäumen, sondern so rasch als irgend möglich wieder zurückzukehren, schon der Leute wegen, die sicher genug ihre boshaften Bemerkungen darüber nicht unterließen und die arme junge Frau zu sehr gekränkt hätten.

Noch etwas Anderes blieb für ihn in Tanunda zu ordnen — er brauchte nämlich Reisegeld und wollte seinen Schwiegervater nicht darum bitten; aber Becher war augenblicklich bereit, ihm dasselbe vorzuschießen. Er betrachtete es gewissermaßen als Consulatssache, denn der Brief, der die Erbschaft anzeigte, war durch ihn gekommen, und er versicherte Benner, er würde es ihm übel genommen haben, wenn er sich in dieser Sache an irgend jemand Andern gewandt hätte. In einer halben Stunde war Alles geordnet, und zufällig lag auch

gerade ein fast segelfertiges englisches Schiff in Port Adelaide, das nur noch Wasser einnehmen mußte und spätestens übermorgen früh mit der einsetzenden Ebbe auslief. Wenn er mitgehen wollte, mußte er morgen Nacht schon jedenfalls an Bord sein.

Benner ritt in einer eigenthümlich aufgeregten Stimmung nach Hause zurück, und sonderbarer Weise war es in diesem Augenblick weniger der Abschied von Frau und Kind, an den er dachte, sondern mehr noch, weit mehr die Aussicht, bald, in wenigen Monden schon, wieder die alte Stätte seiner Jugend zu betreten, die er nie geglaubt hatte wiederzusehen, — noch einmal den Kreis der Freunde aufzusuchen und in ihrer Mitte zu verkehren. Auch die Sehnsucht nach der Schwester beschäftigte ihn, und so ganz füllten diese Bilder seine Gedanken, daß er plötzlich und unerwartet vor seinem eigenen Hause hielt und gar nicht wußte, wie er diesmal so rasch dorthin gekommen.

Und morgen Abend schon wollte er fort? Die Frau wurde leichenblaß, als er es ihr sagte, aber sie erwiderte kein Wort; nur fester drückte sie das Kind an ihre Brust und ging dann schweigend an ihre Arbeit, um dem Gatten Alles herzurichten, was er zu seiner langen Reise brauchte.

Was aus ihr selber in der Zeit wurde? — sie dachte nicht einmal daran; nur bei ihm waren ihre Gedanken, nur bei ihrem Kinde und dem Schmerz der Trennung, und doch that sie sich Gewalt an, daß sie es Eduard nicht merken ließ — hätt' es ihm selber ja doch den Abschied schwerer gemacht, und er konnte es ja nicht mehr ändern — er mußte fort.

Den Abend verbrachten sie zusammen in ihrem Gärtchen, und ihr Gatte theilte ihr jetzt mit, daß er sein kleines Grundstück für die Zeit seiner Abwesenheit und um den halben Ertrag an einen jungen Bauerssohn, den er bei Becher traf, verpachtet habe. Sie selber sollte indessen zu ihren Eltern ziehen, bis er zurückkäme. Mit der ersten Post schon versprach er ihr aber Geld zu senden, daß sie sich ein eigenes kleines Quartier miethen und ihre Wirthschaft führen könne. Mit der zweiten folgte er dann vielleicht schon selber nach.

Morgens kam der Vater noch heraus, um Manches zu bereden und der Tochter Sachen auf seinem Wagen mit nach Tanunda zu nehmen — gegen Abend sollte ihn die kleine Familie dorthin begleiten, und Abends um neun Uhr fuhr die Post ab, mit der er nach Adelaide gehen konnte und dann zur rechten Zeit im Hafen eintraf.

Das war ein schwerer, recht schwerer Tag für die arme Frau, und sie ging wirklich wie in einem Traum herum. Sie that Alles was nöthig war, aber willenlos, maschinenartig, und wäre am liebsten mit ihrem Kind in einen Winkel gekrochen, um sich nur einmal — nur ein einziges Mal recht herzlich auszuweinen. Aber das ging nicht, sie mußte Stand halten; ihr Eduard wäre ihr ja sonst vielleicht noch am letzten Tage böse geworden. Auch konnte sie sich keine Minute mehr von den wenigen Stunden, die sie noch beisammen bleiben sollten, von ihm trennen.

So fuhren sie zusammen nach Tanunda, und so langsam ihr sonst die Stunden manchmal hingegangen, so rasch, so entsetzlich rasch flog der heutige Tag an ihr vorüber. Es war Abend geworden, sie wußte selbst nicht wie, und der Zeiger auf der alten, im Zimmer ihrer Mutter hängenden Schwarzwälder Uhr lief ordentlich von Zahl zu Zahl.

Um neun Uhr ging die Post. Das Gepäck war schon Alles aufgegeben. Vor acht Uhr schon hatte die Mutter noch einmal den Tisch gedeckt, zum letzten Abendbrod, und Henriette saß neben dem Gatten, das Kind auf dem Schooß, den Kopf an seine Schulter geschmiegt, und zuckte nur immer zusammen, wenn die Uhr wieder zum Schlagen aushob. — Und jetzt sollten sie essen? — Oh, wie hätte sie einen Bissen über die Lippen bringen können!

Die Mutter hatte Rouladen gebraten. Eduard aß sie gern — Du lieber Gott, er wollte sich nicht einmal mit zum Tisch setzen, so weh war ihm zu Muthe, und als er endlich dem dringenden Nöthigen der Frau nachgab, quoll ihm der Bissen im Munde.

Und es schlug halb — es schlug drei Viertel auf Neun — er rückte mit dem Stuhl.

„Du gehst in zwei Minuten zu der Post hinüber," flüsterte

ihm die Frau zu und schmiegte sich ängstlich an ihn an. „Sie fahren ja nicht ohne Dich fort.“

„Mein liebes, liebes Weib!“

„Und willst Du recht viel an uns denken, Eduard, — an mich und Dein Kind?“

„Tag und Nacht — Tag und Nacht, Lieb.“

„Und nicht gar so lange fortbleiben?“

„So rasch ich möglicher Weise kann, kehr' ich zurück. — Sorge Dich nur nicht um mich — wie bald ist ja der Weg zurückgelegt.“

„Wie bald? Oh mein Himmel, und fünf Monate hin und fünf Monate zurück nennst Du bald — mir werden es eben so viele Jahre werden.“

„Meine liebe, liebe Henriette!“ — und sie hielten sich fest und lange umschlungen.

„Kinder, es wird Zeit — es ist in zwei Minuten neun Uhr,“ sagte da der Alte. „Eduard, mit Gott! Machen Sie, daß Sie fortkommen, wir wollen indessen schon auf die Kinder Achtung geben.“

Fester klammerte sich die Frau an ihn an. Der Augenblick war gekommen, vor dem sie so lange gebebt, und erst jetzt erfaßte sie die Angst, das bittere Weh des Scheidens.

„Leb' wohl, mein Herz — sei stark; ich kehre ja bald zu Dir zurück.“

„Küsse noch einmal unser Kind,“ flüsterte sie, — „der kleine Bursch ist eingeschlafen; er ahnt ja nicht, daß er den Vater verlieren soll.“

„Er verliert ihn nicht, Herz,“ sagte Eduard, indem er sich über das Kind beugte und es küßte, während ein paar heiße Thränen auf seine Locken fielen — „und nun leb' wohl!“ rief er, sich rasch und entschlossen aufrichtend, — „bleibt hier — geht nicht mit zur Post — macht mir den Abschied nicht schwerer, als er schon ist — Gott schütze Dich, mein süßes, süßes Lieb — Dich und das Kind — leb' wohl — leb' wohl!“

Noch einmal preßten seine Lippen in glühendem Kuß die ihrigen — noch einmal drückte er Vater und Mutter die Hand — draußen in der andern Straße blies der Postillon, ein Engländer, aber mit den so oft gehörten Melodien längst

vertraut, das alte Volkslied: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle 'naus," — Henriette warf ihre Arme um seinen Nacken und hielt ihn fest und innig umschlungen. — Die erbarmungslose Uhr schlug Neun, es war die Abschiedsstunde, und ihr Antlitz in den Händen bergend, sank sie neben dem Sopha, auf dem ihr Kind schlief, in die Kniee. — Sie hörte, wie die Thür geöffnet wurde und sich schloß — sie hörte rasche Schritte draußen — dann war Alles still, und das Einzige, was ihr blieb, das Gefühl ihres Jammers — ihres Verlassenseins.

5.

Nach Deutschland zurück.

Im Hause der Gräfin Galaz herrschte heute ein geschäftiges Treiben — Zimmer wurden hergerichtet und mit Blumen geschmückt, Boten nach verschiedenen Seiten ausgesandt, und die Gräfin selber befand sich in lebhafter, aber jedenfalls freudiger Aufregung.

Die Gräfin Alexandrine, die Schwester des jungen Eduard von Benner und etwa vier oder fünf Jahre älter als ihr Bruder, war eine jener Erscheinungen, die man, obgleich man sie keine blendende Schönheit nennen konnte, auf den ersten Blick lieb gewinnen mußte, eine so ruhige Sanftmuth, eine so Herzen erobernde Freundlichkeit war über ihre Züge ausgegossen, und auf wem auch immer das blaue Auge ruhte, er fühlte dessen Zauber und konnte ihm nicht widerstehen.

So hatte sie ihrem Gatten das Haus zu einem Paradiese umgeschaffen, so war sie die Wohlthäterin und der Schutzgeist aller benachbarten Armen geworden, und selbst die Dienerschaft betete sie an und suchte ihr Alles an den Augen abzulesen.

Die Gräfin Alexandrine hatte zwei Kinder — eine Tochter

von elf und einen Knaben von fünf Jahren, und lebte mit diesen und ihrem Gatten still und zurückgezogen auf Schloß Galaz. Sie liebte das wilde Treiben der Residenz nicht, und der Graf selber jagte viel lieber in seinen Wäldern und fischte in seinen Seen, als daß er sich der steifen Etiquette des Hofes fügte. Manchmal freilich konnte er sich ihr nicht ganz entziehen, und auch gerade jetzt war er schon wieder seit mehreren Tagen dorthin befohlen worden, um an einigen Hofjagden Theil zu nehmen, und gerade jetzt vermißte ihn die Gräfin so schmerzlich, da sie ihren Bruder zurückerwartete, der schon vor mehreren Tagen in der Residenz eingetroffen sein mußte und sie trotzdem noch nicht aufgesucht hatte. Heute Morgen aber war ein Brief von ihm angelangt, heute kam er gewiß, und eine eigene Unruhe hatte die sonst so stille und ruhige Frau erfaßt, die sie in keinem Zimmer rasten ließ und immer wieder hinaus auf den Söller trieb, um nach ihm auszuschauen.

Endlich — endlich wirbelte weit auf der Straße draußen der Staub auf, und die Töne eines muntern Hornes schallten herüber — es war eine Extrapost. Alexandrine winkte draußen auf dem Balkon mit ihrem Taschentuch — das Zeichen wurde erwidert, und wenige Minuten später rasselte der Wagen in den Hof und die lange getrennten Geschwister lagen sich in den Armen.

„Mein lieber, lieber Eduard," sagte die Schwester, als sie endlich oben mit ihm auf ihrem Zimmer saß, seine Hand in der ihren hielt und ihm in die Augen sah, — „oh, Gott sei Dank, daß wir Dich wieder haben aus der weiten fremden Welt — daß Du früher zurückgekommen wärst!" setzte sie leise und wehmüthig hinzu.

„Und der Vater ist im Zorn gegen mich geschieden?" sagte Eduard scheu.

„Nein — nein," rief Alexandrine rasch, „gerade in der letzten Zeit sprach er oft von Dir und bereute, daß er vielleicht zu hart gegen Dich gewesen. — Ich würde auch schon früher an Dich geschrieben haben, aber wir hatten keine Ahnung, in welchem Welttheil selbst Du Dich befändest, und erst nach des Vaters Tod erzählte ein in der Residenz weilender Fremder, daß er einen Eduard von Benner in Südaustralien getroffen

habe. Nur auf das unbestimmte Gerücht hin schickte ich Dir den Brief. — Böser, böser Bruder, daß Du nicht einmal mir, Deiner Alexandrine, ein Lebenszeichen geben konntest, und daß fremde Menschen es mir bringen mußten!"

„Meine theure Schwester!"

„Wie wir uns hier nach Dir gesehnt, in jener Schreckenszeit — aber jetzt bist Du ja wieder da — bist wieder bei uns und gehst nie und nimmer wieder fort."

„Meine gute Alexandrine!"

„Und wie braun und sonnverbrannt Du geworden bist — fast wie ein Indianer, und was für harte Hände Du bekommen — oh, Du hast gewiß schwere und böse Arbeit thun müssen, Du störrischer, trotziger Mensch Du!"

„Schwere Arbeit in der That."

„Und so allein hast Du indessen unter den fremden, kalten Menschen leben können, mit Niemandem, der Dich liebte und für Dich sorgte — das besonders hat mir das Herz so schwer gemacht, und wie oft sind mir, wenn ich an Dich dachte, die Thränen in die Augen gekommen. Oh, es muß schrecklich da draußen sein — ganz schrecklich — mag die Natur auch in allen ihren Reizen prangen!"

Eduard schwieg und sah scheu und seufzend vor sich nieder, denn er wagte nicht der Schwester zu gestehen, daß er verheirathet sei — mit wem er sich verheirathet habe — wenigstens jetzt noch nicht. Er mußte erst selber ruhiger und gefaßter sein — mußte sie ruhiger finden, um dann mit ihr seinen künftigen Lebensplan zu überlegen.

„Und doch wäre ich kaum so rasch nach Deutschland zurückgekommen," sagte er endlich, „wenn Du in Deinem Briefe nicht gar so dringend darauf bestanden und mir geschrieben hättest, daß meine Gegenwart hier unumgänglich nöthig sei."

„Verzeih mir die kleine List," lächelte da herzlich Alexandrine, „meine Liebe zu Dir dictirte den Brief, und ich mußte Dich wieder hier, wieder bei uns haben. Die Geldangelegenheit, Du lieber Gott, das hätten wir auch ohne Dich arrangiren können, und haben es in der That schon gethan, denn mein Mann hat die ganze Sache, und wie Du Dich fest darauf

verlassen kannst, Dein Interesse besonders dabei wahrend, geordnet."

„So war es nicht nöthig?"

„Und reut es Dich, daß Du gekommen bist, Eduard?" sagte sie mit leisem Vorwurf in dem Tone.

„Nein — nein, Alexandrine," rief er herzlich, sie an sich pressend — „wie kannst Du das glauben! — Wüßtest Du nur, wie oft ich selber mich nach Euch gesehnt!"

„Oh wie gern glaub' ich Dir das, Eduard!" erwiderte sie, seine Hand drückend, — „armer, armer Wanderer, der, so weit in die Welt hinausgeschleudert, Alles zurücklassen mußte, was ihm lieb und theuer war, und nichts dafür wiederfand, als fremde, gleichgültige Menschen. — Aber jetzt, Gott sei Dank, ist das anders," setzte sie rasch und lebhaft hinzu, als sie sah, wie sich ein Ausdruck von Schmerz über seine Züge stahl, dem sie freilich eine ganz andere Deutung gab, „jetzt bleibst Du bei uns! Du bist älter und vernünftiger geworden, Du hast Welt und Menschen kennen, Du hast an einer bestimmten Thätigkeit Freude gewinnen lernen, und hier, in unserer Mitte, wird Dich ein ganz besonderer Eifer treiben, das, was Du draußen erfahren, bei uns zu verwerthen. Unsere Güter liegen nicht so weit von einander entfernt, Bennerberg, unsere Geburtsstätte, wirst Du Dir gewiß zum Wohnsitz wählen, Dein Herz hing ja immer an dem alten Ort; dann nimmst Du Dir ein Weib, und Du wirst sehen, daß auch die Heimath ihre Vorzüge hat, ja daß sie von keinem andern Land der Erde übertroffen werden kann.

„Glaube auch ja nicht," fuhr sie rasch und gesprächig fort, als sie sah, wie sich ein wehmüthiger Zug um seine Lippen stahl, „daß es uns hier, auf dem Lande, an einem geselligen Leben fehlt — wir halten vorzügliche Nachbarschaft. Da ist Graf Sponneck, — Du mußt Dich ja auf den alten, etwas stolzen Herrn noch besinnen, mit einer ganz liebenswürdigen Familie und zwei reizenden Töchtern — da ist Baron Bromfels, der auf Bromfels lebt, da ist der alte Comthur Benthausen, der jetzt, zu seinen Enkeln gezogen, ordentlich wieder aufzuleben scheint, da sind noch eine Menge prächtige Familien,

alle zu den besten des Landes zählend, die Dich mit offenen Armen empfangen werden."

„Ich bin dieser Gesellschaft so entwöhnt," sagte Eduard verlegen.

„Du wirst Dich rasch wieder hineingewöhnen," lächelte seine Schwester, „an Deinem Aeußern sieht Dir auch wahrlich Niemand an, daß Du die vielen Jahre in der Wildniß gelebt hast — oh, Eduard, wie froh ich bin, daß Du nur wieder da bist, und Du böser, häßlicher Bruder konntest drei volle Tage in der Residenz bleiben, ohne zu mir zu eilen? Nicht eine Stunde hätte ich es dort ausgehalten, wenn ich an Deiner Stelle gewesen wäre!"

„Liebes Kind," sagte Eduard lächelnd, „ich glaube, Du würdest noch längere Zeit gebraucht haben, wenn Du so ausgesehen hättest wie ich. Bedenke, daß ich aus Australien, daß ich aus dem Busch kam und der kurzen Zeit nothwendig bedurfte, um mich nur wieder anständig kleiden zu können. Ich war vollkommen abgerissen und muß Dir noch besonders danken, daß Du mir in Deinem letzten Brief den Namen Deines Banquiers aufgegeben."

„Armer Bruder — so hast Du vielleicht gar Noth gelitten, während wir hier im Ueberfluß geschwelgt!"

„Laß das, mein Herz," sagte Eduard; „was ich gelitten, war eine nur zu gerechte Strafe für begangenen Leichtsinn. Wollte Gott," setzte er mit einem Seufzer leise hinzu, „daß ich damit mein vergangenes Leben abschließen könnte!"

„Das ist geschehen," rief die Schwester herzlich, indem sie ihn umarmte, „kein Wort des Vorwurfs von unserer Seite soll Dich je verletzen, Eduard, — kein Blick, kein Gedanke Dich kränken. Du bist wieder der Unsere, und daß Du es bleiben wirst, dafür bürgt mir Deine Liebe zu uns. Aber da kommen die Kinder, die sich lange schon auf Dich gefreut — jetzt scheuch' die Wolken von Deiner Stirn; das junge Völkchen darf Dich nicht traurig sehen, und heut Abend kehrt auch mein Mann zurück — oh, daß Du endlich, endlich wieder bei uns bist!"

Von diesem Augenblick an wurde dem wieder Heimgekehrten nicht mehr viel Zeit zum Ueberlegen gelassen, denn

G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Volks- und Familien-Ausgabe.

115. u. 116. Lieferung.

II. Serie.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Preis für jede Lieferung 50 Pf.

jede Stunde brachte Neues, brachte eine frische Erinnerung aus der Jugend, und als Graf Galaz endlich zurückkehrte, begrüßte er den wiedergewonnenen Schwager mit solcher Herzlichkeit, daß sich dieser nicht anders als heimisch in seinem Hause fühlen konnte.

Eduard ging in dieser ersten Zeit wie in einem Traum umher, nur immer mit der Furcht, daß er erwachen könne. Und er hatte sein Weib und Kind daheim vergessen? — Nein! Aber dies ganze wunderbare Leben, das ja seine Jugendzeit ausgefüllt, und von dem er schon für immer — Gott weiß es, wie schweren — Abschied genommen, übte einen solchen Zauber auf ihn aus, daß er sich dem Genuß desselben auch mit vollen, dürstenden Zügen hingab, und gewaltsam Alles aus seiner Seele, aus seiner Erinnerung bannte, was ihm diese Stunden hätte trüben oder stören können.

Dazu kam noch, daß er gleich in den ersten Tagen eine Beschäftigung fand, wie sie seiner ganzen Erziehung angemessen war. Er mußte die jetzt ihm gehörenden Güter und Grundstücke revidiren, und wieder im Sattel auf einem Vollbluthengst, mit einem Reitknecht hinter sich und an Graf Galaz' Seite, durchritt er die fruchtbaren Fluren und besuchte die alten lieben Plätze seiner Jugend, die jetzt sein Eigenthum geworden, seine Heimath auf's Neue bilden sollten.

Wieder und wieder tauchte dabei der Gedanke an sein Weib in ihm auf; aber wie war es möglich, sie in diesen Rahmen zu fassen — und wären außerdem die Eltern in Australien geblieben, wenn ihre Tochter nach Deutschland zurückging und ein Schloß bezog?

„Was fehlt Dir, Eduard? Du bist so nachdenkend geworden," sagte der neben ihm reitende Graf, der ihn schon eine Weile schweigend beobachtet hatte.

„Oh nichts — nichts, Rudolph," erwiderte sein Gefährte, indem er aber doch leicht erröthete, „nur der Uebergang von so verschiedenen Lebensbahnen war ein wenig zu rasch, zu jäh; kein Wunder, daß ich mich noch nicht so in Alles finden kann, was mich hier umgiebt, daß es mir ungewohnt, fremd vorkommt."

„Gewiß, gewiß," nickte ihm sein Schwager zu, — „aber

an das Bessere gewöhnt man sich leicht wieder, und Du sollst einmal sehen, Eduard, wie rasch Du Dich in das Alles hineinleben wirst. In drei, vier Monaten schon wird Dir Deine überseeische Expedition wie ein Traum vorkommen, aus dem Du glücklicher Weise zu einer behaglichen und erfreulichen Wirklichkeit erwacht bist. Schüttle deshalb die trüben Gedanken ab, Kamerad, sie taugen nichts für den sonnigen Tag und besonders nicht für die freundlichen Augen, die uns dort entgegenwinken."

„Dort? — wo?" sagte Eduard überrascht.

„Der Park hier," sagte der Graf, „gehört dem alten Comthur Benthausen, der da bei seinen Enkelkindern lebt, und eine liebenswürdigere Familie möchtest Du kaum auf der ganzen weiten Welt finden, als diese hier. Wir dürfen nicht vorbeireiten, denn der alte Herr würde es mir nie vergeben, wenn ich Dich nicht zu ihm gebracht hätte. Wir haben die letzten Monde viel von Dir gesprochen."

„Aber kommen wir ihnen jetzt gelegen?"

„Denen? — immer, und wenn es Morgens um acht Uhr wäre, denn dann träfen wir die Damen schon auf ihrem Morgenspaziergang im Park — halt, hier rechts — wir reiten hier gleich durch die kleine Pforte."

Einer der Reitknechte war schon abgesprungen, um das schmale eiserne Thor zu öffnen, das fast versteckt unter dichten Festons von Epheu und wildem Wein lag, und gleich darauf tauchten sie in den kühlen Schatten eines herrlichen Parkes ein, der mit reizenden Gruppen mächtiger Buchen, Eichen, Tannen, Kiefern und Birken, mit üppigen Grasflächen und von murmelnden Bächen durchschnittenen Gebüschen wechselte.

Auch die schmalen Kieswege waren vortrefflich gehalten, und auf einem von diesen hintrabend, erreichten sie bald das von Blüthenbüschen umgebene Herrenhaus, reich im englischen Styl gebaut, das wie ein kleines Feenschloß hier mitten in dem künstlichen Wald lag und durch seine Staffage noch mehr Feenhaftes erhielt.

Die Familie war gerade bei ihrem Frühstück auf einer Terrasse vor dem Hause — die Damen in leichter Morgentoilette, die Herren in weißen Röcken und Strohhüten; die

Terrasse selber wurde von dem Park durch ein offenes, gewölbtes, mit rankenden Rosen und Passionsblumen bewachsenes Spalier abgeschlossen, das die kleine dahinter befindliche Gesellschaft wie in dem lebendigen Rahmen eines Bildes zeigte — dazu die aufwartenden Diener in Livrée und davor ein paar zahme Stück Wild, die wahrscheinlich gewohnt waren, ihr Frühstück aus den Händen ihrer schönen Pflegerinnen zu erhalten. Eduard zügelte unwillkürlich sein Pferd ein, um den zauberisch lieblichen Anblick noch länger zu genießen, und Graf Galaz hielt an seiner Seite und nickte ihm lächelnd zu.

„Nicht wahr, unser Deutschland ist doch schön?" sagte er freundlich; „ein lieblicheres Bild, als das da vor uns, läßt sich nicht denken, und wenn Du die Menschen erst kennen lernst, wirst Du Dich gar nicht mehr von unserer Gegend trennen wollen."

Ein Windspiel, das auf der Terrassentreppe lag und bis jetzt mit seinen klugen Augen das dicht zu ihm hinangekommene Wild beobachtet hatte, spitzte plötzlich die Ohren und schlug an. Es hatte die fremden Pferde bemerkt, und der alte Herr am Tisch nahm rasch sein neben ihm liegendes Doppelglas heraus und sah hindurch.

„Galaz!" rief er fröhlich aus, als er den Freund erkannte, — „heran, Mann, Ihr kommt gerade zur rechten Zeit — heran mit Euch, heran!"

Die beiden Reiter sprengten, der freundlichen Einladung folgend, etwas weiter vor, saßen dann ab und gaben den aus den Sätteln springenden Reitknechten die Zügel, während die ganze Gesellschaft, um sie zu begrüßen, ihnen entgegenkam. Und wie herzlich wurden sie von den lieben Menschen aufgenommen!

Also das war der Australier, von dem man so viel in der letzten Zeit gesprochen — und wie braun er auch aussah — dem hatte die Sonne den Teint schön verbrannt! „Und wie viel und schön der erzählen könnte, wenn er wollte," flüsterten sich die jungen Damen zu und errötheten tief, als sie daran dachten, daß er die Worte vielleicht gehört haben könnte.

Die Herren mußten mit Theil am Frühstück nehmen, und Eduard kam neben die älteste Enkelin des alten Comthurs,

die Baronesse Hedwig, zu sitzen, ein liebes, herziges Kind von vielleicht neunzehn Jahren, heiter und aufgeweckt dabei, nicht selten mit einem Anflug von neckischem Humor, und doch so hold und sittsam und von unbeschreiblichem Liebreiz.

„Und wissen Sie, daß wir uns schon recht um Sie geängstigt haben,“ sagte sie mit offener und natürlicher Herzlichkeit, „als uns Gräfin Alexandrine mittheilte, daß sie an Sie geschrieben hätte und immer kein Brief, keine Antwort kommen wollte.“

„Der Weg ist so entsetzlich weit, mein gnädiges Fräulein,“ erwiderte der junge Mann, ordentlich verlegen dem holden Wesen gegenüber, „und den ersten Brief, den ich möglicher Weise senden konnte, brachte ich selber mit nach Europa.“

„Das ist allerdings die sicherste Beförderung,“ lächelte Hedwig, „wenn auch nicht immer die bequemste. Wie man aber nur so weit von zu Hause weggehen kann, begreif' ich nicht; mir thut das Herz schon weh, wenn ich nur einmal auf drei Tage von daheim fort bin.“

„Aber jetzt bleibt der junge Herr bei uns? nicht wahr?“ rief der alte Comthur über den Tisch herüber. „Das weiß der liebe Gott, was jetzt in die Leute gefahren ist,“ setzte er dann, zu Galaz gewandt und ohne Eduard's Antwort abzuwarten, hinzu, „aber alle Welt läuft nach Amerika, und wen hier irgend der Schuh wo drückt, der packt seinen Koffer einfach und setzt sich in der liebenswürdigen Absicht auf ein Schiff, da drüben in Amerika Bäume auszureißen und ein reicher Mann zu werden. Denken Sie sich, Galaz, heute Morgen bekomme ich einen Brief von meinem Schwager, dem General. Sein Junge ist auch fort, der Fritz, — ein tüchtiger, wackerer Kerl sonst, mit Kopf und Herz auf dem rechten Fleck, — aber was thut er? — vergafft sich da in ein armes Mädel, eine Schneiderin oder Wäscherin, Gott weiß was, und wie der General natürlich seine Zustimmung nicht geben will, hat er nichts Eiligeres zu thun, als mit ihr auf ein Schiff und nach Amerika zu gehen.“

„Der Fritz?“ rief Graf Galaz erstaunt, „es ist doch kaum möglich — ein Aristokrat von ächtem Fleisch und Blut zwischen

die Yankees — er kann sich dort nicht wohl und heimisch fühlen."

Der alte Herr zuckte die Achseln. — „Er wird müssen," sagte er, „denn er würde es mit einer solchen Mesalliance hier ebenfalls nicht gekonnt haben."

„Aber, lieber Freund," sagte Galaz, „Mesalliancen sind jetzt ordentlich Mode geworden, und altadelige Geschlechter ohne Capital verbessern leider nur zu häufig ihre Umstände durch eine reiche Banquiers- oder Kaufmannstochter."

„Leider, leider," nickte der Comthur, „aber sie bekommen dann doch meistens Frauen, die schon in der Welt gelebt haben und mit denen sie sich können sehen lassen. Eine elegante Erscheinung und die nöthige Tournüre übertüncht Manches — aber eine Näherin und ohne einen Heller Vermögen —"

„Es ist die alte Geschichte," sagte Galaz, „eine Hütte und ihr Herz — das verwünschte Romanlesen steckt dem jungen Volk zu sehr in den Köpfen, und sie bedenken nicht, daß die Romane immer gerade da aufhören, wo ihr Leben anfangen soll —"

„Da haben Sie Recht, Herr Graf," rief die muntere Hedwig, „das ist auch das Einzige, was ich so oft an den Romanen bedauere, daß der Autor Alles für abgemacht hält, sobald sich die Liebesleute bekommen haben, und da fängt ja doch das Interesse erst an. In einen Brautstand können wir uns Alle hineindenken, in einen Ehestand nicht — besonders wenn er nach solchen entsetzlichen Schwierigkeiten und mit so verschiedenen Elementen geschlossen wird, wie das in Romanen fast immer der Fall ist."

„Sieh, sieh, meine kleine Hedwig," lächelte Galaz, „ich hätte gar nicht geglaubt, daß Sie so neugierig wären!"

„Wir sind Alle neugierig, nicht wahr, Großpapa?" rief Hedwig, „und so möchte ich um's Leben gern wissen, was für Abenteuer und Fährnisse mein schweigsamer Nachbar in dem schrecklichen Australien erlebt hat — und was es dort für Damen und Toiletten giebt, aber er erzählt mir gar nichts," setzte sie mit komischem Bedauern hinzu.

Eduard fühlte, wie roth er wurde — „mein schweigsamer Nachbar" — Du lieber Gott, wo hatte seine Erinnerung

in dem Augenblick geweilt, und wie schmerzlich ihn selber das Gespräch berührt, wenn auch keiner der Anwesenden den wahren Grund vermuthen konnte.

„Aber die australischen Damen, mein Herz," sagte der Großvater, „machen, so viel ich weiß, gar keine Toilette, und Herr von Benner wird sich auch wohl nicht um die bekümmert haben."

„Sie machen mir meinen jungen Freund ganz verlegen," lachte Graf Galaz; „übrigens muß ich Ihnen bestätigen, mein gnädiges Fräulein, daß es in der That außerordentlich schwer hält, ihn zum Erzählen zu bringen; indirect hab' ich es wenigstens schon verschiedene Male umsonst versucht."

„Man glaubt gewöhnlich," sagte Eduard, der seine Befangenheit gewaltsam abschüttelte, „daß Jemand, der ein fremdes Land besucht, auch immer viel Abenteuerliches müsse zu berichten haben, und wie viele Tausende wandern aus, ohne nach Jahre langem Aufenthalt, selbst in einer fremden Welt, mehr oder Merkwürdigeres erlebt zu haben, als was sie auch erlebt hätten, wenn sie daheim geblieben wären. Ich bin einer von diesen Unglücklichen, die dazu verurtheilt bleiben, ihren alltäglichen Lebensgang fortzusetzen, wo sie sich auch befinden, und wenn ich ein Abenteuer erzählen wollte, müßte ich eins erfinden."

„Aber, mein bester Herr von Benner," sagte Hedwig, „glauben Sie nicht, daß wir die Erzählung irgend eines haarsträubenden Abenteuers erwartet haben; im Gegentheil; die schenk' ich einem Jeden, denn es ist das eine Aufreizung der Nerven, die viel mehr angreift, als erquickt, — nein, irgend ein friedliches ethnographisches Bild jenes wilden Landes, die Beschreibung irgend einer dortigen Häuslichkeit, am liebsten Ihrer eigenen, würde für mich von weit größerem Interesse sein."

„Mein gnädiges Fräulein —"

„Aber, Kinder," kam der alte Comthur hier dem jungen Mann zu Hülfe, „wie könnt Ihr nur erwarten, daß Benner sich hier zu Euch zum ersten Mal zum Frühstück niedersetzen und dann augenblicklich anfangen soll, zu erzählen. Das geht ja doch auf keinen Fall und ist gegen Menschennatur. Wollt Ihr von Jemandem etwas erzählt haben, so erzählt ihm selber

erst etwas, nachher thaut er auf und Ihr bringt ihn in Gang. So vom Platz weg geht das nicht, wie bei einer Spieluhr, die man nur aufzuziehen braucht. Benner bleibt jetzt jedenfalls in unserer Nachbarschaft und wird uns, wie ich sicher hoffe, öfter besuchen. Dann benutzt Eure Zeit, und wenn Ihr es geschickt anfangt, zweifle ich keinen Augenblick, Ihr werdet Alles aus ihm herausbekommen."

„Wenn ich nicht fürchten muß, den Damen lästig zu fallen, mach' ich gewiß von dieser freundlichen Einladung Gebrauch," sagte Eduard.

„Lästig fallen," rief aber der Comthur — „man sollte wahrhaftig glauben, er hätte Deutschland keinen Augenblick verlassen, so geläufig sind ihm noch die faden, nichts meinenden Höflichkeitsformeln — lästig fallen, junger Freund — ein Australier und lästig fallen — da sehen Sie sich einmal die Gesichter der Damen an!"

Das Gespräch wurde jetzt allgemein, aber Eduard fand überall so viel Herzlichkeit, so viel freundliches und unbefangenes Entgegenkommen, daß er auch selber mehr aus sich herausging. Im Anfang war ihm das Gefühl gekommen, als ob er nicht in diesen Kreis gehöre, als ob er ein Eindringling sei in diese Cirkel, wenn ihn auch seine Geburt zu dem Verkehr mit ihnen berechtigte — aber das verschwand. Die dunkle Wolke, die auf seinem Leben lag, lichtete sich mehr und mehr in dem auf ihn einwirkenden Sonnenschein dieses geselligen Kreises; er plauderte und erzählte, und als er endlich, um seinen Weg mit dem Schwager fortzusetzen, Abschied von dem alten Herrn und den Damen nahm, gelobte er ihnen mit Hand und Mund, seinen Besuch recht bald zu wiederholen.

6.

In der Heimath.

Eduard von Benner befand sich, so lange er in dem Kreis dieser liebenswürdigen Familie weilte, in einer Art von künstlich hervorgerufener Erregung, die ihn der Vergangenheit wie Zukunft entrückte und seine Augen nur an der erfreulichen Gegenwart schwelgen ließ. Er hatte mit Hedwig und den anderen jungen Mädchen gelacht und ihnen eine Menge Dinge von den australischen Wunderlichkeiten erzählt, von den sonderbaren Eingeborenen, von dem fremdartigen Baum- und Pflanzenwuchs, von den ganzen Eigenthümlichkeiten des Landes, dem die kleine Gesellschaft mit der gespanntesten Aufmerksamkeit lauschte.

Jetzt war der Zauber von ihm genommen. Er ritt wieder mit seinem Schwager den breiten, sonngebrannten Weg hinab, der nach dem nächsten Dorf und Rittergut hinüberführte; aber all' die alten peinigenden Gedanken stürmten auf ihn ein und plagten sein Herz mit ihren Zweifeln und Vorwürfen, denn das Geheimniß seiner Ehe lag wie ein Alp auf seiner Seele.

Und weshalb hatte er überhaupt ein Geheimniß daraus gemacht? Weshalb seiner Schwester nicht gleich bei seiner Ankunft die unumwundene, doch nicht mehr zu umgehende Wahrheit gesagt? — Wieder und wieder legte er sich die Frage vor, und immer fehlte ihm die Antwort, weil er sich scheute, sie sich selber zu gestehen — er habe sich seines braven Weibes geschämt. Und mußte es Alexandrine denn nicht erfahren? Mußte er denn nicht einmal das doch thun, gegen das er sich jetzt noch sträubte: ein volles Geständniß seines bisherigen Lebens abzulegen, und verschlimmerte er nicht seine Schuld noch durch Verzögerung? —

Wenn er es nun jetzt gleich that, seinem Schwager Alles mittheilte, was ihn bedrückte, sein Herz frei und leicht machte? Aber er wagte es nicht. So oft ihm das Wort auch schon

auf den Lippen lag, er vermochte nicht, es auszusprechen, denn er fürchtete die Vorwürfe des strengen Mannes. — Aber seine Schwester wollte er zur Vertrauten machen, sobald er zurück nach Galaz kam; sie sollte, sie mußte Alles wissen, und ihm dann rathen, was er zu thun habe. Sie war ja auch so gut und lieb und hing an ihm mit ganzer Seele, ihr durfte er sagen, was ihn bedrängte, und ihrem Ausspruch wollte er sich dann fügen.

„Bist Du ein wunderlicher Mensch," sagte da Galaz, der an seiner Seite ritt, „eben noch da drin bei Deinen schönen Zuhörerinnen Feuer und Flamme und gar nicht wegzubringen, daß wir jetzt in der heißen Mittagssonne den Weg reiten müssen, den wir hätten in der Morgenkühle zurücklegen können, und nun auf einmal bleich und in Dich gekehrt, Deinem Pferd die Sporen einsetzend, daß ich kaum Schritt mit Dir halten kann, und auf keine meiner Fragen und Zurufe achtend. Deine Erinnerungen haben Dich wohl so lebhaft in Deine „Malley- und Salzbusch-Scrubs" zurückversetzt, daß Du ganz in Gedanken hinter einem eingebildeten Dingo oder Känguru hersetzest?"

„Sei mir nicht böse, Rudolph," sagte Eduard, rasch dabei sein Pferd einzügelnd; „Du hast Recht, ich war wirklich mit meinen Gedanken fern, aber nicht in Australien, wie Du zu glauben scheinst, sondern hier bei Euch. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie wunderbar für mich der rasche Uebergang von jenem trostlos wilden Leben zu diesem mit Genüssen gesättigten ist, und es giebt noch Stunden, wo es mir vorkommt, als ob ich von einem Zauber befangen sei, der nicht wahr und wirklich sein könne, und — ich fürchte mich dann ordentlich vor dem Erwachen."

„Ich glaube Dir's," sagte Graf Galaz gutmüthig, „ich glaube Dir's — Dein langes einsames Leben dort, dann die fünfmonatliche Seereise auf einem Schiff, wo Du, wie Du uns erzählt, der einzige Passagier gewesen, das Alles mußte dazu dienen, Dich von der Welt abzuschließen, Dich ihr zu entfremden; aber davon werden wir Dich hier bald curiren, das sei versichert. Es wird nicht lange dauern, und Du fühlst Dich wieder so heimisch bei uns, wie bis jetzt unter

Deinen ewigen Gumbäumen; — aber da sind wir an Ort und Stelle," — unterbrach er sich selber — „das hier ist das Vorwerk, das ich Dir zeigen wollte, und nun laß uns Schritt reiten, damit sich die Thiere wieder ein wenig abkühlen; wir sind fast ein wenig zu rasch hierher gejagt."

Von jetzt an nahm die Gegenwart und die aufgesuchte Oertlichkeit ihre ganze Aufmerksamkeit viel zu sehr in Anspruch, als daß Eduard noch länger hätte seinen trüben Gedanken nachhängen können; und wahrlich, er suchte ein solches Grübeln nicht, das ihm, je länger es dauerte, je peinlicher wurde. Er wollte vergessen — wenigstens für jetzt. — Was später kommen mußte, kam ja doch.

Erst gegen Dunkelwerden kehrten sie nach Hause zurück, aber auch hier fand sich keine Gelegenheit, ungestört mit der Schwester sprechen zu können, denn es war Besuch angekommen, der einige Tage blieb und ein ruhiges Beisammensein unmöglich machte. Er konnte nicht einmal die Abreise desselben erwarten, denn er mußte jetzt selber wieder auf einige Zeit in die Residenz, um seine Geldangelegenheiten mit dem dortigen Banquier zu ordnen und ihm seine Namensunterschrift zu geben.

Von der Residenz aus aber schrieb er einen langen Brief nach Hause an sein Weib — schrieb ihr, daß er noch aufgehalten werde und nicht so rasch zurückkehren könne, als er geglaubt, und schickte ihr in Wechseln auf Adelaide eine nicht unbedeutende Summe Geld, damit sie sich indessen dort jede Bequemlichkeit verschaffen könne, die ihr bis dahin gefehlt. Auch für Becher wies er das ihm zur Reise geborgte Geld an, und fühlte dadurch sein Herz erleichtert — war er doch vor der Hand, so weit er dies vermochte — seinen Verpflichtungen nachgekommen.

In der Residenz wurde er länger aufgehalten, als er gedacht — so viele alte Freunde fand er ja dort, und mit einem oder dem andern erst zufällig zusammengetroffen, konnte und durfte er doch auch die übrigen nicht vernachlässigen — man hätte es ihm mit Recht übel genommen. Außerdem mußte er sich auch vollkommen neu equipiren. Mit seiner Toilette war es noch immer ziemlich schlecht bestellt, denn nach seiner Ankunft hatte er sich doch nur eben das Nothwendigste

angeschafft. Das Alles nahm Zeit weg, und die Zeit flog hier in Europa so entsetzlich rasch, er wußte oft selber nicht, wo so ein Tag geblieben.

Endlich kehrte er nach Galaz zurück, aber die Gastlichkeit der Insassen schien kein ruhiges Leben, wenigstens in der Sommerzeit, zu gestatten. Er fand den alten Comthur mit Hedwig und zweien ihrer jüngeren Schwestern zum Besuch dort, und wurde mit Jubel von der kleinen Gesellschaft empfangen.

Und wie lieb und gut war Hedwig gegen ihn — wie lernte er hier in diesen wenigen Tagen ihr stilles Wirken kennen und schätzen! — Und wie talentvoll war sie dabei — was für reizende Skizzen hatte sie in der kurzen Zeit gemalt, und welche zum Herzen sprechenden Melodien entlockte sie den Tasten, wie seelenvoll klang ihre Stimme, wenn sie dazu sang! Eduard saß dann stumm und regungslos in einer Ecke des Zimmers und lauschte wie fernem Orgelklang den lieben Tönen — so weich — so weh war ihm dabei um's Herz, und ankämpfen mußte er gegen sich, um die aufsteigenden Thränen zu bezwingen.

Was es war, das ihn so bewegte? er mochte sich selber keine Rechenschaft darüber geben — er wußte es nicht; aber während es sein Herz mit süßer Wehmuth erfüllte, überkam ihn eine Angst dabei — eine Angst vor sich selber, die ihm die kalten Tropfen auf die Stirn preßte. Er mußte endlich aufstehen und das Zimmer verlassen, weil er sich zu verrathen fürchtete, und Alexandrine nur, die ihn schweigend beobachtet hatte, folgte ihm mit ihrem Blick.

Liebte er Hedwig? — Sie wünschte und hoffte es, denn erst dann durfte sie fest darauf rechnen, den ruhelosen Geist für immer in ihre Nähe zu bannen. — Aber weshalb dann diese Unruhe, dieser augenscheinliche Schmerz in seinen Zügen? Sie wußte, daß er nicht verzagt war — nie im Leben! Nagte ein anderer Gram an seinem Herzen?

Hedwig hatte den Kopf gewandt, als er das Zimmer verließ, und ihm nachgesehen. Und mitten im Gesang ging er fort. Sie endete ihr Lied und sagte lachend:

„Deinen Bruder, Alexandrine, habe ich hinausgesungen.“

„Aber ich glaube," sagte die Gräfin, „es kann nur schmeichelhaft für Dich sein, denn er schien mir tief ergriffen."

„Du brave Schwester Du," lachte das junge Mädchen, „wie wacker Du seine Partei nimmst — aber ich werde nachher ein Kreuzverhör anstellen und sehen, ob er die nämlichen Entlastungsgründe — wie Großpapa sagt — vorbringen wird, die seine Vertheidigerin aufgestellt hat."

Alexandrine bat sie jetzt, ein munteres Lied zu singen, und das junge Mädchen willfahrte gern, neigte ihr ganzes Wesen doch auch viel mehr dem Heitern als Ernsten und Schwermüthigen zu. Sie sang einige reizende österreichische Lieder, deren Dialekt sie vollständig mächtig war, und lächelte dabei still vor sich hin, als sich die Thür wieder leise öffnete und Eduard zu seinem verlassenen Sitz zurückglitt. Er hatte sich unbemerkt geglaubt und dabei nicht beachtet, daß ein großer, unfern von dem Instrument stehender Spiegel jede seiner Bewegungen der nur zu aufmerksamen Sängerin verrieth.

Als sie endlich schloß und von ihrem Sitz aufstand, kam auch Eduard mit den Uebrigen herbei, um ihr seinen Dank auszusprechen.

„Nun, Herr von Benner," sagte sie und bemühte sich vergebens, dabei ernsthaft zu bleiben, — „was hat Ihnen nun besser gefallen, mein schwermüthiges elegisches Lied vorher, oder die heiteren Melodien jetzt?"

„Mein gnädiges Fräulein," erwiderte Eduard, dem nicht entgehen konnte, daß Muthwillen hinter der Frage lauerte — „glauben Sie mir auf mein Wort, daß ich noch nicht lange genug wieder im Vaterlande bin, um mich einem solchen Genuß unbefangen hinzugeben. Alte wehmüthige Erinnerungen tauchen mit den lange — oh! so ewig lange nicht gehörten lieben Klängen zugleich in meinem Herzen auf — Reminiscenzen aus einer vergangenen — verlorenen Zeit, und ich weiß dann selber nicht, ob ich aufjubeln — ob ich trauern soll."

„Und siehst Du, Hedwig, daß ich Recht gehabt?" rief Alexandrine, indem sie mit Herzlichkeit des Bruders Hand ergriff.

„Und haben Sie sich das erst draußen überlegt?" lächelte aber diese, nicht gewillt, ihn so leicht durchschlüpfen zu lassen.

„Zürnen Sie mir nicht, mein gnädiges Fräulein,“ bat der junge Mann, „wollte ich Ihnen die Ursache meiner Bewegung sagen, Sie würden mich vielleicht nicht einmal verstehen.“

„Sie können auch grob werden,“ neckte das junge Mädchen.

„Danken Sie Gott, daß Sie es nicht verstehen können,“ lautete aber die ernste Antwort. „Das Verständniß ist mit schwerem Leid erkauft und theuer — entsetzlich theuer, denn wir zahlen es gewöhnlich mit den besten Jahren unseres Lebens.“

Hedwig erschrak ordentlich vor dem düstern Ausdruck in seinen Zügen und lenkte freundlich ein.

„Aber, Herr von Benner, ich habe Sie ja nicht böse machen wollen; zürnen Sie nicht meinem tollen Muthwillen, der Sie vielleicht verletzte, wo — er nur ein wenig necken sollte —“

„Mein liebes gnädiges Fräulein,“ erwiderte Benner, „glauben Sie um Gottes willen nicht, daß Jemand Ihnen zürnen könnte —“

„Also auch zu schmeicheln verstehen Sie? — Sie sind vielseitig.“

„Nein,“ sagte Eduard treuherzig, „das habe ich glücklicher Weise, mit mancher andern unnützen Eigenschaft, da draußen in der Welt abgeschliffen — ich kann nicht heucheln, und wie ich mich gebe, bin ich.“

„Wollte Gott, alle Menschen könnten das von sich sagen,“ seufzte Hedwig — „es wäre besser auf der Welt!“

Alexandrine hatte ihren Bruder, während er sprach, still und schweigend beobachtet, jetzt, da die Unterhaltung eine zu ernste Wendung zu nehmen schien, trat sie an's Instrument und fiel rasch in eine muntere Weise ein, die bald alle trüben und schwermüthigen Gedanken zerstreuen mußte. Hedwig jubelte auch gleich wieder auf, und in wenigen Minuten hatte sie den bösen Geist beschworen, der die Fröhlichkeit des kleinen Kreises stören wollte. — Aber im eigenen Herzen war es der Schwester trotzdem nicht so leicht zu Muthe, denn Eduard's ganzes Benehmen verrieth, daß ihm irgend etwas — was es auch sei, die Seele drücke — und weshalb gestand er ihr das nicht?

War es wirklich die erwachende Liebe für das junge reizende Mädchen — aber weshalb da dieser kummervolle, schmerzliche Zug um den Mund? War das eine Quelle der Sorge, und hätte es nicht eher das Gegentheil, eine Quelle der Freude und des erwachenden Glückes sein müssen?

Die jungen Damen blieben noch bis spät in die Nacht bei ihnen, und Alexandrine beschloß, ihren Bruder an diesem Abend scharf und heimlich zu beobachten, ob sie etwas Weiteres an ihm entdecken könne, wo nicht aber, ihn morgen direct zu fragen und ihm ihre Hülfe anzubieten. Sie war ja so glücklich, ihn wieder zu haben, und konnte ihn da nicht traurig sehen, wo gerade Alles zusammentraf, um ihn mit dem früher verlorenen Leben wieder auszusöhnen.

Durch die heiteren Weisen angeregt, schien er auch wirklich seinen trüben Gedanken entzogen zu sein, und als sich nach Tisch die kleine Gesellschaft noch auf der Terrasse versammelte, wurde er sogar heiter und gesprächig.

Es war auch ein lauschiges Plätzchen zum Erzählen, diese Terrasse in der Blüthenzeit des Jahres. Breit und geräumig, mit feinem Kies bestreut, umzog sie eine niedere steinerne Balustrade, auf den Pfeilern mit Vasen bestellt, in denen breitblättrige, stachlige Aloepflanzen üppig wucherten. In der Mitte derselben war ein Bassin von weißem Marmor angebracht, aus dem ein kleiner Springbrunnen emporstieg, gerade hoch genug, um durch sein leises, melodisches Plätschern die Stille zu unterbrechen, und doch das Gespräch nicht zu stören. Auf den Marmortischen brannten Windlichter in hohen geschliffenen Gläsern und warfen ihren matten Schein auf die umhergepflanzten Blüthenbüsche, während von dem mit eisernen Stäben umzogenen Portal des Gartensalons blühendes Jelängerjelieber niederhing, die Luft mit seinem Wohlgeruch erfüllte und zahlreiche große, prächtig farbige Nachtfalter anzog, die darum her und oft über die Lichter surrten.

Und weit da draußen lag der Park mit seinen duftenden Wiesen und seinem breiten Wasserspiegel des Teichs, in den der Mond sein Licht niederstrahlte, und auf dem noch silberblitzende Schwäne herüber- und hinüberzogen, während ein leiser Luftzug über die paradiesisch-schöne Gegend strich.

Unten im Park schlug eine Nachtigall, und die kleine Gesellschaft war aufgestanden und an die Terrasse getreten, um den lieben Tönen zu lauschen — jetzt schwieg sie, und lautlos schauten sie Alle in die stille, herrliche Nacht hinaus.

„Und ist es auch so schön bei Ihnen in Australien, Herr von Benner?“ sagte da Hedwig, die an seiner Seite stand, mit leiser Stimme — „haben Sie auch dort solche Nächte, einen solchen Himmel, solche Scenerie?“

„Nein, mein Fräulein,“ erwiderte Benner bewegt — „für den Australier vielleicht, aber nicht für uns, deren Seele noch am deutschen Boden hängt. — Es giebt doch nur eine Heimath, und wo die ein solches Paradies umschließt, wer kann es dem Menschenherzen da verdenken, wenn es an ihr mit allen Fasern hängt.“

„So sehnen Sie sich nicht dorthin zurück?“

Eduard schwieg — die Frage traf ihn tief in's Mark, denn Alles, was den Menschen an dies Leben bindet: Weib und Kind, lag ihm dort und hätte ihn mit allen Banden der Seele zurückziehen müssen.

„Es ist eine merkwürdige Thatsache mit uns armen Sterblichen,“ sagte er endlich, „daß wir einen Platz, auf dem wir lange gelebt — ob es uns dort gut gegangen, ob wir Leid oder Weh erfahren — lieb gewinnen und mit Wehmuth von ihm scheiden. Ja, den Gefangenen sogar soll ein solches Gefühl ergreifen, wenn er aus seiner Zelle scheidet, aus der er sich lange, lange Jahre mit blutendem Herzen herausgesehnt. Wird ihm aber die Freiheit endlich, und darf er den Schauplatz seines Jammers verlassen, so erfüllt ihn ein Gefühl der Wehmuth, von den Mauern jetzt für immer Abschied zu nehmen, die so oft seine Seufzer und Thränen gesehen.“

„So war Ihnen Australien ein Gefängniß?“ sagte das junge Mädchen mit tiefem Gefühl — „oh bitte, erzählen Sie uns einmal, wie Sie die letzte Zeit dort gelebt, was Sie gethan und getrieben, wer mit Ihnen verkehrt und was Sie ertragen. Für uns, die wir Sie jetzt kennen, ist das ja Alles, selbst die größte Kleinigkeit von Interesse.“

„Auch uns hast Du eigentlich noch nichts von Deinem dortigen Leben erzählt,“ bat jetzt auch Alexandrine — „von

den Menschen dort wohl, den wilden und zahmen, von den Pflanzen und Thieren — aber nie von Dir selber. Du bist hier unter lauter Freunden, lege einmal eine offene Beichte ab."

Alles drang jetzt in ihn, seine Schicksale zu erzählen — aber so heiter und unbefangen Eduard auch vorher wieder geplaudert hatte, jetzt zog er sich scheu in sich selbst zurück. Er gab ausweichende Antworten — er sei dazu nicht in der rechten Stimmung — es wäre auch zu einförmig, um die Gesellschaft zu unterhalten — kurz, er wich aus, und da man fühlte, daß er es nicht gern that, hatte man Tact genug, nicht weiter in ihn zu dringen.

Das Gespräch drehte sich jetzt um alltägliche Gegenstände, und erst gegen elf Uhr fuhr der Wagen des alten Herrn vor, der die Familie zurück auf ihr Schloß brachte.

7.

Das Geständniß.

Eduard von Benner hatte eine schlaflose Nacht; er fühlte, daß er so nicht länger fortleben, daß er nicht länger das Geheimniß seiner Ehe gegen seine Schwester, gegen seinen Schwager wahren könne und dürfe. Ihnen wenigstens mußte er gestehen, was ihm auf der Seele lastete, was ihm die Heimath, das Glück, das ihn hier umgab, zu einem täglichen Vorwurf machte, und ihn zuletzt doch noch zwingen würde, nach jenem entsetzlichen Land zurückzukehren. Oder hätte er wagen dürfen, seine Frau, seine Schwiegereltern, die Schuhmachersleute, in diese Kreise einzuführen? — Es war nicht möglich, das sah er vollkommen ein, und was anders blieb ihm übrig, als sein verfehltes Leben nun auch durchzuführen, wie er es selber sich gestaltet hatte — was konnte er thun, um, diesem Zwitterdasein entzogen, von ihm befreit zu werden?

Oh, wohl fielen ihm jetzt die Warnungen seines früheren

Freundes Krowsky ein, der ihn so oft und dringend abgemahnt, den Schritt zu thun — wohl bereute er jetzt bitter, ihm damals nicht gefolgt zu sein und hartköpfig auf seiner tollköpfigen Idee beharrt zu haben — es war zu spät — der Würfel gefallen, und er mußte das Unvermeidliche jetzt tragen und — elend sein.

Elend? er wagte nicht dem Gedanken zu folgen, wenn er an sein liebes, braves Weib da draußen dachte — wie treu sie an ihm hing, wie ihre ganze reine, unschuldige Seele nur ihm gehörte, nur für ihn sorgte und mühte, und er? worüber grübelte — worüber sann er? Er barg das Antlitz in den Händen, so erfaßte ihn ein Gefühl von Scham und Reue, und dennoch — dennoch fehlte ihm die Kraft, sich aufzuraffen und das zu thun, was ihm sein Gefühl für Recht gebot — was er thun mußte, wenn er sich nicht selber verachten sollte.

Ermüdet vom vielen Denken schlief er endlich ein, aber der nächste Morgen brachte ihm keine Linderung, ja vermehrte nur das Qualvolle seines Zustandes, weil es ihn der Entscheidung näher brachte. Er fühlte aber auch — heute Morgen mit kaltem Blute sowohl, wie gestern Abend in der Aufregung, in welche ihn Hedwig's Gegenwart versetzt, — daß er mit seiner Schwester offen sprechen müsse. In welchem Licht wäre er ihr sonst später erschienen, wenn sie — was auf die Länge der Zeit unvermeidlich blieb — das Verhältniß doch erfuhr, in dem er stand.

Es wurde ihm entsetzlich schwer, zu dem Entschluß zu gelangen, aber er sah auch keine Möglichkeit, ihm länger auszuweichen, und mit dem fast eben so unbehaglichen Gefühl des Zwanges zog er sich endlich an und ging zum Frühstückstisch hinüber.

Sein Schwager und seine Schwester erwarteten ihn schon; die Kinder frühstückten immer mit ihrer Bonne zeitiger im Garten — und Alexandrine sah dem Bruder auf den ersten Blick an, daß ihn etwas bedrücke, oder daß er sich vielleicht leidend fühle. Seine Züge hatten einen überwachten Ausdruck — die Augen lagen ihm tief in den Höhlen, auch seine Wangen waren auffallend bleich. Bei dem Frühstück blieb er ziemlich

einsilbig; auf die Frage, ob ihm etwas fehle, gab er eine ausweichende Antwort — etwas Kopfschmerzen, nichts weiter. Die Schwester ließ es dabei bewenden. Graf Galaz erzählte ihm dabei von ein paar prächtigen Pferden, die ihm heute Morgen zugeschickt worden, und die sie nachher probiren wollten. Eduard hatte den Wunsch geäußert, ein Gespann zu kaufen — er ging ziemlich theilnahmlos darauf ein.

Die Diener kamen herein und trugen das Frühstücksgeschirr hinaus. Die Drei waren allein.

„Nun, hast Du jetzt Lust, Eduard," sagte der Graf, „so will ich anspannen lassen. Der Himmel ist heute umzogen und ein prächtiger Tag zum Fahren."

„Eduard," sagte da Alexandrine herzlich und ergriff seinen Arm — „Dir liegt etwas auf der Seele — was es auch sei — wende Dich nicht ab, und denke, daß Du keine treueren Freunde auf der Welt hast als uns — schütte Dein Herz aus; sag' uns, was Dich drückt, und sei versichert, daß Du von uns die innigste, aufrichtigste Theilnahme und, wenn nöthig, auch Hülfe und Beistand zu gewärtigen hast."

„Es ist wahr, Eduard," bestätigte auch der Graf, „etwas muß in Dir nicht richtig sein. Entweder liegt Dir irgend eine Krankheit in den Knochen — Du hast Dich vielleicht noch nicht wieder genug acclimatisirt, und dafür habe ich es bis jetzt gehalten, oder — Alexandrine hat Recht, und irgend eine Sorge, ein Kummer nagt Dir am Herzen. Ich brauche Dir nicht zu sagen, wie gern ich Dir helfen möchte — wenn Du überhaupt Hülfe brauchst. Aber drückt Dir wirklich etwas die Seele, dann auch herunter damit, daß Du uns wieder ein freundliches, unbekümmertes Gesicht zeigst. Es thut mir weh, Dich so zu sehen."

Benner saß, den Arm auf den Tisch gestützt, mit niedergeschlagenen Augen da. Er hatte ja zu ihnen reden, ihnen Alles gestehen wollen, was ihn quälte, jetzt aber, da der Augenblick nahte, fehlte ihm wieder der Muth, denn er wußte ja nur zu gut, wie der Theil der Gesellschaft, zu welchem die Seinigen gehörten, in dem sie lebten und wirkten, seine Stellung beurtheilen würde. Aber er konnte auch nicht mehr zurück — schon durch sein halbverlegenes Schweigen hatte er

eingestanden, daß wirklich nicht Alles mit ihm sei wie es solle, daß ihn irgend etwas peinige —; Schweigen hieß jetzt den ihm liebsten Menschen das Vertrauen weigern, und sich plötzlich emporraffend, sagte er scheu:

„Ja, Alexandrine — ja, Rudolph, Ihr habt Recht — ich hatte in der That bis jetzt vor Euch ein Geheimniß — und daß ich es hielt, mag Euch beweisen, wie ich selber das Drückende meiner Lage fühle. Aber es soll nicht länger so zwischen uns sein, und dann rathet mir, was ich thun — wie ich handeln soll."

„Mein guter Eduard!"

„Hört mich! — In Australien, abgeschnitten von Allem, an dem bis jetzt mein Herz hing, freundlos, freudlos, allein und verlassen und auf meiner Hände Arbeit angewiesen, mit meinem Vater entzweit, also auch jede Rückkehr nach Europa verlegt und unmöglich gemacht, trieben mich Trotz und Verzweiflung zu einem Schritte, der mich für immer an Australien fesseln sollte — ich heirathete."

„Du bist vermählt?" rief Alexandrine erstaunt, fast erschreckt aus.

„Vermählt — ja," sagte Eduard bitter und leise vor sich hin, „mit der Tochter eines Schuhmachers, die, als ich sie kennen lernte, bei einem deutschen Apotheker — in Diensten stand —"

Alexandrine erwiderte kein Wort — sie war todtenbleich geworden, und ihre Gestalt zitterte — sie mußte sich auf den Stuhl niedersetzen, neben dem sie stand.

„Jetzt wißt Ihr Alles," fuhr er dann leise fort — „mein Weib ist gegenwärtig mit unserem Kind bei ihren Eltern in Tanunda und erwartet mit Sehnsucht meine Rückkehr nach Australien. — Meine dort übernommene Pflicht zwingt mich, dahin zurückzukehren, denn — ich darf Euch hier keine Schande machen."

„Oh Eduard, Eduard, hast Du denn gar nicht mehr an uns gedacht!" klagte da seine Schwester; „mußtest Du Dich denn mit Gewalt von Allem loszureißen, was Dir noch lieb und theuer war auf der Welt — hatten wir das um Dich verdient!"

„Es ist zu spät, darüber jetzt zu klagen," sagte ihr Bruder finster — „was ich mir aufgebürdet, muß ich tragen, und wie es mein Herz auch hier nach Deutschland ziehen und hier halten mag, mein selbstgeschaffenes Schicksal zwingt mich in jenen fernen Welttheil zurück."

Graf Galaz hatte in der ganzen Zeit kein Wort gesprochen. Er stand mit der Schulter an den Pfeiler der Gartenthür gelehnt, die Arme untergeschlagen, die Augen, so lange Eduard sprach, fest und forschend auf diesen geheftet. Jetzt schaute er still und überlegend vor sich nieder.

„Und ist das Dein fester Wille?" sagte er endlich leise.

„Was Anderes soll ich — kann ich thun?"

„Laß uns Zeit zum Ueberlegen, Eduard," erwiderte der Graf ruhig, „denn die Sache ist in der That zu wichtig, um über's Knie gebrochen zu werden. — Ich will es mir indessen überdenken — ich will mit Deiner Schwester darüber reden, ich — muß mir selber erst klar darüber werden, denn ich kann Dir gestehen, Du hast uns überrascht — ich war auf etwas Derartiges nicht vorbereitet."

Eduard wollte etwas erwidern, aber er vermochte es nicht. Er ging auf Graf Galaz zu und drückte ihm die Hand, küßte seine Schwester und verließ dann rasch das Zimmer. Draußen befahl er, sein Pferd zu satteln, und ritt gleich darauf hinaus in den Wald.

Auch Galaz blieb nicht daheim — er ließ sich die neugebrachten Pferde einschirren, und ging indessen, während Alexandrine auf dem Sopha saß und still weinte, mit raschen Schritten im Saale auf und ab — aber Keins von ihnen sprach ein Wort. Erst als der Diener meldete, es sei vorgefahren, und dann wieder die Thür schloß, trat er zu seiner Gattin und sagte herzlich:

„Sorge Dich nicht, Alexandrine; es kann noch Alles gut werden — lasse mir nur Zeit zum Ueberlegen — Dein Bruder ist in treuen Händen, sei versichert!"

„Mein guter Rudolph, oh der arme, arme Eduard!"

„Banne die trüben Gedanken, Schatz, ich bin bis um zwölf Uhr wieder zurück; bis dahin wird auch Eduard vielleicht da sein, und wir halten dann Familienrath."

„Und was denkst Du, daß er möglicher Weise thun kann?"

„Noch weiß ich nichts, Kind — gar nichts. Der Kopf wirbelt mir nur von dem Gehörten; das muß erst klar werden und sich sichten; alles Andere findet sich ja dann leicht. Leb' wohl indessen, und laß mich wieder ein freundliches Gesicht sehen, wenn ich zurückkomme."

Ein freundliches Gesicht — Du großer Gott, der armen Frau war das Herz recht voll und schwer, als sie ihr Gatte verlassen hatte, denn wohl sorgte sie sich um den Bruder, den sie so — wenigstens für sie in Deutschland — verloren glaubte. — Und was konnte ihr Gatte dabei thun? — Das Band lösen, das ihn dort fesselte? — Scheidung? — Aber was hatte das arme Weib verbrochen, das vielleicht mit aller Liebe an ihm hing. — Der Kopf schmerzte sie vom vielen Sinnen, und sie mußte sich gewaltsam aufraffen. Sie wollte sich beschäftigen — sie wollte lesen — es ging Alles nicht — an was konnte sie anders denken, als an das, was jetzt ihr ganzes Herz erfüllte. Erst in der Musik fand sie zuletzt eine Erleichterung, um die langen, langen Stunden auszufüllen, die noch zwischen jetzt und der Entscheidung lagen.

Um ein Uhr kehrte Graf Galaz zurück, gleich nach ihm, fast mit ihm zugleich Eduard. Er sah bleich und angegriffen aus und drückte, als er in's Zimmer trat, seiner Schwester bewegt die Hand.

„Eduard," sagte da der Graf, „es bedarf keiner weiteren Vorrede, denn daß uns Beide Dein künftiges Schicksal, seit dem Augenblick wo Du uns Dein Geheimniß entdecktest, ausschließlich beschäftigt hat, versteht sich von selbst. Es bleiben Dir aber nur zwei Wege, das seh' ich ein, und wenn es Dir irgend möglich wäre, würde ich Dir rathen, den einen einzuschlagen, denn natürlich möchten wir Dich doch gern in unserer Nähe behalten."

„Und der ist?" fragte Eduard leise und scheu.

„Scheidung," erwiderte ruhig der Graf, „und zwar nicht allein Scheidung Deiner selbst, sondern auch Deiner Frau wegen."

„Meiner Frau?"

„Allerdings. Du kannst nicht daran denken, nach Austra-

lien zurück zu gehen. Wie ich Dich jetzt hier kenne, nach Allem was ich von Dir gesehen, würdest Du Dich dort namenlos elend fühlen. Auch die Verbindung selber läge Dir jetzt wie eine Last auf und hinderte Dich an all' Deinen Bewegungen. Früher ja, in Deinem tollköpfigen Sinn, mit dem Vaterland vollständig zu brechen, hast Du das nicht so gefühlt — ja im Gegentheil erweckte vielleicht gerade die Gründung eines eigenen Herdes, mit einer Frau, die Deine Arbeit theilen mußte — Dein Selbstgefühl, und Du fandest darin einen Ersatz für das Aufgegebene. Jetzt ist das anders. Kehrtest Du jetzt in jene Verhältnisse zurück, so würdest Du Dich elend fühlen und damit Dein armes Weib auch elend machen — und wolltest Du sie herüber kommen lassen — sage Dir selbst, ob Du mit der Verwandtschaft hier bei all' unseren Freunden einen Verkehr halten könntest. Jetzt empfängt Dich Alles mit offenen Armen, aber dann — der Stand, die geringe Bildung Deiner Frau würde sich augenblicklich verrathen, und hat sie nur ein klein wenig Gefühl, so müßte sie sich selber unglücklich fühlen, wenn sie sieht, daß sie Dich durch das Zusammenleben mit Dir unglücklich macht."

„Und der andere Weg?" frug Eduard mit einem tiefen Seufzer.

„Der andere," sagte der Graf, „ist der, daß Du Deine Frau herüber kommen läßt und mit ihr auf Dein Gut in Schlesien ziehst, um dort, abgeschlossen von der Welt, zu leben. — Dann freilich bist Du für uns verloren, und einen gelegentlich kurzen Besuch abgerechnet, würden wir wenig von einander zu sehen bekommen. Aber selbst dort bleibst Du dem ausgesetzt, daß sich die benachbarten Gutsherren von Dir zurückziehen — die Männer weniger als die Frauen, denn jeder Stand, mein Freund — wir ändern nun einmal die Welt nicht — hat seinen Stolz und hält auf seine Rechte."

„Und sind solche Vorurtheile nicht thöricht? — schlecht?" rief Eduard bewegt aus.

„Sie haben ihre Berechtigung," erwiderte ruhig der Graf. „Ich selbst halte die Menschenrechte des gemeinen Arbeiters so hoch als meine eigenen, aber — ich verkehre trotzdem nicht gesellschaftlich mit ihm, weil sein Bildungsgrad dem meinen

nicht behagt, weil seine Angewohnheiten und Sitten mir nicht in meinem gewöhnten Leben zusagen — nicht etwa aus dem Grunde, weil ich ihn geringer achtete. Erstlich kann ich mich nicht mit ihm über das unterhalten, was mich interessirt, dann raucht er einen sehr schlechten Tabak und spuckt in die Stube — lauter Dinge, die mir fatal sind und mir Ekel verursachen. Er gebraucht auch kein Eau de Cologne — obgleich er es manchmal nöthig hätte, kurz, ich fühle mich nicht in seiner Gesellschaft behaglich, und ihm geht es mit mir genau so. Glaube auch um Gottes willen nicht, daß unser Stand allein dieses Vorurtheil hat; bis zu den untersten Schichten der menschlichen Gesellschaft triffst Du das Nämliche — „gleich und gleich gesellt sich gern“ ist ein altes vortreffliches Sprüchwort, und wir müssen dafür büßen, wenn wir es vernachlässigen. Folgst Du also meinem Rath, so setzt Du Dich in Güte mit der Familie auseinander. Du hast die Mittel, sie vollständig und reichlich zu entschädigen, ja ihnen für Sorgen und Noth, die sie vielleicht bis jetzt gehabt, einen Wohlstand zu schaffen. Das bist Du ihnen auch schuldig und wirst nicht knausern.“

„Und sein Kind?“ rief da Alexandrine, die bis jetzt mit ängstlich erregten Zügen den Worten des Gatten gelauscht hatte — „oh wie hart, wie grausam Ihr Männer seid! Und das arme Wesen, das ihm ihre Liebe gegeben, ihm ihr ganzes Leben geweiht hat, gilt Euch nichts weiter, als daß man ihr Schmerz und Sehnsucht mit Geld — mit einem „Wohlstand“ abkaufen könne?“

„Und weißt Du einen andern Ausweg, Alexandrine?“

„Wäre es denn nicht möglich, die Frau zu uns herauf zu ziehen?“ rief bittend die Gräfin, „sollte Eduard so tief gegriffen haben, seine Gattin aus dem rohesten, unformbarsten Material zu wählen?“

Eduard schwieg und sah seufzend vor sich nieder.

„Also wirklich!“ stöhnte die Schwester; „aber so beschreib uns Deine Frau,“ rief sie plötzlich, von einer neuen Hoffnung belebt — „Du hast uns noch kein Wort über sie gesagt — beschreib sie, wie sie ist — wie Du sie lieben lerntest — wie sie Dein Herz gewann. Sie mag von niederem Stande sein,“ fuhr sie lebendig fort, „und doch hat man Beispiele, daß sich

gerade Frauen in selbst ungewohnte Verhältnisse leicht und ungeahnt rasch hineinfanden. — Sie hat doch ein hübsches, freundliches Gesicht?"

„Lieb und gut," sagte Eduard bewegt, „ihre Züge sind nicht grob oder bäuerisch, eher fein, ja fast edel — ihre Hände, trotz der harten Arbeit, die sie gethan, weiß und zart. Sie hat blondes Haar und treue blaue Augen und ist schlank und hoch von Wuchs."

„Wo stammt sie her?"

„Ihr Geburtsort ist Landau. Aber täusche Dich nicht, Alexandrine," setzte er hinzu, „aus einem Kinde läßt sich ein ander Wesen formen, nicht aus einer erwachsenen Frau. Sie kennt nichts von der Welt, als daß sie zur Arbeit von Jugend auf bestimmt war; sie hat Schreiben und Lesen gelernt und ein klein wenig Rechnen: dies, mit ihrem Katechismus, bildete ihre einzige Erziehung. Sie singt wie eine Lerche, aber lachte laut auf, als ich ihr die ersten Noten zeigte und ihr erklären wollte, daß das Töne wären. — Auch in anderer Weise hab' ich es versucht — es that mir im Herzen weh, sie so in Unwissenheit hinleben zu sehen; ich verschaffte mir Bücher und wollte sie zum Lesen bringen — aber umsonst. Ja, kleine fade Geschichten und Schnurren las sie wohl einmal und lachte herzlich darüber, aber sie bekam es rasch wieder satt, warf das Buch fort, sagte das sei Faulenzen und sprang singend an ihre Arbeit."

Alexandrine hatte ihm schweigend zugehört, und während er sprach, haftete ihr Auge ernst und wehmüthig an seinen Zügen.

„Und nun?" sagte sie, während sich ein tiefer Seufzer ihrer Brust entrang — „was hast Du selbst beschlossen, denn Dir vor Allen gebührt die Entscheidung für Deinen künftigen Lebensweg."

„Ich weiß es selber nicht," stöhnte Eduard — „ich fühle, daß Rudolph Recht hat, und doch zieht mich mein Herz dorthin zurück, wo ich nie wieder glücklich werden kann. Wollte Gott, ich wäre todt!"

„Das ist der Ausruf feiger Verzweiflung," sagte der Graf kalt, „schäme Dich, Eduard, in Deine Seele hinein! Erst im

Unglück beweist sich der Mannesmuth, im Sturm der tüchtige Seemann, und wer da zaghaft das Ruder aus den Händen läßt, verdient nichts Besseres, als daß er eben zu Grunde geht."

„Aber was soll ich thun?"

„Sei ein Mann!"

„Und mein Kind?"

„Vom achten Jahre an gehört es dem Vater. Sie wird es Dir auch nicht vorenthalten, wenn ihr des Kindes Wohl am Herzen liegt. Ist es ein Knabe oder ein Mädchen?"

„Ein lieber, herziger Knabe, der der Mutter sprechend ähnlich sieht."

„Und von dem soll sie sich trennen?" sagte Alexandrine bewegt.

„Noch lange nicht, mein Herz," erwiderte ihr Gatte — „noch viele Jahre soll sie es bei sich behalten, bis sie selber anfängt, sich um seine Erziehung zu sorgen. Dann erst übernimmt der Vater dieselbe und enthebt sie dadurch einer Last und Verantwortlichkeit."

„Einer Last?" wiederholte die Frau wehmüthig — „oh wie wenig versteht Ihr Männer doch das Herz einer Mutter! — Einer Last — als ob uns ein Kind eine Last sein könnte! Aber Eins bedenke wohl, Eduard — was Du auch thust, handle nie, daß es Dir zu einem Vorwurf für Dein späteres Leben wird."

„Aber, Alexandrine!" rief ihr Gatte.

„Gott ist mein Zeuge," sagte die Gräfin bewegt, „wie glücklich es mich machen würde, Eduard bei uns zu behalten, aber — ich möchte dieses Glück nicht mit der Ruhe seines Gewissens erkauft haben."

„Und soll er sein Weib unglücklich machen," rief ihr Gatte, „indem er sie in Kreise und Verhältnisse führt, in denen sie sich elend fühlen muß? Willst Du die Verantwortung tragen, wenn sie ihn selber anklagt, sie aus ihrer Sphäre gerissen zu haben?"

„Oh mein Gott!" stöhnte die Frau.

„Ueberlaßt mir das Ganze," sagte der Graf freundlich, „ein Dritter ist da immer weit besser im Stande, ruhig und

kaltblütig zu handeln, als die dabei Betheiligten. Was ist ihr Vater für ein Mann, Eduard?"

„Ein ehrlicher, braver Handwerker," erwiderte Benner, „bieder und derb, aber auch natürlich roh und rücksichtslos, doch mit viel praktischem Verstand, so weit es eben sein Geschäft und auch den Ackerbau betrifft. Er hat in seiner Jugend hart gearbeitet, um etwas vor sich zu bringen, und da er das erreicht, scheint sich sein Fleiß, anstatt das Gewonnene zu genießen, verdoppelt zu haben."

„Er liebt das Geld?"

„Mein Himmel, es ist für alle diese Leute das höchste Ziel — nicht etwa des Geldes selber wegen, sondern weil sie Alles damit erreichen können. Der alte Peters ist nicht schlimmer und nicht besser als die Uebrigen, aber so herzlich ich Dir für Deine treue Liebe danke, Rudolph, in dieser Sache mußt Du mir selber das Handeln überlassen."

„Du willst selber schreiben?"

„Laß mir Zeit — es darf nicht übereilt werden — ich kann mein Weib nicht so bitter kränken, mich nicht so rasch, so plötzlich von ihr trennen."

„Und was willst Du sonst thun?"

„Ihr schreiben, daß ich noch nicht hier abkommen könne, daß vielleicht noch längere Zeit vergehen würde, ehe ich im Stande wäre, zu ihr zurückzukehren, ja daß es vielleicht die Umstände nöthig machten, noch Jahr und Tag hier auszuharren."

„Das bleibt eine Galgenfrist, denn die Zeit verfliegt."

„Laß sie sich erst an die Trennung gewöhnen," bat Eduard — „laß mich selber erst klar mit mir werden. Daß es ihnen indessen da drüben an nichts fehlt, soll meine Sorge sein."

„Du bist noch unentschlossen?"

„Ja — Du weißt nicht, mit welcher Liebe Henriette an mir hängt. Was geschehen muß, mag die Zeit bringen, aber ich bin nicht im Stande, ein Band freiwillig und so rasch zu lösen, das ich selber geknüpft und in dem ich mich einst glücklich fühlte."

„Und hast Du wirklich noch die Idee, wieder nach Australien zurückzukehren?" fragte Graf Galaz erstaunt.

„Ich weiß es nicht," erwiderte unentschlossen der junge Mann — „jetzt nicht — nicht in nächster Zeit — ich bleibe bei Euch — ich könnte jetzt nicht einmal fort, wo mir so viel zu ordnen, einzurichten bleibt. Laß mir Zeit, Rudolph, ich bitte Dich dringend darum!"

„Ich dränge Dich nicht," sagte der Graf ruhig — „besser für alle Theile wäre es freilich, so rasch als möglich zu einem Verständniß zu kommen, denn nichts ist peinlicher, als eine solche Ungewißheit, ein solches Schwanken. Aber ich bin auch damit einverstanden, daß Du Dich noch erst ein wenig mehr in unsere Verhältnisse einlebst. Was dann geschehen muß, geschieht doch. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß wir der Welt gegenüber nichts von der Sache erwähnen; wir wollen nicht muthwillig ihre Vorurtheile herausfordern."

8.

Der Besuch.

Eduard von Venner hatte sich dadurch sein Loos erleichtert, daß er sich offen gegen seine Verwandten ausgesprochen; er brauchte jetzt kein Geheimniß vor ihnen zu verbergen, aber in der Sache selber war freilich noch immer nichts damit geändert — gebessert worden. Nur Zeit hatte er gewonnen — Zeit um zu grübeln und zu brüten und unentschlossen zwischen dem zu schwanken, wohin ihn die Pflicht zog, und dem, wozu ihn die Verhältnisse, seine ganze gesellschaftliche Stellung in der Welt trieben.

Er vergaß aber dabei nicht sein Weib und Kind, und hielt wenigstens in sofern Wort, daß er für ihr materielles Wohl sorgte. Er schickte Geld hinüber und entschuldigte sein Zögern. Er erhielt auch Antwort, obgleich er noch in keinem Brief seine Adresse hinübergesandt. Der gefällige Becher vermittelte das stets durch seine „Consularverbindungen". Der Brief kam

richtig an — aber er konnte sich nicht darüber freuen. Wohl gab er ihm Kunde, daß sich Frau und Kind gesund befanden und nach ihm mit treuer Liebe sich sehnten, aber — er war entsetzlich unorthographisch geschrieben und auf grobem Schreibpapier, die Oblate mit einem Sixpence zugedrückt. — Er verbrannte den Brief, damit er nicht zufällig in andere Hände fiele.

Arme Henriette, und so viele, viele Mühe hattest Du Dir gegeben, diese Zeilen zusammen zu bringen, und so viele heiße Thränen dabei geweint, und Dich doch so sorgfältig dabei gehütet, daß keine von allen auf das Blatt fiel, um Deinem Eduard keinen Kummer zu bereiten!

Und die Zeit verging — schon waren achtzehn Monate verflossen, seit er deutschen Boden wieder betreten hatte, und in seinem Verhältniß zu Australien war keine andere Veränderung eingetreten, als daß seine Geldsendungen reichlicher — seine Briefe dahin aber spärlicher und kürzer wurden.

In dieser Zeit, während er sich den geselligen Freuden der Nachbarschaft mit Leib und Seele hingab, ward ein Unterschleif entdeckt, den sein Verwalter auf dem schlesischen Gut gemacht hatte, und es war nöthig geworden, die Sache dort selber an Ort und Stelle zu untersuchen und in Ordnung zu bringen. Da zu dem Gute eine nicht unbedeutende Jagd gehörte, so entschloß sich Graf Galaz ihn zu begleiten, und ihre Abwesenheit wurde auf vier bis sechs Wochen festgestellt.

Gräfin Alexandrine blieb in dieser Zeit allein auf Schloß Galaz zurück, und es war am zweiten Tage, nachdem sie ihr Gatte und Bruder verlassen hatten, als der Haushofmeister in ihr Zimmer trat und meldete, es sei ein Mann und eine Frau draußen, die den Herrn Baron von Benner zu sprechen wünschten.

„Ein Mann und eine Frau?"

„Ja, ein alter Mann, ein wunderlicher Kauz, und eine junge nette Frau — Bauersleute jedenfalls —"

„Von Bennersberg vielleicht," sagte die Gräfin — „es wird irgend eine Klagesache sein. Sie müssen jetzt warten, bis mein Bruder zurückkehrt — wollen sie ihm aber schreiben, so werd' ich den Brief befördern."

„Halten zu Gnaden, Frau Gräfin," sagte der alte Mann,

„sie sind nicht von Bennersberg; ich glaubte es anfangs auch und frug sie danach; sie sehen aber fremdländisch aus, und der Alte sagte immer statt ja auf englisch yes.“

Die Gräfin erschrak. Ein plötzlicher Gedanke durchzuckte sie — aber wäre es möglich gewesen? Sie mußte sich abwenden, um ihre Bewegung zu verbergen, trat an's Fenster und sah hinaus. Der alte Diener wartete ruhig, bis sie wieder mit ihm sprach.

„Ich will sie doch einmal selber sprechen, Cornelius," sagte sie endlich — „wer weiß denn, was sie wollen. Führt sie zu mir herein, und daß wir, so lange sie bei mir sind — nicht gestört werden."

„Sehr wohl, Frau Gräfin!" Die Thür schloß sich wieder hinter ihm, und Alexandrine blieb in heftiger Aufregung zurück. Wenn Eduard's Frau — aber war es denkbar, daß sie die weite Reise gewagt haben sollte — wie kam sie nur auf den Gedanken — und doch wieder — ein alter Bauer, der englische Wörter gebrauchte — wenn nun der Vater — Draußen wurden Stimmen laut — „Also Frau Gräfin wird sie genannt?" hörte sie Jemanden sagen, dann öffnete sich geräuschlos die weite Thür, und die Gemeldeten traten, während der Haushofmeister ehrfurchtsvoll auf die Gräfin zeigte und die Thür dann wieder hinter ihnen schloß, in das hohe, durch schwerseidene Gardinen halbverhangene Gemach.

Der alte Bauer war wohl draußen noch ziemlich unbefangen gewesen, denn er „wollte nichts betteln", wie er zu dem Haushofmeister sagte, und hätte mit dem Herrn von Benner „nur ein Wort zu reden". Anders wurde ihm aber doch zu Muthe, als er in das prachtvolle, halb dunkle Gemach auf den weichen Teppich trat, auf dem er seine eigenen Schritte nicht mehr hörte, und ihm jetzt unwillkürlich das Gefühl kam, er ginge absichtlich so leise, um Niemanden zu stören. Und dann die hohe schöne Frau, die ihm gegenüber stand, und deren großes klares Auge so forschend auf ihm und seiner Begleiterin haftete. Draußen hatte er auch genau gewußt, was er sagen wollte — hier drinnen fiel's ihm nicht gleich wieder ein. Seine Begleiterin schien aber noch viel mehr verlegen, als er selber, denn ängstlich und verstört hielt sie sich

hinter ihm und seinen Rockschooß mit der linken Hand fest, und da er selbst vollkommen still schwieg, flüsterte sie ihm scheu zu:

„Sprecht Ihr, Vater — ich bring' kein Wort über die Zunge."

„Wer seid Ihr, Freund, und was wollt Ihr von mir?" sagte da Alexandrine mit ihrer weichen und doch so volltönenden Stimme. Das gab dem Alten sich selber wieder — es war doch ein menschlicher Laut, und mit einer Art von Kratzfuß, der aber auf dem Teppich hängen blieb, erwiderte er:

„Mit Verlaub, Frau Gräfin, von Ihnen nichts; nur den Herrn von Benner wollten wir sprechen."

„Meinen Bruder?"

„Yes," erwiderte der Mann, „der alte Herr da draußen — wahrscheinlich Ihr Mann — sagte uns schon, daß Sie die Frau Schwester wären, er meinte aber, er wäre nicht zu Hause — der Herr von Benner nämlich, und da — da wollten wir nur fragen, wann er wieder kommt, Frau Gräfin." —

„Und kann ich es nicht an ihn ausrichten," sagte Alexandrine, die sich Gewalt anthun mußte, ruhig zu bleiben — „er ist verreist, und es kann vier bis sechs Wochen dauern, ehe er wieder kommt —"

„Alle Teu — bitte um Entschuldigung," sagte der Mann erschrocken, „es fuhr mir nur so heraus — das ist aber eine schöne Bescherung. Nun sind wir den weiten schmählichen Weg hergekommen —"

„Und woher? wenn ich fragen darf," hauchte die Gräfin, aber so leise, daß er die Worte kaum verstand.

„Woher? — ih, man blos vom andern Ende der Welt," sagte der Bauer — „von Australien."

„Von Australien! — und das — das ist Eure Tochter?"

„Na, Sie wissen's ja wohl schon, Frau Gräfin," sagte der Alte jetzt treuherzig — „wenn Sie die Schwester vom Eduard sind, so müssen wir ja verschwägert sein — 's ist seine Frau, die Jette, die's vor Jammer und Sehnsucht nicht mehr da draußen aushalten konnte."

Alexandrinens Blick haftete fest auf den schüchternen, aber jetzt todblassen Zügen der jungen bildhübschen Frau.

„Und Du bist den weiten, weiten Weg gekommen, um ihn aufzusuchen?“ sagte sie endlich gerührt — „Du armes, armes Kind!“

„Na nu?“ rief der Alte erschreckt — „es ist — es ist ihm doch nicht etwa 'was passirt?“

„Nein, beruhigt Euch — er ist wohl und gesund,“ sagte Alexandrine.

„Na und sonst?“ frug der alte Schuhmacher mißtrauisch. „Die Jette hat's nicht mehr daheim gelitten — vor Spott und Neid konnt' sie es nicht mehr aushalten, und wenn ich hier,“ fuhr er sich in dem Zimmer umschauend fort, „die vornehme Wirthschaft sehe, so, so kommt's mir beinah auch so vor, als ob die Nachbarn da draußen doch am Ende —“

Alexandrine hörte gar nicht, was er sprach. Ihre Blicke hingen an der lieben, herzigen Gestalt der jungen Frau, und auf sie zugehend und ihr die Hand entgegenstreckend, sagte sie mit tiefem Gefühl:

„Und so lieb hast Du den bösen Menschen, daß Du das weite Meer nach ihm durchschifftest?“

„Den *bösen* Menschen?“ rief Henriette erschreckt, aber doch auch wieder von dem freundlichen Ausdruck in den Zügen der so stattlichen Dame angezogen. „Glaubt es nicht, Frau Gräfin, er ist wirklich gut, und wer weiß denn, was ihn abgehalten hat, daß er nicht heim zu seinem Weib und Kind kommen konnte.“

„Und wo ist Dein Kind? — lebt es?“

„Lebt es? großer Gott!“ rief die Frau erschreckt, „wird's nicht leben, der liebe kleine Bursch, der so gewachsen ist, daß ihn sein Vater kaum mehr kennen mag!“

„Und wo ist er jetzt? hast Du ihn daheim gelassen?“

„Meinen kleinen Bursch?“ sagte die Frau, indem sie lächelnd den Kopf schüttelte — „glaubt Ihr, Frau Gräfin, daß ich von Australien fortgegangen wär' und *den* zurückgelassen hätt'? Im Leben nicht.“

„Aber wo hast Du ihn jetzt?“

„Im Wirthshaus drunten im Dorf ist er,“ sagte die Frau, die bei der Erinnerung an ihr Kind die bisherige Scheu vergaß — „die Wirthin scheint eine gar liebe, gute Frau,

und die versprach mir, auf den kleinen Kerl Acht zu geben, bis wir wieder vom Schloß herunter kämen."

„Yes," Frau Gräfin, so ist's," bestätigte aber auch der Vater — „wußten's ja nicht, wie uns Ihr Bruder empfangen würde, da er von der Jette doch wohl nichts mehr wissen will, denn wie ich sehe, ist er jetzt wieder ein vornehmer Herr geworden. Ich wollt' auch nicht her, aber das Kind ließ eben keine Ruhe. Tag und Nacht weinte sie und jammerte, und — da that ich ihr endlich den Willen, und jetzt wird sie wohl wieder mit gebrochenem Herzen zurückgehen können — nach Australien."

„Und glaubst Du das auch, Henriette?" sagte die Gräfin, die bis dahin kein Auge von der Frau verwandt, so daß diese durch das scharfe Anschauen beschämt und furchtsam den Blick vor ihr zu Boden schlug.

„Gott weiß es!" seufzte die junge Frau recht aus tiefster Brust; „seine Briefe sind freilich kürzer geworden mit jedem Mal — gut und lieb wie immer, aber so kurz. Er hatte mir nicht viel mehr zu schreiben und schickte mir nur Geld — viel Geld — viel mehr, als ich brauchte und haben wollte. Da litt mich's nicht länger — da quält' ich den Vater bis auf's Blut, bis er mit mir ging, und jetzt —"

„Und jetzt, Henriette?"

„Jetzt will ich den Eduard fragen," sagte die Frau leise, „ob er noch 'was von mir und dem Kind wissen will, oder — ob er sich unser schämt, wie mir's der Apotheker in Tanunda prophezeit hat, daß es so kommen würde und müsse, und nachher —"

„Und nachher, Henriette?"

„Dann geh' ich mit dem Vater und dem Kind wieder heim," sagte die junge Frau leise, „und — Gott wird weiter helfen."

„Ist das Dein Ernst, Henriette?"

„Ja, Frau Gräfin."

„Und weshalb nennst Du mich Frau Gräfin?"

„Sind Sie denn das nicht?"

„Aber wenn ein Mädchen einen Mann geheirathet hat," sagte Alexandrine, ihr ruhig in's Auge sehend, „und der Mann hat eine Schwester, so nennt sie die Schwester doch wohl ge-

wöhnlich nicht bei ihrem Titel, sondern bei ihrem Vornamen — und ich heiße eigentlich Alexandrine."

„Ja — aber Frau Gräfin," sagte Henriette bestürzt, denn sie verstand nicht, was die Dame damit meinte, „das — das ist wohl so bei unseren Leuten Gebrauch, aber —"

„Und bin ich nicht Eduard's Schwester, Henriette?"

„Ja — ja," sagte die junge Frau bewegt, und ein paar große, helle Thränen glänzten in ihren Augen — „Sie sind schon Eduard's Schwester, aber ich — ich — weiß ja nicht, ob ich Eduard's Frau mehr bin."

Da hielt sich die Gräfin nicht länger.

„Henriette," rief sie, „mein liebes, liebes Kind," und die bestürzte Frau umfassend und an sich pressend, drückte sie ihr heiße Küsse auf Stirn, Mund und Augen.

„Ja, was wär' denn das?" sagte der alte Schuhmacher, auf's Aeußerste erstaunt — „Sie küssen das Mädel, und der eigene Mann —"

„Ueberlaßt das mir, Alter," lächelte die Gräfin unter Thränen, indem sie ihm die Hand hinüberreichte — „wollt Ihr Euer Kind glücklich sehen?"

„Das ist eine curiose Frage für einen Vater," sagte der alte Schuhmacher, „aber — nehmen Sie mir's nicht übel, Frau Gräfin, bis jetzt sah ich noch nichts, was darauf hinzeigt. Ist der Herr Eduard wirklich verreist?"

„Seit vorgestern; er hatte keine Ahnung, daß Sie kommen könnten."

„Das glaub' ich wohl," lächelte der alte Mann, „denn geschrieben haben wir nichts davon; aber wie er das viele Geld schickte, meinte die Jette, das könne man nicht besser anwenden, als zu einer Reise hierher. Ob sie Recht gehabt hat? — wer kann's wissen. Wenn er aber wirklich noch 'was von ihr wollte, hätte er ihr da nicht selber geschrieben, sie solle herüber kommen, er hielt's nicht länger ohne sie aus? Gott bewahre! kein Wort davon. Ja, geschickt hat er reichlich, fehlen sollt' es ihr an nichts — aber daß ihr dadurch gerade Alles fehlte, daran scheint er nicht gedacht zu haben. Jetzt macht er nun auch noch so lange Reisen, und wie soll's da werden? Ich kann nicht so lange von daheim wegbleiben und

mich noch Monate lang hierher setzen — das kost't auch ein schmähliches Geld."

Alexandrine hielt die junge schüchterne Frau noch immer in ihrem Arm, und ihr in das gute, treue Auge sehend, sagte sie herzlich:

„Und wollt Ihr uns Euer Kind hier zurück= — wollt Ihr es mir überlassen, wenn Ihr wieder von uns geht?"

„Ihnen, Frau Gräfin?" sagte der alte Mann erstaunt, „und nicht ihrem Mann? — Aber ich sehe freilich schon, wie es ist," setzte er, langsam mit dem Kopf nickend, hinzu — „so vornehm habe ich mir den Eduard nicht gedacht, ich hätt' ihm auch sonst im Leben das Mädel nicht gegeben, und in solche Zimmer paßt sie nicht hinein — würde sich auch nie wohl und glücklich darin fühlen. Jetzt bleibt nur noch die Frage, ob der Eduard wieder mit uns hinaus wollte auf's Dorf, aber wenn er dazu Lust hätte, wär' er schon lang' gekommen. Es gefällt ihm hier besser, und wie's da werden soll, das weiß ich selber nicht."

„Und glaubst auch Du nicht, Henriette," sagte die Gräfin jetzt zu der jungen Frau, „daß Du Dich wohl und glücklich in solchen Räumen fühlen könntest?"

„Fremd ist's schon," sagte die Frau schüchtern — „und Alles viel zu schön und reich — Unsereins ist nicht daran gewöhnt. Ich fürcht', ich paff' nicht hinein, und der Eduard wird keine Freud' an mir erleben. — Oh! wär' er doch nie so reich geworden und arm geblieben wie er war, wie gern, wie gern hätt' ich hart und schwer arbeiten wollen mein ganzes Leben lang."

„Aber der Eduard," sagte da die Gräfin, während sie das junge Weib zu sich auf das Sopha niederzog und immer noch ihre Hand in der ihren hielt, „hat doch auch anfangs nicht in Euer Leben gepaßt. Er war nur gewohnt so zu leben, wie wir es hier thun, und hat sich doch später in die schwere Arbeit hinein gefunden, nicht wahr, Henriette?"

„Ei gewiß," rief die Frau lebendig — „wacker hat er geschafft, wie der beste Knecht, von Morgens bis Nachts —"

„Und weshalb?"

„Weshalb? Ei," meinte die Frau erröthend — „der

Vater konnte uns auch g'rad' nicht so viel mitgeben, und da wir doch 'was vor uns bringen wollten, mußten wir schon zugreifen."

„Also Dir zu Lieb', Herz, hat er ein ganz ungewohntes Leben angegriffen und wacker durchgeführt, nicht wahr?"

„Gern hat er mich schon gehabt," sagte die junge Frau verschämt, „und ich ihn auch," setzte sie herzlich hinzu, „denn er war brav und gut und rechtschaffen fleißig."

„Und würdest Du nun nicht —" fuhr Alexandrine fort, „auch aus Liebe zu ihm dasselbe für ihn thun wollen, was er für Dich gethan?"

„Ich versteh' Euch nicht," sagte Henriette, die Redende groß ansehend, „aber so viel weiß ich, daß es nichts auf der Welt giebt, was ich nicht aus Liebe zu ihm thun würde — selbst wieder heimkehren," setzte sie leise und kaum hörbar hinzu — „wenn das das Einzige ist, was er von mir verlangt."

„Ich glaube Dir's," sagte die Gräfin gerührt, „aber so Schweres soll Dir hoffentlich nicht vorbehalten bleiben — doch weshalb setzt Ihr Euch nicht, Freund," wandte sie sich an den Alten — „wir haben noch viel mitsammen zu reden und bleiben noch länger bei einander." Damit drückte sie auf die neben ihr stehende Klingel, und gleich nachher betrat der Haushofmeister wieder das Zimmer.

„Ist keiner von den Dienern da?"

„Zu Befehl, Frau Gräfin," sagte der alte Cornelius, „aber da Sie ungestört sein wollten, blieb ich selber im Vorzimmer."

„Ich danke Euch — schickt mir aber jetzt einmal einen von ihnen hinunter in das Wirthshaus — die Babette mag mitgehen und das Kind heraufbringen, das unten bei der Wirthin gelassen ist — den Knaben, und sorgt zugleich dafür, daß das Gepäck dieser Leute hier in's Schloß heraufkommt — die Rechnung unten soll gleich abgemacht werden."

„Unser Gepäck hier in's Schloß?" sagte der alte Schuhmacher erstaunt — „ja was wär' denn das?"

Die Gräfin winkte dem Haushofmeister zu, und dieser verschwand geräuschlos durch die Thür. Der alte Schuhmacher

kam aber aus seinem Erstaunen gar nicht heraus, denn bis jetzt hatte er mit der größten Verwunderung den ehrfurchtsvoll an der Thür stehenden alten Herrn betrachtet, den er anfangs sogar für den Herrn vom Hause gehalten, weil er gar so ehrwürdig und vornehm aussah, und doch konnte das nur ein Diener sein, und dann überraschte ihn der eben gegebene Befehl — bei dem sie nicht einmal gefragt wurden — auf das Vollständigste.

„Es kann nichts helfen,“ lächelte Gräfin Alexandrine aber, sobald der Haushofmeister die Thür wieder in's Schloß gedrückt hatte, „Ihr müßt es Euch schon gefallen lassen, eine kleine Weile bei mir auszuhalten, bis wir Alles gehörig besprochen und verabredet haben, und Henriette geht dann hoffentlich gar nicht wieder nach Australien zurück.“

„Und was soll ich hier?“ sagte die junge Frau wehmüthig, „was kann ich hier thun und schaffen?“

„Und was thu' ich?“ lächelte Alexandrine.

„Ja Sie,“ sagte die junge Frau kopfschüttelnd — „Sie sind vornehm und haben viel gelernt, was aber weiß ich, ich armes dummes Ding! Eduard fühlte das auch wohl und hat sich früher schon oft Mühe mit mir gegeben — aber es ging nicht — ich hatte andere Dinge im Kopf und er mußte es zuletzt aufgeben.“

„Und wenn Eduard Dir zu Liebe nun in dem fremden Lande hart gearbeitet hat,“ sagte die Gräfin, ihr voll in's Auge sehend — „wenn er ein Bauer wurde Deinetwegen und Axt und Pflug führen lernte, würdest Du nicht ihm zu Liebe auch das hier in seiner Heimath lernen wollen, was ihn in den Verhältnissen, in denen er sich jetzt befindet, allein glücklich mit Dir machen kann?“

„Ach wie gern — wie gern!“ rief Henriette — „aber wer wird sich jetzt noch mit mir armem Wesen die Mühe nehmen, es mir zu zeigen, und hab' ich überhaupt Verstand genug dafür?“

„Das laß meine Sorge sein, Henriette,“ sagte Alexandrine mit tiefem Gefühl. „Als ich Dich noch nicht kannte, hat der Gedanke an Dich mir vielen, vielen Kummer bereitet — ich dachte Dich mir anders, als Du bist. Jetzt, da ich Dich vor

mir sehe, da ich Dich bei mir habe, zieht auf's Neue die Hoffnung in meine Seele ein."

„Aber ich verstehe Sie noch immer nicht."

„Du wirst Alles verstehen lernen," lächelte die Gräfin, „Alles, denn an Deinen Augen, an Deinem ganzen Wesen sehe ich, daß Du gelehrig bist; was Dir aber dabei schwer fallen sollte, das wird die Liebe trotzdem leicht überwinden — aber da kommt Dein Kind!" rief sie, vom Sopha aufspringend, als sie draußen die Stimmen hörte und gleich darauf auch das Zimmer geöffnet wurde, in dem Babette mit dem Kind erschien; „oh, was für ein lieber kleiner, herziger Bursch ist das! Es ist gut, Babette — ich werde klingeln, wenn ich Sie wieder brauche, für jetzt wollen wir den kleinen Herrn schon allein versorgen."

Alexandrine war glücklich in dem Gedanken an das Glück, das sie Anderen bereiten wollte, und hatte jetzt so viel zu sorgen und anzuordnen, daß ihr der Tag wie im Flug dahin ging.

Vor allen Dingen wurde dem alten Schuhmacher Schweigen aufgelegt — er war überhaupt nicht gesprächiger Natur, aber er besaß doch, wenn auch keine wirkliche Bildung, den diesen Leuten sehr oft im hohen Grade eigenen Mutterwitz und gesunden Menschenverstand. Alexandrine hatte ihn auch bald durchschaut und war rasch entschlossen, den Weg mit ihm einzuschlagen, der sie am sichersten zum Ziel führen konnte: die reine, unverfälschte Wahrheit. Sie schilderte ihm mit kurzen Worten die Verhältnisse, wie sie wirklich standen — sie theilte ihm ihren Plan mit, der Tochter eine Stellung in der Gesellschaft zu erringen und dadurch dem Bruder sein Glück zu wahren, und der alte Mann hatte Menschenkenntniß genug, um rasch zu sehen, daß er hier sein Kind wenigstens in treuen und guten Händen wußte.

Er selber wurde jetzt für kurze Zeit in einem kleinen Gartenpavillon — allerdings etwas zum Erstaunen der Dienerschaft — einquartiert, während Henriette mit ihrem Kind ein paar Zimmer in der unmittelbaren Nachbarschaft der Gräfin selber angewiesen bekam.

So vergingen vierzehn Tage, dann bestellte die Gräfin

ihren Reisewagen und fuhr mit ihren Gästen nach der Residenz, wo sie acht Tage blieb — aber sie kehrte allein wieder zurück und erwartete jetzt, ihrem gewöhnlichen Leben folgend, ruhig die Rückkunft ihres Gatten und Bruders.

9.

Eine Wendung.

Die Jagd in Schlesien hatte sich so ergiebig gezeigt, und die gesellschaftlichen Verhältnisse dort schienen so angenehm gewesen zu sein, daß die beiden Herren noch etwas später als erwartet zurückkehrten, und dann wieder beide — Graf Galaz daheim und Eduard auf Bennersberg (wo er sich häuslich niedergelassen) — von ihren indeß aufgehäuften Arbeiten lebhaft in Anspruch genommen wurden.

Alexandrine war indeß in Ungewißheit gewesen, ob sie ihren Gatten in ihr Geheimniß einweihen solle oder nicht. Sie scheute sich zwar, ihm irgend etwas zu verschweigen, und hatte es in Wirklichkeit noch nie gethan, aber sie wußte auch, daß gerade er mit dem, was sie gethan, nicht einverstanden sein würde, weil er von vornherein die Möglichkeit eines günstigen Erfolgs bestritt. „Es war," wie er sich oft geäußert, wenn sie ihm früher von einem solchen Plane sprach, „nur ein Experiment, das zu unangenehmen Conflicten führen mußte und deshalb lieber unterblieb."

Außerdem hatte er andere Pläne mit Eduard, denn allein in aristokratischen Kreisen erzogen, wenn auch von weichem und selbst tiefem Gemüth — hielt er es für völlig undenkbar, daß sich eine gewöhnliche Magd je aus der Sphäre erheben könne, in die sie das Schicksal geworfen. Nicht die Mesalliance fürchtete er dabei, die Mischung altadeligen und bürgerlichen Blutes — guter Gott, die neuere Zeit brachte nur zu viele derartige Beispiele, wo sich selbst Prinzen nicht scheuten, einer

braven Bürgerstochter oder einer gefeierten Künstlerin ihre Hand zu reichen — aber das Plebejische verletzte ihn, das Gemeine im Umgang, und das hielt er sich fern, so viel das immer möglich war.

Um so schwieriger war es jetzt für sie, mit ihrem Plan hervor zu treten, da sie selber noch nicht den geringsten Beweis für einen auch nur möglichen Erfolg hatte. Noch blieb Alles Vermuthung — Hoffnung eines günstigen Gelingens, und Jahre lang hätte sie dann gegen seine Zweifel ankämpfen müssen. — Sie entschloß sich endlich, das allein Begonnene auch auf eigene Hand durchzuführen und ihren Gatten erst in das Geheimniß zu ziehen, wenn sie sich ihres Erfolges sicher fühlte — ja vielleicht selbst dann noch nicht einmal.

Uebrigens wäre dasselbe fast ohne sie verrathen worden, denn der Graf erfuhr bald nach seiner Rückkunft durch seinen Kammerdiener von der Bewirthung des Bauernpaares durch seine Gattin. Mit keiner Ahnung übrigens, wer es gewesen sein könne, frug er sie selbst darum, und Frauen — wenn sie nicht sprechen *wollen* — sind selten um eine Ausrede verlegen.

„Der Bruder meiner Amme mit seiner Tochter," sagte sie ruhig — „er war vor fünf Jahren nach Amerika ausgewandert, hatte es aber draußen nicht aushalten können und kehrte jetzt in die Heimath zurück. Er war sehr niedergeschlagen über seine getäuschten Hoffnungen, und das arme Kind dauerte mich besonders."

„Und wo sind sie jetzt?"

„Wieder in ihrer Heimath."

Es wurde nicht wieder davon gesprochen; den Grafen interessirten die Leute zu wenig, um sich mit ihnen noch länger zu beschäftigen, und da man nichts weiter von ihnen hörte, waren sie auch bald in Galaz selber vergessen.

So verging ein Jahr, und Alexandrine bekam indessen die Nachricht, daß Henriettens Vater wieder in Südaustralien angelangt sei, um dort sein kleines Gut nicht ganz vernachlässigt zu sehen. Sie hatte aber mit ihm schon die Abrede getroffen, daß er das für Henriette hinausgesandte Geld nur regelmäßig in Empfang nehmen und darüber quittiren

solle. Auch in anderer Weise war dafür gesorgt, Eduard fortwährend in dem Glauben zu erhalten, daß Henriette selber noch in Australien sei, denn sie schickte die Briefe für ihren Gatten zuerst an ihren Vater, wonach sie dann Becher's Gewissenhaftigkeit empfohlen und pünktlich zurück nach Deutschland befördert wurden.

Graf Galaz drang in der Zeit mehrmals in den Schwager, seine Scheidung in Australien zu betreiben und sich mit dem alten Schuhmacher auseinander zu setzen. Es war das um so mehr nöthig geworden, da er seine Besuche in dem Hause des Comthurs häufiger wiederholte, und Galaz behauptete fest, Hedwig sei ihm so zugethan, daß es nur seiner Werbung bedürfe, um ihr freudiges Ja zu erlangen.

Eduard verbrachte eine trübe, sorgenvolle Zeit, aber er weigerte sich, dem Verlangen zu willfahren. Er malte sich den Schmerz Henriettens aus, wenn ein solcher Brief dort eintreffen sollte, und überhaupt unentschlossen in seinem ganzen Charakter, verzögerte er einen so entschiedenen Schritt von Tag zu Tag, von Woche zu Woche. Aber auch das gesellige Leben der Heimath wob immer fester seinen Reiz um ihn. Schon konnte er es nicht mehr entbehren, und den Gedanken, nach Australien zurückzukehren, verwarf er immer, so rasch er nur in ihm aufstieg.

Und wie lieb und gut lauteten dabei fortwährend die Briefe seiner Frau, die aber jetzt viel spärlicher als früher kamen und ihn auch ihrem Inhalt nach in Staunen setzten. Sie enthielten allerdings noch eben so viele orthographische Fehler als früher, ja vielleicht noch mehr, denn er wußte bestimmt, daß sie früher einzelne Worte richtig geschrieben hatte, die jetzt sonderbare Fehler zeigten. Aber die Handschrift war eine ganz andere, festere geworden, obgleich es auch jetzt an Klecksen im Brief nicht fehlte — ein Zeichen, daß die Schreiberin noch immer mit der Feder nicht umzugehen wußte — und manche Buchstaben und Worte bös verschoben waren. Auch die Gedanken, die sie verriethen, zeigten oft von tiefem innigen Gefühl, das er ihr wohl immer zugetraut, aber von dem er doch nie geglaubt hatte, sie würde es so aussprechen können. — Und dann wieder ihre naiven, fast kindlichen Wendungen dazwischen.

Früher hatte ihm außerdem der Schmerz weh gethan, der aus jeder ihrer Zeilen sprach, der Schmerz der Trennung von ihm, die Trauer um seine Abwesenheit. Alle ihre Briefe waren fast nur Klagen gewesen. Das hatte sich ganz geändert; sie bat ihn wohl, doch bald, recht bald zu ihr und dem Kind zurückzukehren, aber dann wieder schrieb sie ganz heiter, erzählte ihm Anekdoten von Bekannten und beklagte sich nur darüber, daß er ihr fehle, nicht über ihre Einsamkeit. — Und wie viel wußte sie über das Kind zu sagen, über den kleinen prächtigen Kerl, der jetzt anfange, dem Vater so ähnlich zu sehen, und auch schon immer nach ihm verlange und frage, ob denn der „böse Papa" noch nicht zurückkehren und mit ihm spielen wolle.

Nach solchen Briefen wurde es ihm zu eng im Haus — er mochte sich nicht selber gestehen, was ihn quäle, er mochte sich über die Vorwürfe, die ihm sein Gewissen machte, nicht klar werden, und ritt dann immer weit hinaus in die Nachbarschaft, um sich zu zerstreuen.

Heute war wieder ein Brief eingetroffen, und wie er ihn gelesen und in sein geheimes Fach eingeschlossen, ließ er sich sein Pferd satteln und beschloß, nach Galaz hinüber zu reiten.

Auf dem Wege dahin passirte er des Comthurs Schloß — die „Enkelburg", wie es scherzhafter Weise von den Bekannten und bald auch überhaupt in der Umgegend genannt wurde. Er fühlte das Bedürfniß, freundliche Gesichter zu sehen — Musik zu hören — mit einem Wort, eine Zerstreuung zu haben, die ihn von seinen eigenen Gedanken abzog, und lauter Jubel hatte ihn bis jetzt immer empfangen, wenn er in den Park des gastlichen Hauses einritt.

Auch heute gab er seinem Pferd die Sporen, als er, den Kiesweg hinabreitend, schon von Weitem die lichten Kleider der Damen auf der Terrasse erkannte. Er glaubte, den alten Herrn selber gar nicht daheim zu finden, da dieser vor einigen Tagen nach der Residenz gefahren war und erst morgen oder übermorgen zurückerwartet wurde. — Als er aber — auf dem breiteren Weg war er völlig in Sicht des Hauses gewesen und mußte auch von dort aus gesehen sein — um ein dichtes

Bosquet herumritt und nun gerade auf die steinerne Treppe zu hielt, sah er, daß die Damen von der Terrasse verschwunden waren, und nur der Comthur stand dort und schien ihn zu erwarten.

Das fiel ihm allerdings schon auf, aber wer wußte denn, was die Gesellschaft plötzlich konnte in den Saal gelockt haben; er überlegte wenigstens nicht lange, sprang aus dem Sattel, warf seinem Reitknecht die Zügel zu und stieg die breiten niederen Granitstufen hinauf.

„Schon wieder aus der Residenz zurück?" rief er dem alten Herrn freundlich zu, indem er ihm die Hand entgegenstreckte — „das ist brav von Ihnen. Wo finden Sie auch dort ein Plätzchen, so lieb und heimlich wie die Enkelburg!"

Der alte Herr nahm die dargebotene Hand, aber er schien befangen. Es war etwas vorgefallen, von Benner sah das auf den ersten Blick, aber konnte er selber damit in Verbindung stehen? — unmöglich!

„Allerdings," sagte der Comthur, aber einsilbig — „es ist sehr freundlich hier."

„Und wo sind die Damen? Ich dächte doch, ich hätte sie vorhin auf der Terrasse gesehen. —"

„Die Damen — Sie müssen sie entschuldigen — es war gerade Besuch da — eine Schneiderin — sie haben mit ihrer Toilette zu thun —"

„So hab' ich hier gestört?"

„Nicht im Mindesten —"

Eduard versuchte ein oder das andere Gespräch anzuknüpfen, der Comthur antwortete sehr höflich, aber einsilbig. Er blieb noch eine Zeit lang neben ihm sitzen, in der Hoffnung, die Damen zurückkommen zu sehen — aber Niemand kam, und es war augenscheinlich, daß sich der alte Herr ebenfalls nicht behaglich dabei fühlte. Benner empfahl sich deshalb bald wieder und ritt langsam und ganz in seine Gedanken vertieft nach Galaz hinüber.

Was in aller Welt konnte da nur vorgefallen sein? Er begriff es nicht, aber der alte sonst so freundliche und joviale Mann zeigte sich so merkwürdig verändert, daß es ihm auffallen mußte. In Galaz angekommen, erzählte er es seinem

Schwager, und dieser sah, während er mit ihm sprach, sinnend und ernst vor sich nieder, erwiderte auch kein Wort darauf. Endlich sagte er:

„Kennst Du einen Herrn von Krowsky?"

„Krowsky? — gewiß," rief Eduard rasch — „wir waren zusammen in Australien."

„Hm! — und er weiß um — Deine Verhältnisse?"

„Allerdings," nickte Eduard bestürzt, denn ein Verdacht stieg in ihm auf.

„Er ist jetzt zurückgekehrt," sagte Galaz; „mit seinen Verwandten ausgesöhnt, hält er sich seit etwa vierzehn Tagen in der Residenz auf — der Comthur hat ihn dort kennen gelernt."

Eduard war aufgesprungen und ging mit verschränkten Armen im Zimmer auf und ab.

„Und deshalb hätten die Damen mich gemieden?" murmelte er endlich bitter vor sich hin — „nur auf das Gerücht einer Mesalliance hin?"

„Mein lieber Eduard," sagte Galaz, „erinnere Dich, was ich Dir schon früher über diesen Gegenstand gesagt habe. Du kennst unsere Verhältnisse und willst sie ignoriren — wozu? Hedwig hat Dich wirklich gern, und daß ihr diese Nachricht keine Freude machen konnte, ist doch wohl natürlich."

„Und Du glaubst in der That, daß er durch Krowsky Alles erfahren hat?"

„Nicht allein das, sondern daß es auch schon in der ganzen Nachbarschaft bekannt ist. Kannst Du Dich wirklich nicht zu einem entscheidenden Schritt entschließen, so bleibt Dir nichts übrig, als wieder auf einige Zeit zu verreisen. Andere Interessen nehmen dann die Aufmerksamkeit der Leute in Anspruch, und bis Du zurückkehrst, denkt man nicht mehr daran oder urtheilt milder darüber. Jedenfalls hat es den Reiz der Neuheit verloren. Du selber kommst auch vielleicht indessen auf andere Gedanken."

Eduard sträubte sich gegen den Gedanken, dem Urtheil der Welt so gewissermaßen zu entfliehen, aber Alexandrine selber redete ihm zu, und er entschloß sich endlich, dem Rath zu folgen.

Er reiste ab, und zwar zuerst wieder auf sein schlesisches Gut, dann nach Italien und Egypten — aber er entfloh dem Wurme nicht, der in ihm nagte — seinem Gewissen, und wieder und wieder stand Henriettens Bild vor seinen Augen, sah er sein liebes, herziges Kind, wie es am letzten Abend die Aermchen um seinen Nacken schlang. Und sollte er wieder zurück nach Australien? Er besaß jetzt Geld genug, um sich das Leben auch dort angenehm zu machen; seine kühnsten, je gehegten Pläne waren noch weit übertroffen, und er hätte zahlreiche Stationen anlegen und ein angesehener Mann in jenem Welttheil werden können.

Und sollte er jetzt fort, wo die „hochadelige Sippschaft" dann vielleicht höhnisch gesagt hätte, er sei der öffentlichen Meinung gewichen, sobald er gemerkt, daß sein Geheimniß verrathen worden? Nein, wahrlich nicht, jetzt durfte er Europa nicht verlassen, und erst mußte er ihnen beweisen, daß er ihre Meinung nicht achtete und sein Leben nie danach regeln würde. Was er dann später that, sollte wenigstens nicht von dem Urtheil der Gesellschaft abhängig sein.

Er fühlte sich ruhiger, als er diesen Entschluß gefaßt, weil er sich einredete, er habe ihn seiner Charakterstärke zu verdanken — und doch war es nur seine Charakterschwäche, die so lange nach einer Ausrede suchte, um ihn nicht seine Pflicht thun zu lassen, bis er endlich eine leidlich glaubbare gefunden hatte. Dann war er zufrieden, er konnte wieder eine Weile in dem alten Gleis fortleben, ohne von seinem Gewissen außergewöhnlich belästigt zu werden — alles Spätere fand sich von selbst.

Aber die Zeit fliegt. Was Du thun willst und mußt, thue bald, denn nur zu rasch verstreicht die erbettelte Frist, und immer schwerer kommt es Dir dann an.

Es war das Nämliche mit Eduard von Benner; über acht Monate hatte er sich wieder in der Welt herumgetrieben — zwecklos — freud- und ruhelos, jetzt kehrte er nach Bennersberg zurück, und weil er die Ursache vergessen oder vielmehr den Sinn dafür betäubt hatte, die ihn hinaus in die Fremde gejagt, glaubte er thörichter Weise, daß das Nämliche mit den Anderen geschehen war.

So lange er fort gewesen, hatte man allerdings wenig mehr von ihm und der bekannt gewordenen „Heirath mit einer Dienstmagd“ gesprochen — denn Krowsky schien das Schlimmste erzählt zu haben; kaum aber kehrte er zurück, so suchte die Gesellschaft den noch nicht halb verbrauchten Stoff wieder auf das Eifrigste hervor, und Eduard von Benner fand bald, wie er mit seinen früheren „Freunden“ stand.

Die Herren schienen nicht so sehr davon berührt zu sein, und ihn häufiger zu entschuldigen. Lieber Gott, in Australien wie sie meinten, wen heirathete man denn da nicht, um die Langeweile zu tödten! Entschieden anders aber dachten die Damen darüber, und wo er sich wieder blicken ließ, konnte ihm nicht entgehen, wie kalt-höflich und förmlich man gerade da gegen ihn geworden war, wo man ihm früher die meiste Herzlichkeit bewiesen.

Früher überall ausgezeichnet, sah er sich jetzt zurückgesetzt, und auf ihn selber konnte das nicht verfehlen, seinen ertödtenden Einfluß auszuüben. So lebendig und liebenswürdig er sich sonst in der freundlichen Umgebung gezeigt, so kalt und gemessen wurde er jetzt, wo er sich aller Orten zurückgestoßen oder doch vernachlässigt sah. Es konnte ihm nicht entgehen, daß er nirgends mehr ein willkommener Gast war, und die Folge blieb nicht aus — er fühlte sich unglücklich.

Selbst Graf Galaz war nicht mehr so warm und herzlich gegen ihn wie früher, denn er ärgerte sich über die „Unentschlossenheit“ seines Schwagers, die das nicht abschütteln wollte, was seiner Meinung nach allein sein ganzes Lebensglück zerstörte — die unwürdige Verbindung in dem fremden Lande.

Nur Alexandrine, seine Schwester, blieb sich immer gleich, immer lieb und gut gegen ihn, immer freundlich. Sie tröstete ihn, wenn seine Stirn von Sorge und Mißmuth gefurcht war, sie spielte ihm seine Lieblingslieder von Mendelssohn und Schubert, und brachte es bald dahin, daß er sich nur in ihrer Nähe wohl und glücklich fühlte. — Aber auch das währte nicht lange, selbst sie konnte nicht mehr die Wolken von seiner Stirn halten, und eine finstere Schwermuth schien sich seiner bemächtigt zu haben.

Dieser Zustand hatte seinen Gipfelpunkt erreicht, als wieder

ein Brief aus Australien von seiner Frau eintraf. Er trug aber diesmal keinen englischen Stempel, sondern kam aus der Residenz, und die auf der Adresse befindlichen Worte „Durch Güte“ zeigten an, daß er wohl durch Einlage gekommen, vielleicht mit Depeschen des eifrigen Consuls Becher.

Und wie gut, wie herzlich lautete der Brief! Keine Klage fand er darin, kein Wort der Trauer — nur Dank für die vielen Beweise von Liebe, die er ihr gesandt, und die Sehnsucht nach dem fernen Gatten, aber durch eine Engelsgeduld gemildert.

Eduard empfing den Brief auf Galaz, und mit dem offenen Schreiben in der Hand, betrat er seiner Schwester Zimmer. Sein Auge strahlte aber dabei von Freude, seine ganze Gestalt schien gehoben, und mit leuchtenden Augen schritt er auf die Schwester zu, reichte ihr den Brief und rief:

„Da lies — und bin ich nicht ein Thor, daß ich *hier* Freundschaft und Liebe suchen will, wo mich dort offene Arme und treue Herzen erwarten — ersehnen? Die Worte sind unorthographisch geschrieben, ja, aber eine treue Hand hat sie gestellt — der Styl ist schlecht, aber jeder Satz macht die Fibern meines Herzens beben.“

Alexandrine las schweigend den Brief, und ihn dann ihrem Bruder zurückgebend, sagte sie leise:

„Wie lieb und gut — die arme, arme Frau! Wie lange ist es jetzt her, Eduard, daß Du von Australien fort bist — zwei Jahre, nicht wahr?“

„*Zwei* Jahre?“ rief ihr Bruder leidenschaftlich, „*vier* Jahre sind es, daß ich die Meinen nicht gesehen, und zu einer Ewigkeit ist mir die Zeit geworden.“

„Vier Jahre — es ist eine lange Zeit — und wie wird sich Henriette indeß nach Dir gesehnt haben. Dir freilich mag sie rasch genug verflossen sein, denn das gesellige Leben, das Du dort ganz entbehren mußtest, hat Dich doch sehr in Anspruch genommen. Ich sehe jetzt auch wohl selber ein, daß es zu viel von Dir verlangt gewesen wäre, ihm für immer zu entsagen. Wozu der Mensch einmal von Jugend auf erzogen ist, das verwächst mit seinem innern Selbst, und er kann es

nicht so leicht abschütteln, ohne sich unglücklich — wenigstens außer seiner Sphäre zu fühlen."

„Und glaubst Du wirklich, daß ich an diesem Leben hänge?" rief Eduard erregt aus; „glaubst Du wirklich, daß mich dies schale Treiben, das Ihr die „Gesellschaft" nennt, auf die Länge der Zeit fesseln und halten könnte?"

„Das schale Treiben?" sagte Alexandrine lächelnd, „in dem Du Dich so lange wohl gefühlt?"

„Wohl gefühlt? ja, weil ich taub und blind gegen mein eigenes Herz war," rief ihr Bruder — „aber weiß Deine Welt den innern Werth eines Menschen zu schätzen, und urtheilt sie etwa nach einem andern Maßstab als der äußern Form?"

„Du denkst jetzt anders über die Gesellschaft, als vor kurzer Zeit."

„Oh, daß ich immer so gedacht hätte," sagte Eduard leise, „viel, viel Schmerz wäre meinem braven Weib erspart geblieben! Aber es ist noch nicht zu spät," setzte er rasch hinzu, „noch kann ich gut machen, was ich gefehlt, und beim ewigen Gott, ich werde es!"

„Was willst Du thun, Eduard?"

„Das, was ich schon lange hätte thun sollen," sagte der Mann entschossen — „nach Australien zurückkehren und dort von nun an meiner Familie leben. Noch heute fahre ich in die Residenz, um meine Geldangelegenheiten in Ordnung zu bringen, Deinem Manne übergebe ich den Verkauf meiner Güter, und dann bindet mich nichts mehr an Deutschland."

„Nichts mehr?" sagte Alexandrine herzlich.

„Und hast Du selber mir nicht zugeredet, so zu handeln?"

„Du hast Recht, Eduard," sagte die Schwester freundlich. „Gott sei Dank, daß Du endlich in die Bahn eingelenkt bist! Aber verfalle auch jetzt nicht in das Extreme und übereile in diesem Augenblick nicht, was Du bis dahin — vielleicht zu lange — verzögert hast."

„Und kann ich da übereilen?"

„Ja," erwiderte ruhig die Schwester — „Du magst allerdings so rasch Du willst in die Residenz fahren und dort

Rücksprache mit Deinem Banquier nehmen; je eher das geschieht, desto besser; dann aber kehre hierher zurück und ordne selber, gemeinschaftlich mit Rudolph, Deine Angelegenheiten. Rudolph ist überhaupt nicht Geschäftsmann genug, um ihm das Alles so vollständig zu überlassen, und würde sich auch nur unbehaglich unter einer solchen Verantwortung fühlen. Wann geht das nächste Schiff?"

„Ich weiß es nicht, aber ich werde heute Morgen noch deshalb nach England schreiben und die Antwort — da ich nicht sagen kann, wo ich sein werde, wenn sie eintrifft — hierher adressiren lassen."

„Thue das nur," nickte die Schwester befriedigt vor sich hin — „und wann willst Du in die Residenz?"

„Gleich auf der Stelle."

„Galaz kann Mittag zurück sein."

„Ich kann ihn nicht mehr erwarten. Ich weiß auch, daß er mit meinem Plan nicht ganz einverstanden sein wird, und möchte seinen Einwürfen ausweichen."

„Fürchtest Du sie?"

„Nein — ich bin fest entschlossen. Die Gesellschaft hier hat mich wie einen Verfehmten ausgestoßen — überall habe ich Anspielungen und spöttische Bemerkungen hören müssen, und war doch nie im Stande dieser ver — dammten Höflichkeit gegenüber irgend eine wirkliche Beleidigung zu constatiren. Dem will ich ein Ende machen. Ob ich glücklich werde — ob ich mich dort glücklich fühlen *kann*, Gott weiß es; aber ich will mir wenigstens nicht neben den geheimen und versteckten Vorwürfen der Welt auch noch selber sagen müssen, sie verdient zu haben. — Leb' wohl, Alexandrine!"

„Und auf ein recht baldiges, frohes Wiedersehen!"

10.

Schluß.

Vierzehn Tage waren nach Eduard's Abreise verflossen, und in Schloß Galaz blieb es in der Zeit ziemlich einsam, da der Graf selber viel mit der Expropriation einiger Grundstücke zu thun hatte, durch welche ein Schienenweg gelegt werden sollte. Die Bahn hatte hier gerade sein bestes Jagdterrain durchschnitten, und er gab sich die größte Mühe, ihr eine andere Richtung anzuweisen, ja erbot sich sogar, eine andere Strecke weit unter dem Taxationspreis herzugeben — aber vergebens. Die Techniker der Bahn erklärten, daß ihre angegebene Linie beibehalten werden müsse, aus den und den Gründen, und deshalb auf den Wildpark keine Rücksicht genommen werde könne. Der Graf fuhr selber nach der Residenz, um an höchster Stelle seinen Einfluß geltend zu machen; es blieb Alles umsonst. Das praktische Leben bohrt sich nach und nach überall in die alten Vorrechte hinein; das Geld gewinnt einen immer höhern Rang über Adelsbriefe und Stammbäume, und Graf Galaz mußte zu seinem Verdruß erleben, daß ein Gutachten von bürgerlichen Leuten, über den speciellen Fall ausgestellt, mehr galt und berücksichtigt wurde, als sein ganzer Einfluß werth war.

Eben nicht in bester Laune kehrte er nach Galaz zurück, und das konnte nicht dazu beitragen, sie zu verbessern, daß er eine Equipage mit Extrapost fand, die auf seinem Hof vorgefahren war. Also Besuch.

„Wer ist angekommen?“ frug er den Diener, der heransprang, um den Wagenschlag zu öffnen.

„Frau Baronin von Fermont mit einer andern Dame.“

„Mit wem?“

„Kenne sie nicht, Herr Graf. Sie sprechen nur Französisch.“

Graf Galaz stieg in sein eigenes Zimmer hinauf und schien nicht übel Lust zu haben, sich dort abzuschließen. Frau von Fermont war aber eine so liebenswürdige Frau und so be-

freundet mit ihnen, daß es sich nicht gut umgehen ließ, sie zu sehen. Außerdem erzählte ihm auch sein Kammerdiener, daß die Damen ein paar Koffer mitgebracht hätten, also aller Wahrscheinlichkeit einige Tage hier verweilen würden. Es ließ sich nicht ändern, er mußte ihnen seine Aufwartung machen. Außerdem wurde auch das Diner sehr bald servirt, und da noch Besuch aus der Nachbarschaft dazu kam, ein alter Obrist von Verdow mit Frau und Tochter, so blieb die kleine Gesellschaft dort den Abend zusammen, und es wurde geplaudert und musicirt bis spät in die Nacht hinein.

„Und wie gefällt Dir Frau von Ostenburg?“ sagte Alexandrine zu ihrem Gatten, als die von Verdows das Gut verlassen und Frau von Fermont mit ihrer Begleiterin sich auf ihre Zimmer zurückgezogen hatten.

„Das ist ein reizendes Frauchen,“ sagte der Graf, „eine wunderhübsche Erscheinung, und dabei so liebenswürdig, daß man ihr auf den ersten Blick gut sein muß. Stammt sie denn aus Frankreich?“

„Allerdings — weshalb?“

„Sie spricht das Französische so sonderbar.“

„Sie spricht vortrefflich.“

„Ja; doch mit einem so eigenthümlichen Accent, der ihr aber reizend steht.“

„Und singt wie eine Nachtigall.“

„Sie hat eine magnifique Stimme und würde auf jeder Bühne Furore machen. Ist sie mit Fermonts verwandt?“

„Ich glaube; ihr Gatte stand in der österreichischen Armee und ist bei Solferino geblieben — ein Rittmeister von Ostenburg.“

„Arme Frau — so jung und schön, und schon einen solchen Verlust erlitten! Uebrigens wird sie wohl nicht lange Wittwe bleiben, denn an Bewerbern kann es ihr bei den jungen Leuten gewiß nicht fehlen. Der alte Obrist selbst war schon ganz entzückt von ihr — Apropos, ich habe vorhin auch einen Brief von Eduard auf meinem Zimmer gefunden — er wird morgen herüber kommen.“

„Das freut mich.“

„Wenn er nur die unglückselige Idee aufgäbe, nach Au=

stralien zurück zu gehen. Er kann sich ja dort nicht glücklich fühlen! Der hat sich auch seine Carrière recht muthwillig selbst verdorben."

„Und wenn er nun seine Frau zu uns herüber brächte, glaubst Du nicht, daß sie sich in unser Leben, in unsere Verhältnisse finden würde?"

„Nie!" sagte Graf Galaz kopfschüttelnd — „glaube mir, mein Kind, derartige Frauen mögen gut und brav und häuslich sein und das Glück eines Mannes in ihrem eigenen Kreis begründen können, aber sie sind wie Hauslauch, der nur auf Mauerwerk und Dächern wächst; sie verlangen einen ganz bestimmten und engbegrenzten Boden für ihre Existenz. Man soll um Gottes willen nicht versuchen, sie zu veredeln — es würde nie eine Rose daraus werden."

Am nächsten Tage traf Eduard ein und suchte den Schwager auf dessen Zimmer auf. Er hatte ebenfalls gehört, daß fremde Damen zum Besuch da wären, und fühlte sich nicht in der Stimmung, ihnen zu begegnen. Der Graf war aber gerade zu den Damen hinüber gegangen, und zwar hatte ihn Alexandrine, als sie den Bruder in den Hof einfahren sah, herüber rufen lassen. Es wurde musicirt, und Frau von Ostenburg hatte zugesagt, ihm einige Lieder zu singen.

Eduard schickte einen Diener hinüber, um den Grafen seine Ankunft wissen zu lassen. Alexandrine ließ ihrem Bruder aber sagen, Graf Galaz könne jetzt nicht fort, und er selber sei den Damen schon angemeldet, er möge also rasch Toilette machen und in den Salon kommen.

Es war ihm nicht recht; eine Weigerung wäre aber unartig gewesen; Frau von Fermont kannte er überdies selber recht gut, und seufzend fügte er sich in das Unvermeidliche.

Als er den Salon betrat, saß Frau von Ostenburg gerade am Instrument und sang eine spanische Romanze, die sie sich selber begleitete — Graf Galaz stand neben ihr und wandte die Notenblätter um, und Frau von Fermont saß mit Alexandrine rechts auf dem Sopha. Alexandrine stand auf, ging dem Bruder leise entgegen und gab ihm die Hand, auch Frau von Fermont reichte ihm die ihrige und nickte ihm freundlich zu; aber es wurde kein Wort gesprochen, um den Gesang

nicht zu stören, und die Schritte selber blieben auf dem weichen Teppich überhaupt unhörbar.

Die Romanze war die Klage eines andalusischen Mädchens, das um den Geliebten trauert, der gegen die Mauren zu Felde gezogen und sie allein gelassen hatte, und die Stimme der Sängerin zitterte, als sie leise, nur von gedämpften Accorden begleitet, das Gebet zur Jungfrau Maria um Schutz für den Fernen sang. So ergreifend waren die Töne dabei, daß der überhaupt leicht empfänglichen Alexandrine die hellen Thränen in die Augen stiegen und selbst Eduard sich von dem wehmüthigen Lied ergriffen fühlte.

„Singt sie nicht reizend?“ flüsterte ihm Frau von Fermont zu, neben der er saß.

„In der That,“ erwiderte er, „ich weiß mich der Zeit nicht zu erinnern, daß ich eine so klangvolle und so zum Herzen dringende Stimme gehört hätte — und mit so tiefem Gefühl.“

Aber der Sinn des Liedes änderte sich — die Mauren waren geschlagen, der Geliebte kehrte siegreich zurück, und laut jubelten jetzt die Töne und quollen aus voller, jauchzender Brust, während in der kunstvollen Begleitung der Siegesmarsch der heimziehenden Krieger dazwischen tönte.

Jetzt endete plötzlich das Lied und die Sängerin erhob sich von ihrem Stuhl, indeß Graf Galaz ihr mit wahrhaft begeisterten Worten und voller Entzücken für den Genuß dankte. — Ihr Blick streifte durch den Saal und eine Purpurröthe legte sich über ihre Wangen und ergoß sich bis tief in den schneeigen Nacken hinab — ihr Blick streifte Eduard.

„Sie sind zu gütig, Herr Graf,“ lächelte sie dabei, „und werden mich noch verwöhnen.“

Alexandrine aber war aufgesprungen, schlang ihre Arme um sie und küßte sie herzlich.

„Ah, Eduard,“ rief der Graf, der ihn jetzt erst erblickte, „das ist schön; bist Du noch zur rechten Zeit gekommen?“

„Ich hatte das Glück, dem seelenvollen Vortrag zu lauschen,“ sagte der junge Mann, während sein Blick starr an den Zügen der fremden Dame hing.

„Nicht wahr, das ist ein Genuß? — Aber ich habe

Dich noch nicht einmal vorgestellt. Gnädige Frau, mein Schwager, Eduard von Benner — Frau von Ostenburg, die uns die Freude gemacht hat, unsere Einsamkeit ein paar Tage mit uns zu theilen."

„Gnädige Frau," sagte Eduard, aber so verlegen, daß er die Worte kaum über die Lippen brachte — „ich — ich freue mich — freue mich wirklich herzlich der Ehre dieser Bekanntschaft."

Graf Galaz sah ihn an und lächelte. So befangen und ungeschickt hatte er seinen Schwager noch gar nicht gesehen.

„Und heute quäle ich Sie recht, meine liebe, liebe Ostenburg," rief Alexandrine dazwischen, „doch jetzt singen Sie uns noch einmal das kleine reizende französische Lied."

„Aber, Alexandrine, sagte der Graf, „Du belästigst wirklich unsern lieben Gast!"

„Gern, gern," rief aber die junge Frau und wandte sich rasch wieder dem Instrument zu.

Eduard starrte sie noch immer an und bemerkte gar nicht, daß ihn Frau von Fermont lächelnd beobachtete. Die junge Künstlerin aber ließ sich nicht lange nöthigen, und rasch wieder ihren Platz am Clavier einnehmend, begann sie ein reizendes französisches Lied, voll muthwilliger Neckerei und mit einer so silberhell klingenden Stimme, daß es den kleinen Kreis zu lautem und stürmischem Beifall hinriß.

Nur Eduard war still und nachdenkend geworden; den Kopf in die Hand gestützt, saß er in seinem Fauteuil, und sein Blick haftete am Boden. Alexandrine hatte sich neben ihn gesetzt und flüsterte ihm zu, wie reizend die kleine Frau die Lieder vortrage. Er nickte still vor sich hin, erwiderte ihr aber kein Wort, bis sie geendet hatte und sich wieder erhob.

„Wunderbar — wunderbar," murmelte er dabei vor sich hin und schüttelte langsam den Kopf — „fabelhaft wunderbar!"

„Nicht wahr, die Stimme," sagte Alexandrine, welche den Worten gehorcht hatte — „ich habe nie etwas Aehnliches gehört."

Eduard erwiderte noch immer nichts und starrte nur die Sängerin an, so daß es selbst seinem Schwager zuletzt auffallen mußte. Gräfin Alexandrine und Frau von Fermont

waren aufgestanden und zu der jungen Frau getreten, und plauderten jetzt, durch das französische Lied angeregt, mit ihr in dieser Sprache, und Eduard konnte indessen den Blick nicht von der lieblichen Erscheinung wenden.

„Nun, Eduard, Du bist ja ganz wie in einer Verzückung,“ lachte Galaz, indem er ihm die Hand auf die Achsel legte, „aber ich muß selber gestehen, daß ich etwas Aehnliches noch nicht gehört.“

„Ich sage Dir, Rudolph,“ rief aber Eduard, seine Hand ergreifend, „mir schwindelt der Kopf ordentlich — ich werde noch verrückt —“

„Oho!“ lachte der Graf — „so hat Dich der Gesang ergriffen?“

„Ich habe gar nicht gehört, „was sie sang.“

„Was? — nicht gehört? — aber was hast Du nur, Du bist ja in einer merkwürdigen Aufregung!“

„Diese Aehnlichkeit.“

„Welche Aehnlichkeit?“

„Der Dame mit — mit einer andern Dame, die ich — vor längerer Zeit gesehen. Wo um Gottes willen stammt sie her?“

„Meine Frau sagt aus Frankreich; aber ich wüßte nicht, wo Du sie schon gesehen haben könntest, denn wie ich gehört, so ist sie erst vor wenigen Wochen nach Deutschland gekommen, und Du selber warst doch nie in Frankreich, wie?“

„Nein, nie,“ sagte Eduard, während seine Blicke noch immer fest auf der Dame hafteten, die ihm aber jetzt, im Gespräch mit Gräfin Alexandrine und Frau von Fermont, den Rücken zudrehte.

„Ich habe eine solche Aehnlichkeit bei zwei verschiedenen Personen nicht für möglich gehalten,“ sagte Eduard noch ganz verstört.

„Das kommt ja vor,“ lachte Galaz, „und vor vierzehn Tagen ist es mir genau so in der Residenz mit einer vollkommen fremden Dame gegangen, die ich geradezu wie eine alte Bekannte ansprach, und die mich dann furchtbar kalt und stolz ablaufen ließ. Ich war nur froh, als ich mich mit einer verlegenen Entschuldigung zurückziehen konnte.“

„Aber hier —“ sagte Eduard — „das Gesicht hat etwas Fremdes, ja, aber ich kann nicht sagen, worin es liegt, und diese Augen, dieser Mund, das Haar, der ganze Wuchs — nur etwas voller und eleganter. Ich weiß, es ist nicht möglich, und doch glaub' ich, könnt' ich den Verstand verlieren, wenn ich lange in ihrer Nähe sein müßte.“

„Das wird wohl verschiedenen Leuten so gehen,“ lachte Graf Galaz, „denn sie hat wirklich etwas Bezauberndes, diese reizende Sirene. Aber komm, wir dürfen uns nicht so lange flüsternd unterhalten. Alexandrine hat schon ein paar Mal herüber gesehen.“

Sie schlossen sich jetzt den Damen an, und Frau von Ostenburg erröthete tief, als Eduard sie anredete, antwortete ihm aber unbefangen und frug ihn, da sie gehört, daß er schon so weite Reisen gemacht, ob er sich denn jetzt recht wohl und glücklich in der Heimath fühle, oder ob — wie das so oft der Fall sei — die Unruhe ihn wieder hinaus in das wilde Leben dränge.

Und diese Stimme — Eduard war so befangen, daß er nur ganz verworrene, kaum verständliche Antworten gab, und endlich ärgerlich über sich selber, gerade diesem liebenswürdigen Wesen gegenüber eine so unglückliche Rolle zu spielen, all' seine Sinne zusammen nahm und fest entschlossen war, sich nicht mehr von einem so wirren Wahn befangen zu lassen.

Die Unterhaltung kam dadurch besser in Gang, wurde aber immer noch in französischer Sprache geführt, die auch der jungen Frau von Fermont geläufiger als die deutsche schien.

Indessen wurden Erfrischungen herumgereicht, und Eduard benutzte den Moment. Seiner Schwester Arm ergreifend, flüsterte er ihr leise zu:

„Du hast immer gewünscht, meine Frau kennen zu lernen. Sieh sie denn, wie sie leibt und lebt.“

„Wen?“ frug Alexandrine erstaunt, „Frau von Ostenburg?“

„Denke Dir sie in Bauernkleidern — einfach und schüchtern.“

„Und die Frau hättest Du verlassen?“ sagte die Schwester kopfschüttelnd — „Deine Phantasie führt Dich jetzt irre.“

„Ich gebe Dir mein Wort!“ rief der Bruder erregt — „jeder Zug ihres lieben Gesichts ist derselbe und doch auch wieder anders — schöner vielleicht, charaktervoller, aber das Liebe und Gute in ihren Zügen, die Grübchen — die Lippen — die Stimme selbst — ich habe ihr wie ein Schulknabe gegenüber gestanden —“

„Und auch ihre Stimme?“

„Wenn sie spricht, genau; nur der Gesang ist viel klangvoller, und diese französischen und italienischen Romanzen sind meinem Ohr fremd. Wenn sie nur einmal ein deutsches Lied singen wollte!“

„Ich werde sie bitten,“ sagte Alexandrine, rasch von ihm fort und zu der jungen Dame tretend. — „Ach, liebe Frau von Ostenburg,“ wandte sie sich an diese — „mein Bruder dort, ein entsetzlich schüchterner Mensch, wie Sie sehen, aber leidenschaftlich für Musik eingenommen, hat noch eine große Bitte an Sie!“

„Und womit kann ich ihm dienen?“ lächelte die junge Frau.

„Er bittet um ein ganz kleines, kleines — aber deutsches Lied — Sie dürfen ihm aber nicht böse deshalb sein.“

Frau von Ostenburg's Blick haftete fest, fast wehmüthig einen Moment auf Eduard's Zügen. — „Gern,“ flüsterte sie dann, wandte sich ab und trat wieder zum Instrument. Aber eine ganz eigene Bewegung schien sich auch ihrer jetzt bemächtigt zu haben. Ihr Busen hob sich stürmisch — ihre Finger berührten in weichen, klagenden Accorden die Tasten, und zweimal war es, als ob sie ansetzen wollte, und immer noch kam kein Ton über ihre Lippen.

Eduard stand am Tisch. Der Blick der Fremden war ihm durch Mark und Seele gedrungen, das Herz schlug ihm fast hörbar in der Brust.

Jetzt hatte sich die schöne Spielende gefaßt. Ihre Finger berührten leicht die Tasten in einem kurzen, schwermüthigen Vorspiel mit den Anklängen eines bekannten Volksliedes, und jetzt sang sie mit leiser, oh, wie zum Herzen sprechender Stimme:

„Muß i denn, muß i denn zum Städtle naus,
Städtle naus —

Und Du mein Schatz bleibst hier —
Wann i komm, wann i komm, wann i wiedrum komm,
wiedrum komm,
Kehr' i ein, mein Schatz, bei Dir —"

So sang sie den zweiten Vers: „Wie Du weinst, wie Du weinst, daß ich wandern muß" — leise, leise, kaum hörbar, und erst anwachsend, als sie zur dritten Strophe kam:

„Ueber's Jahr, über's Jahr, wenn mer Träuble schneid,
Träuble schneid, —
Stell' ich hier mich wiedrum ein —
Bin i dann, bin i dann Dein Schätzle noch —"

Die Sängerin schwieg plötzlich — kein Laut regte sich im Saal, aber Eduard, seiner Sinne kaum mehr mächtig und seiner fast unbewußt, rief flüsternd:

„Henriette!"

Die Sängerin stand auf — sie sah leichenblaß aus.

„Gnädige Frau, Ihnen ist unwohl!" rief Graf Galaz bestürzt.

Sie schüttelte langsam den Kopf und wandte sich der Thür zu — noch einmal suchte ihr Blick Eduard, der — wild zu ihr hinüberstarrend, mitten in der Stube stand — aber da hielt sie sich nicht länger.

„Eduard! Eduard!" rief sie, flog auf ihn zu, umschlang seinen Nacken mit wilder Leidenschaftlichkeit und preßte heiße, brennende Küsse auf seine Lippen.

„Henriette, mein Weib! mein Weib!" — mehr vermochte er nicht zu rufen. Er wußte nicht, ob er wache oder von einem wilden, fabelhaften Traum befangen sei — und selbst die Möglichkeit konnte er sich nicht denken, daß er jetzt lebe, daß er athme.

Graf Galaz — während die kleine lebendige Frau von Fermont vor lauter Freude und Rührung laut schluchzte — war kaum weniger erstaunt über diese Scene, als Eduard selber; aber Alexandrine löste ihm mit wenigen raschen Worten das Räthsel, und während er jetzt nur, überrascht und doch voller Bewunderung, das reizende junge Weib betrachtete, das sich mit solcher Energie und Ausdauer aus ihrer Sphäre herausgearbeitet, um jetzt eine Zierde der höchsten geworden zu sein, verließ seine Gattin leise das Zimmer.

„Und bist Du es denn wirklich, Henriette? Ist es denn möglich, daß Wunder noch auf dieser Welt geschehen?"

„Mein Eduard, Du böser, lieber Mann, und so lange — so lange hast Du mich verlassen können, bis ich selber kommen mußte, um Dich aufzusuchen!"

„Meine Henriette, und kannst Du mir vergeben? Aber schon sind meine Sachen gepackt, damit ich wieder in Deine Arme eile."

„Still, still, ich weiß Alles," sagte die herzige junge Frau, ihre Hand auf des Gatten Lippen legend, — „fürchte keinen Vorwurf von mir — ich weiß ja recht gut, daß ich nicht so zu Dir paßte, wie ich war. Erst jener Engel, Deine Schwester, hat mich Dir werth gemacht."

„Alexandrine?"

„Nachher Alles —"

„Und wo ist unser Kind?"

„Où est donc maman?" rief in diesem Augenblick ein prächtiger kleiner, etwa fünfjähriger Bursch, der vor Alexandrinen in das Zimmer sprang und sich überall umsah.

Aber es ist nicht möglich, die Freude dieses Wiedersehens, den Jubel zu beschreiben, der die Herzen dieser guten Menschen erfüllte. Und was war jetzt Alles zu erzählen, und Eduard, seinen Knaben fest an sich gepreßt auf dem Knie, lauschte mit Thränen der höchsten Seligkeit in den Augen der fast wunderbar klingenden Mähr von Henriettens Reise nach Deutschland, ihrer Aufnahme bei seiner Schwester und dem Plan, den diese mit Frau von Fermont entworfen, die junge Frau heran- und auszubilden.

Und Alexandrine lehnte dabei das Haupt an ihres Gatten Schulter und flüsterte leise und lächelnd:

„Wer redete mir denn neulich einmal von Hauslauch, der auf Dächern und Mauerwerk wächst, und den man nie versuchen sollte zu veredeln — es würde nie eine Rose daraus werden? — Nun, mein Herr Gärtner?"

„Wenn Du Zauberkünste treibst, mein liebes Kind," sagte der Graf, sie an sich pressend, „dann freilich muß ich mich besiegt erkennen."

„Keine Zauberkünste," lächelte aber freundlich die Gräfin,

„glaube mir, Rudolph, jedes Mädchen, jede Frau hat das Zeug zu einer Dame in sich, wenn ihr Gelegenheit geboten wird sich auszubilden — mit Deinem starken Geschlecht aber geb' ich Dir Recht, aus einem Bauer wird sich nie ein Graf machen lassen.“

Eduard dachte jetzt natürlich nicht mehr daran, Deutschland wieder zu verlassen, ja, Graf Galaz selber war Feuer und Flamme dafür, die junge Frau in die Gesellschaft einzuführen. Anfangs zwar hatte das junge Paar noch hier und da ein durch das frühere Gerücht gewecktes Vorurtheil zu besiegen, aber die junge Frau eroberte sich die Herzen im Sturm. Selbst die Enkelburg konnte nicht lange diesem liebenswürdigen Wesen widerstehen. Der alte Comthur war allerdings leicht und bald gewonnen; Hedwig aber, vielleicht gerade aus dem Grunde, weil sie keinen Grund angeben konnte, hielt sich noch am längsten scheu von ihnen zurück. Henriettens natürliche und herzliche Einfachheit, mit dem bescheidensten Auftreten gepaart, trug jedoch zuletzt auch über sie den Sieg davon, und jetzt ist in der kleinen Colonie von Rittergütern kein Fest, kein fröhliches Beisammensein irgendwo denkbar, wenn Henriette nicht dabei erscheinen kann.

Allerdings wollte Eduard, als er nur erst einmal festen Boden gefaßt, auch die Eltern seiner Frau herüber nach Deutschland ziehen und dem Vater, der ein tüchtiger Landwirth war, eins von seinen Gütern übergeben. Die Mutter wäre auch wahrscheinlich gern gekommen, aber der alte Schuhmacher schlug jede solche Aufforderung hartnäckig ab. Er behauptete zwar immer nur, er hätte sich so an die Kakadusuppe gewöhnt, daß er nicht ohne dieselbe leben könne: er meinte aber mit derselben nur das freie, unabhängige australische Leben, das er nicht mehr entbehren konnte und wollte. Er flickt allerdings für die australischen Bauern kein Schuhe mehr, aber er hat sich, von Benner dabei unterstützt, noch ein paar Sectionen Land zu seinem eigenen gekauft und ist jetzt einer der größten Weizenbauern in dem ganzen Tanundadistrict.

Der Gevatterbrief.

Geschichte zur Warnung für Jedermann.

Der geheime Regierungsrath von Fischer in — saß Morgens in seinem Studirzimmer, als der Diener ihm ein kleines, zierlich gefaltetes Briefchen hereinbrachte, das keinen Poststempel trug.

„Von wem?" frug der Regierungsrath, zu gleicher Zeit die Papierscheere aufnehmend.

„Ein Bäckergesell hat ihn gebracht und bittet um Antwort."

„Ein Bäckergesell?" murmelte der würdige Mann vor sich hin, „was habe ich denn eigentlich mit einem Bäckergesellen zu thun?" Nichtsdestoweniger öffnete er das kleine Schreiben, das seine richtige Adresse trug, und überflog den Inhalt.

„Hm, hm, hm, hm," schüttelte er aber dabei den Kopf — es mußte etwas ganz Absonderliches in dem Briefe stehen — „hm, hm, hm, hm, das ist doch merkwürdig — sehr merkwürdig — der Bursche soll warten," sagte er dann zu dem Diener, der sich mit einer Verbeugung verabschiedete, und der geheime Regierungsrath, der sich doch nicht allein zu rathen wußte, stand auf und ging in das Zimmer seiner Frau hinüber, um dieser den ihm etwas absonderlich scheinenden Inhalt des Briefes mitzutheilen. Der Inhalt war aber eigentlich gar nicht so absonderlich, sondern lautete nur einfach:

Der Himmel hat meine liebe Frau, Sophie, vor acht Tagen mit einem gesunden, kräftigen Knäblein beschenkt, und meine Bitte geht an Sie, verehrter Herr Regierungsrath, dasselbe am nächsten Sonntag aus der Taufe zu heben. Sie würden dadurch unendlich verbinden

Ihren
Ihnen gehorsamst ergebenen
Jacob Hellmann, Bäckermeister.

Die Taufe ist elf Uhr Morgens, hohe Gasse Nr. 17, eine Treppe.

„Sieh 'mal, Louise," sagte der Regierungsrath, als er das Zimmer seiner Frau betrat und ihr den Brief entgegen hielt. „Dieses Schreiben habe ich eben bekommen, und der Bäckerbursche wartet auf Antwort."

„Ich habe nichts bestellt," sagte die Frau Regierungsräthin.

„Nein, die Sache betrifft auch kein Backwerk," erwiderte ihr Mann, „lies nur einmal den Brief."

„Um Gottes willen, wie kommst Du dazu?" rief aber seine Frau indignirt, als sie die Zeilen erstaunt durchgelesen hatte — „laß Du das die Leute einmal merken, daß Du Gevatter stehst, und Du kannst die Kinder sämmtlicher Innungen aus der Taufe heben."

„Hm, ja, das ist schon wahr — aber was soll ich thun?" sagte ihr Mann verlegen.

„Was Du thun sollst? — danken; das ist eine einfache Bettelei."

„Doch wohl nicht," schüttelte der Regierungsrath bedenklich mit dem Kopfe, „der Bäcker Hellmann ist einer der reichsten und angesehensten Bürger in der Stadt; der Mann hat viel Geld und noch mehr Freunde, ich begreife deshalb auch gar nicht, wie er in dieser unglückseligen Geschichte gerade auf mich fallen konnte; hm, hm, das ist mir doch ungemein fatal!"

„Aber ich sehe nicht ein, weshalb Du so große Umstände machen willst," sagte seine Frau, „was kann Dir der Bäcker Hellmann nützen?"

„Ja liebes Kind, das ist eine eigene Sache," meinte der

Regierungsrath, „ich — ich möchte ihn doch auch nicht gerade vor den Kopf stoßen. — Dies leidige Gevatterstehen ist doch eine furchtbare Einrichtung, und trotzdem giebt es solch' glückselige Menschen, die sich etwas Derartiges noch zur Ehre rechnen und dadurch befangen genug werden zu glauben, sie ehrten den Eingeladenen ebenfalls."

„So werde krank an dem Tage."

„Das geht auch nicht," sagte der Regierungsrath kopfschüttelnd, „sieh nur den Datum an, es ist derselbe Abend, an dem der Tannhäuser zum ersten Mal gegeben wird, und wir müssen die Vorstellung, zu der ich für uns die Plätze schon bestellt habe, dann ebenfalls versäumen."

„Nein, das geht auf keinen Fall," sagte die Frau Regierungsräthin.

„Dann wird mir wahrhaftig nichts weiter übrig bleiben, als die Einladung anzunehmen," seufzte ihr Mann, „aber fünf Thaler gäb' ich darum, wenn ich wüßte, wer den Menschen auf den unglückseligen Gedanken gebracht hat, gerade mich zu wählen — und das kostet dabei wieder ein Heidengeld!"

„Thu, was Du willst," sagte die Frau Regierungsräthin, „aber so viel weiß ich, wenn ich eingeladen wäre, ich ginge nicht."

Ihr Mann schüttelte mit dem Kopf, ging noch ein paar Mal mit auf den Rücken gelegten Händen im Zimmer auf und ab, und dann wieder zurück in seine eigene Studirstube, wo er einen Briefbogen aus dem Gefach nahm und schrieb:

Verehrter Herr!

Es wird mir zur großen Freude gereichen, Ihrer Einladung zu dem glücklichen Feste — zu dem ich Ihrer werthen Frau Gemahlin meine besten Glückwünsche darzubringen mir erlaube — Folge zu leisten. Ich werde mich pünktlich einfinden und zeichne indessen hochachtungsvoll als

Ihr ergebenster

Johann von Fischer, geh. Regierungsrath.

Der Tag kam; Herr von Fischer hatte die nöthigen Erkundigungen eingezogen und seiner Mitgevatterin ein Körbchen

mit sehr schönen Blumen und Handschuhen gesandt. Die Feier selber fand im Hause des Bäckermeisters statt, und nach der Ceremonie, zu der noch eine Anzahl Gäste geladen waren, führte Herr Hellmann, der seinen Gevatter auf's Herzlichste empfangen hatte, sämmtliche Eingeladene in das Speisezimmer hinüber. Die Tafel war gedeckt und brach fast unter der Last der Speisen und Getränke; der geheime Regierungsrath hatte den Ehrenplatz am Tische, und da der Wein ausgezeichnet und von Fischer ein Kenner war, fing er sich nach der ersten halben Stunde schon an wohler, und nicht lange nachher auch behaglich zu fühlen. Die etwas gemischte Gesellschaft bestand dabei aus höchst liebenswürdigen, jovialen Menschen, und es wurde erzählt und gelacht und ein Toast nach dem andern ausgebracht; ja der Regierungsrath, der den ersten auf das Wohl der Wöchnerin getrunken, thaute ordentlich auf; er lachte und erzählte mit und amüsirte sich vortrefflich.

Gegen das Ende der Mahlzeit stand auch Herr Hellmann auf, hob sein Glas und ließ den Herrn Regierungsrath und seine werthe Familie leben, und wie derselbe jubelnd getrunken war, ging er zu seinem Gast um den Tisch herum, um mit ihm anzustoßen, rückte sich dann einen Stuhl zu ihm, und es entspann sich bald ein kleines Gespräch über Mahlzeit und Wein, worin der Regierungsrath sein Entzücken über beides ausdrückte und überhaupt versicherte, sich nicht der Zeit erinnern zu können, wo er sich so gut unterhalten habe.

„Nun das freut mich wirklich herzlich, daß es Ihnen bei mir gefällt,“ sagte der Bäckermeister.

„Nein wahrhaftig, mein guter Herr Hellmann, es ist Alles vorzüglich, außerordentlich — aber — aber eine Frage erlauben Sie mir wohl?“

„Bitte, mit dem größten Vergnügen, Herr Regierungsrath, wenn ich sie irgend beantworten kann.“

„Es ist mir eine Ehre gewesen, Ihren kleinen Burschen von Sohn aus der Taufe gehoben zu haben, wir essen und trinken hier ausgezeichnet, wir amüsiren uns, wie man sich nur amüsiren kann, aber —“

„Aber?“

„Aber sagen Sie mir doch, mein guter Herr Hellmann,“

fuhr der Regierungsrath fort, den neben ihm Sitzenden dabei freundlich auf das Knie klopfend, „wie sind Sie gerade auf mich zum Taufpathen gefallen? — ich habe mir schon den ganzen Tag den Kopf darüber zerbrochen, und kann es doch unmöglich meinen geringen Verdiensten, dem Staat gegenüber, zuschreiben.“

„Hm, Herr Regierungsrath,“ lächelte Hellmann still vor sich hin, „das hat eine eigene Bewandtniß, und ich sehe keinen Grund ein, sie Ihnen zu verheimlichen.“

„Wäre mir lieb,“ sagte der Regierungsrath.

„Ich weiß nicht einmal, ob Sie sich meiner von früher noch erinnern —“

„Glaube kaum früher das Vergnügen Ihrer persönlichen Bekanntschaft gehabt zu haben.“

„Doch, doch,“ sagte Hellmann; „besinnen Sie sich auf den letzten Winter, wo wir einmal zwei Tage hintereinander so entsetzliches Glatteis in der Stadt hatten?“

„Ja, allerdings — es kamen auch mehrere Unglücksfälle damals vor.“

„Ganz recht — an einem von diesen Tagen ging ich Vormittags an Ihrem Hause vorüber, dessen Parterre Sie bewohnen; Sie standen am Fenster und sahen auf die Straße hinaus, und demselben gerade gegenüber rutschte ich aus — die Füße glitten mir unter dem Leibe fort und ich fiel der Länge nach hin.“

„Das waren Sie?“ rief der Regierungsrath, noch in der Erinnerung an den Augenblick lächelnd.

„Das war ich, mein bester Herr, und wie ich mich nach Ihnen umdrehte — und ich hatte mir weh gethan — wollten Sie sich ausschütten vor Lachen.“

„Hahahaha,“ lachte der Regierungsrath, „das sah auch wirklich zu komisch aus, die Beine kamen Ihnen mit einem ordentlichen Ruck in die Höhe!“

„Ja, allerdings,“ sagte Herr Hellmann, ohne jedoch in das Lachen mit einzustimmen, „an dem Morgen aber schwor ich es mir: dem Regierungsrath spielst Du für das Lachen einmal einen Possen, wo sich die erste Gelegenheit dazu bietet — und die habe ich mir auch nicht entgehen lassen.“

Der Regierungsrath nahm die Sache natürlich als Scherz auf und lachte, daß ihm die Thränen in die Augen kamen, amüsirte sich auch wohl noch eine Stunde vortrefflich, wo er dann nach Hause mußte, um das Theater nicht zu versäumen. Er tritt aber von der Zeit an bei Glatteis nie mehr an's Fenster, denkt gar nicht daran zu lachen, wenn er Jemanden hinfallen sieht, und seine Frau weiß heute noch nicht, weshalb er damals zu Gevatter gebeten wurde.

Ein Ausflug in Java.

Eines Morgens Mitte Januar ritt ich mit Herrn Blumenberger, der in Geschäften nach Batavia gekommen war, nach Tjipamingis hinauf. Gerade mit Sonnenaufgang verließen wir die letzten Landhäuser, und einen schmalen Fuß- oder Reitpfad annehmend, der durch eine weitläufige Cocos-Anpflanzung führte, erreichten wir die freien Reisfelder, durch die ein enger Weg bald durch, bald an Gräben hin, jetzt über eine Strecke hohen trocknen Landes, jetzt wieder durch niedere sumpfige oder künstlich überschwemmte Gegenden führte.

Es war ein wunderherrlicher Morgen; die Gipfel der schwankenden, im Winde rauschenden Cocospalmen, des schönsten, stolzesten Baumes, den die Tropenwelt geschaffen, glühten von den ersten Strahlen der jungen Sonne geküßt; über das niedere Land zogen noch dünne, duftige Nebelstreifen, hier sich wie zum Spiel um eine hohe Gruppe dunkellaubiger Mangas sammelnd, dort, von irgend einem Luftstrom erfaßt, wie ein Milchbach rasch ein enges Thal hinabfließend. Hier herrschte auch Leben in der Flur; dann und wann flog zwitschernd und scherzend ein munterer Schwarm von buntgefiederten Reisvögeln in die niederen, die Felder umwachsenden und den Weg hier und da begrenzenden Büsche, wenn ein Ulang-Ulang vielleicht, dicht über ihnen wegstreichend, sie aufgescheucht hatte von ihrem Morgenschmaus. An den feuchten Rainen saßen kleine, weiße, ernsthafte Kraniche und schauten neugierig in das zu ihren

Füßen leise quellende Wasser nieder, und über ein dann und wann trockenes Feld schritt wohl ein langbeiniger Bangun, eine Art Storch mit riesig dickem Schnabel und schwerfälligem Kopf, sich mühsam rechts und links nach den vorbeisprengenden Pferden umschauend, ob sie ihn nicht auch etwa in seinem Morgenspaziergang stören und ihm die schöne Frühzeit verderben wollten.

In den Reisfeldern wurde es ebenfalls lebendig; Schaaren von Mädchen kamen aus den einzelnen Baumgruppen, in denen versteckt ihre Hütten lagen, heraus, ihr mühsames Tagewerk mit Pflanzen zu beginnen, und hier und da schlenderte langsam ein junger Bursch mit seinen beiden Karbauen heran und in den Schlamm der noch nicht zugerichteten Felder hinein, um zu pflügen oder zu eggen.

Der Reis ist die Hauptnahrung nicht allein des Javanen, sondern fast aller indischen Völker, und der Reisbau deshalb eine ihrer wichtigsten, nothwendigsten Beschäftigungen.

Man baut hier auf Java zwei Arten von Reis, den nassen und trocknen. Das hauptsächlichste Handelsproduct liefert der naßgebaute Reis, die Eingeborenen ziehen dagegen für ihren eigenen Bedarf den trocken gezogenen — und unter diesem wieder den rothen Reis vor, der nahrhafter und wohlschmeckender sein soll als der andere, aber nicht so verkäuflich ist wie dieser. Einzig und allein dürfen sie sich aber auch nicht auf ihre trockenen Felder, die in der Anlage mit unseren Weizenfeldern Aehnlichkeit haben, verlassen, denn eine sehr trockene Jahreszeit könnte ihnen leicht eine Mißernte bringen, während der andere, durch lebendige Quellen und Ströme bewässert, weniger oder doch nicht so allein von dem Regen abhängig ist.

Die hauptsächlichste und mühsamste Arbeit beim nassen Reis, d. h. solchem, der nicht allein im Wasser gepflanzt wird, sondern auch fast bis zur Reife mit den Wurzeln unter Wasser gehalten werden muß, ist jedenfalls die Herstellung der Felder selber, die vollkommen eben angelegt und einzeln mit Rändern oder Rainen umgeben sein müssen, um das Wasser sowohl darin zu halten, als auch gleichmäßig zu verbreiten. Natürlich findet sich in diesen bergigen oder auch nur

wellenförmigen Ländern selten eine Strecke Land, selbst nur von einem Acker groß, deren Fläche vollkommen wagerecht wäre oder mit nur einiger Mühe dahin gebracht werden könnte. Die natürliche Folge davon ist denn, daß die Felder sehr klein angelegt und lieber mehrere tiefer und tiefer laufende Abtheilungen oder Schichten gegraben werden müssen, um das Wasser nach allen Seiten gleichmäßig verbreiten und benutzen zu können.

Um diese Felder zu ebnen und aufzuhacken, gebrauchen die Javanen eine breite und, wenn man sie von Weitem ansieht, scheinbar sehr schwere Hacke; der Javane hat aber viel zu viel Liebe für seine eigenen Gliedmaßen, als daß er sich wirklich mit schweren Werkzeugen nur irgendwie einlassen sollte. Die Hacke besteht aus dem leichtesten Holz, mit einem Stiel, den man ohne die geringste Mühe zwischen den Händen — nicht einmal vor dem Knie — durchbrechen könnte, und nur vorn an der Schneide liegt ein dünner, sehr dünner und schmaler langer Stahl, um dadurch dem Werkzeug doch eine Schneide zu geben. Das sämmtliche Eisen an der ganzen Hacke wird nicht über ein Viertelpfund wiegen.

Ist das geschehen und von abgeschlagenem Rasen ein etwa Fuß hoher und eben so breiter Damm oder Rand um dasselbe gelegt, dann wird das Feld gepflügt. Ich glaube aber, sie lassen schon vor dem Pflügen Wasser hinein, um diese Arbeit leichter in dem sonst wohl etwas schweren Boden verrichten zu können, und gehen erst mit dem Pflug hinein, wenn sie die Erde in eine Art Schlamm verwandelt haben. Sehr oft sah ich sie wenigstens in solchem Schlamm, aber nie in trockenem Grunde, ausgenommen in den zu trockenem Reis bestimmten Feldern, pflügen.

Haben sie den Boden gehörig aufgerissen, so kommt die Egge hinein — ein schwerfälliges Instrument, nicht wie unsere Eggen, sondern nach Art der Cultivatoren gebaut, und nur aus zwei Schenkeln bestehend, die vorn zusammenlaufen und ziemlich einen rechten Winkel bilden. In diesen stecken zehn oder zwölf starke hölzerne und etwas zugespitzte Zähne, und um dem Ganzen noch etwas mehr Schwere zu geben und die Zähne tiefer in den Schlamm hinein zu drücken, setzt sich der

junge Bursch, der die Karbauen gewöhnlich treibt, sehr häufig oben auf seine Egge drauf und läßt sich in dem Brei spazieren fahren.

Was die Saat des Reis anbetrifft, so geschieht die erst in besonders dazu hergerichtetem Feld, wie wir z. B. in Deutschland den Kraut- oder Kohlsamen säen. Er schießt dort dicht, Halm an Halm gedrängt empor und wird nur, sobald er die gehörige Größe erreicht hat, herausgenommen und büschelweis, d. h. immer drei, vier oder fünf Halme zusammen, von Menschenhänden in die nassen, unter Wasser stehenden Felder gepflanzt. Diese Arbeit besorgen fast allein Mädchen, ich habe wenigstens nie Knaben damit beschäftigt gesehen; sie nehmen sich eine tüchtige Hand voll der kleinen Pflanzen und drücken sie einzeln, ohne weiter ein Loch dazu bohren zu müssen, wie das bei den Krautpflanzen in trockenen Feldern der Fall ist, in den weichen Schlamm in ziemlich regelmäßigen Entfernungen und Reihen ein.

Von jetzt ab haben sie weiter nichts mit dem Reis zu thun, bis er reif ist, als einmal vielleicht nach einigen Wochen durchzugehen und das dazwischen wuchernde Gras und Unkraut auszuziehen. Die Arbeit ist aber in sofern, obgleich nicht sehr hart, doch unangenehm und beschwerlich, da die Pflanzenden den ganzen Tag in dem fast fußtiefen Schlamm und in der heißen, durch nichts abgehaltenen Sonnenhitze gebückt umhersteigen müssen.

Solche frisch angepflanzte Felder mit ihren hellgrünen, fast durchsichtigen Reispflänzchen haben ein höchst freundliches Aussehen, und wo besonders in den einzelnen Abdachungen ältere und dadurch dunkler gewordene Gefache, wie man fast sagen könnte, mit diesen abwechseln, thun die verschiedenen, oft wie in regelmäßigen Zeichnungen ausgestreuten Farben dem Auge unendlich wohl.

Das Schneiden des Reis bewerkstelligen sie auch auf eine ganz eigene Art; die Frauen, welche diese Arbeit wieder meist allein besorgen, haben eine besondere Art von Messern oder Instrumenten dazu, womit sie *jeden Halm einzeln* abknipsen; es geschieht dies aber mit einer solchen Uebung und Gewandtheit, daß sie doch eine sehr bedeutende Strecke

in einem Tag beendigen sollen. Die reifen Halme werden mit dem Stroh etwa fünfviertel Fuß lang abgeschnitten und in kleine starke Büschel gebunden, die sie dann, die Aehren herunterhängend, zu Markte tragen.

Eine Hauptnoth haben die Javanen von der Zeit an, wo der Reis zu reifen anfängt und eine wahrhaft unzählbare Schaar von Reisvögeln, seine grimmigsten Feinde, oder vielmehr liebsten Freunde, herbeilockt. Dann muß die ganze junge Bevölkerung auf die Beine, um von früh bis spät mit allerlei entsetzlichen Lärminstrumenten und Scheuchmaschinen thätig zu sein.

Eine besondere Art dieser letzteren, die ich vorzüglich auf dem Wege von Batavia nach Buitenzorg sah, besteht darin, daß in gewissen Entfernungen in den Reisfeldern kleine, auf hohen Baumstangen ruhende Hütten oder vielmehr Körbe, mit einem Schutzdach gegen Sonne und Regen, errichtet sind, in denen Knaben von sechs bis zehn Jahren auf der Lauer sitzen. Von diesen Körben aus, wo sie jeden Theil der in ihrer nächsten Umgebung liegenden Felder leicht übersehen und überwachen können, gehen aus Cocosnußfasern dünngedrehte Stricke nach den verschiedenen Theilen und stehen dort mit einem aufgesteckten Cocosblatt oder sonst einem vorragenden, leicht beweglichen Gegenstand in Verbindung. Lassen sich nun irgendwo in ihrem Bereich Reisvögel oder sonst dem Getreide nachtheilige Thiere blicken, so ziehen sie nur einfach in etwas raschen Zuckungen an der dort hinausführenden Schnur, und die scheuen Thiere fliehen, sobald sie so ganz urplötzlich etwas anscheinend Lebendes in ihrer Nähe sich bewegen sehen, rasch in's Weite.

Wo sie diese Hütten nicht haben, laufen die Jungen mit wahrer Todesverachtung den ganzen Tag mit riesigen Schnurren in den Feldern herum, die sie von nur einem etwas gebogenen Bambusstab anfertigen und die ein schmähliches Geräusch machen. Aehnliche Instrumente befestigen sie auch auf hohen Bambusstangen und überlassen den Lärm dem Winde, der sich auch gewöhnlich ein Vergnügen daraus macht, ihnen zu willfahren. Den größten Spectakel aber und einen wahren Heidenlärm, der genau wie das tolle Brüllen eines wildgewordenen

Stieres klingt, macht ein etwas abgeschorenes Cocospalmblatt, das gerade so aufgesteckt wird, daß der Wind schräg in die starren, emporragenden und aneinander schlagenden Blattabtheilungen oder Zweigblätter hineinweht. Mag er dabei so stark blasen wie er will, er wird nie aus solchem Blatt ein gleichmäßiges Geräusch herausbringen können. Sobald es nur ein klein wenig aus der nöthigen Richtung tritt, muß der tönende Lärm aufhören, der aber augenblicklich und zwar mit voller Stärke einsetzt, sobald es die frühere Stellung annimmt. Dadurch macht er aber auch den meisten Effect auf die Reisdiebe, weil er nicht in einem fort tönt, sondern nur manchmal in unregelmäßigen Zwischenräumen, und wie ihn gerade der Wind faßt, einsetzt, dann aber mit einer Kraft, daß ich selber schon zusammengefahren bin, wenn ich mich gerade unter solch einer Reisklapper befand, ohne sie früher beachtet zu haben.

Die Reisscheuen sind kleine, eigenthümlich geflochtene Gebäude, vielleicht zehn bis zwölf Fuß hoch, acht Fuß lang und sechs bis sieben Fuß breit, nach unten etwas spitz zulaufend und mit hölzernen Füßen, wie ein richtiger Tragkorb. Sie können, wenn sie leer sind, leicht von einem Ort zum andern gewechselt werden und stehen, wenn aufgestellt, mit diesen Füßen immer auf untergelegten Steinen. Das Dach ist ebenfalls von Bambus geflochten und gewöhnlich mit den schwarzen Fasern der Arenpalme gedeckt.

Bei dem Reis darf ich aber auch nicht vergessen, des nützlichsten und von den Eingeborenen ungemein geschätzten Karbau, oder besser malayisch Karbo Erwähnung zu thun.

Diese Karbos oder Büffel gehören gewissermaßen mit zu einer javanischen Familie, und so sehr der Javane das Schwein, als ein unreines Thier, verabscheut, so zärtlich liebt er den schmierigen, fast stets mit Schlamm bedeckten Karbo, mit dem der Knabe gewissermaßen aufwächst und in die Schule geht. Schon das Aussehen dieser Thiere ist merkwürdig — sie haben fast gar keine Haare und eine Art Elephantenhaut, die nur in der Farbe wechselt, denn manche sind grau wie jene, andere aber auch wieder, und ein fast eben so großer Theil vollkommen fleischfarben, weshalb sich einige Deutsche hier

neulich ein Vergnügen daraus gemacht haben, einem gerade anwesenden Schiffscapitain weis zu machen, diesen Karbos würde jedes Jahr die Haut abgezogen, weshalb sie auch keine Haare hätten und einen Theil im Jahr noch fleischfarben und den andern dann wieder grau aussähen. „Es ist wunderbar," war Alles, was er sagen konnte.

Ihre Hörner, die oft eine unverhältnißmäßige Größe erreichen, biegen weder zurück noch vorwärts, sondern stehen in gerader Linie mit dem Vorkopf, so daß man, wenn man ein Lineal fest von der Nase über die Stirn des Thieres weglegte, die nach oben wieder zusammenlaufenden Spitzen der Hörner dadurch ebenfalls berühren würde. Da sie die Nase fast immer vorgestreckt halten, so liegen die Hörner dadurch natürlich vollkommen zurück, und es giebt ihnen das mit den kleinen Schweinsaugen und dem halboffenen Mund ein wirklich rechtswidrig dummes Gesicht.

Die Thiere sind aber gar nicht so dumm und wissen sich wohl recht gut, wenn das nur irgend ausführbar ist, von Arbeit und Quälerei wegzudrücken. Ueber dieselben haben nun gewöhnlich die Knaben die Oberaufsicht, und es ist merkwürdig, was für eine gegenseitige Zuneigung zwischen den beiden aufwächst. So wenig sich der Javane aus einem Pferd macht, und so sorglos und ohne Abwartung er dasselbe, selbst nach starkem Ritt, laufen läßt, so äußerst ängstlich geht er dagegen mit diesen plumpen Geschöpfen um, und die Jungen sind ewig beschäftigt, sie in die Schwemme zu führen und abzuwaschen, was, nebenbei gesagt, eine so nutzlose als undankbare Arbeit ist, da die Thiere sich kaum rein abgestriegelt und abgespült fühlen, als sie auch schon wieder mit einem grenzenlosen Wohlbehagen im Schlamm liegen und sich mit ihren schaufelartigen Schnauzen das kühlende, natürlich dickschmutzige Wasser über den Rücken werfen.

In dem Schlammwasser aber, wie draußen zur Weide gehend oder zu Hause ziehend, liegt der Knabe, der die Aufsicht über die Thiere hat, mit dem Bauch auf seinem Lieblingsbüffel, streckt die dünnen braunen Beine hinten in die Höhe, und jauchzt vor Lust und Vergnügen. Je mehr verschiedene Gespanne zusammen sind, desto größer ist die Freude; gehen

sie dicht gedrängt, so wälzt sich das fröhliche Völkchen oft von einem zum andern, ohne daß sich die geduldigen Thiere auch nur im Mindesten ungeberdig darüber zeigten; selbst beim Grasen bleiben sie oben liegen, und manchmal sehr zum Aerger eines kleinen staarartigen Vogels, den die Balinesen Tjulik nennen (der malayische Name ist mir entfallen), und der sich ebenfalls, wenn der junge Javane einmal absteigen sollte, am liebsten auf dem Rücken des Karbo aufhält und ihm das Ungeziefer absucht, womit Karbo ebenfalls vollkommen einverstanden ist. Die unbepflanzten Reisfelder sind mit ihrem Schlamm eine wahre Erholung für diese Thiere, so lange sie nämlich nicht darin pflügen und eggen müssen, und sie wälzen sich ganze Tage lang aus einem in's andere.

Eine anstrengende Arbeit hat der Karbo oder Büffel übrigens im Karrenziehen, was nach dem Reisbau eine der bedeutendsten Beschäftigungen für ihn ist. Auf oder vielmehr an der Hauptstraße — denn neben den Hauptchausseen läuft noch ein Nebenweg, stets zerfahren und aufgewühlt, der nur für die Ochsenkarren der Javanen bestimmt ist — begegnet man oft in ganzen Zügen von zwanzig bis fünfzig zweirädrigen Karren, die quietschend und schreiend auf den holprigen, schlammigen Straßen dahinwälzen, während doch daneben ein Weg geht, auf dem sie sich mit Leichtigkeit fortbewegen könnten, den sie aber nicht betreten dürfen. Die Karren selber sind leicht genug, von Bambus stark geflochten und mit einem eben solchen Bambusdach, wie zwei zusammengestellte Kartenblätter der Form nach, gedeckt. Vorn hängt, wahrscheinlich der Melodie wegen, eine Glocke, denn die Javanen halten ungemein viel von solch eintöniger, schreiender Musik. Das Gekreisch dieser Wagen ist dabei entsetzlich; die Räder sind, vielleicht vier bis fünf Zoll dick und etwa vier Fuß im Durchmesser, aus grobem Holz geschlagen, und werden natürlich nie geschmiert, so daß man sie oft Meilen weit hören kann. Ganz in der Nähe hat selbst dies Gequietsche aber, mit seinen theils hoch, theils tief gestimmten Rädern eine Art Melodie, für die die Javanen jedenfalls Gehör haben und auch ein gewisses Interesse empfinden müssen. Im Lande wurde eine Anekdote von einem Orang gunung oder Bergmenschen erzählt, der

zum ersten Mal eine Harmonika spielen hörte, und auf die Frage, ob ihm die Musik gefalle, zur Antwort gab: „Ausgezeichnet — es klingt beinah so wie unsere Wagen.“

Diese Karren fahren sämmtliche im Lande gezogenen Producte in die nächsten Städte oder nach den Küsten hinunter, und die Karbos sind in ein Joch gespannt, das Aehnlichkeit mit den amerikanischen hat, aber lange nicht so praktisch ist. Es besteht nur aus einem geraden, runden Stück Holz, an das der Hals der Thiere durch ein gebogenes und wieder eingeschobenes Stück Bambus oder biegsamen Holzes festgehalten wird. Weil aber das Holz oder Joch eben gerade ist, so kann der Nacken der Thiere nur gegen einen einzelnen, den mittelsten Punkt drücken, und sie sind deshalb auch gar nicht im Stande, ihre ganze Stärke dabei anzuwenden, während der eine kleine Theil ihres Körpers, gegen den das ganze Gewicht liegt, leicht ermüden und schmerzen muß. Das amerikanische Joch dagegen ist unten, nach dem Nacken des Thieres rund ausgeschnitten, so daß dieser vollkommen darin liegt und von allen Seiten gleich stark dagegen preßt, was ihnen die Arbeit ungemein erleichtert und sie weit mehr leisten läßt.

Die Javanen haben aber außerdem noch eine eigene Manier, ihre Büffel zu leiten; sie befestigen ihnen nämlich ein dünnes Seil durch den Nasenknorpel, mit dem sie das Thier leicht führen und lenken können, besonders dann, wenn sie oben auf sitzen. Eingespannt, treiben sie es nur mit der Peitsche.

Unterwegs hatten wir mehrere kleine Flüsse zu kreuzen, die von dem letzten Regen bedeutend angeschwellt waren. Ueber den einen kamen wir mit dort von Javanen bereit gehaltenen Canoes, und ließen die Pferde hinüberschwimmen, an anderen aber waren keine Canoes, und die Ufer so steil und schlammig, daß der Uebergang bei hohem Wasser eben nicht angenehm, und manchmal wohl sogar gefährlich wird. Hierüber war allerdings etwas weiter unten eine Brücke geschlagen, aber nur von Pfosten und mit geflochtenen Bambusmatten gedeckt, ohne die geringste Stütze darunter. Solche Bambusmatten halten auch vortrefflich, so lange der Bambus eben

noch jung und frisch ist, wird er aber erst einmal alt, dann bricht er ungemein leicht und ist dann für die Pferde eine höchst gefährliche Passage.

Es blieb uns aber nicht gut ein anderer Ausweg, als die Brücke zu nehmen, wir mußten von zwei Uebeln das kleinere wählen, und gebrauchten nur die Vorsicht, vorher abzusteigen und die Pferde zu führen. — Es war ein häßlicher Platz — die Brücke etwa zwanzig Fuß hoch über dem Wasser und nichts als die dünne bröckelige Matte darüber — brach ein Pferd ein, so war es verloren. — Mein Begleiter, der voranging, kam aber gut hinüber, sein Pferd trat nur zweimal durch und fand immer wieder eine feste Stelle. Ich folgte aber nicht hinter ihm, denn die eben eingetretenen Plätze machten es dort nur noch schwieriger, hinüber zu kommen — ganz an der Seite schien mir der beste Platz. Das Pferd mochte aber wohl merken, welche fatale Stelle es zu passiren hatte, und wollte im Anfang gar nicht hinüber; erst als es sah, daß es nicht anders ging, machte es plötzlich einen Satz und sprang, den günstigsten Fleck sich dabei aussuchend, nach vorn, während es zu gleicher Zeit mit beiden Hinterbeinen durch die Matte brach. Glücklicher Weise hatte es mit den Vorderhufen festen Halt, gerade hinter einem Querbalken, und sein volles Gewicht auf diese werfend, gelang es ihm, die Hinterbeine wieder mit einem plötzlichen Ruck in die Höhe und zu den Vorderfüßen zu bringen — noch ein Satz, und wieder krachte der trockene, mürbe Bambus, diesmal aber nur an einer Stelle, das Pferd gewann wieder festen Fuß und war mit dem dritten Sprunge auf dem erst später angelegten und sichern Theil der Matten. — — Wir waren glücklich hinüber, ich versprach mir aber, und wenn ich durch sechs Flüsse hindurchschwimmen sollte, nie wieder über eine solche Brücke mit einem Pferde zu ziehen.

Gegen Mittag erreichten wir eine andere Farm, wo ein Holländer Aufseher war. Dies Gut gehörte einem im Land aus gemischter Ehe geborenen sogenannten Liplap, der sich durch sein liederliches, oder vielmehr verschwenderisches Leben einen ordentlichen Namen erworben hatte. Der gute Mann verzehrte, ich weiß nicht wie viel hunderttausend Gulden jährlich, und stak doch dabei fortwährend dermaßen in Schulden, daß ihm

jetzt nun schon zum zweiten Mal Curatoren gesetzt waren, um seine Gläubiger sicher zu stellen und zu befriedigen.

Nach Tisch brachen wir auf, Tjipamingis noch vor dem gewöhnlich spät Nachmittags eintretenden Regen zu erreichen, und jetzt kamen wir auch, allerdings noch in circa sechs bis sieben Meilen Entfernung von Klapanunga, an dem Orte vorbei, wo in den kleinen, niederen, von dem Hauptrücken des hier jedoch schon abflachenden Gebirges auszweigenden Hügeln die indischen Schwalben in tief in die Berge gehenden Höhlen ihre eßbaren und so theuer bezahlten Nester bauen.

Unterwegs kamen wir noch durch einen kleinen Kampong, wo auch allwöchentlich ein pasar oder Markt gehalten wird — und wo wir bei einem behaglichen alten Burschen von Chinesen abstiegen, eine Tasse Thee tranken und einige eingemachte Früchte dazu aßen. Die Art, wie die Chinesen Thee trinken, hat etwas Besonderes; zuerst haben sie äußerst kleine Kannen und Tassen, die in einem Theebrett stehen, auf dem, durch das fortwährende Einschenken, schon immer eine Quantität herumschwimmt. Die kleinen Tassen werden vollgeschenkt, sowie aber der Gast nur die Hälfte davon getrunken hat, steht auch der Wirth oder die Wirthin schon da und füllt sie wieder voll. Sie brauchen ebenfalls Zucker dazu, aber keine Milch. Ihre eingemachten Früchte sind vortrefflich, und sie benutzen dazu auf sehr geschickte Weise Alles, was ihnen nur vorkommt. Besonders zu lieben scheinen sie eine kleine Gattung wachsartiger Beeren, die sie vortrefflich zu präserviren wissen.

Von hier ab betraten wir die Hügel, die wir bis jetzt nur zu unserer Rechten gehabt; bald ritten wir durch ein freundliches Thal, bald an weiten Hügelrücken hin, auf deren Flächen grünender Radjang tjina, Bohnen, Ananas und trockene Reisfelder lagen.

Die Radjang tjina oder chinesische Radjang-Bohne wird hier ungemein viel gezogen und hauptsächlich dazu gebraucht, Oel daraus zu pressen; doch schmecken die Bohnen auch geröstet vortrefflich und sind eine Lieblingsspeise besonders der Kinder. Diese Radjang tjina ist übrigens dieselbe Frucht, die in den südlichen Theilen Nordamerikas unter dem Namen Erdnuß bekannt, auch manchmal nach Deutschland hinüber verschickt

wird, dort aber schon meistens ranzig schmeckt. Sie werden in Reihen gepflanzt, und die Nuß oder Bohne, wie sie hier genannt wird, wächst als Knolle in der Erde und hat einen vollkommen nußähnlichen Geschmack. Sie soll das Land sehr bedeutend ausziehen, wenn zwei Jahre auf ein und derselben Stelle gebaut, während sie dagegen dem Boden im ersten Jahr eher Nutzen als Schaden bringt.

Ziemlich spät am Nachmittag, und als eben die ersten Regen einsetzten, erreichten wir endlich Tjipamingis das eine höchst freundliche Lage am Ufer eines kleinen Bergstromes und am Fuße eines gerade dicht dahinter ziemlich steil und malerisch aufsteigenden und dicht bewaldeten Berges hat. Rings von Hügeln eingeschlossen, liegt es dabei wie in einem Kessel, und seine freundlichen, dicht von Fruchtbäumen überschatteten Dächer und wehenden Palmen geben ihm einen höchst lieblichen Anblick.

Der Weg führte steil und schnurgerade durch und hinunter, und die Pferde liefen, was sie nur ausgreifen konnten, denn sie wußten, es ging nach Hause.

Das Innere der Wohnung war übrigens ächt indisch — ein europäischer Mann, eine chinesische Frau und ein javanisches Kind — man findet das hier im Lande ungemein häufig, und die Chinesinnen sollen gewöhnlich recht gute Frauen werden.

Der Heimathschein.

1.

Was der Traubenwirth dazu sagte.

„Meinen Segen habt Ihr, Kinder," sagte der Traubenwirth in dem thüringischen Dorfe Wetzlau, indem er dem jungen Barthold derb die Hand schüttelte, während Lieschen, seine Tochter, ihren Kopf an der Mutter Schulter legte. „Du bist ein braver Bursche, Dein Vater hat ein hübsches Gut, und ich denke, Ihr werdet schon mit einander auskommen. Arbeiten habt Ihr ja alle Beide gelernt, und das ist und bleibt doch immer die Hauptsache; so macht denn Hochzeit, wann Ihr eben wollt, Hans. Das Uebrige werd' ich schon mit Deinem Vater in Richtigkeit bringen."

Vorher wird es aber auch nöthig sein, daß wir uns die Leute einmal betrachten, mit denen wir hier bekannt werden, und das ist bald geschehen, denn wir haben es keineswegs mit etwa besonderen oder außergewöhnlichen Menschen zu thun.

Christoph Erlau, oder der Traubenwirth, wie er gewöhnlich genannt wurde, da sein Gasthof „zur goldenen Traube" hieß, war eigentlich ein Metzger, der sich in Wetzlau niedergelassen und durch Fleiß und Aufmerksamkeit gegen seine Gäste ein ganz hübsches Besitzthum erworben hatte. Lieschen, seine einzige Tochter, galt wenigstens im Dorfe für eine vor=

treffliche Partie. Er hielt auch viel auf das Kind und ließ sie, sowie sie aus der Schule war, erst ein paar Jahre in der Stadt bei einem Schwager, daß sie nicht zwischen den Bauermädchen aufwachsen, sondern auch ein bischen „Manieren lernen sollte", wie er's nannte. Mit siebzehn Jahren nahm er sie aber wieder zu sich heraus, denn einestheils hatte sich seine Wirthschaft so vergrößert, daß er ihre Hülfe wirklich nothwendig brauchte, und dann fehlte es ihm auch an allen Ecken und Enden, wenn er das Mädel nicht bei sich hatte.

Lieschen, obgleich sie ihre Eltern von Herzen liebte, war anfangs nicht gern auf das Dorf gezogen, denn es gefiel ihr besser in der Stadt; aber das elterliche Haus übte doch seine Anziehungskraft, und sie fand zuletzt auch Gefallen an der Wirthschaft selber, wo viele fremde Leute einkehrten und ein reges Leben herrschte. Sie nahm sich der Arbeit dabei mit gutem Willen an, und Vater wie Mutter hatten ihre Freude an dem Kind.

Lieschen war eben zwanzig Jahre geworden, als Barthold's Vater in der Nachbarschaft — d. h. auf das nächste Dorf, nach Dreiberg, zog und sich dort niederließ.

Der alte Barthold hatte sich aber schon — wie man so sagt — „etwas in der Welt versucht" und gehörte nicht zu denen, die mit dem Sprüchwort „bleibe im Lande und nähre Dich redlich" an der Scholle kleben, auf der sie geboren sind — obgleich das wohl auch manchmal sein Gutes haben mag. Er war als junger Bauer nach Schlesien gezogen, wo er sich verheirathete, später aber, durch ein paar schlechte Jahre verdrießlich gemacht und durch glänzende Anpreisungen verlockt, verkaufte er sein dortiges Gut und wanderte nach Ungarn aus, wo er mit deutschem Fleiß und altgewohnter Sparsamkeit auch hier wieder „'was Ordentliches vor sich brachte". In Ungarn blieb er auch viele Jahre, und sein Gut galt bald für eine Musterwirthschaft in der ganzen Nachbarschaft. Allein auf die Länge der Zeit konnte es ihm trotzdem nicht gefallen.

Daß die Eingeborenen des Landes, die Ungarn selber, die eingewanderten Deutschen nicht leiden mochten, darüber hätte er sich vielleicht hinweggesetzt, denn der gutmüthige Deutsche

dachte sich in ihre Lage und meinte: „Uns daheim wär's am Ende auch nicht recht, wenn Fremde von der Regierung begünstigt und uns auf die Nase gesetzt würden.“ Aber die Ungarn verachten auch die Deutschen und ließen sie das merken, wo sich nur immer eine Gelegenheit dazu bot. Das ärgerte ihn. Im Anfang nahm er sich freilich aus Leibeskräften zusammen und sagte zu sich: „Warte, Du willst den ungarischen Hochnasen einmal zeigen, was ein Deutscher leisten kann!“ und er hielt sich redlich Wort, doch es half nichts. Wo ein Volk ein anderes aus Ueberzeugung verachtet, da kann ein solch Gefühl gehoben werden, wenn man eben im Stande ist ihm zu beweisen, daß es Unrecht hat; wo das aber aus Vorurtheil und Nationalhaß geschieht, da ist eine Aenderung nicht zu erhoffen und wird auch nie stattfinden.

Der alte Barthold sah das endlich ein, und wenn er auch Bescheidenheit genug besaß, nicht stolz darauf zu sein, daß er ein Deutscher war, sagte ihm doch sein eigenes Selbstgefühl, daß er sich wenigstens von einem Ungarn noch lange nicht brauche verachten zu lassen. Möglich, daß auch noch ein wenig Heimweh nach dem eigenen Vaterland dazu kam, kurz, er faßte in einer Lebenszeit, wo man doch eigentlich nicht mehr so leicht daran denkt seinen Wohnsitz zu verändern, nochmals den Entschluß, fortzuziehen. Er bot sein trefflich eingerichtetes Gut aus — und es hielt wahrlich nicht schwer, einen Käufer dafür zu finden — machte Alles zu baarem Gelde, was er sonst noch an Eigenthum besaß, und zog diesmal nach dem Lande, aus dem seine Eltern stammten, nach Thüringen, um hier seine Tage zu beschließen.

Er hatte einen einzigen Sohn, den er Hans genannt, und dazu in Schlesien noch ein damals kleines Mädchen, eine Waise, an Kindesstatt angenommen, die aber auch wirklich wie ein Kind im Hause gehalten wurde und so an ihrer Pflegemutter hing, als ob sie diese selber unter dem Herzen getragen. Hans war jetzt fünfundzwanzig Jahre, Katharina, wie die Waise hieß, wurde im nächsten Winter achtzehn, und Beide wuchsen wie Bruder und Schwester auf.

Der alte Barthold fühlte sich übrigens in den letzten Jahren nicht mehr so recht fest auf den Füßen wie in früherer

Zeit; es geht das ja so im Leben. Er hatte das „Reißen“ in den Gliedern, was die Stadtleute mit einem etwas gelehrteren Namen „Rheumatismus“ nennen, wenn die Sache auch dieselbe bleibt, denn „reißen“ thun beide, und da er oft Tage lang das Zimmer hüten mußte, so fing er an sich nach Ruhe zu sehnen. Sein Hans war ohnedies in den Jahren, wo er schon an's Heirathen denken durfte, denn „jung gefreit hat Niemand gereut“ meinte der Alte. Der Hans ließ sich denn das auch nicht zweimal sagen und „ging auf die Freite“.

Die Bauerstöchter in seinem Dorfe behagten ihm aber nicht; er war draußen gewesen und hatte sich schon in der Welt umgesehen, und wenn auch selber ein tüchtiger Bauer, glaubte er doch, er müsse von seiner Frau ein wenig mehr verlangen, als daß sie nur im Feld den Mägden vorneweg arbeiten und daheim die Wirthschaft ordentlich führen konnte. Da stach ihm denn des Traubenwirths Lieschen in die Augen.

Das war ein Mädel zum Anbeißen, flink und gewandt dazu, keine der gewöhnlichen plumpen Bauerdirnen. Mit der konnte er sich auf jedem Tanzboden, ja selbst in der Stadt, wohin er oftmals kam, sehen lassen. Ihr Vater hatte außerdem ein hübsches Besitzthum mit Land, Vieh und Pferden dazu, wie ein richtiger Bauer, und da seine Eltern der Sache ebenfalls nicht im Wege standen und Lieschen an dem schmucken Bauerssohn bald Gefallen fand, so ging Alles eigentlich von selber. Wir kamen ja auch gerade dazu, wie der Traubenwirth, den die Werbung recht innig freute, aus vollem Herzen sein Jawort gab, und Hans, da man alte Gebräuche ehren soll, nahm dann Lieschen beim Kopf und küßte sein hübsches Bräutchen so herzhaft ab, daß sie gleich nachher wieder auf ihr Zimmer gehen mußte, um sich die Haare frisch zu ordnen. Sie schien aber trotzdem nicht böse darüber.

Die Sache war also in Ordnung, und da beide Elternpaare nichts dagegen hatten, wenn die Hochzeit bald gefeiert würde, so lief Hans, überhaupt ein wenig ungeduldiger Natur, schon an demselben Nachmittag noch zum Herrn Pfarrer hinüber, um das erste Aufgebot gleich auf den nächsten Sonntag zu bestellen. Dreimal mußten sie ja doch, wie es Sitte war, von der Kanzel herab aufgeboten werden. Der Herr Pfarrer,

der seinen Vater recht gut kannte, empfing ihn auch auf das Freundlichste, wünschte ihm zu seiner Wahl von Herzen Glück und versprach das Aufgebot am nächsten Sonntag, heute war Mittwoch, recht gern zu erlassen. Der Bräutigam möchte nur so gut sein und ihm bis dahin die nöthigen Papiere verschaffen.

„Papiere?" sagte Hans erstaunt, „was für Papiere?"

„Nun, Geburtsschein, Impfschein, Heimathschein, die Erlaubniß der Eltern kann mündlich erfolgen, dann ein Schein von da, wo Sie sich früher aufgehalten, daß Sie sich dort nicht schon verehelicht haben. Es ist dies natürlich nur Formsache."

„Ja, aber um Gottes willen, Herr Pfarrer," rief Hans lachend aus, „ich war in Schlesien und Ungarn, in Schlesien freilich nur als ganz junger Bursch, und bis ich von unserem Comitat in Ungarn einen solchen Schein hierher bekäme, darüber könnten ja Monate vergehen, und so lange soll ich doch wahrhaftig nicht mehr mit meiner Heirath warten?"

„Nun, nun," meinte der Pfarrer freundlich, „das läßt sich auch vielleicht vereinfachen, denn Ihr Vater ist ja als Ehrenmann hier bekannt. Ungarn liegt freilich ein wenig weit von hier entfernt" — der Herr Pfarrer hielt es noch für viel weiter, als es wirklich war, — „besorgen Sie mir nur bis spätestens Sonnabend Nachmittag das Uebrige, und ich werde dann schon Alles in Ordnung bringen."

„Also Geburtsschein. Glauben Sie mir denn nicht einmal auf mein Wort, daß ich geboren bin?"

„Wir verstehen darunter das Taufzeugniß. Aber ich werde Ihnen lieber das kleine Verzeichniß der nöthigen Papiere aufschreiben; Sie könnten sonst leicht etwas vergessen und das Aufgebot dadurch verzögern. Die nöthigen Papiere der Braut werde ich mir von deren Vater selber geben lassen."

Damit ging er an seinen Schreibtisch, notirte die genannten Zeugnisse und Scheine auf ein Blatt, und Hans steckte es indessen in die Tasche; heute verstand es sich doch von selbst, daß er in Wetzlau bei seiner Braut blieb. Nicht zehn Pferde hätten ihn von da weggebracht.

2.

Die Kathrine.

Am nächsten Morgen bekam Hans seinen Vater erst zu sehen, als er zum Frühstück aus dem Felde zurückkehrte. Es gab jetzt außerordentlich viel zu thun draußen, und bei der Arbeit durfte Hans nicht fehlen.

„Also Alles in Ordnung, Hans?" schmunzelte der Alte, der aus dem vergnügten Gesicht des Sohnes schon genau wußte, wie die Sache abgelaufen. „War auch kein Wunder, denn der Heinrich Barthold Sohn kam nicht so leicht in Gefahr, sich bei seines Gleichen einen Korb zu holen und — hätte auch vielleicht noch eine Stufe höher steigen dürfen, oder zwei, wie die Mutter meinte."

„Alles in Ordnung, Vater, — guten Morgen miteinander," sagte der Sohn, der seinen Hut an einen Nagel hing und dann ohne Weiteres Platz am Frühstückstisch nahm; „Montag in vierzehn Tagen kann die Hochzeit sein."

„Hallo!" lachte der Alte, und die Mutter schlug die Hände vor Erstaunen zusammen. „Nur stat! das geht ja verwünscht schnell. Und glaubt denn der Musjö, daß, wenn Er auch fix und fertig ist, in den Ehestand hinein zu springen, die Anderen auch nur eben so auf dem Sprunge sitzen? Da gehört mehr dazu, als Du wohl denkst."

„Unter acht Wochen ist gar keine Möglichkeit," sagte die Mutter, „und dann weiß ich nicht, wie ich fertig werden will."

„Die Frau Mutter?" rief Hans lachend, „ja was hat denn die Frau Mutter dabei zu thun, daß sie nicht fertig werden kann?"

„Und glaubst Du denn," rief aber die Mutter in Eifer, „daß ich Dich wie eines Häuslers Sohn will heirathen lassen, der nichts mitbringt in die neue Wirthschaft, als was er auf dem Rücken und vielleicht noch unter dem Arm trägt? Nein, Hans, daraus wird nichts; ehe ich nicht mit Deiner Aus-

stattung fertig bin, bekommst Du meine Einwilligung nicht, und wenn das noch drei Monate dauern sollte, und daß Lieschen's Mutter bis dahin mit der ihrigen fertig wird, glaub' ich noch lange nicht."

„Aber beste Herzensmutter!"

„Laß nur sein," lachte aber der Vater, „werden schon noch etwas davon herunterhandeln können, Alte. Aber so holter-dipolter geht die Sache auch nicht, wie der Hans glaubt. Bei derlei Dingen hat man immer eine Menge von Umständen, an die man vorher gar nicht denkt, und sechs, acht Wochen sind da eine kurze Zeit. Muß auch vorher noch mit dem Traubenwirth reden, was ich Dir mitgebe und was das Mädel mitbekommt, wenn ich auch grad' nicht glaube, daß uns das besonders lange aufhalten wird. Jedenfalls werden wir früher damit fertig, als die Mutter mit ihrer Wäsche und was sonst noch drum und dran hängt. Was hast Du denn da für einen Zettel? etwas für mich?"

„Ach," sagte der Hans, indem er den Zettel dem Vater hinüberschob, „der Herr Pfarrer drüben in Wetzlau hat ihn mir gegeben. Es stehen die Papiere drauf, die er haben muß, um das Aufgebot zu erlassen. Er meinte, es wäre nur der Form wegen."

„Also beim Pfarrer ist er auch schon gewesen," nickte der Alte seiner Frau schmunzelnd zu, indem er seine Brille aus der Tasche nahm, um den Zettel durchzulesen. „Er hat wenigstens das Gras nicht unter den Füßen wachsen lassen. Na, da wollen wir denn einmal sehen, was der Herr Pfarrer Alles verlangt. Hm, das ist ja ein ordentliches Recept, was er da geschrieben hat."

„Aber so erzähle doch nun auch einmal, wie's gestern drüben war," sagte die Mutter, indem sie dem Sohn den Butterteller hinschob und den duftenden Handkäse etwas näher rückte. „Sitzt der Mensch da und spricht kein Wort. Ich möchte doch auch wissen, was die Mutter sagte und das Mädel und — was sie für ein Gesicht dazu gemacht haben, alle Beide."

„Ja, Mutter," lachte der Hans verlegen, „was soll ich denn da erzählen? Ein vergnügtes Gesicht haben sie gemacht,

und eine Flasche vom besten Rheinwein haben wir nachher getrunken. Das Lieschen weinte wohl ein bischen, aber — das dauerte nicht lange, und die — die Frau Erlau war auch ein wenig gerührt und fuhr sich ein paar Mal mit der Schürze nach den Augen, doch — das dauerte auch nicht lange, und dann — dann haben sie uns eine Menge guter Lehren gegeben; wenn ich aber ehrlich sein will, so weiß ich wirklich nicht mehr recht über was, denn das Lieschen guckte mich dabei mit den großen dunkeln Augen an, und da — da hab' ich an ganz andere Dinge dabei gedacht, als an das, was die zukünftige Frau Schwiegermutter sagte."

Während der Sohn sprach, saß die Mutter dabei und nickte und schmunzelte vergnügt vor sich hin.

„Also gute Lehren haben sich Euch gegeben — ja lieber Gott, junges Volk, junges Volk; leichtsinnig und obenhinaus, was kümmert sich das um gute Lehren in der Brautzeit! Das weiß Alles besser und — muß nachher doch Alles aus eigener Erfahrung und oft mit vieler Trübsal kennen lernen. Hören will keins."

„Papperlapapp, Alte," brummte der Vater, indem er sein Käppchen rückte und sich in den grauen Haaren kratzte, ohne aber die Augen von dem Papier zu nehmen — „wir haben's eben auch nicht besser gemacht in unserer Jugend; so laß das junge Volk sich nun ebenfalls die Hörner ablaufen. Wer nicht hören will, muß fühlen."

„Ich dachte, Vater," sagte der Sohn, als der Alte noch immer in dem Zettel studirte, „wenn ich nun selber vielleicht heute Nachmittag in die Stadt ritte, um das von den Papieren zu besorgen, was vielleicht noch fehlt. Die drei Knechte werden auch ohne mich heute mit Pflügen drüben auf der Rainerspitze fertig, wenn ich ihnen noch bis Mittag helfe, und nachher ist's doch immer besser, das ist abgemacht. Meint Ihr nicht?"

„Hm, hm, hm," überlegte der Alte aber noch immer, indem er das kleine Papier wieder und wieder überlas — „ich fürchte beinahe, daß Du in der Stadt verwünscht wenig ausrichten wirst, und ich muß am Ende noch selber hinein. Wäre mir gar nicht so besonders lieb, denn in der linken

Schulter zwickt's mich wieder ganz heidenmäßig, und bei dem linken Beine hat's mich auch. Aber was kann's helfen, man muß doch jedenfalls sehen, was zu machen ist, denn die Papiere müssen geschafft werden."

„Was muß er denn nur für Papiere haben?" frug die Mutter. „Sie kennen uns doch hier und wissen, daß wir ordentliche und rechtschaffene Leute sind, und unser Auskommen haben wir doch auch."

„Ja, ja, Mutterchen," lachte der Vater, „das hilft nichts bei den Gerichten, die wollen Alles Schwarz auf Weiß haben, und wo möglich auch auf einem Stempelbogen, mit einem großen Siegel drunter, und daß Einer ein ehrlicher und rechtschaffener Mensch ist, glauben sie ihm erst recht nicht, wenn er nicht im Stande ist, es ihnen schriftlich zu beweisen. Komm Du denen!"

„Wir brauchen ja aber doch Niemanden, da sollen sie uns wenigstens in Frieden lassen."

„Aber sie brauchen uns," lachte der Vater wieder, „und damit sie sicher sind, daß die neuen Staatsbürger auch ihre Steuern und Abgaben richtig bezahlen können und nicht etwa gar einmal dem Staate zur Last fallen, müssen sie sich legitimiren oder ausweisen."

„Staatsbürger," brummte die Frau kopfschüttelnd — „wir sind keine Staatsbürger, wir sind Bauern, und es wird doch wahrhaftigen Gott kein Mensch glauben, daß unser Hans einmal Jemandem zur Last fallen könnte! Was wollen sie denn nur?"

„Nun, erstlich einmal seinen Geburts- oder Taufschein."

„Nun, den hast Du ja — der liegt in der gelben Lade, bei den anderen Papieren."

„Dann seinen Impfschein."

„Impfschein? Den haben wir nie bekommen."

„Das macht weiter nichts," sagte der Vater, „die Narben sind noch deutlich zu sehen, und den kann man sich hier vom ersten besten Arzt ausstellen lassen. Nachher einen Heimathschein."

„Was ist das?"

„Nun, eine Bescheinigung der Behörde, wo er geboren ist, daß er dort seine Heimath hat," sagte der Alte.

„Aber wenn wir deshalb einen Brief nach Schlesien schicken sollen,“ rief der Sohn, „so kann das vierzehn Tage dauern, bis der Schein hierher kommt. So lange mag ich doch nicht warten.“

„Nun, vierzehn Tage wohl nicht,“ sagte der Vater, „aber ich will selber heute nach Schlesien schreiben. Unser Gerichtsverwalter in Kreuzberg wird mir schon die Freundschaft thun und das besorgen; ein Brief geht leicht in zwei Tagen hin, und wenn nichts dazwischen kommt, kann der Wisch in acht Tagen hier sein.“

„Aber noch volle acht Tage, Vater —“

„Mach' mir den Kopf nicht warm,“ rief aber der Alte, seine Mütze rückend, „hast Du so lange warten können, wird's auf die acht Tage auch nicht ankommen — also dabei bleibt's.“

Dabei bleibt's! Wenn der Alte das einmal sagte, so wußte der Hans recht gut, daß dann weiter kein Einwenden half. Die Sache war abgemacht, und ein Widerspruch hätte den wohl herzensguten, aber auch starrköpfigen Mann nur böse machen können, erreicht wäre aber nichts weiter worden.

Der Hans setzte sich wieder zu seinem Frühstück, denn seine Zeit war bald verflossen und er durfte nicht der Letzte draußen bei der Arbeit sein, schon der Knechte wegen. Er war aber auch gleich fertig, denn die Sache ging ihm im Kopf herum, daß er noch eine ganze Woche warten solle, bis das erste Aufgebot erfolgen könne, und nahm ihm den Appetit. Gerade war er aufgestanden und wollte eben wieder hinausgehen, als die Thür sich aufthat und seine Pflegeschwester Kathrine hereintrat. Sie hatte drüben in der Milchkammer die frisch gemolkene Milch eingegossen und nach Butter und Käse gesehen.

„Guten Morgen, Kathrin',“ sagte Hans und streckte ihr die Hand entgegen, „haben uns ja seit gestern Morgen nicht einmal gesehen.“

„Guten Morgen, Hans,“ sagte das junge Mädchen freundlich, auch ihm die Hand reichend, „ja, wenn man freilich so wichtige Geschäfte hat. Nun, ist Alles gut abgelaufen?“

„Alles, Kathrin', schön Dank für die Nachfrage,“ sagte

der Hans. „Die Eltern haben eingewilligt und das Lieschen ist meine Braut. Hoffentlich haben wir in vier Wochen Hochzeit. Da müssen wir auch zusammen tanzen."

Die Kathrine stand vor dem Pflegebruder, dessen Hand sie noch gefaßt hielt, und sah ihn mit ihren großen blauen Augen recht voll und treuherzig an. Wie er aber endete, drückte sie ihm die Hand herzlich und sprach mit leiser, aber bewegter Stimme: „Da wünsch' ich Dir recht von Herzen Glück dazu, und möge Gottes Segen auf Euch ruhen immerdar — auf Dir und auf Deiner jungen Frau!" Damit zog sie die Hand aus der seinen, wandte sich ab und verließ das Zimmer wieder. Hans sah ihr nach.

„Was hat nur die Kathrin'?" sagte er, „sie war ordentlich gerührt."

„Sie hat ein weich' Gemüth," sagte die Mutter, mit dem Kopf nickend, „und hängt an uns Allen mit großer Liebe. Da ist's denn wohl natürlich, daß ihr bei einem so wichtigen Ereigniß etwas weich um's Herz wird. Ja, Ihr Mannsleute nehmt das Alles nur so leicht hin und denkt nicht weiter darüber nach. Laß mir die Kathrin' zufrieden, das ist ein wacker Ding, und ich hab' sie gerade so lieb, als wenn sie meine eigene Tochter wäre."

Der Hans nahm seinen Hut vom Nagel und ging hinaus an seine Arbeit. Er hatte doch richtig so lange da drinnen gesessen, daß die Knechte im Felde draußen schon wieder an der Arbeit waren, als er hinauskam. Das ärgerte ihn, und er hieb jetzt wacker auf die Pferde ein, um das Versäumte nachzuholen. Es war aber auch kein Wunder, denn was gingen ihm nicht für eine Menge von Dingen im Kopf herum!

3.

Eine Staatsvisite.

Der Vater hielt Wort, und das that er immer. Er schrieb noch an dem nämlichen Morgen an seinen Freund in Kreuzberg, schickte außerdem noch eine Abschrift von seines Sohnes Taufschein ein, den er sich von ihrem Pfarrer in Dreiberg und von dem Schulzen beglaubigen ließ, und theilte dem Gerichtshalter dort in aller Kürze mit, um was es sich hier handle. Dann bat er ihn, er möchte doch, wenn irgend möglich, den Heimathschein mit der nächsten Post einschicken und ihm auch dazu schreiben, was er ausgelegt hätte, damit er's ihm gleich zurückzahlen könne. Der alte Barthold blieb nicht gern Jemandem etwas schuldig.

Der Brief war ihm ein wenig sauer geworden, denn das Schreiben gehörte gerade nicht zu den Dingen, die er sehr gern that, oder zu denen er sich drängte, aber es hatte eben sein müssen, und jetzt war's, Gott sei Dank, fertig und abgemacht. Wenn die Postkutsche heut Abend durch Dreiberg kam, nahm der Conducteur den Brief schon mit hinein in die Stadt und gab ihn dort auf. Nachher ging er direct nach Kreuzberg ab.

Aber heute gab's noch mehr zu thun, denn wie die Sachen nun einmal standen, erforderte es auch die Artigkeit nicht allein, sondern der Gebrauch, daß die Eltern des Bräutigams den Eltern der Braut einen Besuch abstatteten, und wenn es auch der alte Barthold lieber auf den nächsten Sonntag verschoben hätte, erstlich der Arbeit und dann auch seines Reißens wegen, ließ sich das doch nicht gut einrichten. Sonntags hatte der Traubenwirth auch immer so viel zu thun und das Haus voller Gäste, daß man ihm und den Seinen erschrecklich unbequem gekommen wäre. Besprechen hätte man außerdem gar nichts können, und da mußte denn schon ein Wochentag dazu genommen werden.

Uebrigens wurde auch daheim indessen nichts versäumt,

denn der Hans blieb ja zu Haus und bei den Knechten, und auf die übrige Wirthschaft paßte schon die Kathrine; auf die durften sie sich fest und sicher verlassen. Die Mutter war ebenfalls damit einverstanden, und gleich nach dem Mittagsbrod, die Dorfuhr hatte noch nicht Eins geschlagen, ließ der alte Barthold sein kleines steierisches Wägelchen vorrücken und die Braunen einspannen, der Großknecht mußte in seinem Sonntagsrock auf den Bock, und fort ging die Reise den Feldweg nach Wetzlau hinüber.

Eine Vergnügungstour war die Fahrt eigentlich nicht gut zu nennen, denn kein Mensch in der Welt konnte sich ein Vergnügen daraus machen, eine gute Glockenstunde auf einem solchen Weg und einem kleinen Wagen ohne Federn durchgerüttelt und geschüttelt zu werden. Aber die Bauern trugen selber die Schuld daran, daß diese Straße in einen derartigen Verfall gerieth, denn obgleich sich beide Dörfer willig zeigten, daran zu bauen, lag es nur an einer erbärmlichen Kleinigkeit, daß die Arbeit unterblieb und von Jahr zu Jahr aufgeschoben wurde. Zwischen Wetzlau und Dreiberg schnitten nämlich die Fluren nicht in gleicher Hälfte ab. Die Dreiberger hatten vielleicht eine Strecke von zwei Morgen Land über die Hälfte, und obgleich sie sich erboten, die Straße, die von beiden Dörfern gleich stark benutzt ward, zu gleichen Hälften zu übernehmen, gingen die Wetzlauer doch nicht darauf ein, sondern verlangten, daß die Dreiberger so weit bauen müßten, wie ihre Grundstücke reichten. Nachgeben that selbstverständlich kein Theil, und so ruinirten sie lieber Jahr aus Jahr ein ihre Pferde und Geschirre, nur dieser unbedeutenden, kleinen Strecke wegen.

Der alte Barthold, obgleich es ihm sonst wahrlich nicht auf einige zwanzig Thaler mehr oder weniger ankam, war dabei gerade so schlimm, wie die Anderen, und mit dem Bewußtsein, daß er selber mit schuld an dem heillosen Wege sei, murrte er auch unterwegs mit keiner Silbe und ertrug alle die Stöße und Püffe, die er bekam, mit wahrhaft christlicher Geduld. Sein Trost blieb ja auch dabei, daß die Wetzlauer genau dieselben Püffe bekämen, und denen, wie er sich innerlich sagte, geschah es vollkommen recht. Sie verdienten es gar nicht besser. Nur die arme Frau stöhnte und ächzte, und

wenn manchmal ein ganz außergewöhnlich kräftiger Stoß kam, daß sie die Zähne aufeinander beißen mußte, klagte sie wohl mit einem kurzen Stoßgebet: „Oh Du grundgütiger Vater! so gleich nach Tische!"

Es hat aber Alles sein Ende, auch der schlechteste Weg. Es schlug gerade Zwei in Wetzlau, als sie, zur Abwechselung der bisherigen Fahrt, auf das Dorfpflaster kamen, wo sie auch noch, da sie das Chausseehaus passiren mußten, Chausseegeld bezahlen durften.

„Ich muß doch einmal Federn an den Wagen machen lassen," sagte Barthold, als sie hier endlich etwas bessere Straße erreichten, denn draußen hätte er gar nicht reden dürfen, aus Furcht, einmal die Zunge zwischen die Zähne zu bekommen, „der Weg ist gar nicht so schlecht, aber der Karren stößt so."

„Mir thut ordentlich der Hals weh," sagte die Frau, „jetzt freu' ich mich nur auf den Rückweg."

Alle weiteren Bemerkungen waren aber hier kurz abgebrochen, denn eben lenkten die Pferde wiehernd in den Thorweg der goldenen Traube ein, und in der innern Thür stand auch schon der Wirth, Christoph Erlau, der ihnen sein Käppchen entgegen schwenkte, während Lieschen, die in der Küche beschäftigt gewesen war, wie der Blitz in ihr Kämmerchen hinauf huschte, denn so konnte sie sich den neuen Schwiegereltern doch nicht zeigen — und so wäre sie gerade am allerhübschesten gewesen, denn Frau wie Mädchen sehen, sie mögen selber denken, was sie wollen, doch immer am hübschesten im Hauskleid aus. Aber der Geschmack ist eben verschieden, und man behauptet ja, daß sich nicht darüber streiten lasse.

Jetzt, nachdem Hansens Eltern ausgestiegen und hinein in die „beste Stube" geführt waren, begannen nun vor allen Dingen eine Menge von Förmlichkeiten, die in den höchsten Cirkeln nicht weitschweifiger und unbehülflicher sein konnten, als hier in der sonst so schlichten Familie. Aber es soll nur um Gottes willen Niemand glauben, daß jenes Ungethüm, die sogenannte „Etiquette", an irgend einem fürstlichen Hofe steifer und unnachsichtlicher gehandhabt würde, als in irgend einer Bauernfamilie, sobald sich eine passende und außergewöhnliche Gelegenheit dazu findet. Da bestehen ganz genau bestimmte

und festgestellte Formen, was gesagt werden muß und wie es gesagt werden muß, wohin man sich setzt und wie man sich setzt, und was endlich vorgesetzt werden soll, und wie die Hausfrau zu dem Vorgesetzten zu nöthigen hat, daß es einen einfach schlichten Menschen zur Verzweiflung bringen könnte. Das einzige Gute hat es, daß es nicht so lange dauert, wie bei Hofe, denn da ist es den Leuten ein natürlicher Zustand, in dem sie sich bewegen, sie würden eine andere Existenz für unmöglich halten; hier dagegen ist es ein unnatürlicher, gewaltsam hervorgerufener, der wohl eine Zeit lang anhält, sich aber zuletzt selber verarbeitet — und plötzlich finden sich die Leute wieder in ihrem gewöhnlichen, natürlichen Fahrwasser, ohne daß sie eigentlich merken, wie sie dahin gekommen sind.

So ging es auch hier. Zuerst wurden die Gäste also in die „beste Stube“ geführt, die natürlich, wie alle „besten Stuben“, kalt und ungemüthlich aussah, denn ein Ort, in dem man sich wohl und behaglich fühlen soll, muß bewohnt sein und nicht blos zum Staat gehalten werden. Dann fuhr die Wirthin, nachdem eine Menge steife, nichtssagende Redensarten gewechselt waren, aus und ein, um heran zu schleppen, was Küche und Keller boten. Daß die Gäste gerade eben vom Essen kamen, war gar keine Entschuldigung, und nun ging das Nöthigen los, in dem die Frau Erlau wirklich Außerordentliches leistete. Endlich kam auch Lieschen in ihrem Sonntagsstaat, aber viel schöner geschmückt durch das liebliche Erröthen den neuen Verwandten gegenüber, das ihren Augen einen ganz eigenen Glanz verlieh.

Nun kannten sich die beiden Familien schon seit längerer Zeit und waren sonst wohl manchmal zusammengekommen und hatten mit einander gelacht und geplaudert. Jetzt aber, wo sie sich durch die Verlobung der Kinder um so viel näher traten, schien es ordentlich, als ob sie das weit eher entfremdet hätte, so steif und unbehülflich standen sie sich gegenüber, und Lieschen besonders, sonst voller Leben, ja oft ausgelassen lustig, konnte fast kein Wort über die Lippen bringen. Aber ein Bann lag auf ihnen Allen: das Bewußtsein, daß dies ein „Staatsbesuch“, daß es eine Form sei, der Genüge geleistet.

werden müßte, und der ließ sich so schnell nicht wieder abschütteln, der mußte erst ordentlich verdampfen.

Der Wirth war aber nicht der Mann, der sich lange einem solchen Zwang beugte, und da sich auch Barthold nicht wohl dabei fühlte — die Frauen wären den ganzen Tag darin sitzen geblieben — so trat bald eine Aenderung zum Besseren ein. Die nöthigen Redensarten von Ehre und Freude und Hoffnung einer solchen Verbindung ꝛc. ꝛc. waren gewechselt, was von Speisen noch vertilgt werden konnte, war vertilgt, und der Wirth brachte jetzt, während Lieschen den Kaffee und Kuchen besorgte, Cigarren. Da war es ordentlich, als ob mit dem aufsteigenden Dampf derselben der böse Zauber bräche, der auf ihnen Allen gelegen.

Die beiden Männer kamen bald auf ein Gespräch über Vieh und Felder, was sie Beide interessirte; dadurch lenkten die Frauen auf ihre Wirthschaftsangelegenheiten ein, und im Handumdrehen war die noch vor Kurzem so steife, hölzerne Gesellschaft in ihre natürlichen Bewegungen, ja selbst in den natürlichen Ton ihrer Stimmen zurückgefallen, und die Unterhaltung floß von da an leicht und ungezwungen.

Auch Lieschen thaute auf, und durch das wirklich Matronenhafte der sonst gar nicht so alten Mutter ihres Bräutigams angezogen, setzte sie sich zu ihr und plauderte bald mit ihr so frei und herzlich von der Leber weg, als ob sie von Kindheit auf mit einander bekannt und befreundet gewesen wären. Das aber schmeichelte der Frau Barthold auch; Lieschen sah dabei in ihrer städtischen Kleidung so vornehm und „ansehnlich" aus, daß jene ordentlich stolz auf ihre zukünftige Schwiegertochter wurde und nicht satt werden konnte, ihr zu wiederholen, wie sehr sie sich freue, sie zur Tochter zu bekommen und ihrem Sohne eine solche Frau geben zu können. Dabei unterließ sie freilich auch nicht, alle die Tugenden und Vorzüge ihres eigenen Hans aufzuzählen, und Lieschen fand da wohl eben so viel Freude daran, ihr zuzuhören.

Den beiden Männern wurde es aber bald zu eng in der Stube. Bauern halten nie lange in einem Zimmer aus, denn die freie Luft ist ihnen Bedürfniß, und während die Frauen noch beim Kaffee sitzen blieben, gingen die Männer mit ein=

ander hinunter auf den Hof und in die Ställe und, da die Pferde gerade nahebei ackerten, auch einmal ein Stück hinaus auf das Feld.

Ihr Weg führte sie dicht hinter dem Pfarrgarten vorbei, und weil es Barthold einfiel, daß er Hansens Taufschein eingesteckt hatte, konnten sie den hier eben so gut gleich abgeben. Hier stand dem alten Barthold auch eine Ueberraschung bevor, denn der Geistliche schien gar nicht gewußt zu haben, daß Hans katholisch sei; zu einer „gemischten Ehe" schüttelte er aber bedenklich den Kopf und bedeutete den alten Barthold, daß er unter keinen Umständen ein Aufgebot erlassen könne, bis er nicht vom General-Superintendenten einen sogenannten Dispens gelöst hätte.

Der Alte wollte schon über die neue Schwierigkeit wild werden, allein der Traubenwirth nahm ihn unter den Arm und sagte, als sie wieder draußen im Feld waren: „Macht Euch keine Sorge, Barthold, ein Dispens vom Consistorium ist schon zu erlangen, und geben sie ihn nicht, nun dann fahren wir hinüber nach Gotha und lassen die jungen Leute da trauen. Dort sind sie vernünftiger. Das junge Paar kann dann gleich seine Hochzeitsreise nach der Wartburg machen," fügte er lächelnd hinzu.

Mit diesem Trost schlug sich der alte Barthold denn auch bald die ärgerlichen Gedanken aus dem Kopf, noch dazu, da sie hier in offenes Land und zu ein Paar neugekauften Pferden des Wirthes kamen, für die er sich ganz besonders interessirte. So verging ihnen die Zeit rasch, bis der Dreiberger Bauer plötzlich merkte, daß die Sonne schon bald am Horizont stand, und erschreckt ausrief: „Aber Wetter noch einmal, wir haben uns bei dem Herrn Pfarrer zu lange aufgehalten, und ich muß machen, daß ich wieder zu meiner Alten komme, die wird sonst böse. Im Dunkeln möcht' ich auch nicht gerade nach Dreiberg zurückfahren!"

„Es sind ein paar böse Stellen drin," sagte der Wirth.

„Na, es geht," meinte Barthold störrisch, „aber mein Wägelchen ist nicht so recht drauf eingerichtet, und die Frau könnte brummen. Wann kommt Ihr denn eigentlich einmal nach Dreiberg hinüber?"

„Ich weiß nicht, ob ich die Woche noch kann," sagte der Wirth, „denn morgen haben wir hier eine große Kindtaufe im Orte, wo bei mir getanzt wird, und am Sonnabend bringe ich meine Alte doch nicht aus dem Haus. Wenn's aber irgend möglich zu machen ist, so rutschen wir den Freitag doch noch hinüber."

Rutschen? dachte Barthold, mit dem Weg in der Erinnerung, aber er sagte nichts, und die beiden Männer schritten jetzt wieder dem Wirthshaus zu.

Ueber die Aussteuer der Brautleute war heute noch kein Wort gesprochen worden, obgleich der Wirth darauf gewartet hatte. Anfangen davon mochte er aber auch nicht, und Barthold hielt es nicht für schicklich, das gleich bei der ersten Begegnung vorzunehmen. Wenn der Traubenwirth zu ihm nach Dreiberg kam, dann wollten sie das wohl in Ordnung bringen. Schneller jedenfalls, als die Geschichte mit dem Consistorium, die ihm doch im Kopf herumging.

Der Großknecht hatte jetzt Auftrag bekommen, einzuspannen, und der Wagen hielt bald darauf vor der Thür, aber die beiden Frauen, die im Anfang den Mund kaum öffnen wollten, waren jetzt warm geworden und in ein Gespräch über ihre Kinder hineingerathen, aus dem sie sich nicht wieder herausfinden konnten. Barthold stand schon lange, mit Hut und Stock in der Hand, neben der Thür und hielt die Klinke.

„Na, Alte, kommst Du?"

„Gleich, Vater, gleich — das glaub' ich, Ihr Männer seid immer gleich fertig mit Anziehen. Ihr setzt den Hut auf und damit basta! Und nicht wahr, Frau Erlau, Sie machen uns recht bald das Vergnügen, damit Sie auch einmal sehen können, wie wir da draußen eingerichtet sind? Oh, es soll Ihrem Lieschen schon bei uns gefallen, daran zweifle ich keinen Augenblick!"

„Wenn so ein paar Frauen in's Schwatzen kommen," lachte Barthold gutmüthig vor sich hin, „da reißt's nachher gar nicht wieder ab. Wir kommen heute nicht mehr weg. Habt Ihr Betten genug im Haus, Erlau?"

„Betten genug," schmunzelte dieser.

„Die brauchen wir für heute nicht!" rief aber die Alte,

sich gewaltsam losreißend. Sie hatte die letzten Worte gehört. Doch das Lieschen kam jetzt noch herbei, dem sie einen Kuß und noch einen und noch einen geben mußte, und endlich war sie mit Allem fertig. Unten knallte der Großknecht mit der Peitsche, daß die Fensterscheiben klirrten. Jetzt saßen sie im Wagen, nun sollte es noch einmal an ein Abschiednehmen und Handdrücken gehen; dem aber machte der Großknecht ein Ende. Ein kleiner Peitschenschlag traf das Handpferd, und hinaus rasselte der Wagen aus dem Thorweg, ein kurzes Stück auf der Chaussee hin, eben genug, um das Chausseehaus wieder zu passiren, und bog dann in den Feldweg ein, ehe die Frau nur von ihrem Mann Alles erfahren hatte, was er mit dem Herrn Pfarrer vorhin gesprochen. So neugierig sie aber darauf war, eine Unterhaltung wurde zur Unmöglichkeit, sobald sie in den Feldweg einlenkten, und alle weiteren Erklärungen mußten für daheim aufgeschoben werden.

4.

Eine weltliche Schwierigkeit.

Am Freitag kam der Traubenwirth mit seiner Frau zur Gegenvisite nach Dreiberg. Die beiden Väter saßen dann wohl eine Stunde lang oben zusammen allein in des Alten Stube — aber nicht etwa trocken, denn Barthold hielt darauf, einen ganz vorzüglichen Ungarwein in seinem Keller zu haben — und kamen nachher wieder, Beide seelenvergnügt und, wie es schien, vollkommen einig zu den Frauen herunter, um dort Kaffee zu trinken und Kuchen zu essen.

Am nächsten Sonntag war Hans natürlich den ganzen Tag drüben in Wetzlau in der Traube, und dort holten sich die beiden jungen Leute eine Landkarte vor und zeichneten sich darauf die Reise nach Gotha zusammen ab. Was kümmerten sie sich um das Consistorium!

Merkwürdige Zeit nahm sich übrigens der Herr General-Superintendent, an den die Eingabe zuerst gemacht war; denn die ganze nächste Woche verging, ohne daß er auch nur das Mindeste hätte von sich hören lassen. Das war aber noch das Wenigste, es traf auch keine Antwort von Schlesien ein, und Hans wußte schon vor lauter Ungeduld gar nicht mehr, was er angeben sollte. Endlich, am Sonnabend Mittag, die Familie saß gerade bei Tische, kam ein Brief mit dem preußischen Gerichtssiegel.

„Nun endlich!“ rief Hans jubelnd und sprang von seinem Stuhl auf, „das hat lange gedauert.“

„Hm,“ meinte der Vater, der den Brief kopfschüttelnd befühlte und dabei nach seiner Brille suchte, denn das Schreiben kam ihm viel zu dünn vor, als daß irgend ein Document darin eingeschlossen sein konnte, „seit ich die Geschichte mit dem Consistorium gehört, habe ich ordentlich Angst bekommen, daß hier ebenfalls etwas der Quere gehen könnte; aber das ist doch nicht gut möglich, denn das Amt geht es doch nichts an, ob wir Katholiken oder Protestanten sind!“

Jetzt hatte er seine Brille gefunden, setzte sie auf, öffnete den Brief und sah hinein.

„Nun, ist der Schein nicht drin?“ frug Hans rasch und mißtrauisch.

„Drin ist nichts,“ sagte der Vater, „aber wir wollen erst einmal sehen, was der Gerichtshalter schreibt. Vielleicht ist es blos eine Anweisung an die hiesigen Gerichte, ihn hier auszustellen; das wäre auch das Kürzeste.“

„Was brauch' ich überhaupt einen Heimathschein,“ sagte Hans, „wenn ich nur eine Heimath habe, denn so ein Wisch giebt mir doch keine! Nun, was schreibt der Gerichtshalter?“

„Da werde der Henker draus klug,“ rief der alte Barthold, indem er den Brief — er enthielt kaum zehn Zeilen — auf den Tisch warf, seine Brille abwischte und wieder in die Tasche steckte.

„Nun?“ rief Hans, das Schreiben aufgreifend.

„Du wärst in Preußen gar nicht heimathberechtigt, wenn auch da geboren, denn ich wäre mit Dir, als Du noch minderjährig gewesen, in das Ausland ausgewandert, und ich und

meine Kinder hätten dadurch unser Heimathsrecht in Preußen aufgegeben."

„Ja, aber Du lieber Gott, wo soll er denn da einen solchen Schein herbekommen?" rief die Mutter, „sie müssen ihm ja den geben, er ist ja doch dort geboren!"

„Es steht auch noch drunter, daß der Junge in Preußen nie seiner Militärpflicht nachgekommen wäre und schon deshalb nicht als preußischer Unterthan betrachtet werden könnte."

„Und was liegt dran?" rief Hans, den Brief trotzig auf den Tisch zurückwerfend, „irgendwo muß ich zu Haus gehören, das sieht ein Kind ein, und wenn Preußen nichts von mir wissen will — ei, dann müssen sie mir hier einen solchen Wisch geben. Siehst Du wohl, Vater, hättest Du mich nur gleich in die Stadt hineinreiten lassen, so wäre jetzt Alles abgemacht, und nun geht die Geschichte noch einmal von vorn an. Hier haben wir unsern Grund und Boden, und hier gehören wir also auch her. Was kümmert uns Preußen?"

„Na, ich will's wünschen," sagte der alte Barthold, der auf einmal merkwürdig mißtrauisch gegen alles das geworden war, was Behörden eigentlich thun müssen und was sie wirklich thun. „Da ist's aber doch besser, ich fahre selber in die Stadt; denn wenn Du auch jetzt gingst, so müßte ich später doch selber hinein, und da würde nur noch mehr Zeit damit verloren. Außerdem kann ich dann gleich einmal mit zum General-Superintendenten gehen und sehen, wie die Sache mit dem „Dispens", glaub' ich, nannt' es der Pfarrer in Wetzlau, steht. Die nehmen sich auch eine bärenmäßige Zeit. Heute käm' ich freilich zu spät hinein, und morgen ist Sonntag, wo alle Gerichte geschlossen sind; aber den Montag Morgen mit Tagesanbruch fahre ich weg. Bis dahin mußt Du Dich schon noch geduldigen, Hans. Es kann eben nichts helfen."

Der alte Barthold ging hinauf in seine Stube, um sein Mittagsschläfchen zu halten, und die Mutter hatte draußen noch zu thun. Hans war am Tische sitzen geblieben, stützte den Kopf in die Hand und sah finster brütend vor sich nieder. Kathrine trat in's Zimmer und ging hindurch in die Kammer, um reine Milchtücher heraus zu nehmen. Als sie nach einer

Weile zurückkam, saß der Hans noch immer in der nämlichen Stellung; er hatte sie gar nicht gehört.

Kathrine trat leise auf ihn zu, legte ihre Hand auf seine Schulter und sagte: „Hans!“

„Bist Du's, Kathrin?“ sagte Hans und sah zu ihr auf. „Willst' was?“

„Weiter nichts, als daß Du nicht mehr so traurig bist. Habe nur ein klein wenig Geduld, es macht sich ja Alles, und das Lieschen wird bald Deine Frau werden. Ihr seid ja nachher auch für das ganze lange Leben beisammen, und bei so einer langen Zeit kann's ja doch auf die paar Tage nicht ankommen.“

„Ich bin nicht traurig, Kathrin,“ sagte Hans, indem er sich die lockigen Haare aus der Stirn warf, „nur ärgerlich, ärgerlich über die Gerichte, über das Consistorium, über die Pfarrer, über die Gerichtshalter, über mich — ei, über die ganze Welt!“

„Ueber mich auch, Hans?“ fragte Kathrine und sah ihn mit ihren hellen Augen so treuherzig an.

„Ueber Dich? — nein, Kathrin,“ sagte Hans, ihre Hand nehmend und drückend, „weshalb sollt' ich über Dich böse sein? Du bist immer so lieb und gut, und wenn's an Dir läg', so hätt' ich meine Papiere gewiß schon lange und könnt' morgen Hochzeit machen.“

„Du darfst mir's glauben, Hans, ja,“ erwiderte Kathrine und sah ihn dabei recht ernst und wehmüthig an. „Wenn's an mir läg', sollst Du nicht einen Augenblick warten dürfen, um glücklich zu werden. Aber der Vater wird's auch schon allein fertig bringen,“ fuhr sie nach einer kleinen Pause fort. „Es geht nun einmal so entsetzlich langsam mit den Gerichten, und Nachbars Margareth hat mir erzählt, daß eine Schwester von ihr, die in die Stadt hinein heirathete, über zwei Jahr hat warten müssen, weil ihr Bräutigam immer und immer die Papiere nicht bekommen konnte.“

„Da würde ich wahnsinnig, wenn das mir passirte!“ rief Hans.

„Nun, so schlimm wird's schon nicht werden,“ lächelte das junge Mädchen. „Hab' nur guten Muth und mach'

wieder ein freundlich Gesicht. Siehst Du, wenn Du traurig bist, dann sieht's gleich im ganzen Hause schwarz aus, und — man ist's auch eigentlich gar nicht an Dir gewöhnt. Aber ich muß fort; Jesus Maria! da draußen steht schon die Rese und wartet auf mich," und mit den Worten huschte sie mit den Leintüchern, die sie noch immer unter dem Arm hielt, aus der Thür.

Hans stand auch auf. Es war ebenfalls Zeit geworden, daß er wieder hinaus an seine Arbeit ging, und nur das Böse dabei, daß er sich bei der Arbeit nicht einmal die Gedanken aus dem Kopf schlagen konnte, denn der Aerger wollte ihm gar nicht aus dem Sinn, und beim Pflügen hatte er erst recht Zeit, darüber nachzugrübeln.

Sonderbar; die Liebe zu Lieschen und der Schmerz, daß er ihr noch so lange nicht angehören solle, hatten eigentlich mit seinen Gefühlen weit weniger zu thun, als der Aerger über diese albernen Weitläufigkeiten. Es war aber auch wieder ganz natürlich, denn nichts kann einen Menschen mehr ärgern und verdrießen, als wenn er einem bestimmten Ziel entgegenstrebt, ja schon in Armesbereich nahe gekommen ist und dann durch eine Menge von Hindernissen davon zurückgehalten wird. Sind diese Hindernisse der Art, daß man sie selber mit eigener Kraft und Ausdauer bewältigen kann, ei, dann ist es etwas Anderes; dann wird unser Geist, unsere ganze Thätigkeit dadurch in Anspruch genommen, und wir haben sogar nachher noch einmal so viel Freude an dem Gewonnenen, denn nichts macht uns glücklicher, als was wir uns selbst verdient und errungen haben. Sind solche Hemmnisse dagegen der Art, daß wir nichts, gar nichts auf der Gotteswelt dawider thun können und nur immer warten und warten müssen, dann mögen sie wohl einen nur etwas lebhaften Menschen zur Verzweiflung treiben, und Hans war allerdings lebhafter Natur. Seine Geduld zu erproben, bekam er aber jetzt Gelegenheit, denn er schien dazu gerade auf das rechte Capitel gerathen zu sein: eine Eingabe an ein Consistorium und ein Heimathschein. Selbst für den urgeduldigen Deutschen ist es ein Meisterstück, die beiden Dinge ruhig abzuwarten.

5.

Zwischenfälle.

Der nächste Tag war wieder ein Sonntag, und Hans ritt natürlich gleich nach dem Frühstück nach Wetzlau hinüber. Zugleich nahm er aber auch eine Einladung mit dorthin für die Familie Erlau, denn am Dienstag — den Montag wollte der Alte überdies in die Stadt — war seines Vaters Geburtstag und zugleich sein Hochzeitstag, und der wurde immer daheim nicht allein festlich, sondern sogar feierlich begangen. Er ließ auch sein Pferd tüchtig ausgreifen und trabte noch rasch in den Thorweg zur goldenen Traube hinein, ehe er den Braunen einzügelte.

Drinnen im Hausflur, an dem links das Schenkzimmer für die Fuhrleute und Handwerker, rechts die „Gaststube" für vornehmere Gäste lag, führte hinten gegen den Hof zu die offene Treppe in den ersten Stock. Dort stand Lieschen unten an der Treppe, und ein junger, sehr elegant gekleideter Herr, mit dem Hut in der Hand, neben ihr und schien sich nach etwas zu erkundigen. Wie sie Hans aber hereintraben sah, ließ sie den jungen Herrn gleich stehen, rief ihm nur noch ein paar Worte zu, daß er ihren Vater da drüben in der Stube träfe, und sprang dann an das Pferd, um ihrem Bräutigam die Hand hinauf zu reichen und Guten Morgen zu sagen.

„Wer war denn der Fremde, Schatz?" sagte Hans, als er sein Pferd dem Hausknecht übergeben hatte und mit Lieschen in die obere Stube ging.

„Ich weiß es nicht, Hans," lautete die Antwort, „ein fremder Herr, der bei uns ein paar Tage wohnen will. Er gehört, glaub' ich, mit zu den Vermessern, die jetzt das Zusammenlegen der Felder beginnen sollen. Der Vater hat auch den Kopf voll damit. Aber das ist brav, daß Du so früh gekommen bist, da haben wir heute den ganzen langen Tag vor uns. Wie ist's, hast Du Deinen Heimathschein?"

„Ach, sprich mir nicht davon," sagte Hans verdrießlich,

„es verdirbt mir den ganzen schönen Tag. Der Vater muß noch morgen deshalb in die Stadt. Wenn er mich nur hineinließe; ich wollte denen da drinnen schon die Meinung sagen!"

„Ja, nachher steckten sie Dich ein," lachte Lieschen, „und Du bekämst ihn gar nicht. Nein, da laß Du doch lieber den Vater gehen, der setzt mit Ruhe und Vernunft mehr durch, als Du mit Hitze und Poltern. Aber jetzt hol' ich Dir erst etwas zum Frühstücken, und nachher gehen wir ein wenig hinunter in den Garten."

„Aber kein Wort mehr über den Heimathschein!" rief Hans ihr nach."

„Keine Silbe."

Der Vertrag wurde gehalten, und spät am Abend, nach einem vergnügt verlebten Tag, ritt Hans nach Dreiberg zurück.

Am nächsten Morgen fuhr der Vater in die Stadt, hatte indeß auch noch nichts ausgerichtet, als er gegen acht Uhr Abends wieder ziemlich erschöpft zurückkam. Die Herren nahmen seine Angaben allerdings sämmtlich zu Protokoll, versicherten ihn aber auch, die Sache könnte nicht über's Knie gebrochen werden. Trotzdem solle er, wenn irgend möglich, noch in dieser Woche Bescheid erhalten.

Der alte Barthold wäre übrigens beinahe noch übel gefahren. Anfangs wollte er daheim mit der Geschichte nicht recht laut werden, nach und nach kam aber doch Alles heraus. Er hatte nämlich dem Einen der Leute auf dem Gericht, den er für einen untergeordneten Beamten gehalten, weil er gar so schäbig ausgesehen, einen harten Thaler in die Hand drücken wollen, um die Sache ein wenig zu beschleunigen, und nachher war das ein Gerichtsassessor gewesen. Der alte Barthold schüttelte jetzt noch mit dem Kopf, wenn er daran dachte, was der für ein Gesicht gemacht, und wie er ihn angesehen hatte. Es war aber dennoch gut abgelaufen.

Auf den nächsten Tag fiel die Geburtstagsfeier; Erlaus hatten zugesagt zu kommen — Lieschen auch mit, natürlich — und das Haus in Dreiberg war von unten bis oben mit Blumen und grünen Reisern geschmückt, daß man in lauter Lauben treppauf und treppunter ging. Und wie hatte die Mutter heute aufgetafelt, und als Traubenwirths endlich

kamen, ließ sie es sich auch nicht nehmen, die Braut selber herum zu führen in Haus und Wirthschaft, und ihr Alles zu zeigen, wo sie einmal später als Herrin schalten sollte.

Und wie geputzt das Lieschen heute war, und was für ein schönes schwerseidenes Kleid es anhatte, und wie es sich auch darin zu benehmen wußte! Mutter Barthold war eigentlich zuerst ein bischen verlegen gewesen und hatte sich gar nicht ordentlich getraut sie Du zu nennen, denn sie sah eigentlich wie eine recht vornehme Dame aus. Aber den Hans genirte das gar nicht. Er nahm sie beim Kopf und küßte sie ab, als ob sie ein Kattunfähnchen angehabt hätte, und die Mutter Barthold stand nur immer in Todesangst dabei, daß er ihr vielleicht einmal auf das lange, kostbare Kleid treten möchte. Er konnt's beinah gar nicht verhindern.

Bei Tisch saß Vater Barthold, als Geburtstagskind und Hochzeiter, mit seiner Frau oben an der Tafel, und neben der Mutter saß der Traubenwirth und neben dem Vater dessen Frau, während unten am Tisch Hans zwischen seiner Pflegeschwester und Lieschen seinen Platz hatte, und eine vergnügtere Tischgesellschaft hat es wohl seit langer Zeit nicht gegeben.

Merkwürdig war aber der Unterschied zwischen den beiden jungen Mädchen, und Vater Barthold, der ihnen gerade gegenüber saß, war vielleicht der Einzige, der es bemerkte oder wenigstens so darauf achtete, denn er mußte immer und immer wieder dorthin sehen und die Beiden mit einander vergleichen.

Kathrine war das ächte Bild eines deutschen Mädchens, mit nicht zu hellblonden Haaren und so tiefblauen Augen, daß man gar nicht satt werden konnte hinein zu schauen, wenn Einem der Blick einmal begegnete. Um die wirklich zart geschnittenen Lippen lag dabei ein unbeschreiblicher Zug von Sanftmuth und Milde, ja auch wohl von stiller Ergebenheit, und wenn sie lächelte, konnte man gar nicht anders, als ihr gut sein. Und doch war sie eigentlich keine Schönheit, denn Lieschen war viel, viel schöner.

Lieschen's Gesicht war wirklich mehr als hübsch, es war schön, in seiner Regelmäßigkeit und edlen Form, und die dunkelbraunen Augen funkelten den an, mit welchem sie sprach, als ob es ein paar Brillanten gewesen wären. Wundervolles

kastanienbraunes Haar hatte sie auch, und wußte es auf eine gar so geschickte Weise zu tragen. Mutter Barthold hatte sich schon den ganzen Morgen im Stillen den Zopf angesehen, um nur heraus zu bekommen, wie er geflochten und aufgesteckt wäre. Dabei war ihr Benehmen, wenn auch immer mädchenhaft, doch frei und ungezwungen, was sie jedenfalls in der Stadt gelernt hatte, und wenn sie lachte, zeigte sie zwei Reihen Zähne, wie Perlen so regelmäßig und weiß.

Es war ein „wahres Prachtmädel“, wie der alte Barthold bei sich meinte. Wahrhaftig, er konnte es seinem Sohne nicht verdenken, daß er sich die zur Frau gewählt. Aber zu seinen Beobachtungen wurde ihm nicht lange Zeit gelassen, denn der Traubenwirth, der in derlei Dingen außerordentlich gewandt war und einen prächtigen Humor hatte, stand auf und brachte mit so künstlich und komisch gesetzten Worten einen Toast auf den Vater Barthold und auf die Mutter aus, daß sich Alle am Tisch halbtodt darüber lachen wollten. Und dann klangen die Gläser zusammen, und der feurige Ungarwein stieg der kleinen Gesellschaft bald in's Blut und brachte Leben selbst in die Ruhigsten. Sogar Kathrine, die sonst nie derlei starke Getränke berührte, hatte ein volles Glas davon geleert, weil sie mit Hans und dem auf ihrer andern Seite sitzenden Traubenwirth ein paar Mal, erst auf den Vater, dann auf die Mutter und dann auf die Brautleute, anstoßen mußte — und zurückstehen konnte sie doch nicht bei einer solchen Gelegenheit. Wenn sie aber auch still blieb, bekamen doch ihre Wangen einen rötheren Schein und ihre Augen einen höhern Glanz, und der alte Barthold, der das bemerkte, nickte ihr freundlich zu und rief über den Tisch hinüber: „So recht, Kathrine, zeig' den Leuten auch einmal, daß Du in Ungarn gewesen bist und seine Weine trinken kannst. Heute ist unser Ehrentag, und da muß Alles fidel und lustig sein!“

Hans besonders war ganz glücklich über seine wunderhübsche Braut. So gut hatte sie ihm noch gar nicht gefallen, wie heut Abend, und er konnte sich nicht satt an ihr sehen. Jedes Stückchen, das sie an sich hatte, musterte er, und dann mußte er ihr immer wieder in die dunkeln Augen schauen. Wie die blitzten und funkelten!

„Wo hast Du denn die schöne Rose her?“ frug er sie einmal, und zeigte auf die Blume, die sie vorn an der Brust trug. „Es ist schon so spät im Jahre; in unserem Garten blühen schon lange keine Rosen mehr.“

„Die hab' ich geschenkt bekommen,“ sagte Lieschen neckend. „Oh, andere Leute können auch galant gegen mich sein!“

„So?“ lachte Hans, „wohl von dem jungen Herrn, der da neulich an der Treppe bei Dir stand?“

„Und wenn's von dem wäre?“ frug Lieschen und sah ihn dabei gar so schelmisch an, „wärst Du eifersüchtig?“

„Nein,“ sagte Hans treuherzig, „wenigstens auf den geschniegelten und gebügelten Burschen noch lange nicht. Aber Du brauchst die Rose gar nicht,“ fuhr er leiser fort, „Deine Backen haben ein viel schöneres Roth, Du siehst gar so hübsch aus, Lieschen!“

Lieschen wurde jetzt noch viel röther, als die Blume war, und dann flüsterte sie Hans etwas zu, worüber dieser lachte, und nachher lachten sie Beide mit einander und plauderten den ganzen Abend.

Am schlechtesten kam eigentlich die arme Kathrine dabei weg, denn um die kümmerte sich Niemand. Hans, ihr Nachbar zur Rechten, schwatzte natürlich nur mit seiner Braut, und der Wirth an ihrer Linken hatte so viel mit seiner Nachbarin, der Mutter Barthold, und dem alten Barthold zu reden, daß er an das stille Mädchen neben sich auch nicht denken konnte. Freilich durfte sie auch nicht immer sitzen bleiben und mußte viel aufstehen, um bald dies bald jenes zu besorgen, und da war es denn recht gut, daß sie Niemand vermißte. Unbemerkt stand sie von ihrem Platz auf, unbemerkt nahm sie ihn wieder ein, und so wurde auch Niemand dadurch gestört.

So lange blieben sie aber am Tische sitzen und so spät wurde es an dem Abend, bis sie Alles gesehen und besprochen hatten, daß Barthold unter keiner Bedingung zugab, sie dürften heute noch an den Heimweg denken. Ja, wenn es andere Leute von Wetzlau gewesen wären, denen hätte er den Heimweg im Dunkeln schon gegönnt, aber seine künftige Schwiegertochter und ihre Eltern wollte er nicht daran wagen, und so

gern der Traubenwirth heut Abend noch zu Haus gewesen wäre, er durfte eben nicht fort.

Und was für Betten machte die Mutter jetzt, mit Kathrinens Hülfe, für die lieben Gäste zurecht, eine wahre Welt von Federn, jedes einzelne, daß Einem ordentlich der Athem ausging, wenn man hineinsprang und darin versank! Ein anderer Mensch als ein deutscher Bauer hätte auch gar nicht darin schlafen können. Aber der Ungarwein half, und punkt zehn Uhr lag Alles in tiefer Ruhe.

Am nächsten Morgen freilich brachen die Wetzlauer früh auf, denn allzu lange konnten und durften sie nicht von daheim wegbleiben. Im Haus selber gab es jetzt auch viel zu thun mit Aufräumen, Ordnen und Reinigen. Ein solches Fest mußte nicht spät in den nächsten Tag hinein reichen, und es war schon eine tüchtige Arbeit, nur das grüne Werk wieder alles hinauszuschaffen und das Haus blank zu kehren. Um acht Uhr Morgens war aber auch das Letzte beseitigt und Kathrine unten in der Stube beschäftigt, das zweite Frühstück für den Vater und Hans herzurichten, daß sie es gleich bereit fänden, wenn sie vom Feld herein kämen.

„Nun, Kathrine," sagte die Mutter, die in der Stube an ihrem Spinnrad saß, denn müßig konnte sie nun einmal nicht sein, „wie hat Dir denn gestern dem Hans seine Braut gefallen? Du hast mir ja noch kein Wort darüber gesagt. Gelt, das ist ein sauber Mädel?"

„Ei gewiß, Mutter," sagte das junge Mädchen, ohne sich aber dabei in ihrer Arbeit stören zu lassen, „das ist gar eine stattliche Maid und so hübsch und so vornehm! Mit der wird der Hans Ehre einlegen."

Die Mutter nickte mit dem Kopf, erwiderte aber nicht gleich etwas darauf, denn sie dachte eben über das Wort „vornehm" nach. Sonderbar, es war ihr auch fast so vorgekommen, als ob Lieschen fast ein bischen zu vornehm für eine wirkliche Bäuerin wäre, wenn es ihr auch noch nicht recht klar geworden. Die Wirthstochter ging im Grunde genau wie eine Stadtdame gekleidet und trug auch so ein neumodisch Ding, eine Crinoline nannten sie's ja, daß die Röcke nach allen Seiten hinausstanden. In den Kuhstall konnte sie mit

den Kleidern auf keinen Fall gehen. Aber daheim führte sie ja doch auch die Wirthschaft und war so tüchtig und fleißig dabei, und bei der Arbeit würde sie gewiß schon andere Kleider haben. Wie hübsch hatte sie auch ihr Haar geflochten; viel Zeit ging da freilich drauf, wenn sie das hätte jeden Morgen so machen wollen, oder sie mußte eben ein bischen früher aufstehen.

Die Frau saß eine ganze Weile in tiefen Gedanken, und das Rädchen schnurrte dabei, daß es eine Lust war. Kathrine sprach eben so wenig; es gab heute Morgen gar so viel zu thun.

„Aber ein gutes Herz hat sie gewiß,“ brach die Frau plötzlich wieder das Schweigen, und die Worte fuhren ihr eigentlich nur da so heraus, wo sie gerade in ihren Gedanken stehen geblieben war, „Ihr Beiden werdet gewiß recht gut mitsammen auskommen.“

Kathrine erschrak ordentlich, denn genau an dasselbe hatte sie eben auch gedacht und sich in dem Augenblick die nämliche Frage gestellt, der die Mutter jetzt Worte gab: Wie würde es werden, wenn die junge Frau in das Haus zog und die Wirthschaft selber übernahm? Würde diese auch so lieb und gut mit ihr sein wie die Mutter? Oder würde sie selber überhaupt hier noch nöthig bleiben? Ob sie dann gut mitsammen auskämen? Oh gewiß; aber wenn nicht? Dann mußte die Fremde doch natürlich das Haus verlassen, ihre Heimath, und hinausziehen zu fremden Leuten. Und wäre es nicht besser gewesen, wenn sie das gleich vom Anfang an und freiwillig gethan hätte, ehe die Verhältnisse sie dazu zwangen? Oh gewiß, in vielen, vielen Stücken wäre es besser gewesen!

„Meinst Du nicht, Kathrine?“ frug die Mutter noch einmal, da ihr das Mädchen, mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, nicht gleich eine Antwort gab.

„Ich? ei, gewiß, Mutter,“ sagte Kathrine jetzt schnell, „warum denn nicht? Ich will sie gewiß lieb haben, wie eine Schwester — wenn sie mich nur noch im Hause brauchen können,“ setzte sie leiser hinzu und erschrak fast, als die Worte heraus waren.

Die Mutter sah rasch zu ihr auf, so rasch, daß ihr der

Faden abriß, denn daß die Kathrine daran denken könnte, je ihr Haus zu verlassen, daran hatte sie selbst im Leben noch nicht gedacht. War es denn nicht ihre eigene Tochter geworden durch die langen, langen Jahre?

„Unsinn, Kathrine," sagte sie aber auch gleich danach kopfschüttelnd und nahm den Faden wieder auf. „Dich sollten sie nicht brauchen können? Und wenn sie Dich nicht brauchten, glaubst Du, daß mein Alter und ich Dich missen möchten? Sprich mir nicht wieder solch Zeug, Mädel, oder Du bekommst es mit mir zu thun! Uebrigens ließ Dich Hans auch gar nicht fort, denn wie lieb Dich der hat, weißt Du, und daß er überall Deine Partie nimmt. Nein, Schatz," setzte sie gutmüthig hinzu, „mit uns bleibt's beim Alten, ob Du zu der jungen Frau passest oder nicht. Außer —" und sie nickte ihr dabei freundlich zu, „Du müßtest denn einmal von uns fortziehen wollen, wie das Lieschen jetzt bald aus der Eltern Hause zieht, dann freilich mit unserem besten Segen, Kind."

„Du lieber Gott, Mutter," sagte Kathrine, und ein Seufzer hob dabei unwillkürlich ihre Brust, „damit hat's Zeit. Wenn Ihr mich nicht früher los werdet, müßt Ihr mich wahrscheinlich bis an meinen Tod bei Euch behalten."

„Denkst Du eher zu sterben als wir, Kathrine?" lächelte die Frau wehmüthig.

„Wir wollen nicht vom Sterben reden, Mutter," sagte Kathrine, ging auf die Mutter zu und drückte ihr herzlich die Hand, „wann's kommt, kommt's. Es war nur so eine dumme Redensart von mir. Seid mir nicht böse drum." Und sich rasch abdrehend, verließ sie das Zimmer.

Die Mutter sah ihr wohl eine Minute kopfschüttelnd nach, dann nahm sie ihren wieder und wieder abgerissenen Faden noch einmal auf und spann emsig weiter; allein das eben Besprochene konnte sie doch nicht aus dem Kopfe bringen; es ging ihr immer darin herum.

„Arme Kathrine," dachte sie dabei, „das Kind hat Sorge, daß es aus dem Hause muß, wenn die neue Hausfrau einzieht; aber da kennt es mich und meinen Alten schlecht. Du bleibst, das weiß ich, oder ich ginge selber mit aus dem Hause," nickte

sie leise vor sich hin, und mit dem Entschluß schnurrte das Rädchen noch viel schärfer als vorher.

6.

Weltliche und geistliche Behörden.

War aber Hans schon ungeduldig und bös geworden, wie es ihm die ersten acht und vierzehn Tage mit den nöthigen Papieren nicht fördern wollte, so bekam er nachher noch eine weit vortrefflichere Gelegenheit, seine Langmuth auf die Probe zu stellen, denn jenes schien nur der Anfang gewesen zu sein von dem Herüber- und Hinüber-Spiel.

Erstlich erklärte der General-Superintendent, nachdem er die Eingabe des alten Barthold einen vollen Monat im Hause gehabt, daß er in der ganzen Sache gar nichts thun könne, die müsse doch noch vor das Consistorium gebracht werden, wo man sie dann in gemeinschaftlicher Sitzung berathen würde. — Und dann war der Heimathschein noch immer nicht eingetroffen.

Wie der alte Barthold, der jetzt schon fünfmal wegen der einen Eingabe in der Stadt gewesen, diesmal wieder nach Hause kam, mocht' er's dem Hans gar nicht sagen, was für einen Erfolg er gehabt. Hans sah es ihm aber doch am Gesicht an, und wenn in dem Augenblick eine Revolution ausgebrochen wäre, Hans hätte sich mit in den dicksten Haufen geworfen, nur um seine Wuth erst einmal an den „Gerichtsschreibern" und den „Pfaffen", wie er ein hohes Consistorium sehr unehrerbietig nannte, auszulassen.

Und der Heimathschein erst — was für eine Masse Papier die Leute in der Stadt schon in der Angelegenheit verschrieben hatten, nur um heraus zu bekommen, welcher Fleck in Deutschland ihm nachher bescheinigte, daß er überhaupt da sei und das Recht habe, hier oder dort einmal Ansprüche an das Gemeinde-Armenhaus zu machen. Es war ganz erstaunlich, und

man hätte nun glauben sollen, sie wären auf dem Gericht selber bös geworden über die entsetzliche Mühe und Arbeit, die es ihnen machte; aber Gott bewahre! Immer gut gelaunt blieben sie dabei, und wenn der alte Barthold auf seinen verschiedenen Streifzügen in der Stadt bei ihnen anfrug, wie denn die Sache mit dem Heimathschein stände, so schlugen sie erst eine Menge von Büchern nach — und jetzt hätten sie's eigentlich auch schon aus dem Kopf wissen können — und lachten und meinten dann, er möchte einmal in sechs Wochen wieder nachfragen.

Doch wie könnte ich dem Leser einen Begriff von all' den Weitläufigkeiten, Laufereien, Schreibereien, Scherereien und Quälereien geben, die nur das eine Wort „Heimathschein" in sich begreift! Hat er's selber schon einmal durchgemacht, so kennt er's, und nickt nur traurig mit dem Kopfe, wenn er daran zurückdenkt. Hat er's aber noch nicht durchgemacht, dann glaubt er's nicht einmal und denkt, man übertreibt, nur um den Gerichten Eins anzuhängen.

Unsere Gesetze sind wohl ganz schön und auch gewiß gerecht, es ist nur der Henker, daß eine große Anzahl von Menschen ihre ganze Lebenszeit daran verwenden muß, um einzig und allein heraus zu klügeln, wie sie zu verstehen sind. Und wenn sie dann nachher nur noch einerlei Meinung wären, aber Gott bewahre! Die Einen sagen: dies Gesetz bedeutet das und das ist darunter gemeint, und die Anderen rufen nachher: Aber Du mein Himmel, es fällt ihm ja gar nicht ein, gerade das Gegentheil ist darunter verstanden; und bis dann nicht ein Dritter dazu kommt, von dem man auch nicht recht fest überzeugt ist, ob er's genau weiß, und sagt: Du hast Recht und Du hast Unrecht, zahlt der ruhige Staatsbürger, für den sie eigentlich gemacht sind, der aber gar nichts davon versteht, ganz einfach vierteljährlich seine Kosten und bekommt nachher ein schriftliches Urtheil zugeschickt, mit dem er indeß wieder zu einem Andern gehen muß, um nur zu verstehen, was da in deutscher Sprache geschrieben ist.

Das nennt man nachher einen Proceß, und wer ihn gewinnt, hat Glück.

Bei einem Heimathschein ist wenigstens das eine Gute,

daß man die Schreibereien nicht alle zu bezahlen hat — das Gericht thut das zu seinem eigenen Vergnügen —, aber Hans bekam den seinigen wenigstens die ersten drei Monate nicht, und es half nichts, daß sich sein Vater und der Traubenwirth in der Stadt erboten, Bürgschaft zu leisten, so viel sie haben wollten, daß er keiner hiesigen Gemeinde einmal zur Last fiele. „Das ginge nicht,“ meinten die Herren vom Gericht, vom Kreisgericht bis zum Ministerium hinauf. Vor allen Dingen müßte jetzt erst einmal ausgeforscht werden, wohin Hans eigentlich gehöre, und wieder wurden Briefe nach Preußen und Ungarn geschickt und Acten hinübergesandt und von dort einverlangt; das war aber auch Alles. In der Sache selber blieb's beim Alten, und die Hochzeit konnte natürlich noch immer nicht stattfinden, denn der Pfarrer durfte vorher nicht einmal das Aufgebot erlassen.

Hans war außer sich, denn nun kam auch noch die Ernte dazwischen, wo sich, des schlechten, unsichern Wetters wegen, die Arbeit so häufte, daß er oft nicht einmal Sonntags hinüber nach Wetzlau konnte.

Es war an einem solchen Sonntagsabende, sie hatten den ganzen Tag eingefahren und eben das letzte trockene Fuder hereingebracht und abgeladen, als er in die Stube kam, seinen Hut in die Ecke, sich auf einen Stuhl warf und, den Kopf in die Hand stützend, sich und sein Geschick verwünschte.

„Ich wollt' ich wär' todt,“ rief er aus, „todt und begraben und weg von der Erde, daß ich nur das Elend nicht mehr länger ansehen müßte! Und viel länger halt' ich's überdies nicht aus, denn Gift und Galle bringen mich doch über kurz oder lang in's Grab. Giebt es denn in der ganzen Welt einen Menschen, der mehr Unglück hat als ich?“

„Aber, Hans, um Gottes willen, versündige Dich nicht!“ bat die Mutter, doch der Vater sagte:

„Du sprichst wie ein Kind, Hans, und solltest Dich schämen. Sind das Reden für einen erwachsenen Menschen? Kannst Du's ändern, kann ich's ändern? Haben wir nicht bis jetzt Alles gethan, was in unseren Kräften stand, um Dir über die Schwierigkeit hinaus zu helfen, und hat es sich machen lassen mit all' unserer Mühe? Wer also trägt die Schuld?“

„Seid nicht bös, Vater," rief Hans, „ich weiß ja wohl, daß Ihr keine Schuld dabei habt, 's ist auch nur allein mein ewiges Unglück, das ich mit Allem habe, was ich nur anfasse."

„Hans," sagte der alte Barthold ernst, „wenn ich Deiner Jugend nicht die unbedachten Worte zu Gute hielte, würde ich jetzt ernstlich böse auf Dich werden. Was hast Du denn schon für wirkliches Unglück im Leben gehabt, und weißt Du denn überhaupt, ob es ein Unglück ist, daß Deine Heirath jetzt hinausgezögert wird?"

„Aber, Vater —"

„Ihr junges Volk," sagte der Vater ernst, ohne sich irre machen zu lassen, „beurtheilt immer Alles nur nach dem Augenblick, ob es Euch paßt oder nicht. Was paßt, wird ruhig hingenommen, als ob es nicht anders sein könnte; was nicht paßt, ist ein Unglück, eine Verfolgung des Schicksals, eine Ungerechtigkeit und wie die Faseleien alle heißen. Es geschieht nichts umsonst! Wenn Du einmal älter bist, wirst Du mir das aus eigener Erfahrung bestätigen. In dem gewaltigen Weltgebäude fällt kein Sperling vom Dache ohne den Willen des Höchsten, und so wunderbar greift Alles in einander, daß wir nur staunen und anbeten können, wenn wir die Wirkung sehen. Daß uns armen unbedeutenden Menschenkindern aber nicht verstattet ist, den lieben Gott in seiner geheimen Werkstätte zu belauschen und die einzelnen Fäden zu sehen, mit denen er die Geschicke der Menschen leitet, darüber bist Du unzufrieden. Du willst auch gleich wissen, warum das und das so ist, und weshalb Du gerade nicht auf der Stelle Deinen Willen haben kannst."

„Ach, Vater," brummte der junge Bursch verdrießlich vor sich hin, „das ist Alles schon recht, aber soll ich nicht die Geduld verlieren, wenn ich sehe, wie mir mein ganzes Leben verbittert wird, blos einer albernen Weitläufigkeit wegen, die mit ein paar Federstrichen abgemacht wäre? Ich habe, was ich zum Leben brauche, und kann eine Frau ernähren, Lieschen ist mir gut, Ihr und Lieschen's Eltern habt eingewilligt, und Monate lang könnten wir schon unsern neuen Hausstand haben; aber nein, da strecken lauter Leute, die mir nicht ein Stück Brod geben, wenn ich an der Straße verhungere, die Finger

dazwischen und schreien: Nein, das geht nicht, die hohe Obrigkeit will's nicht, der liebe Gott nicht! Ist denn das nicht um den Verstand zu verlieren?"

„Wahre das bischen, was Du hast, mein Junge!" sagte der Alte trocken, „Du weißt nicht, wie Du's noch 'mal im Leben brauchen kannst."

Und damit war das Gespräch über den Gegenstand für heute abgebrochen, aber die Sache wurde darum nicht anders, denn wieder vergingen Wochen, ohne daß weder von der geistlichen noch weltlichen Behörde ein Entscheid gekommen wäre. „Sie müssen warten," lautete die jedesmalige Antwort, „eine solche Sache läßt sich eben nicht über's Knie brechen," und dabei blieb's, einmal wie allemal.

Der arme Hans ging wirklich in Verzweiflung umher, und er glaubte oder bildete es sich auch wohl nur ein, daß Lieschen jetzt selber ungehalten über die Verzögerung würde und es ihn entgelten ließe. Es wollte ihm wenigstens so vorkommen, als ob sie lange nicht mehr so freundlich, so herzlich mit ihm sei, wie in früherer Zeit, wenn er sie drüben in Wetzlau aufsuchte, und welchen andern Grund hätte sie dazu in der Welt haben können, als die verwünschte Heimathsangelegenheit? Er konnte sich nicht mehr helfen, er mußte Jemanden deshalb um Rath, um seine Meinung fragen, und Niemand schien ihm dazu passender als seine Pflegeschwester — Niemand war es wohl auch.

„Sei nicht thöricht, Hans," sagte ihm diese aber freundlich, „Deine eigene üble Laune macht Dich Alles schwarz sehen; Du wirst drüben in Wetzlau gerade so mürrisch und verdrießlich ausgeschaut haben wie hier, und daß das arme Lieschen sich darüber nicht glücklich fühlen konnte, willst Du sie nun auch noch entgelten lassen. Ist das recht?"

„Und glaubst Du wirklich, Kathrine, daß mich Lieschen recht von Herzen lieb hat und nicht bös auf mich werden würde, wenn's auch noch länger dauert?"

„Ich glaub's gewiß, Hans," sagte das junge Mädchen, aber mit recht leiser Stimme. „Es kann ja —" sie hielt plötzlich an, sah vor sich nieder und fuhr dann fort: „Bist Du denn schuld an der Verzögerung? Sie wird nur eben

auch traurig sein, daß es so lange dauert, ehe sie — ihr Glück an Deiner Seite findet."

„Was wolltest Du vorher sagen, Kathrine? Du meintest, es kann ja —"

Kathrine erröthete leicht, aber sie sagte: „Ich bringe das, was ich sagen will, nicht immer so mit den rechten Worten heraus, aber gemeint ist's gut, Hans, das darfst Du mir glauben."

„Ich glaube Dir's, Kathrine," sagte Hans, drückte ihre Hand, während er ihr mit der Linken über die blonden Haare strich, und ging dann hinaus in den Stall, um nach seinen Pferden zu sehen.

Kathrine setzte sich auf denselben Stuhl, auf dem Hans vorher gesessen hatte, stützte den Kopf in die Hand und schaute nach der untergehenden Sonne hinüber, die da drüben am Berghang die Kieferstämme mit ihrem rothen Gluthenschein übergoß und ihr blitzendes Licht in den Fenstern des Pfarrhauses wiederspiegelte.

7.

Die Dreiberger Kirmeß.

Der Herbst rückte heran und die Zeit der Kirmeß, und die letztere sollte in Dreiberg abgehalten werden. Am nächsten Sonntag wurde sie „angetrunken", und Hans durfte deshalb nicht so lange als gewöhnlich in Wetzlau bleiben. Aber er kehrte heute mit fröhlichem Herzen heim, denn Lieschen hatte geweint, als er ihr von seinem Verdacht erzählte, daß sie ihn nicht mehr so lieb habe, und war ihm dann um den Hals gefallen, und ihre Küsse brannten ihm noch auf den Lippen.

Der „Musjö aus der Stadt" wohnte freilich noch immer in der goldenen Traube und hatte mit ihnen an einem Tisch

gegessen — was er alle Tage mit Lieschen und ihren Eltern that, da er sich bei ihnen in Kost gegeben. Der Herr war auch sehr aufmerksam gegen seine Braut gewesen, und eigentlich gefiel das Hans nicht recht, aber es ließ sich auch nicht gut etwas dagegen sagen. Das Zusammenlegen der Felder, besonders bei den verwickelten Eigenthumsverhältnissen in Wetzlau, war keine Arbeit, die sich eben in vierzehn Tagen abthun ließ, und das andere Wirthshaus im Dorf dabei so schlecht, daß ein anständiger Mensch dort nicht gut wohnen konnte. Jener Fremde — Herr von Secklaub hieß er — mußte also wohl oder übel in der Traube wohnen und essen, und daß er sich artig gegen die Tochter vom Hause betrug, konnte Hans ebenfalls nicht gut übel nehmen. Weit eher hätte er Grund dafür gehabt, wenn das Gegentheil der Fall gewesen. Lieschen sprach aber auch in der Zeit, da Hans in Wetzlau war, keine zehn Worte mit jenem Herrn, und als sie ihm auch noch zusagte, das sie seine Platzjungfer auf der Kirmeß zu Dreiberg sein wollte, hatte er alles Andere darüber vergessen — selbst den Heimathschein und das hohe Consistorium — und galoppirte so fröhlich und guter Dinge, wie er lange nicht gewesen war, nach Hause zurück.

Und heut Abend wurde die Kirmeß wirklich in Dreiberg angetrunken, wie man diese Feierlichkeit dort nennt, d. h. die jungen Burschen aus dem Orte kamen im Wirthshaus zusammen und behandelten die sehr wichtige Angelegenheit, wer die Kirmeß eigentlich von ihnen halten, d. h. bezahlen sollte. Zu dem Zweck mußten sich drei von ihnen zu sogenannten Platzburschen erbieten, die es übernahmen, die sämmtlichen Kosten zu tragen, oder wenigstens dafür gut zu sagen. Erreichte die Einnahme nachher die Kosten nicht, so hatten sie aus ihrer Kasse darauf zu legen, was daran fehlte.

Es versteht sich von selbst, daß sich immer die wohlhabendsten Burschen im Dorfe dazu erboten, und Hans war heute der Erste, der sich zu einem derselben meldete. Nach einigem Herüber- und Hinüberreden, denn die Sache kostete manchmal viel Geld, fanden sich auch noch die beiden anderen, und jetzt mußte jeder seine Platzjungfer nennen.

Das ging ebenfalls rasch genug: Hans nahm natürlich

seine Braut, ein anderer Bauerssohn aus Dreiberg erklärte, seine Platzjungfer sollte Barthold's Kathrine sein, und der dritte hatte sich des Schulmeisters Tochter ausgesucht.

Nun kamen noch einige geschäftliche Angelegenheiten, denn die Platzburschen hatten auch für die Musik, die ganze Kirmeß durch, zu sorgen, wie sie ebenfalls während der Zeit Freibier halten mußten. Auf morgen Abend aber wurde, wie das jedesmal so geschieht, das Ständchen angesetzt, das die Platzburschen ihren gewählten Mädchen geben, und ein Abgesandter der Stadtmusikanten, die gewöhnlich auf den Kirchweihen spielen, war schon zu dem Zweck herausgekommen, um die nöthigen Anordnungen zu hören und die Stärke des Orchesters mit den Platzburschen zu besprechen.

Gewöhnlich hatten diese nun immer zwölf „Musikanten" zu ihrem Tanz und Vergnügen gehalten, Hans aber bestand auf zwanzig, ohne den Kapellmeister, weil er die Sache glänzend durchgeführt haben wollte, und als die anderen, der Kosten wegen, darauf nicht eingingen, erbot er sich, die Ueberzähligen aus seiner eigenen Tasche zu bezahlen. Der „Stadtmusikant" bekam dann gleich Befehl, morgen Abend um sieben Uhr mit seiner „Bande" an Ort und Stelle zu sein, und die beiden anderen Platzburschen — Lieschen wußte ja schon, daß sie gewählt sei und kannte den dabei beobachteten Gebrauch — brachen jetzt auf, um ihren Platzjungfern die zugedachte Ehre anzuzeigen.

Kathrine sträubte sich erst. Sie war bis jetzt nur dann zu Tanz gewesen, wenn Hans mit ihr ging, aber Hans redete ihr selber zu und bat sie, es seinet- und Lieschen's wegen anzunehmen, das sich gewiß freuen würde, mit ihr da zusammen zu sein. Außerdem konnte sie es nicht einmal gut ausschlagen, ohne den jungen Burschen gröblich zu beleidigen. Er wäre gewiß nicht wenig von den Kameraden ausgelacht worden. So nahm sie es denn an, und die Mutter, die stolz darauf war, daß sie ihre Kathrine zur Platzjungfer gewählt, hatte alle Hände voll zu thun, um den gehörigen Putz für sie herzurichten, denn Kathrine sollte dem Barthold'schen Hause wahrhaftig keine Schande machen.

Die eigentliche Kirmeß fing erst in vier Wochen an, am

nächsten Abend aber mußte den Platzjungfern, mit dem vollen Musikcorps, das Ständchen gebracht werden, und es ist dann Sitte, daß die Mädchen die Burschen sowohl als die Musikanten mit Kaffee, Kuchen, Wurst und Braten tractiren. Da sie aber doch nicht gut bei allen dreien essen und trinken konnten, suchten sich die Burschen gewöhnlich zum Halteplatz den Ort aus, wo sie auf ein gutes „Tractament“ rechnen konnten, und das war hier im Orte natürlich sicherer bei Barthold, als beim Schulmeister zu finden. Des Schulmeisters Tochter wurde deshalb, sowie die Musik eingetroffen war, zuerst heimgesucht, und das ganze Dorf lief zusammen, als das mächtige Musikcorps mit Pauken und Trompeten in die stille Nacht hineinwirbelte und einen ganz heillosen Lärm machte. Dann nahm der Tänzer Bärbel's, denn so hieß das junge Mädchen, diese an den Arm, und nun zog der Trupp zu Bartholds hinüber, um dort den musikalischen Spectakel von Neuem zu beginnen.

Der alte Barthold ließ sich aber nicht „lumpen“. Aufgetragen war in der großen untern Stube, was Küche und Keller nur liefern konnten, und wie sie sich dort ganz gehörig „gestärkt“, ging der Zug — ohne die Mädchen natürlich — in einem Strich nach Wetzlau hinüber, denn der Traubenwirth war auch nicht zu verachten.

Das galt aber, wie gesagt, nur als das Vorspiel des Ganzen, denn vier Wochen später begann am Dienstag die wirkliche Kirmeß, die drei Tage dauerte, Freitag und Sonnabend war Ruhe, und am Sonntag wurde dann die sogenannte Nachkirmeß gehalten.

Am ersten Kirmeßtag aber ist es Sitte, daß die Platzburschen ihre Mädchen mit Musik abholen, und Hans natürlich hatte es sich etwas kosten lassen, um das seiner würdig in's Werk zu setzen. Er selber, mit dem üblichen Strauß im Knopfloch und einem andern, kleineren, mit einem wehenden rothen Band daran am Hut, eröffnete an dem Morgen den Reigen, da Wetzlau am weitesten entfernt lag und er also sein Mädchen zuerst herüberbringen mußte. Er ritt seinen Braunen, ein prächtiges munteres Pferd, und dahinter kam ein mit Guirlanden und Büschen geschmückter Leiterwagen,

auf den die ganze Musik gepackt war. Hinter dem Leiterwagen aber fuhr der Großknecht den kleinen steierischen Wagen leer hinüber, um darin die Platzjungfer, seine Braut, mit ihren Eltern abzuholen. Früh um sechs Uhr brachen sie auf. Lieschen war auch schon gerüstet und prangte im prachtvollen Schmuck der Platzjungfer, mit Blumen am Mieder und im Haar und einem carmoisinrothen Seidenband in den dunkeln Locken, genau dieselbe Farbe, wie es ihr Platzbursche, der Hans, trug, was ihr gar so reizend stand.

Die Eltern wollten auch, und zwar nur für heute, mitfahren, denn drei Tage, so lange wie die Kirmeß dauerte, konnten sie nicht gut von Hause wegbleiben. Der alte Erlau zog es aber doch vor, mit seiner Tochter den eigenen kleinen Wagen zu benutzen und sich nicht dem „Räderwerk" des Dreiberger Bauern anzuvertrauen. Er hatte jetzt Federn an seinem Wagen.

Dem Zug, dem sich noch ein Dutzend junge Burschen von Wetzlau anschlossen, folgte auch Herr von Secklaub auf einem prachtvollen Rappen, seinem eigenen Pferd. Er schien sich ebenfalls einmal die Dreiberger Kirmeß mit ansehen zu wollen, und eingeladen war ja Jeder, der kommen wollte.

Die Gäste, d. h. der Traubenwirth mit seiner Familie, stiegen natürlich bei Bartholds ab, wo auch schon die anderen Platzburschen warteten, um Kathrine abzuholen.

Und wie lieb Kathrine heute aussah! Sie war in die Bauerntracht ihres Ortes gekleidet, und unwillkürlich flog Hansens Blick von ihr zu Lieschen, um zum ersten Mal die Beiden mit einander zu vergleichen. Lieschen war städtisch gekleidet, wie sie immer ging, heut aber wär' es Hansen fast lieber gewesen, sie hätte auch die Bauerntracht getragen. Es hätte mehr zu dem Ganzen gepaßt, so aber sah sie aus, als ob sie nicht recht dazu gehöre und nur zum Besuch herausgekommen wäre, und das war sie doch nicht. Er hatte sie auch wirklich darum bitten wollen, es aber wieder vergessen; was kam denn überhaupt auf die Tracht an! Woraus das Kleid nur gewebt war, das sie trug? dachte er dabei; es sah prächtig aus, mit hineingewirkten Blumen und Zierrathen, und die Blumen — künstlich gemachte, ihr Strauß und Kopf-

putz — die waren wirklich herrlich und so natürlich, daß man hätte daran riechen mögen — Moosrosen und Nelken stellten sie vor, weil sie, zu dem Bande passend, roth sein mußten. Wo hatte sie nur so rasch die kostbaren Blumen herbekommen? — Lieschen war unbestritten das schönste Mädchen im Dorfe, und während des ganzen Festes, und obgleich sie mit Allen auf das Herzlichste und Unbefangenste sprach, hatten die beiden anderen Platzburschen doch einen ordentlichen Respect vor ihr, was jedenfalls die städtische kostbare Kleidung bewirkte, und doch war sie ja auch nur eines Bauern Tochter.

Viel heimischer wurde es ihnen dagegen bei Kathrine zu Muthe, die mit ihrem kleidsamen kurzen Rock, den bunten Zwickelstrümpfen, dem geputzten Mieder und ihrem einfachen Kornblumenkranz im Haar, der zu dem blauen Bande paßte, ganz wie die Kornblume gegen die Moosrose abstach, aber doch auch wieder in ihrer Art gar wunderhübsch und lieblich aussah.

Ob sie sich in Lieschen's Nähe gedrückt fühlte? sie schien heute lange nicht so heiter und fröhlich als sonst, während in Lieschen's Augen das Vergnügen über das zu erwartende Fest ordentlich funkelte und sie in einem fort lachte und Hans über sein ehrbar steifes Wesen als Platzbursche neckte.

Jetzt war auch des Schulmeisters Tochter abgeholt, ein einfaches, doch auch gar liebes Mädchen, das einen weißen Strauß in den dunkeln Haaren und am Mieder, und ein weißes Band in den Locken trug, und der Zug ging nun zur Kirmeßstange vor der Kirche. Hier tanzten erst die drei „Platzpaare" drei Tänze im Freien, welches Recht ihnen allein zustand, dann zog die ganze fröhliche Schaar auf den festlich geschmückten Tanzboden in das Wirthshaus.

8.

Wie die Kirmeßburschen ihr Recht ausüben.

Und das ging jetzt lustig da oben zu, denn ein solches Musikcorps war noch nicht im Ort gewesen, so lange Dreiberg stand. Das schmetterte durch den Saal, daß die Tanzlust sich aller Gäste bemächtigte. Die ersten drei „Reihen", wie man es dort nennt, gehörten aber wiederum den Platzpaaren, die damit gewissermaßen die Kirmeß eröffneten; aber als die erst getanzt waren, hatte Jeder freien Zutritt, d. h. er mußte sich vorher bei den Platzburschen um fünf Groschen ein Band lösen, das er dann, wie eine Eintrittsmarke, im Knopfloch trug. Das berechtigte ihn zu freiem Tanz und freiem Bier bis zum Abendbrod.

Nach den drei ersten „Reihen" oder Tänzen hatten die Platzjungfern für die ganze Kirmeßzeit das Recht, sich ihre Tänzer selber auszusuchen, wenn sie eben Extratouren tanzen wollten. Nur der Platzbursche, der sich die Maid gewählt, konnte einspringen wann er wollte und einen Tanz verlangen — und das verstand sich auch von selbst und war ganz in der Ordnung.

Hans tanzte aber vor der Hand nur die ersten Reihen mit Lieschen, denn als erster Platzbursche bekam er zu viel zu thun, um neu Hinzukommende, die sich dem Tanz anschließen wollten, mit Bändern zu versehen, und Lieschen hatte sich nach ihm Herrn von Secklaub, der sich auch ein Band gelöst, ausgesucht, und zwar für zwei Tänze hintereinander. Dann forderte sie die beiden anderen Platzburschen auf, und darauf wieder Herrn von Secklaub. Aber auch aus der Stadt waren ein paar Bekannte herausgekommen, denen sie diese Gunst gewährte, und sie versäumte keinen einzigen Reihen bis zum Abendbrod.

Kathrine hielt sich mehr zurück, obgleich sie es auch nicht gut vermeiden konnte, den und jenen aufzufordern. Mit den anderen Platzburschen mußte sie natürlich auch einmal tanzen,

und Hans, der heut ganz wild und ausgelassen war, schwang sich mit ihr lustig im Kreise.

„Mach' kein so traurig Gesicht, Kathrine," sagte er dabei zu seiner Tänzerin, „die Leute glauben Dir's ja sonst gar nicht, daß Du fidel bist, und warum sollten wir heute nicht Alle fidel sein; es ist ja Kirmeß!"

„Ich bin ja lustig, Hans," sagte sie leise, ganz glücklich jetzt. „Hab' ich denn wirklich so ernst ausgesehen?"

„Wie der Herr Pfarrer auf der Kanzel," lachte der junge Bursche; „aber sieh nur, wie der Musjö da drüben, der mit von Wetzlau gekommen ist, die langen Beine herumwirft. Er will uns hier auf dem Dorfe zeigen, wie man tanzen muß, aber wir wollen einmal sehen, ob er aushält, wenn's erst einmal in die dritte Nacht hineingeht. Da wird er wohl auf dem Rücken liegen und alle Viere strecken. Das weiß der liebe Gott, die Stadtleute haben gar kein Mark in den Knochen!"

„Wie hübsch Lieschen tanzt!" sagte Kathrine.

„Ja," meinte Hans, „aber man sieht's gar nicht vor den langen Kleidern. Ich weiß nicht, die Stadtmoden gefallen mir doch lange nicht so gut wie unsere Tracht. Du siehst viel hübscher aus, Kathrine, mit Deinen kurzen Röcken."

Kathrine war blutroth geworden, doch der Tanz auch gerade aus, und Hans wurde zu einer neuen Bändervertheilung abgerufen, da er vor dem Abendbrod dies Geschäft übernommen hatte, und bis um neun Uhr, wo es zum Essen ging, kam er nur noch ein einziges Mal zum Tanzen, dann wurde er ja aber auch von seinem Amte abgelöst und konnte sich ganz seinem Vergnügen überlassen.

Natürlich führte jeder Bursche sein Mädchen zu Tische, und die Platzpaare saßen obenan, Hans mit Lieschen in der Mitte, und die anderen Beiden rechts und links, und wenn auch eben nicht viel gegessen ward, getrunken wurde desto mehr. Der Tisch brach aber trotzdem fast unter den verschiedenen Speisen, und Kalbsbraten, Schweinebraten, Truthahn, Gans, Enten, Hühner und Schinken deckten mit einer Menge von Zuspeisen und süßen und sauern Sachen die Tafel wirklich von einem Ende bis zum andern. Der Bauer, so mäßig er sonst lebt, hält etwas darauf, daß bei solchen Gelegenheiten

die Speisen gut und hauptsächlich in Masse da sein müssen. Und hier war es noch besondere Ehrensache, daß es auf ihrer Kirmeß an nichts fehle, damit die Burschen, die von anderen Dörfern herüber gekommen waren, sich nicht am Ende später über die Festgeber lustig machten.

Es war überhaupt eine eigene Sache mit dem Besuch von anderen Dörfern, und dieser, wenn auch gestattet, doch immer nur mehr geduldet als gern gesehen. Mit dem größten Vergnügen konnten die Burschen kommen, mit trinken und mit tanzen, aber sie durften kein Mädchen „aus unserem Dorfe" besonders auszeichnen, oder gar Abends heimführen wollen. Nachher gab es böses Blut. Die Burschen wurden dann, zwar nicht gerade von den Platzburschen, aber von den übrigen, geneckt und gehänselt. Man spielte ihnen jeden Schabernack, den man nur gelegentlich anbringen konnte, und setzten sie sich zur Wehr oder nahmen sie nicht Alles gutmüthig hin, dann kam es auch wohl zu Thätlichkeiten, und der Tanzboden verwandelte sich plötzlich aus einem Lust- in einen Kampfplatz. Es geschah aber doch verhältnißmäßig selten, denn die fremden Burschen wußten schon, wie sie sich zu benehmen hatten, und die „hiesigen" hielten ebenfalls soviel als möglich mit solchen „letzten Hülfen" zurück, weil sie ja doch auch manchmal die Nachbardörfer besuchten, wo ihnen alsdann hätte Aehnliches widerfahren können.

Vor Tische fiel überhaupt nie eine derartige Scene vor, und der erste Tag verging fast jedesmal in Ruhe und Frieden.

So auch hier. Heute tanzte das junge Volk bis zwei Uhr des andern Morgens. Jeder im Orte wohnende Tänzer geleitete dann sein Mädchen heim, und am andern Morgen fing die Musik schon wieder um zehn Uhr an zu spielen. Auch an diesem Tage fiel nichts Bemerkenswerthes vor, und Jeder stimmte damit überein, daß eine solche prachtvolle und reiche Kirmeß noch gar nicht in Dreiberg gefeiert worden wäre, und eine so friedliche ebenfalls nicht.

Am dritten Tage kam, etwa um drei Uhr Nachmittags, Herr von Secklaub wieder nach Dreiberg, der in der That einen Zwischentag gebraucht hatte, um sich ordentlich auszuruhen, und die Burschen zischelten und lachten über ihn, als

er den Saal betrat. Er ließ sich aber dadurch wenig stören, und Lieschen entschädigte ihn auch bald dafür, da sie ihn, von ihrem Recht Gebrauch machend, gleich zu dem nächsten Tanz abholte.

Mit Dunkelwerden hatte Kathrinens Tänzer, der Soldat gewesen war und in der Stadt eine Menge neue Tänze gelernt zu haben schien, von denen man auf dem Lande eben keinen Gebrauch machte, eine Française oder einen Contre-Tanz vorgeschlagen. Erst wollten die Mädchen nicht darauf eingehen, zuletzt aber, unter Kichern und Lachen, stellten sie sich an, die drei Platzpaare und noch ein anderes. Der arme Teufel, der den Tanz vorgeschlagen, bereute es jedoch bald bitter, denn sie machten ihm das Leben dabei sauer genug. Die Mädchen begriffen trotzdem ziemlich rasch, wie sie sich dabei zu verhalten hätten, und von Lieschen unterstützt, ging es schon gar nicht so schlecht. Die Burschen ließen sich aber desto ungeschickter an, und Hans besonders konnte das Ding nicht in den Kopf, oder vielmehr nicht in die Füße kriegen.

Herr von Secklaub, der zum vierten Paar gehörte, war dagegen in diesem Tanz vollkommen zu Hause, und daß er sich so geschickt dabei benahm und Hans so hölzern, ärgerte diesen ganz besonders. Das dauerte aber nicht lange. Hans sowohl wie die anderen Platzburschen bekamen das „Durcheinanderdrehen" bald satt. Mitten drin ließen sie abbrechen, und wieder wirbelten die Paare in einem rasenden Rutscher dahin und um einander herum.

Jetzt wurde zum Essen trompetet, und Lieschen stand einen Augenblick allein, da Hans nach dem andern Ende des Saales gerufen wurde, wo ein Streit entstanden war, ob ein Fremder sein Band gelöst habe oder nicht. Secklaub, der den letzten Tanz frei geblieben, trat auf Lieschen zu und bot ihr seinen Arm, um sie zu Tische zu führen.

„Ich weiß nicht, ob ich darf?" flüsterte sie, „Hans könnte es übel nehmen."

„Aber wenn er Sie so vernachlässigt, mein Fräulein," sagte der junge Mann, „so darf er sich doch darüber nicht beklagen. Kommen Sie, ich will Sie ja nur begleiten, und stehe dann gern von näheren Anrechten zurück." Er ließ auch keinen

Widerspruch zu, zog Lieschen's Arm in den seinen und führte sie zu Tische.

„Na?“ sagte Kathrinens Platzbursche, den Fremden erstaunt ansehend, als dieser mit seiner Dame an den obern Theil des Tisches trat, „blöde sind Sie gerade nicht. Ist das etwa der Stellvertreter für den Bräutigam, Jungfer Braut?“

Lieschen wurde feuerroth; ehe sich aber Secklaub zurückziehen konnte, stand Hans neben ihm, und seinen Arm ergreifend, daß die blauen Flecke daran noch acht Tage sichtbar blieben, sagte er eben nicht höflich: „Will der Herr wohl so gut sein und die Hand davon lassen? Das ist meine Platzjungfer, und die hat niemand Anders zu Tische zu führen, als ich selber!“

„Hans, fang' keinen Streit an,“ bat Kathrine leise flüsternd, indem sie seinen Arm ergriff. „Er hat es ja auch nicht so bös gemeint. Er weiß ja nicht, was hier Sitte ist.“

„Sie entschuldigen,“ sagte Secklaub, dem es nicht unangenehm war, daß ihn Hans wieder losließ, „ich wußte nicht, daß ich dabei einen Eingriff in Ihre Rechte beging, aber Fräulein Erlau —“

„Komm, Lieschen,“ sagte Hans, vor den Fremden tretend und ihm den Rücken kehrend, während er seine Braut auf ihren Stuhl niederzog, „setz' Dich und mach' Dir's bequem. Und nun wollen wir einmal tüchtig einhauen, denn ich bin nicht schlecht hungrig geworden.“ Den Stadtherrn beachtete er gar nicht mehr, und Herr von Secklaub zog sich, eben nicht erfreut von der Behandlung, an das andere Ende der Tafel zurück. Mit den Bauerburschen konnte er doch nicht gut Streit anfangen.

Um halb elf Uhr begann der Tanz von Neuem, und es wurden jetzt blaue Bänder ausgegeben. Vor Tische waren wieder rothe getragen worden. Kathrinens Platzbursche hatte die Vertheilung derselben. Das ging auch rasch und ohne Schwierigkeit vor sich, und das junge Volk warf sich der Lust wieder mit solchem Eifer in die Arme, als ob das der erste Abend gewesen wäre und sie nicht schon zwei halbe Nächte durchtanzt hätten.

„Hallo, Freund,“ begann Kathrinens Tänzer, der mit seiner Sparbüchse in der Hand durch die Reihen schritt und

jetzt damit dicht vor Herrn von Secklaub klapperte. „Ihr habt noch Euer Band von vor Tisch ein; bitt' um die fünf Groschen, hier ist ein anderes."

„Bitte um Verzeihung," sagte Secklaub, indem er in die Westentasche griff und sein blaues Band herausholte und vorzeigte, ich habe es mir eben von Ihnen selbst eingelöst und trage nur das rothe, weil es mir besser gefällt."

„So? na, das ist Geschmackſache," sagte der Bursche; „aber wenn Sie hier mittanzen wollen, müssen Sie das blaue tragen, wie's meine Platzjungfer trägt, nicht dem Hans seine, verstehen Sie mich? oder ich komme wieder mit der Büchse," und damit wandte er sich lachend ab, und Herr von Secklaub knüpfte das blaue Band zu dem rothen.

„Tanz' nicht mehr mit dem Herrn mit dem Schnurrbart!" flüsterte Kathrine leise dem Lieschen zu.

„Und warum nicht?" frug diese rasch und etwas heftig zurück.

„Die anderen Burschen haben schon darüber gesprochen," warnte sie das junge Mädchen. „Sie haben auch heut Abend 'was im Kopf, und es könnt' sonst Streit geben. Es wär' besser, wenn er ganz wegginge."

„Sie dürfen ihm nichts thun," sagte aber Lieschen trotzig, „er ist Gast hier in Dreiberg und hat seine Musik bezahlt, so gut wie die Anderen, auch noch Niemanden beleidigt, und der Hans ist doch schon vorhin recht grob mit ihm gewesen."

„Sei dem Hans nicht böse drüber, Lieschen," bat Kathrine gutmüthig, „Du weißt, daß die Platzburschen ihre Rechte haben und sich nicht gern 'was davon nehmen lassen. Es kostet ihnen ja auch viel Geld. Uebrigens war's gewiß nicht so bös gemeint; Hans ist nun einmal so gradhin."

„Er hätte mehr Lebensart haben sollen," zürnte Lieschen noch immer. „Uebrigens hab' ich als Platzjungfer auch meine Rechte und kann tanzen mit wem ich will."

„Das kannst Du, ja, Lieschen," beschwichtigte sie das junge Mädchen, „aber thu's mir zu Liebe, nicht mehr heut Abend mit dem fremden Herrn. Es läuft wahrhaftig nicht gut ab."

„Unsere Kirmeß!" jubelte da mit einem hellen Juchzer Kathrinens Tänzer dicht neben ihnen, umschlang das junge

Mädchen und wirbelte mit ihm zum Tanze fort; Lieschen aber, durch die Warnung nur noch mehr gereizt, ging geraden Weges auf den etwas abseits stehenden Secklaub zu, bot ihm die Hand und trat in die Reihe ein.

„Du, Hans," sagte da einer der Dreiberger Burschen, indem er ihn auf die Schulter klopfte, „wer ist denn hier eigentlich Platzbursch', Du oder der da?" und damit zeigte er auf den gerade vorbeitanzenden Secklaub; „einen Strauß trägt er auch schon im Knopfloch."

„Ach laß ihn," sagte Hans, indem er dem Paar mit einem finstern Blick folgte, „was weiß der Laffe von unseren Gebräuchen hier!"

„Ei zum Henker," rief ein Anderer, der daneben stand, „dann muß man ihn gescheidt machen. Von meinem Mädchen wollte er vorher einen Kuß haben, die hat ihn aber schön ablaufen lassen. Das weiß ich, wenn er mir so in die Quere käme, ich wollt' ihm bald zeigen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat."

Hans, obgleich er ein bischen viel getrunken, wollte doch nicht gern Streit anfangen. Das Necken der Kameraden war ihm aber doch nicht recht, und als der Erste jetzt sogar wieder spöttisch meinte, das Heimführen würde der ihm wohl auch ersparen, da er die Jungfer gewiß gleich heut Abend nach Wetzlau hinüberbrächte, stieg ihm das Blut in den Kopf. Noch ein paar Minuten blieb er mit verschränkten Armen stehen, dann aber, als er sah, wie der Fremde seinem Mädchen eine Menge Sachen in's Ohr flüsterte, schritt er plötzlich ruhig, aber entschlossen zwischen den Tanzenden durch, gerade auf das Paar zu, und Lieschen an der Hand nehmend, zog er sie mit sich fort und sagte: „Komm, Jungfer, Du hast jetzt genug mit dem Herrn da getanzt."

„Aber, Hans!" rief Lieschen erschreckt und zugleich beleidigt, denn die Mädchen in der Nachbarschaft lachten.

„Entschuldigen Sie," rief aber auch Herr von Secklaub, „die Dame hat, so viel ich weiß, das Recht —"

„Hier sind keine Damen," trat ihm ein anderer Bursche, der schon darauf gewartet hatte, gerade vor das Gesicht, „das ist dem Hans seine Platzjungfer — verstanden?"

„Mit Ihnen habe ich gar nichts zu schaffen,“ sagte der junge Mann und wollte ihn bei Seite schieben. Das war gefehlt.

„Na, das auch noch?“ rief der junge kräftige Bursche und warf Secklaub's Arm zurück, daß dieser gegen einen der Kameraden anflog.

„Oho!“ schrie dieser, indem er den Städter augenblicklich beim Kragen faßte, denn fast die sämmtlichen Burschen hatten viel weniger auf eine Ursache, als einen Anfang gewartet, „wissen Sie nicht, wie man sich zu benehmen hat? Treppe frei!“

„Treppe frei! Treppe frei!“ schrie die jubelnde Schaar. Herr von Secklaub wollte sich zur Wehre setzen, allein, lieber Gott, in den Händen der Burschen war er wie ein kleines Kind, und während die Uebrigen lachend und schreiend beiseite wichen, wurde der arme Teufel ohne Weiteres mehr zur Treppe getragen, als geführt und dort mit einem „Kopf weg, da unten!“ hinabgesandt. Er polterte auch die ziemlich steilen Stufen bis unten hin, raffte sich dann auf und schien einen Augenblick nicht übel Lust zu haben, in voller Wuth wieder nach oben zu stürmen. Das aber wäre blanker Wahnsinn gewesen, denn wenn er sich auch kräftig genug fühlte, einem Einzelnen Stand zu halten, hätte er dort oben den ganzen Schwarm gegen sich gehabt. So war er denn, mit zerrissenem Rock und ohne Hut, genöthigt, sein Pferd zu bestellen, das ihm der Hausknecht bald brachte. Uebrigens nicht gewillt, im bloßen Kopf heimzureiten, nahm er unten im Haus die erste beste Kopfbedeckung, von denen dort überall genug an den Nägeln hingen, stülpte sie auf und galoppirte kaum eine Viertelstunde später, eben nicht besonders gut gelaunt, in die dunkle Nacht hinein nach Wetzlau hinüber.

9.

Weshalb man nie eine Gartenthür offen lassen soll.

Die Kirmeß war vorbei, und am Freitag Morgen geleitete Hans seine Braut wieder mit der vollen Musik nach Wetzlau hinüber. Am nächsten Sonntag zur Nachkirmeß war aber Lieschen unwohl geworden und konnte nicht nach Dreiberg kommen. Sie hatte spät am Sonnabend Abend noch einen Boten hinüber gesandt, damit die Musik nicht umsonst käme, um sie abzuholen.

Hans fühlte sich unbehaglich darüber, denn er wußte recht gut, daß ihn die Dreiberger Burschen auslachen würden, wenn ihn seine Platzjungfer im Stiche ließ. Und war sie auch so ernstlich krank? — das wäre ja noch viel schlimmer gewesen. Am Ende war sie nur ein wenig böse auf ihn, des letzten Abends im Wirthshause wegen. Trug er denn aber die Schuld? Der Fremde hatte ja mit den anderen Burschen Streit bekommen und er bei der ganzen Sache keine Hand angelegt, ja dem Stadtherrn nicht einmal ein böses Wort gesagt. — Und was ging sie auch überhaupt der Laffe an, daß sie ihm seinetwegen böse sein konnte — und doch war sie an jenem Abend gar nicht mehr so freundlich mit ihm gewesen wie sonst. Die Botschaft von Wetzlau aber konnte er nicht aus dem Kopfe bringen und beschloß endlich, am nächsten Morgen mit Tagesanbruch selber hinüber zu reiten.

Der Vater war an demselben Tage nochmals in der Stadt gewesen, und es schien fast, als ob er jetzt bald einen Heimathschein, und zwar von hier, erhalten würde. Der alte Barthold hatte nämlich, des ewigen Hin- und Herschreibens müde, drinnen erklärt, daß er seinem Sohn sein Gut in Dreiberg übergeben würde. Dadurch wurde Hans ansässig, und sie konnten ihm dann das Heimathrecht nicht länger versagen. Der Traubenwirth hatte ihn dazu vermocht, ihm dauerte selber die Sache zu lange, und er wünschte, daß die Hochzeit recht bald sein könnte, weshalb, sagte er aber dem alten Barthold nicht.

Das war doch wenigstens eine gute Nachricht, die der Hans mit hinüber nach Wetzlau nehmen konnte, und eben schaute am andern Morgen die Sonne über die östlichen Gebirgshänge herüber, als er auf seinem Braunen in der herrlichen Herbstmorgen hineintrabte. Eigentlich war es noch ein wenig früh für einen Besuch, aber auf dem Lande wird es nicht so genau genommen, und daß Lieschen, wenn nicht ernstlich krank geworden, schon um diese Zeit auf und munter sei, wußte er außerdem.

Zu Pferd brauchte er auch nicht den nichtswürdigen Fahrweg einzuhalten, wenigstens ein kleines Stück vor Wetzlau konnte er abschneiden, wenn es auch verboten war den Pfad zu reiten, weil man damit das Chausseehaus umging. Dadurch kam er gleich hinter dem Wirthshaus in's Dorf, und da er die Gartenpforte offen fand, ritt er hinein, hing den Zügel seines Pferdes über den Ast eines Apfelbaumes — aufhalten durfte er sich doch nicht lange, er mußte ja zurück nach Dreiberg zur Nachkirmeß — und kam durch den Hof in das Haus.

Unten traf er das Hausmädchen, das ihm aber auf seine Frage, wie es Lieschen ginge, antwortete: „Die Jungfer? oh, die ist ganz wohl! Sie war vorhin unten und ist eben wieder hinaufgegangen.

„Also nicht krank, Gott sei Dank!" dachte Hans, als er die Treppe langsam hinanstieg, „und sollte sie mir da wirklich böse sein? Ei, das will ich bald sehen, was sie für ein Gesicht macht, wenn sie mich zuerst sieht; ob sie nur so thut, oder ob sie's wirklich ist, und nachher muß der Alte gleich einspannen und sie wieder hinüberfahren lassen. Das wäre eine schöne Nachkirmeß ohne Platzjungfer! Ein Glück nur, daß ich herübergekommen bin!"

Damit hatte er den obern Theil der Treppe erreicht und betrat eine Art Vorsaal, der in einige Gaststuben führte, dahinter lag eine Vorrathskammer, und links ab durch den Gang kam man in Erlau's Familienwohnung, wo Lieschen's Zimmer dicht neben der Schlafkammer der Eltern lag. An der Treppe vorüber führte ein anderer Gang nach dem linken Flügel des Hauses, wo sich die gewöhnlich benutzten Gastzimmer befanden.

Die an dieser Seite wurden nur in Ausnahmsfällen benutzt und standen meist leer.

Hier blieb Hans unschlüssig stehen, denn er scheute sich, nach Erlau's Wohnzimmer hinüber zu gehen; es war ihm doch noch ein wenig zu früh, und er überlegte sich eben, daß es das Beste sei, wenn er lieber erst von unten das Hausmädchen hinaufschicke und Lieschen sagen lasse, er sei da und müsse sie einen Augenblick sprechen. Als er eben wieder umkehren wollte, hörte er drüben auf dem Gang den festen Schritt eines Mannes. Das war gewiß der Musjö mit dem Schnurrbart, der hinunter gehen wollte, dem mochte er nun gerade hier nicht begegnen, wenn er es vermeiden konnte, und eins der leeren Gastzimmer öffnend, trat er hinein und ließ die Thür angelehnt.

Der Schritt kam aber näher und mußte die Treppe längst passirt haben. Jetzt betrat er den diesseitigen Gang, es war wahrhaftig der alte Bekannte mit dem Schnurrbart; was hatte denn der auf dieser Seite des Hauses zu thun? Er konnte ihn, als er vorüberging, durch die Thürspalte deutlich erkennen, und dann blieb der Mensch auch noch gar dort stehen und ging auf dem kleinen Vorplatz auf und ab. Ob der Laffe nicht überall im Wege war!

Hans ärgerte sich, daß er in das Zimmer getreten war; wenn er es aber jetzt verließ, was mußte der Bursche dann von ihm denken? daß er sich hier versteckt gehalten? Nein warten mußte er noch eine Weile, bis die Luft rein war. Der Musjö würde doch gewiß keine halbe Stunde da stehen bleiben.

Jetzt wurde die Gangthür geöffnet, er kannte sie am Knarren. Da kam am Ende Lieschen, und der alberne Mensch stand auf dem Vorsaal, und draußen wurde jetzt geflüstert. Hans horchte hoch auf, das konnte doch nicht Lieschen sein? — gewiß eins der Dienstmädchen aus dem Hause.

Die Stimmen kamen näher, und dicht vor seiner Thür blieben die Beiden, wer es auch immer war, halten.

„Oh, geh fort, Otto!“ bat jetzt Lieschen's Stimme — dem Hans war genau so zu Muthe, als ob ihn Jemand mit einem Messer in's Herz gestochen hätte — „ich habe den

Vater schon in seiner Kammer gehört, und wenn er Dich hier mit mir fände, wäre ich unglücklich. Er hat überdies schon Verdacht geschöpft und mir gedroht. Wenn uns nun Jemand hier zusammen sähe!"

„Aber liebes, herziges Kind," bat des Fremden Stimme, „ich muß heute in die Stadt und werde unter vierzehn Tagen nicht zurückkommen. Ich konnte doch nicht fortgehen, ohne Abschied von Dir zu nehmen!"

„Und Du mußt fort?"

„Würde ich gehen, wenn ich nicht müßte? Ach, Lieschen, jetzt fühl' ich erst, wie lieb ich Dich habe und daß ich nicht ohne Dich leben kann. Oh mein Gott, wie soll das später werden?"

„Ich weiß es nicht," seufzte das Mädchen, „aber der Vater gäbe seine Einwilligung nie zu unserer Verbindung, und ich bin jetzt unglücklich für meine ganze Lebenszeit."

„So bist Du mir wirklich gut?"

„Von ganzer Seele."

Die Thür, vor der sie standen und sich umfaßt hielten, öffnete sich plötzlich, und Hans trat heraus. Er sah leichenblaß aus und schritt, ohne ein Wort zu sagen, langsam und den Blick stier auf Herrn von Secklaub geheftet, auf diesen zu.

„Hans!" stöhnte Lieschen emporschreckend, — er sah sie gar nicht — er wußte wahrscheinlich selber nicht genau, was er that, und streckte nur langsam den Arm nach seinem Nebenbuhler aus. Dieser wich scheu einen Schritt zurück, denn der Blick des jungen Mannes kündete nichts Gutes.

„Hans!" rief nochmals Lieschen und warf sich ihm erschreckt entgegen, „was willst Du thun?"

Die Berührung des Mädchens schien ihn sich selber wieder zu geben. Er sah seine Braut starr an, machte sich dann von ihr los, drehte sich ab und stieg, ohne auch nur ein Wort zu sagen, die Treppe wieder hinab. Aber er that das wie ohne eigenen Willen, als ob er von einer Maschine getrieben würde.

„Haben Sie die Jungfer gefunden?" frug ihn das Hausmädchen unten.

Er nickte nur mit dem Kopfe, schritt durch den Hof und

den Garten, machte das Pferd los, stieg wieder auf, und sprengte wenige Minuten später in gestrecktem Galopp in der Richtung nach Dreiberg fort.

Eine Stunde später, und kaum noch einen Büchsenschuß von Dreiberg entfernt, fanden drei junge Bauern, die hinüber zur Nachkirmeß wollten, den Dreiberger Platzburschen besinnungslos auf dem Wege liegen. Er mußte jedenfalls mit dem Pferd gestürzt sein, das noch, etwa hundert Schritt von ihm entfernt, auf einer Kleestoppel weidete, und hatte sich den Kopf an den scharfen Steinen blutig geschlagen.

Die Burschen hatten aber Verstand genug, ihn nicht in solchem Zustande in seiner Eltern Haus zu tragen; die Mutter hätte den Tod vor Schreck davon haben können. Einer von ihnen holte deshalb das Pferd, setzte sich auf und sprengte voraus, um es dem alten Barthold zu melden, und die anderen Beiden nahmen den Bewußtlosen in die Arme und trugen ihn dem Dorfe zu.

Eine halbe Stunde darauf lag Hans entkleidet, aber immer noch ohne Besinnung, in seinem Bett, während der Dorfchirurg seine Wunden — er hatte eine an der Stirn und eine über dem linken Schlaf — untersuchte und verband, und um das Bett standen in sprachlosem Jammer Vater und Mutter und die arme Kathrine.

Das war eine recht gestörte Nachkirmeß heute in Dreiberg, denn es fehlte dabei ein Platzbursche und zwei Platzjungfern — aber getanzt wurde doch, das Fest mußte ja natürlich abgehalten werden, und wer fehlte, wurde eben durch Andere ersetzt. Was hätte auch eine Kirmeß in ihrem Gange aufhalten können?

10.

Im Bett.

Und wie traurig ging es indessen im Hause des alten Barthold zu, denn mit Hans wurde es nicht besser, und als

er am zweiten, dritten, ja selbst am vierten Tage noch immer nicht zur Besinnung kam, da war es der Mutter, als ob sie sich selber mit in's Grab legen müsse, wenn sie sehen sollte, wie sie den einzigen Sohn hinaustrügen auf Nimmerwiederkehr.

Auch der Vater ging wie gebrochen umher; der alte Mann schien in den wenigen Tagen um doppelt die Anzahl von Jahren älter geworden zu sein. Er sprach fast mit Niemandem, und die Knechte hatten noch nie mit solchem Eifer ihre Arbeit gethan und nach ihrer Pflicht gesehen, wie in diesen Tagen, denn es war ihnen gar so unheimlich, daß der alte Mann nicht manchmal mit einem, aber immer gut gemeinten Donnerwetter dazwischen fuhr und ihnen auf die Finger sah. Die Einzige, die noch die Arbeit im Hause besorgte, war Kathrine; aber wo sie sich eine Minute an ihrer Zeit abmüßigen konnte, saß sie oben am Bett des Kranken und strickte, und wenn sie Niemand sah — denn sie wollte die Eltern nicht noch trauriger machen — fielen ihr die großen, schweren Thränen auf ihre Arbeit nieder.

So war der vierte Nachmittag gekommen. Der Vater hatte die ganze Nacht bei dem kranken Sohne gewacht, die Mutter war dann den ganzen Morgen bei ihm gewesen, und jetzt hatte Kathrine bei ihm die Wache. Die Arme hatte wieder eine Weile gestrickt, dann ließ sie die Arbeit in den Schooß sinken, und ihr Blick haftete an den todtbleichen Zügen des Kranken, bis sich ihr endlich von den vielen herausstürzenden Thränen die Augen verdunkelten. Da aber hielt sie sich nicht länger; am Bett fiel sie nieder auf die Kniee, drückte ihre heiße Stirn gegen das Unterbett und rief mit halblauter, von Schmerz und Jammer fast erdrückter Stimme: „Oh, laß ihn leben, lieber Gott, laß ihn leben! Sei barmherzig und nimm ihn nicht seinen armen Eltern, die den Jammer ja nicht ertragen könnten. Wenn aber Eins sterben muß, oh Du barmherziger Gott, so laß mich es sein! Wie gern sterb' ich für ihn, und besser, viel besser wäre es ja auch, Du nähmst mich fort, ich werde ja doch mein ganzes Leben elend und verlassen sein!“ Und halb an dem Bett niedersinkend, daß sie sich nur noch mit den Händen hielt, schluchzte sie, als ob ihr das Herz brechen müsse.

Während sie betete, hatte der Kranke auf dem Lager langsam die Augen geöffnet und erstaunt aufgesehen. Jetzt schloß er sie wieder; die Betende lag aber noch lange neben dem Bett zusammengebrochen und erhob sich erst, als sie draußen Schritte hörte. Es war der Vater, der in's Zimmer kam, um nach seinem Sohne zu sehen.

Nur einen Blick warf er nach dem Kranken, seufzte tief auf und wandte sich dann gegen das Mädchen, dem noch die hellen Thränen über die Wangen liefen.

„Arme Kathrine," sagte er herzlich, umfaßte sie und küßte ihre Stirn, „thut Dir's denn auch so weh, daß wir den Jungen verlieren sollen? Aber härme Dich nicht so ab, Kind, Du wirst uns ja sonst selber krank. Wir stehen Alle in Gottes Hand, Herz. Er hat ihn uns gegeben; will er ihn wieder nehmen — sein Name sei gelobt."

Kathrine legte sich jetzt an die Brust des Alten, und ihr Schmerz löste sich allmälig in lindernde Thränen auf.

„Geh jetzt, Schatz," sagte der Vater leise und richtete sie auf, „die Mutter hat nach Dir verlangt. Ich bleibe bei dem Jungen. Der Chirurg muß auch bald wieder kommen. So wie er da ist, schick' ihn mir augenblicklich herauf, hörst Du?"

„Ja, Vater," sagte Kathrine, die sich gewaltsam zusammen nahm, „ich geh' schon, nur frische Umschläge möcht' ich ihm noch geben, daß es ihm die Wunden wieder ein bischen kühlt."

Der Vater nickte still und langsam vor sich hin, und setzte sich dann auf den Stuhl, zu Füßen des Bettes, während Kathrine mit vorsichtiger Hand die kalten Umschläge erneuerte und dann leise, als ob sie einen Schlafenden zu stören fürchte, das Zimmer verließ.

Der Vater saß, nachdem die Kathrine schon lange hinausgegangen, noch immer so, den Blick auf das bleiche, kalte Antlitz des Sohnes geheftet. Endlich stützte er auf dem Lehnstuhl den Kopf in die rechte Hand und schaute stier und lautlos viele, viele Minuten lang vor sich nieder.

„Vater!" sagte da eine leise Stimme, und wie von einem Schuß getroffen sprang der alte Mann empor.

„Vater!" Hans sah ihn aus den eingefallenen Augen-

höhlen groß an, er lebte. Der Verwundete war zum Bewußtsein zurückgekehrt.

„Junge, Junge!" rief der Alte, und was der Schmerz und Jammer um den Todtgeglaubten nicht vermocht, das erzwang die Freude. Am Bett stürzte er nieder, und des Sohnes Hand mit Küssen bedeckend, weinte er wie ein Kind.

Aber nicht lange konnte der starke Mann von solchem Gefühl bewältigt werden, und mit dem Bewußtsein, — der Arzt hatte ihn besonders davor gewarnt — den Erwachten nicht zu sehr aufregen zu dürfen, sagte er mit vor innerer Bewegung fast erstickter Stimme, indem er die Hand des Kranken drückte und streichelte: „Hans, lebst Du wieder, oh, das ist brav! das ist brav! Aber lieg still, mein Junge, rühre und rege Dich nicht. Der Doctor wird gleich da sein, und ich muß jetzt hinunter und es der Mutter sagen — und der Kathrine — ich bin gleich wieder da, lieg' nur noch einen Augenblick still, mein Hans, nur einen Augenblick."

Der alte Mann wußte selber kaum, was er that. Die Glieder flogen ihm wie in Fieberfrost, und vor Freude bebend — er fand kaum die Thürklinke, eilte er hinaus, um der Mutter die Botschaft zu bringen: „Dein Sohn lebt!"

Wie wär' es möglich den Jubel zu beschreiben, der jetzt das Haus erfüllte, denn der Chirurg hatte ihnen schon gesagt, wenn Hans wieder zum Bewußtsein käme, dann brauchten sie für sein Leben nicht mehr zu fürchten; nur ruhig müßten sie ihn halten. Das wollten sie auch, aber sehen mußten sie ihn erst einmal, nur einen einzigen kleinen Augenblick, und leise, selbst auf den Zehen, schlichen die Mutter und Kathrine in die Kammer hinein. Als sie aber dem Blick des Sohnes und Bruders begegneten, der ihnen freundlich zulächelte, da konnten sie sich nicht mehr halten und thaten wie der Vater. Sie stürzten an sein Bett und bedeckten seine Hand mit Küssen und Thränen. Aber der Alte stand jetzt Wache.

„Hinaus mit Euch!" rief er in gutmüthigem Zorn, „wollt Ihr den Jungen rebellisch machen, daß er mir wieder ohnmächtig wird? Fort und hinunter, bis der Doctor kommt, ich bleibe so lange bei ihm auf Posten." Und Mutter und Kathrine, die wohl wußten, daß der Vater Recht hatte, rissen

sich von dem Wiedergeschenkten los, nickten ihm noch in seliger Freude zu und verließen jetzt das Zimmer, um sich unten in ihrer Stube recht von Herzen auszuweinen — doch es waren Freudenthränen.

„Aber, Vater," sagte Hans mit wohl noch sehr matter, indeß vollkommen deutlicher Stimme, „weshalb treibst Du die Mutter und die — die Kathrine hinaus? Es fehlt mir ja nichts mehr, und — ist denn die Kathrine heute nicht zur Kirmeß gegangen?"

„Fehlt Dir nichts mehr? — so!" sagte der Vater, indem er ihn kopfschüttelnd betrachtete, „und heute zur Kirmeß? Weißt Du denn, welchen Tag wir heute schreiben und wie lange Du dagelegen hast?"

„Nun? ist's nicht Sonntag? Aber wie bin ich denn eigentlich hier in's Bett gekommen? was ist denn vorgefallen?"

„Heute Sonntag? Mittwoch ist heute, und noch dazu Mittwoch Abend und der vierte Tage, daß Du hier liegst und keinen Bissen Essen, keinen Tropfen Wasser über die Lippen gebracht hast!"

„Mittwoch? Aber wie ist das möglich?"

„Bist Du am Sonntag nicht mit dem Pferde gestürzt? Der Braune hatte ja doch die Spuren am Körper."

„Mit dem Pferd gestürzt? — ja!" sagte Hans da plötzlich, und sein Antlitz, das sich beim Reden etwas gefärbt hatte, wurde wieder leichenblaß, „als ich von Wetzlau herüberkam. Der Braune stolperte auf dem schlechten Weg — ich glaube, er stürzte auch — aber weiter weiß ich mich auf nichts zu besinnen."

„Ja, weil sie Dich nachher für todt hier in's Haus trugen. Und was für Sorge haben wir um Dich gehabt, die Mutter und die Kathrine und Deine Braut!"

„Meine Braut?" sagte der Hans leise.

„Nun gewiß," sagte der Alte. „Wir mußten ihr doch natürlich gleich die Botschaft hinüberschicken, und als sie am Montag selber mit dem Traubenwirth oben war und Dich hier auf dem Bett wie todt liegen sah, hat sie geweint, als ob ihr das Herz brechen müßte. Jetzt ist sie selber krank und liegt im Bett, aber alle Tage hat sie herübergeschickt, um

fragen zu lassen, wie es Dir geht, manchmal zweimal an einem Tage. Es soll mir auch gleich ein Bote nach Wetzlau, daß sie sich mit uns freuen können."

Hans sank wieder auf sein Kopfkissen zurück und schloß die Augen. Der Kopf that ihm noch weh, und das Besinnen that ihm auch weh, und doch hätte er in dem Augenblick Gott weiß was darum gegeben, wenn er gewußt hätte, was jetzt wirklich geschehen sei und was er nur geträumt habe. Wie ihm das Alles so wild und toll in seiner Erinnerung durcheinander schwamm — er konnte die einzelnen verworrenen Bilder gar nicht von einander trennen.

„Hans," rief der Vater ängstlich, „bist Du wieder krank?"

„Nein, Vater," sagte der junge Bursche leise, ohne aber die Augen noch zu öffnen, „der Kopf schwindelt mir nur. Laßt mich einmal einen Augenblick ausruhen, es wird gleich wieder besser werden."

Hans hatte auch nicht zu viel versprochen. Eine solche Natur, wie er, kann wohl einmal geworfen werden, aber sie arbeitet sich auch wieder kräftig nach oben, und Träume und Phantasien können nie lange Gewalt über sie haben. Doch die Augen durfte er nicht dazu geschlossen halten, er mußte sehen, was um ihn her vorging, und wie er wieder in das ängstlich besorgte Gesicht des Vaters schaute, kam ihm die Erinnerung an das Vergangene, an — das wirklich Geschehene klar und deutlich zurück.

„Wo ist die Kathrine, Vater?" sagte er leise.

„Die Kathrine? unten bei der Mutter. Laß die Frauen nur noch eine Weile gehen, denn die machen Dich sonst nur noch unruhiger, als Du schon bist. Aber ich hab' Dir auch eine gute Kunde zu melden, Hans — eine recht gute Kunde."

„Eine gute Kunde?"

„Dein Heimathschein ist angekommen. Jetzt ist's auf einmal schnell gegangen. Aber nun mach' auch, daß Du wieder auf die Füße kommst. Ich hab' Dir das ganze Gut verschrieben, und da mußten sie ihn Dir wohl geben, denn Du bist ja jetzt Landeigenthümer geworden und kannst nun heirathen, wann Du willst. Aber nach Gotha werden wir doch

noch müssen, denn die Herren Geistlichen sind zäh und wollen nicht nachgeben."

„Wo ist denn die Kathrine, Vater?"

„Aber was hast Du nur mit der Kathrine? unten, ich hab' Dir's ja schon vorher gesagt; bei der Mutter."

Wieder schloß Hans die Augen und schien jetzt wirklich müde geworden zu sein, denn als ihn der Vater wieder anredete, bewegte er nur leise die Hand und öffnete die Augen nicht. Da er aber ruhig und regelmäßig athmete, war der Alte vernünftig genug, ihn nicht weiter zu stören, und zwei volle Stunden blieb er so liegen, während die Frauen ein paar Mal leise das Zimmer betraten, aber immer wieder auf den Zehen hinausschlichen, sobald sie den Schlaf des Kranken bemerkten.

Gegen Abend kam der Chirurg, und als Hans die fremde Stimme hörte, öffnete er die Augen. Er hatte wirklich geschlafen und fühlte sich dadurch merklich gestärkt.

Der Chirurg war außerordentlich zufrieden; der Puls ging ruhig, die Kopfwunden waren nur noch wenig entzündet. Wundfieber hatte er gar nicht gehabt, und mit einiger Ruhe hoffte jener ihn in ein paar Tagen wieder auf den Füßen zu haben.

„In ein paar Tagen?" lächelte Hans, „ich stehe morgen auf, Doctor, die Schrammen am Kopf heilen auch so."

„Und fallen mir nachher wieder um?" sagte der Chirurg.

„Denke nicht daran," meinte Hans.

„Nur nicht zu früh," warnte der Doctor, als er das Haus verließ, „daß wir keinen Rückfall kriegen."

Mutter und Kathrine durften jetzt bei ihm bleiben, und als das junge Mädchen wieder zu seinem Bett trat, nahm er ihre Hand, drückte sie leise und sah ihr so lange in die guten blauen Augen, bis sie den Blick vor ihm zu Boden schlug. Aber eine große Veränderung zum Besseren war mit ihm vorgegangen. Er schien die anfängliche Schwäche schon fast abgeschüttelt zu haben, und die Mutter war ganz glücklich, daß er ihr so aufmerksam zuhörte, als sie ihm Alles erzählte, was indessen in Dreiberg vorgegangen, seit er dagelegen, wenn er auch Kathrine immer dabei anschaute.

„Vater,“ fragte Hans, nachdem die Frauen zur Bereitung des Abendbrods hinuntergegangen waren und er eine Weile schweigend in seinem Bett gelegen, „habt Ihr nach Wetzlau hinübergeschickt?“

„Ei gewiß,“ lautete die Antwort, „der Bote ist auch schon zurück. Er hat aber die Liese nicht selber gesprochen, doch ist sie wieder auf und gesund. Sie lassen Dich Alle herzlich grüßen und Dir Glück wünschen.“

„Vater, ich möchte jetzt nicht gern mehr viel Zeit verlieren, bis ich meinen eigenen Herd gründe.“

„Aber wohl und gesund mußt Du doch erst wieder sein!“

„In vierzehn Tagen werden kaum noch die Narben zu sehen sein, und so lange braucht's ja doch zu dem Aufgebot,“ meinte Hans.

„Hm,“ sagte der Vater, „aber da kommt uns wieder die verwünschte Geschichte mit dem Consistorium dazwischen. So rasch geht die Sache nun auf keinen Fall.“

„Ich hab' mir das Alles anders überlegt, Vater,“ sagte da Hans ruhig, „wir brauchen das Consistorium gar nicht — ich heirathe die Kathrine.“

„Hans!“ rief der Vater und fuhr erschreckt von seinem Stuhl in die Höhe, denn er glaubte im ersten Augenblick, sein Hans sei durch den Sturz im Kopfe verwirrt geworden, „um Gottes willen, Junge, was hast Du? was ist mit Dir? Du solltest noch nicht so viel nachdenken, Du solltest hübsch still liegen und Dich ruhig halten.“

Hans, der wohl ahnen mochte, was sein Vater fürchtete, lächelte still vor sich hin; endlich sagte er: „Die Kathrine hat mich lieb, ich weiß es. Vorhin hab' ich's gehört, als sie noch glaubte, ich könnte sie nicht hören, und ich bin ihr auch von Herzen gut, und sie paßt besser für mich, für uns Alle, als das Lieschen.“

„Aber der Traubenwirth hat mein Wort, das Lieschen hat Deins. Das geht im Leben nicht und brächte Schand' auf uns Alle!“ rief jetzt der Alte, denn der Hans sprach zu vernünftig, als daß er nun nicht hätte merken können, es sei ihm Ernst.

„Wär' Euch die Kathrine zur Schwiegertochter recht, Vater?“

„Was hilft das Fragen, Hans? Zerquäl' Dir den Kopf nicht mit derlei Dingen!" mahnte der Vater ab, doch noch immer nicht so ganz beruhigt. Wie kam der Junge jetzt nur auf die Kathrine?

„Bitte, beantwortet mir nur die eine Frage," bat Hans, „wär' Euch die Kathrine zur Schwiegertochter recht?"

„Wenn Du sie früher gewählt hättest, ich wollt' nichts dagegen sagen," setzte er zögernd hinzu, „aber so —"

„Vater, wollt Ihr mich einen Augenblick ruhig anhören?"

„Du darfst nicht so viel sprechen."

„Nur ein paar Worte, ich muß es vom Herzen haben, und Ihr müßt morgen ganz früh nach Wetzlau reiten und mit dem Traubenwirth sprechen."

„Und was ist's?"

Hans lag noch eine Weile still, dann erzählte er dem Vater mit kurzen, einfachen Worten die ganzen Erlebnisse, erst von dem letzten Kirmeßabend, dann von jenem Sonntagmorgen, was er gehört und was er selber gesehen, und der Vater saß dabei und schüttelte nur unabläßig mit dem Kopfe. Und dann erzählte Hans weiter, wie er wieder zur Besinnung gekommen sei und wie Kathrine an seinem Bett gelegen und gebetet und was sie dabei gesagt habe. Und jetzt nickte der Alte und sagte leise: „Ob ich's mir nicht gedacht — ob ich's mir nicht gedacht!"

„Und soll ich das Lieschen jetzt noch heirathen, Vater? Könnt' ich's nach dem, was vorgefallen ist, je wieder recht von Herzen lieb haben? Und hat's mir nicht damit selbst mein Wort zurückgegeben?"

Der Alte antwortete nichts, er war aufgestanden, kraute sich den Kopf und ging eine ganze Weile im Zimmer auf und ab. Endlich rief er: „Morgen früh reit' ich zum Traubenwirth hinüber. Gern thu' ich's nicht, aber Recht hast Du. Wenn die Sache denn einmal so steht, mag sich das Lieschen den Stadtmenschen nehmen. In die Stadt paßt es auch besser mit den weiten Röcken, als zu uns in die engen Stuben — und die Kathrine?"

„Sagt ihr noch nichts, Vater," bat Hans, „ich möchte sie selber darum fragen; auch der Mutter nicht; heut Abend

bin ich doch zu schwach. Das viele Reden hat mich angestrengt, vielleicht auch der Hunger; aber da kommt die Mutter mit der Suppe, die wird mir gut thun. Mir ist ordentlich zu Muthe, als ob ich in einem ganzen Jahr nichts gegessen hätte."

11.

Was die Kathrine dazu sagte.

Hans hatte Recht gehabt. Die vier Tage Fasten paßten nicht zu seinem Körper, und als er einen großen Teller kräftige Fleischbrühe aufgegessen, fühlte er sich besser, legte sich auf die andere Seite und schlief sanft und ruhig bis zum andern Morgen.

Nach Sonnenaufgang lugte der Vater in's Zimmer herein und fand den Sohn schon munter und wohl in seinem Bett aufsitzen.

„Bleibt's beim Alten?" frug er nur; Hans nickte, und der alte Barthold ging hinunter, setzte sich auf den Braunen und ritt hinüber nach Wetzlau. Hans aber, durch den herrlichen Schlaf neu gestärkt, ließ sich von der Mutter seine Kleider geben, die Sonntagskleider, mit denen er zuletzt drüben in der Traube gewesen war, dann setzte er sich in den Lehnstuhl. Das Ankleiden hatte ihn doch ein bischen mitgenommen, und er sah wieder etwas blaß aus und sagte, als die Mutter bald darauf in's Zimmer schaute und frug, ob er noch 'was brauche:

„Mutter, ich möcht' gern einmal die Kathrine sprechen."

„Kann ich's nicht auch besorgen, Hans?"

„Nein, Mutter, Ihr nicht. Die Kathrine kann wohl einmal heraufkommen; die hat noch junge Beine — sie hat mir so noch nicht Guten Morgen gesagt — und kann mir auch gleich den Kaffee mit heraufbringen."

Die Mutter schüttelte mit dem Kopf, that aber des Sohnes

Willen, und eine kleine Weile später kam Kathrine mit dem Verlangten, setzte das kleine Kaffeebrett auf den Tisch, ging dann zu Hans, reichte ihm die Hand und sagte: „Guten Morgen, Hans; Gott sei ewig gedankt, daß Du wieder aufsitzen kannst und so gut und wohl dabei aussiehst!“

„Guten Morgen, Kathrin,“ erwiderte Hans, ließ aber die Hand noch nicht sogleich wieder los, die sie ihm geboten, „freut's Dich wirklich, daß ich wieder gesund bin?“

„Aber, Hans, wie kannst Du nur so 'was fragen? Glaubst Du's nicht?“

„Doch, Kathrine,“ sagte Hans, „gewiß glaub' ich's, und gern noch obendrein.“

„Und das Lieschen wird erst eine Freud' haben. Der Vater ist heute Morgen hinüber und bringt's vielleicht gleich mit. Die ist gar krank geworden vor lauter Sorge, die arme Maid!“

„Meinst, Kathrine, daß sie wegen meiner krank geworden ist?“

„Aber was Du nur heute für sonderbare Fragen thust, Hans! Wegen wessen denn sonst?“

„Ja, ich weiß nicht,“ sagte Hans und schaute still und sinnend vor sich hin; er wußte aber doch, wegen wessen. Kathrine hatte indessen ihre Hand wieder frei gemacht, schenkte ihm den Kaffee ein und rückte ihm dann den kleinen Tisch zu dem Lehnstuhl, damit er die Tasse leicht erreichen konnte. Sie hätte es ihm gern noch bequemer gemacht, wenn es nur möglich gewesen wäre.

„Der Kaffee wird kalt, Hans, wenn Du nicht trinkst,“ sagte sie, „er ist ohnehin ein bischen dünn, aber die Mutter wollte nicht, daß ich ihn Dir stark kochen sollte, weil er Dir sonst schaden könnte, wie sie meinte. Trink ihn nur wenigstens, so lang' er noch heiß ist.“

Hans hörte gar nicht, was sie ihm von dem Kaffee erzählte, denn ihm gingen andere Dinge im Kopf herum.

„Heut in drei Wochen soll die Hochzeit sein, Kathrine,“ meinte er endlich, und sah das Mädchen fest und forschend dabei an.

„Ja, ich weiß schon,“ sagte Kathrine, aber viel leiser, als sie vorher gesprochen, „das Papier ist endlich gekommen.“

„Hast Du nichts dagegen, Kathrine?“

„Ich? Aber, Hans, wie Du nur heut bist! Was kann denn ich dagegen haben? und weshalb?“ setzte sie noch viel leiser hinzu.

„Ja, Du wärst aber doch eigentlich die Hauptperson,“ meinte Hans, „die Braut hat doch das Meiste dabei zu sagen.“

„Hans, das ist schlecht von Dir, daß Du einen solchen Scherz mit mir machst,“ sagte Kathrine. Sie war leichenblaß dabei geworden, und es war als ob die blauen Augen ein Paar Glasdeckel bekommen hätten, so lagen ihr zwei große schwere Thränen darin und füllten sie bis zum Rande aus.

„Und wenn's nun kein Scherz wäre, Kathrine?“ sagte Hans und streckte die Hand nach ihr aus, „wenn nun das Lieschen falsch gegen mich gewesen und der Vater heute hinübergeritten wäre, um dem Traubenwirth die Heirath aufzusagen? Wenn ich Dir nun von Herzen gut wäre, Kathrine, und gestern auch gehört hätte, was Du an meinem Bett gebetet, und keine Andere weiter auf der Welt möcht' als Dich, und Dich von Herzen bäte, daß Du das Kind im Hause bleiben und nur dazu noch mein Weib, mein liebes Weib werden wolltest, Kathrine?“

„Hans!“

„'s ist mein Ernst, Kathrine,“ sagte Hans treuherzig, indem er ihr nochmals die Hand entgegenstreckte. „Das Lieschen hält's mit dem Stadtherrn. Ich hab's selber gehört, wenn sie auch nicht wußte, daß ich dabei stand, daß sie ihn von Herzen lieb hat. Sie hat's ihm selber gesagt und ist ihm dabei auch um den Hals gefallen. Da war's aus mit uns Beiden, und blind und taub bin ich gewesen, daß ich nicht schon lange eingesehen habe, daß wir Zwei hier doch am besten zusammen passen. Wenn Du mich haben willst, schlag ein, Kathrine, und ich will Dir gut sein mein ganzes Leben lang.“

Und Kathrine sagte gar nichts dazu, aber neben dem kranken Hans kniete sie nieder und lachte und weinte und war so glücklich, daß ihr das Herz hätte zerspringen mögen in der Brust.

Und wie der Kaffee dabei eisig kalt wurde, kam die Mutter herein und blieb vor Erstaunen auf der Schwelle stehen und

schlug die Hände zusammen. Als sie aber hörte, was hier vorgefallen und wie es des Traubenwirths Tochter drüben getrieben und wie falsch sie gewesen und wie gut Hans der Kathrine sei und Kathrine dem Hans, da setzte sie sich mit hin und weinte und lachte, gerade wie Kathrine. Und jetzt kam's auch heraus, daß das ihr heißester Seelenwunsch gewesen und sie sich vor der Zeit eigentlich gefürchtet hätte, wo Lieschen als Schwiegertochter in das Haus gezogen wäre, eben weil sie immer so vornehm und gar nicht wie ein Bauermädchen war. Aber sie hatte trotzdem nichts sagen mögen, weil man bei solchen Dingen — worüber aber die Meinungen verschieden sind — eigentlich keinem andern Menschen zureden müsse.

Gegen Mittag kam der Vater zurück. Drüben in Wetzlau war's heiß hergegangen. Der Traubenwirth hatte noch von nichts gewußt, und Lieschen war vor ihm auf die Kniee gefallen und hatte ihm gestanden, daß sie den fremden Herrn liebe und daß er sie heirathen wolle. Und der Traubenwirth war außer sich gewesen und hatte seine Tochter von sich gestoßen und sie mit allerhand schrecklichen Namen genannt, und das hatte der alte Barthold endlich nicht länger mehr mit anhören können und war wieder fortgeritten nach Dreiberg.

Und an dem Mittwoch über drei Wochen war wirklich Hochzeit und der katholische Pfarrer dazu aus der Stadt heraus gekommen. Wie aber die beiden jungen Leute eingesegnet waren und Hans sein glückliches, freudeglühendes Weibchen im Arme hielt, da meinte der alte Barthold: „Hans, erinnerst Du Dich wohl noch dran, was Du damals sagtest, als uns der Heimathschein ausblieb und Du Dich für den unglücklichsten Menschen in der Welt hieltest, weil Du das Lieschen nicht gleich Knall und Fall heirathen konntest? Ich glaube, es war: „ich wollte, ich wär' todt und begraben“ und „kein Mensch in der ganzen Welt hat mehr Unglück, als ich“. War's nicht so?“

Hans ließ beschämt den Kopf hängen.

„Siehst Du nun,“ fuhr der Vater fort, „wie wohl und weise es der allgütige Gott da oben einrichtet, wenn wir armen Sterblichen hier unten auch manchmal nicht gleich einsehen können, wozu das oder das wohl gut sein könnte? Am Ende

führt er doch immer Alles zum Besten hinaus, und wir Alle arbeiten nur in seinem Dienst und dienen nur zu seinen Werkzeugen — selbst die langsamen Behörden da drinnen in der Stadt," setzte er lächelnd hinzu. „Aber jetzt mag das Vergangene vergessen sein, und nun segne Euch Beide Gott und seid glücklich mit einander."

Und Hans und Kathrine waren glücklich, und die Eltern sollten nie im Leben bereuen, daß sie die kleine Waise damals an Kindesstatt angenommen und sich ein wirklich Kind daraus erzogen hatten.

An dem nämlichen Abend aber, an dem Hans und Kathrine mitsammen Hochzeit machten, lief des Traubenwirths Tochter mit ihrem Schatz heimlich davon, und man hat nie wieder von ihnen gehört, denn sie gingen mit einander nach Amerika. Der Traubenwirth aber überlebte die Schande nicht lange, die ihm sein Kind angethan. Er kränkelte von da an, und wie das Jahr um war, trugen sie ihn still hinaus in sein letztes Kämmerlein.

Auf der Eisenbahn.

Wie ganz anders reisen wir jetzt als früher! Was für ein Drängen und Treiben ist das in dieser vollkommen neuen Welt des Dampfes und der Elektrographen! Wie schnell fliegen wir, wie schnell fliegt die Zeit — und wie langsam gehen doch noch so viele Menschen in ihrem alten, ausgetretenen Gleis neben der Eisenbahn her, ja hielten uns wohl gern noch auf, um mit ihnen in Einem Tempo zu bleiben, denn jeder rasche Fortschritt ist ihnen zuwider! Aber eben so machtlos griffen sie in die Speichen der Zeit, wie in die Dampfräder des Fortschritts, und wir fliegen keck und freudig an ihnen vorbei und lassen sie nachkeuchen.

Die Fahrt mit dem Dampfwagen ist freilich nicht mehr so gemüthlich, wie die frühere alte Postfahrt. In unserer praktischen Zeit hat die Gemüthlichkeit überhaupt erstaunlich abgenommen. Jetzt regiert der Eigennutz in der Welt, und wer einen Eckplatz im Coupé bekommen kann, lehnt sich behaglich hinein, streckt die Beine vor sich hin und kümmert sich nicht um den Nachbar.

Das ganze Reisen ist auch ein anderes geworden. Früher gehörte ein Entschluß dazu, den alten Wohnsitz zu verlassen, um irgend einen entfernten Ort zu erreichen. Vor allen Dingen mußte man sich einen Paß mit genauer Personalbeschreibung verschaffen — Tage lang vorher eingeschrieben sein, um nicht in einem lästerlichen Beiwagen befördert zu werden —

und dann die Abschiedsvisiten! — Jetzt dagegen trägt man die Paßkarte fix und fertig in der Tasche — oder braucht sie auch nicht einmal, und ist aus irgend einem entfernten Theil Deutschlands zurückgekehrt, ehe nur irgend ein Mensch eine Ahnung hatte, daß man überhaupt fortgewesen.

Die Reisenden selber verband früher auch schon der gemeinsame Entschluß — die lange Fahrt mit einander. Wo zum ersten Mal Mittag gemacht wurde, saßen die „Passagiere" von den „Gästen" des Orts getrennt im „Passagierzimmer" allein und abgeschieden, oder im Gastzimmer an einem besondern Theil des Tisches. Abends kehrten sie zusammen ein; Morgens tranken sie gemeinschaftlich Kaffee, und hatten im Postwagen wieder ein gemeinsames Leiden zu besprechen, das sie enger verband: die Klage über das letzte Nachtquartier.

Wie hat sich das in unserer Zeit geändert! Jetzt werden wir mit einer Anzahl von Personen zusammengeworfen, die uns nicht interessiren können, da sie vielleicht schon auf der nächsten Station aussteigen — selbst das Wohin bleibt sich gleich, da sie uns wahrscheinlich nie im Leben mehr begegnen. „Reisegefährten" — das Wort existirt gar nicht mehr; man grüßt sich höchstens, wechselt vielleicht ein paar Worte mitsammen, und kennt sich nicht mehr, sobald man aussteigt, trotzdem man vielleicht eine Strecke gemeinschaftlich zurückgelegt hat, die unter früheren Verhältnissen eine feste und dauernde Freundschaft begründet hätte.

Das macht der Dampf: die Concentration der Zeit, wie man es nennen könnte, mit der wir in ein Coupé erst zusammengepreßt, und dann wieder gewaltsam auseinander geschnellt werden. Wer kann sich dabei gemüthlich fühlen? Wo ist die beschauliche Ruhe beim Reisen geblieben, mit welcher der „Schwager" vor der Abfahrt ein paar Stücke auf seinem Horn blies und das durch Verspätung eingetretene Zurücklassen eines Passagiers ein Ereigniß gewesen wäre, von dem man auf der Strecke noch Monate lang gesprochen hätte. — Jetzt dagegen ein rasches Läuten, ein Pfiff, und fort geht der Zug, ein unglückseliges Menschenkind aber, das in diesem Augenblick noch vielleicht verzweifelnd aus dem Wartesaal stürzte, kann nur mit bestürztem Gesicht hinter dem Davonbrausenden drein sehen,

wird noch dazu ausgelacht und ist von seinen früheren Mitpassagieren im nächsten Augenblick vergessen.

Und wie oft geschieht das! Der alte faule Schlendrian steckt da noch in einer Menge von Menschen, und kommen sie einmal hinaus in's Leben, treten sie aus ihrer Studirstube oder Werkstatt in's Freie, so hält es ungemein schwer, ihnen begreiflich zu machen, daß die übrige Welt nicht auf sie wartet oder ihretwegen da ist — aber der Dampfwagen bringt's fertig.

Und was für wunderliche Leute führt er zusammen!

Es war im August vorigen Jahres, daß ich mit dem Schnellzug von Leipzig nach Coburg über Eisenach fuhr, und zwar die ersten Stationen mit einem Fremden allein im Coupé, der sich trotz der warmen Witterung in einen ziemlich dicken Mantel gehüllt und seine Reisemütze fast bis über die Ohren gezogen hatte. Vom Gesicht war dabei nur sehr wenig frei, und das Wenige selbst ununterbrochen in eine dichte Wolke von Cigarrendampf gehüllt.

Da ich selbst unterwegs nur höchst ungern spreche und nie selber eine Unterhaltung anknüpfe, mein zeitweiliger Reisegefährte aber die nämliche Neigung zu stiller Selbstbeschauung zu haben schien, so nahmen wir in verschiedenen, und zwar gerade den entgegengesetzten Ecken des Coupés Platz und qualmten um die Wette.

In Naumburg bekamen wir einen Mitgenossen, der aber, während er sich dem Dicken gegenübersetzte, ganz das Gegentheil von diesem zu sein schien.

Es war ein dünnes, kleines Männchen, nicht älter vielleicht als dreißig Jahre, aber seinem Gegenüber ordentlich wie zum Trotz ganz in Nanking gekleidet, ja er hatte noch dazu seine Weste aufgeknöpft, und ging dadurch auch sogleich zu Feindseligkeiten über, daß er das bis jetzt fest verschlossene Fenster, ehe es der Dicke verhindern konnte, herunter ließ.

„Bitte, es zieht," sagte dieser — es war das erste Wort, was er bis jetzt gesprochen hatte — und beiläufig gesagt auch das letzte, das ich von ihm hörte, aber selbst das nutzlos.

„Nichts geht über frische Luft" — sagte der Kleine in Nanking — „Sie haben ja hier einen Qualm, daß man ersticken möchte."

Er suchte jetzt auch, wie sich der Zug kaum wieder in Bewegung setzte, ein Gespräch mit einem von uns Beiden anzuknüpfen, aber es mißlang ihm gänzlich. Eine nicht wegzuleugnende meteorologische Beobachtung über „schönes Wetter" wurde todtgeschwiegen — eine Frage, wohin die Reise gehe, an den Dicken, fand keine Antwort; ich selber that, als ob ich schliefe, und so rasselten wir selbander an Kösen, Sulza und Apolda vorüber nach Weimar.

Der kleine Mann war dabei völlig rastlos; unaufhörlich sah er bald nach seiner Uhr, bald nach dem Fahrplan, den er schon ganz zerknittert hatte; bald holte er ein Buch heraus zum Lesen, steckte es aber augenblicklich wieder ein. Jetzt nahm er eine Prise, die er auch dem Dicken anbot, der aber nur mit dem Kopf schüttelte, jetzt zog er sich den Schuh aus und ließ einen kleinen Stein heraus, kurz, er saß keinen Augenblick still. Wo auch der Zug hielt, ließ er sich öffnen und schoß eine Weile auf dem Perron umher.

Er suchte Jemand, aber nicht etwa einen Bekannten, sondern nur ein menschliches Wesen, mit dem er sich unterhalten konnte, ja in letzter Verzweiflung griff er sich sogar den Schaffner auf, der aber nur so lange bei ihm aushielt, als er Zeit gebrauchte, seine Dose zu öffnen und ihm eine Prise anzubieten.

Endlich in Weimar fand er das Gesuchte. Dort stieg ein etwas sehr ausgetrockneter Herr, mit einer Brille auf, in jeder Hand einen Reisesack tragend und von seiner Frau, einer kleinen lebendigen Brünette gefolgt, in das Coupé. Ein Dienstmädchen, das sie begleitet hatte, reichte noch einen großen Tragkorb voll Hutschachteln, Sitzkissen, Vorrathskörben und Regenschirmen, wobei sie die Dame Frau Professorin nannte, in den Wagen, wünschte glückliche Reise und zog sich dann in die Arme eines mittelstaatlichen Infanteristen zurück, der diesen Moment mit großem Tact in der Entfernung abgewartet hatte.

Der Professor suchte indessen, wie der Zug abpfiff — der Kleine in Nanking hatte eben noch Zeit gehabt, wieder in das Coupé zu springen — seine Brille und, als er diese gefunden hatte, seine Cigarrentasche, die sich endlich in dem Arbeitsbeutel

seiner Gemahlin fand. Hiernach vermißte er aber plötzlich seinen Secretärschlüssel — der mußte daheim auf dem Tische liegen geblieben sein, und er schien einen Moment nicht übel Lust zu haben, dem Zug ein Halt zuzurufen. — Seine Cigarrenspitze hatte er ebenfalls „in der Eile" zu Hause liegen lassen, kurz, im Laufe der Unterhaltung, an welcher der Kleine in Nanking jetzt den lebendigsten Antheil nahm, stellte sich heraus, daß noch eine ganze Menge von Dingen vergessen zu besorgen oder zurückgelassen waren, und es bedurfte einiger Zeit, bis sich die beiden Ehegatten so weit beruhigten, das Unvermeidliche eben zu ertragen. Es war einmal geschehen und nicht mehr zu ändern.

Wir erfuhren jetzt auch in unglaublicher Geschwindigkeit, daß der kleine Mann in Nanking bis nach Fröttstedt wollte, wo ihn seine Braut mit ihren Eltern, die aus Eisenach gekommen waren, schon erwarteten, um von da an die Pferdebahn nach Waltershausen zu benutzen und dann zu Fuß nach Reinhardsbrunn und dem Inselberg zu gehen. Er war ein Angestellter aus Naumburg, hatte aber auf zwei Tage Urlaub bekommen und gedachte diese kurze Zeit mit einer Parforcetour durch den Thüringer Wald an der Seite der Geliebten auszufüllen.

Der Professor mit seiner Frau dagegen — denn auch das wurde uns nicht vorenthalten — gedachten nur diesen einen Tag von Hause wegzubleiben, da die Kinder und dringende Arbeiten und Geschäfte eine längere Erholungsreise nicht gestatteten. Das Ehepaar wollte nur nach Eisenach, dort die Wartburg besuchen, in irgend einer romantischen Schlucht ihr Mittagsmahl verzehren, und dann mit dem Abendzuge wieder nach Weimar zurückkehren.

Der Mensch denkt und Gott lenkt.

In der Unterhaltung hatte uns die Frau Professorin ebenfalls damit bekannt gemacht, daß sie eine Schwester in Erfurt habe, die sich ihnen möglicher Weise auf ihrem Vergnügungsausflug anschließen wolle — jedenfalls würde sie am Bahnhof sein, um sie zu begrüßen. In diesem Augenblick hielt der Zug in Erfurt. Der Schaffner öffnete die Thür.

Erfurt — vier Minuten Aufenthalt!

Der Kleine schoß wie der Blitz zur Thür hinaus; es war eine ordentlich peinliche Unruhe in dem Menschen — und die Frau Professorin sah sich indessen nach ihrer Schwester um; in dem Gedränge am Zug konnte sie dieselbe aber nirgends erkennen, und da sie entfernter — wie sie ihrem Gatten zurief — einen blauen Hut zu entdecken glaubte, trat sie hinaus, um die Ersehnte zu finden.

Der Professor zeigte nur geringe Theilnahme an dem Familienglied und suchte wieder seine Brille, die er sich, wie er uns mittheilte, genau erinnerte beim Einsteigen gehabt zu haben, und die jetzt wie in den Boden hinein verschwunden schien. Er kniete nieder und suchte — in der verzweiflungsvollen Möglichkeit, daß sie unter die Füße gekommen sei — unter den Sitzen, griff hinter in die Polster, öffnete die Arbeitstasche seiner Frau und schien untröstlich über den Verlust. Er hörte dabei gar nicht, wie es läutete, und kam erst wieder mit der Außenwelt in Berührung, als er die Vermißte endlich in der Cigarrentasche entdekte, in die er sie in Gedanken, wie in ein Futteral, hineingeschoben hatte. Zu gleicher Zeit fuhr aber auch der Kleine in Nanking in das Coupé, das unmittelbar hinter ihm geschlossen wurde, und draußen pfiff es.

„Wo ist denn Ihre Frau Gemahlin?“ sagte der Naumburger erstaunt.

„Herr Gott, meine Frau!“ rief der Professor und stürzte an diesem vorbei nach dem Fenster, das der Dicke schon hartnäckig wieder aufgezogen hatte. — Der Zug setzte sich langsam in Bewegung, in zitternder Hast ließ der unglückliche Gatte das Fenster nieder und fuhr mit dem Kopfe hinaus.

Draußen war noch eine Thür geöffnet, der Schaffner stand dort und neben ihm die Frau Professorin in athemloser Hast.

„Das ist nicht mein Coupé!“ rief sie.

„Steigen Sie nur hier ein,“ drängte der Schaffner.

„Elise!“ rief in dem Augenblick der Gatte, und „Dahinein gehör' ich!“ antwortete jubelnd die Frau und flog auf dem Perron herunter, uns entgegen. — Aber hier war keine Thür mehr geöffnet und der Zug im Gang. Der Schaffner konnte nichts weiter thun, und „Machen Sie auf! machen Sie auf!“ schrie die Frau draußen und griff krampfhaft nach dem Schloß.

Die Thür öffnete sich aber natürlich nicht, da sie nach unten von dem eisernen Vorleger gehalten wurde, und dortstehende Bahnbeamte sprangen außerdem gleich dazwischen, denn die geängstigte Frau hätte sonst verunglücken können. An Einsteigen war gar kein Gedanke mehr.

„Da drinnen sitzt mein Mann! Ich muß mit!“ Das war das Letzte, was wir von der Frau Professorin hörten, und der Professor, der den Kopf aus dem Wagen steckte und seine Frau mit den Augen suchte, bis der Zug unter den Festungstunnel schoß und er erschreckt zurückprallte, sank jetzt auf den Sitz am Fenster zurück und jammerte:

„Ja, Du mein Gott, was soll jetzt werden!“

Der Kleine in Nanking tröstete ihn. Von der nächsten Station aus konnte er zurücktelegraphiren, daß ihm seine Frau mit dem bald nachkommenden Güterzuge folge. Um fünf oder halb sechs Uhr waren sie dann immer wieder in Eisenach beisammen, und es blieb ihnen an dem langen Sommerabend noch übrig Zeit zu einer recht hübschen Partie nach der Wartburg.

Der Professor griff dabei wie unwillkürlich an seine Westentasche und sagte:

„Wenn sie nur nachkommt — sie hat die Kasse.“

Es ließ sich aber vor der Hand wirklich nichts Anderes thun, und in Dietendorf hielt der Zug kaum, als der Professor schon nach dem Schaffner schrie, um die Thür geöffnet zu bekommen.

„Machen Sie rasch, es geht gleich wieder fort!“ rief ihm dieser nach, aber der Professor hörte schon nicht mehr und sprang in flüchtigen Sätzen in das Telegraphenbureau.

Hier stieg, während der Kleine in Nanking auf dem Perron lustwandelte, ein anderer Passagier ein, der sich dem Dicken gegenübersetzte und den Bahnzug nur als Droschke zu benutzen schien. Er war nicht allein sehr anständig, sondern auch sehr sorgfältig gekleidet, in schwarzem Frack und eben solchen Beinkleidern, seidener Weste und tadellos geknotetem weißen Halstuch. Ueberhaupt hatte er in seinem ganzen Wesen etwas Aengstliches und peinlich Ordentliches, das nirgends weniger hinpaßt, als in ein Eisenbahncoupé.

Als er einstieg und schüchtern grüßte, nahm er seinen zu einem Spiegel geglätteten Hut ab und setzte ihn vorsichtig neben sich hin, nahm ihn aber augenblicklich wieder in die Höhe, strich mit einer kleinen Taschenbürste die etwa verschobenen Haare sauber glatt, und setzte ihn wieder auf. Er schien sogar die entschiedene Absicht zu haben, ein Paar fleckenlos neue weiße Glacéhandschuhe anzuziehen, besann sich aber doch noch bei Zeiten eines Besseren, wickelte sie wieder zusammen und schob sie in die Tasche zurück.

Einen blauseidenen Regenschirm, obgleich keine Wolke am Himmel stand, hatte er neben sich auf den Sitz gelegt. Da schlug die Glocke wieder scharf dreimal an, und mit dem letzten Schlag saß der in Nanking im Coupé und auf dem blauen Regenschirm, von dem er aber, sich entschuldigend, wieder in die Höhe schnellte. Die Thür war geschlossen.

„Herr Jesus! ist denn der Professor noch nicht da?" rief er. „Heh, Schaffner! es fehlt noch eine Person."

Ein Pfiff antwortete ihm, und fort rollte der Zug. Wir hörten noch etwas rufen, sahen, wie die weiter vorwärts am Perron stehenden Leute lachten — und nichts mehr. Der Professor hatte sich subtrahirt.

„Na, das ist göttlich!" rief der Kleine in Nanking — „jetzt will der gute Herr eine Vergnügungstour mit seiner Frau machen, und hat in der ersten Stunde sich, seine Gattin und sein Gepäck auf drei verschiedenen Stationen. Na, wie die sich wieder zusammen finden wollen, ist mir auch ein Räthsel."

„Hat Jemand den Zug versäumt?" frug der Herr im schwarzen Frack, indem er seinen etwas zerdrückten Regenschirm vornahm, wieder halb öffnete, schloß, glättete und dann hinter sich legte.

„Nun natürlich," lautete die Antwort — „ein Professor aus Weimar — was fangen wir jetzt mit den Sachen an?"

„Wir kommen um halb drei Uhr nach Gotha," sagte der Ordentliche im schwarzen Frack — „und um drei Viertel auf drei Uhr trifft der Schnellzug von Eisenach in Gotha ein. Wenn Sie die Sachen nach Dietendorf zurückschickten, hätte sie der Herr in einer Stunde wieder.

„Hm, ja — das ginge — aber er will ja eigentlich nach

Eisenach, und wenn sie sich nachher wieder versäumen — oder gar nicht wissen, daß das Gepäck zurückkommt!"

„Man könnte ja von Gotha aus telegraphiren," meinte der Ordentliche.

„Hm — ja wohin gehen Sie?"

„Nach Gotha —"

„Wollten Sie dann die Güte haben und das Gepäck da irgend einem Bahnbeamten übergeben?"

„Ich werde sehr bedauern müssen keine Zeit zu haben," sagte der Ordentliche verlegen — „ich bin zu einer — ich muß sehr pünktlich sein, denn ich bin bis halb drei Uhr hinbestellt, und wir haben uns schon von Dietendorf aus um" — er sah nach seiner Uhr — „um sieben Minuten verspätet —"

„Gut, dann thu' ich's," sagte der kleine gutmüthige Mann entschieden. „So viel Zeit bleibt in Gotha, und ich versäume den Zug nicht."

Dabei zog er seine Brieftasche heraus und formulirte — so gut es das Schaukeln des Eisenbahnwagens erlaubte — das Telegramm, um in Gotha nicht zu viel Zeit zu brauchen.

Das Gespräch war damit abgebrochen, und mich interessirte dabei besonders der Dicke, der bei den bisherigen Zwischenfällen auch noch durch keinen Blick die geringste Theilnahme verrathen, sondern immer nur still, aber heftig vor sich hingequalmt hatte.

Jetzt stierte er durch den Rauch sein Gegenüber, den Ordentlichen, an, der sich aber nicht wohl unter dem Blick zu fühlen schien und wie verlegen allerlei kleine Beschäftigungen vornahm.

Er holte eine kleine, mit einem Miniaturspiegel versehene Haarbürste heraus, suchte vorher mit Hülfe des Spiegels einen Blick auf seinen Cravattenknoten zu gewinnen — was aber vollständig erfolglos blieb, und ging dann zu den etwas widerspenstigen Haaren über, die sich aber, trotz allem Bürsten, auf dem Wirbel wie zu einer Art von Scalplocke emporsträuben wollten, mochte er sich noch so viel Mühe damit geben. Danach ging er wieder daran sich abzustäuben — vom Rockkragen nieder bis zu den glanzledernen Stiefeln. Sonderbarer

Weise hatte gerade ihm, vor allen Anderen, ein tückisches Schicksal — oder vielleicht ein Schwalbe — den Rockkragen verunreinigt, aber trotz allem Bürsten berührte er nie den Fleck, während der ihm gegenübersitzende Dicke seinen Blick — ohne jedoch eine Silbe zu äußern — immer hartnäckig auf den Punkt gerichtet hielt.

Der im Pelz rauchte dabei ununterbrochen fort, und da er seine Cigarre nie abstrich, fiel die Asche ein paar Mal ab, rollte an seinem Mantel nieder und auf die Kniee des Ordentlichen, den er dadurch, ohne sich je zu entschuldigen, in steter Beschäftigung und Aufregung hielt. Es hatte dem unglücklichen Menschen nämlich nicht entgehen können, daß ihm der so unheimlich Eingehüllte stets auf den Rockkragen stierte, und mit der Ahnung, daß dort etwas nicht in Ordnung sei, besaß er doch zu viel Schüchternheit, um sich danach zu erkundigen.

Der Mann war offenbar zu einer Audienz befohlen oder machte eine Visite, um irgend eine Anstellung zu bekommen — jedenfalls hatte er Angst vor der nächsten Stunde.

Jetzt pfiff die Locomotive wieder.

„Gotha," sagte der Ordentliche, als er aus dem rechten Fenster sah und dabei in einem halben Seufzer stecken blieb. Der schreckliche Mensch ihm gegenüber sah ihm noch immer unverwandt auf den Rockkragen, und er hätte gern noch einen letzten Versuch mit dem Spiegel gemacht, aber — es war zu spät. Eben rollte der Zug vor das Stationsgebäude — hilf Himmel! die Uhr zeigte auf acht Minuten über halb Drei — und mit einem raschen „Empfehle mich Ihnen ergebenst!" flog der Unglückliche zum Wagen hinaus und seinem Schicksal entgegen.

Der in Nanking verrichtete indessen sein Liebeswerk. Einem der Beamten, von denen mehrere auf dem Perron standen, übergab er rasch die zahlreichen, dem unglücklichen Professorpaare zugehörenden Gegenstände, und glitt dann wie ein Eidechse in das Telegraphenbureau hinein, um die Depesche nach Dietendorf aufzugeben. —

Und wenig genug Zeit wurde ihm dazu gelassen, denn gleich darauf läutete es schon wieder zur Abfahrt. Der Zug hatte acht Minuten versäumt, und die mußten wohl oder übel wieder eingebracht werden.

Sollte sich auch der Mann in Nanking auf diesem verhängnißvollen Zug — nein — da kam er herausgeschossen und setzte sich rasch auf den von dem Ordentlichen geräumten Platz, dem Dicken gegenüber. Kaum saß er, als der Schaffner die Thür, an der das Fenster wieder heruntergelassen, zuschlug, dann auf den eisernen Gangweg stieg und, während sich der Zug in Bewegung setzte, sagte:

„Billets nach Fröttstedt, meine Herren!“

Es war noch ein junger Mensch mit einem kleinen Tornister eingestiegen, der eben dorthin und wahrscheinlich auch eine Vergnügungstour in den Thüringer Wald machen wollte. Die Beiden lieferten ihre Billets ab, der Schaffner verschwand draußen, um sich in sein eigenes Coupé an den Eisenstangen hinzufühlen, und der kleine Mann in Nanking sagte:

„Alle Wetter, das ging geschwind — die konnten mir da drin nicht so schnell herausgeben, und beinah hätt' ich auch einen dummen Streich gemacht und den Zug versäumt. Na, *das* wär' eine schöne Geschichte gewesen — Jemine, und die Schwiegereltern in Fröttstedt!“

Die einzige Antwort, die er von dem Dicken bekam, war eine ausgestoßene Dampfwolke, die einem jungen Schornstein Ehre gemacht hätte. Der kleine lebendige Mann aber *mußte* sich, mit dem ersehnten Ziel dicht voraus, *irgend* Jemandem mittheilen, und da er keine andere fühlende Brust im Coupé fand, so wandte er sich an den Gymnasiasten, dem er, ebenso wie vorher der Frau Professorin, erzählte, wer ihn in Fröttstedt erwartete und was für eine fidele Partie sie nachher machen wollten. In Reinhardsbrunn im Gasthof war auch schon das Essen genau auf die Stunde bestellt, ebenso ein Führer und Gepäckträger, kurz Alles auf das Genaueste und Pünktlichste geordnet. Es gereichte ihm dabei zu großer Befriedigung, als er von dem Gymnasiasten erfuhr, daß die Pferdebahn auch direct abgehen würde, denn der von Eisenach kommende Schnellzug treffe unmittelbar nach ihnen in Fröttstedt ein.

In dem Augenblick pfiff es wieder. Der Kleine horchte auf und sah aus seinem Fenster an der rechten Seite, konnte aber dahinaus nichts erkennen.

Jetzt [illegible]ste der Zug ein.

„Halten wir denn noch einmal zwischen Gotha und Fröttstedt?“

„Oh bewahre,“ sagte der Gymnasiast — „*das* ist Fröttstedt!“

„Station Fröttstedt!“ rief in dem Moment der Schaffner und riß die Thür auf — „rasch, wer hier aussteigt, es geht gleich weiter!“

„Herr Gott, mein Rock ist eingeklemmt!“ stöhnte der kleine Mann, während der leichtfüßige Gymnasiast aus der Thür sprang, und riß dabei an seinem Nanking-Röckchen, das allerdings ganz fest und sicher von der Thür, neben der er bis jetzt gesessen, gefaßt war, so daß er vergebens suchte den gehaltenen Zipfel mit Gewalt heraus zu ziehen.

„Ab!“ commandirte draußen der Oberschaffner.

„Schaffner! Herr Schaffner!“ schrie der Kleine in Todesangst, „machen Sie einmal hier die Thür auf.“

„Aber Donnerwetter, *hier* steigen Sie ja aus! Machen Sie doch, daß Sie herauskommen!“

„Ich kann ja nicht — ich sitze ja fest — machen Sie doch *diese* Thür auf!“

„Ja, das kann ich nicht!“ rief der Unerbittliche und schlug die Thür zu — wieder der ominöse Pfiff, und die Wagen thaten einen Ruck.

„Ich *muß* hinaus!“ schrie aber der Kleine und suchte in der Tasche nach seinem Messer — in drei Taschen fand er es nicht — in der vierten stak es — der Zug kam in Bewegung — mit zitternder Hand hatte er es geöffnet — ritsch — ratsch schnitt er erbarmungslos den Nanking durch, um lieber mit dem verunstalteten Kleidungsstück als *gar* nicht vor seiner Braut zu erscheinen — und stürzte nach der Thür.

Zu spät! Unglückseliges Wort.

„Julie — Herr Oberbaurath!“ schrie er verzweiflungsvoll aus dem Wagen hinaus.

„Aber, Herr Assessor, wo wollen Sie denn hin?“ Unten auf dem Perron stand die ganze Gesellschaft im Festanzug und sah dem unglücklichen Bräutigam nach, den ... ein höhnisches Geschick, kaum gezeigt, wieder entführ...

„Halt! ich muß hinaus!“ schrie in einem ...

Verzweiflung der unglückselige Assessor in Nanking. — Armer Mann, weshalb machtest Du eine Vergnügungstour in einem Schnellzug, der weder Zögern noch Erbarmen, sondern nur Stunden und Minuten kennt! — — Acht Minuten versäumt — wie könnte die ein brechendes Assessorenherz aufwiegen. Vorwärts brauste der Zug — ein starker schriller Pfiff — draußen vorbei fliegt mit betäubendem Rasseln der andere Schnellzug, der, von Eisenach kommend, in wenigen Minuten fast in Fröttstedt hält — was hilft es ihm — er kann nicht hinüber — vorbei — und weiter, wie auf Sturmesfittigen getragen und hier von der bedeutenden Senkung noch begünstigt, donnerte der schnaubende Koloß thalab.

Der kleine Mann sank wie vernichtet auf den Sitz mir gegenüber, und ich suchte ihn jetzt damit zu trösten, daß auch er ja mit dem nächsten Güterzuge nach Fröttstedt zurück könne.

„Ach Du lieber Gott," klagte er aber — „der kommt ja erst 5 Uhr 45 Minuten und erst Abends spät geht die Pferdebahn wieder nach Waltershausen!"

Es war nichts dabei zu machen, und bis Eisenach wurde kein Wort weiter zwischen uns gewechselt. Wenn es aber einen Superlativ im Schweigen geben könnte, so leistete den der Dicke, der während der ganzen vorbeschriebenen Scene nicht einmal den Kopf dahin gedreht, ja mit keiner Wimper gezuckt hatte. Wie aus Stein gehauen saß er da, und nur der Dampf verrieth, daß noch innere Wärme in ihm lebte.

In Eisenach, wo ich ebenfalls ausstieg, um die Werrabahn zu benutzen, hatte der Kleine noch einige Schwierigkeiten, bis er sein eingeklemmtes Stück Nanking aus der gegenüber befindlichen Thür bekommen konnte, und er mußte einem der Wagenschmierer ein gut Wort geben, daß er die Thür von der andern Seite öffnete. Als ich ihn zuletzt sah, stand er wehmüthig auf dem Perron, hielt das heimtückische Stück Zeug in der Hand und sah nach der Uhr hinauf, die fünfzehn Minuten nach Drei zeigte.

Ende.

Inhalt.

G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

...druckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.